



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

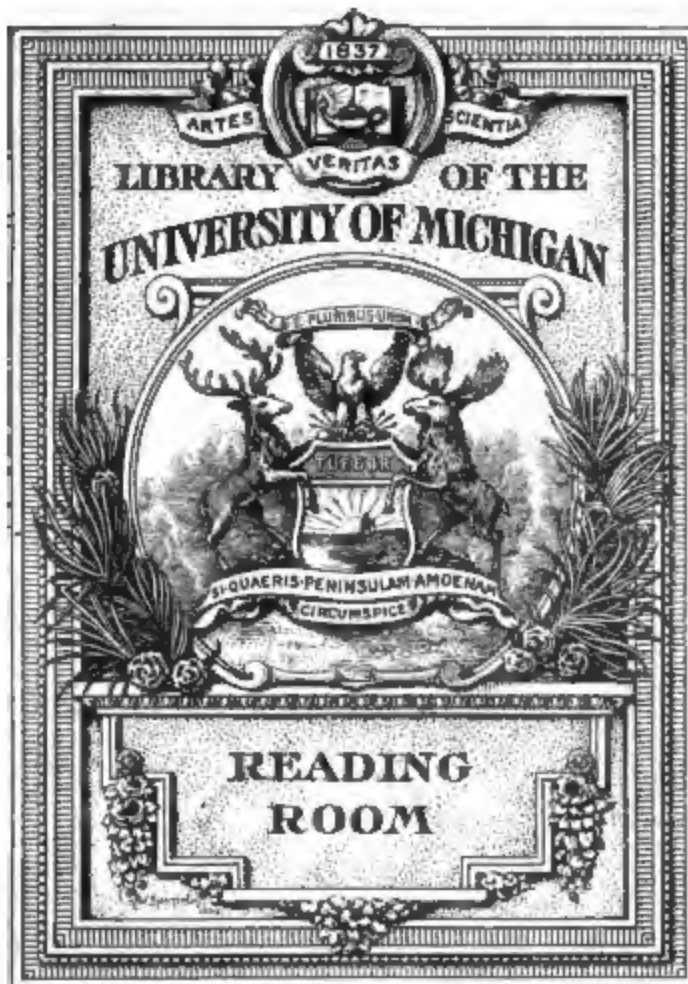
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A

996,288

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
125 WEST 4TH STREET
NEW YORK, N.Y. 10011



H. Heine's

s ä m m t l i c h e W e r k e.

Heinrich Heine's)

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.
Briefe. Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

29928

Briefe

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1876.

Inhalt.

Briefe.

1836—1843.

			Seite
1. An Julius Campe.	12. Januar	1836 .	3
2. An d. hohe Bundesversammlung.	28. "	" .	9
3. An Julius Campe.	4. Februar	" .	11
4. An Denselben.	8. März	" .	14
5. An Denselben.	14. "	" .	16
6. An Denselben.	22. "	" .	18
7. An Heinrich Laube.	31. "	" .	21
8. An August Lewald.	3. Mai	" .	23
9. An Julius Campe.	28. Juli	" .	28
10. An Denselben.	1. September	" .	31
11. An Denselben.	7. Oktober	" .	32
12. An Denselben.	5. November	" .	34
13. An August Lewald.	5. "	" .	36
14. An Moses Moser.	8. "	" .	37
15. An Ferdinand Hiller.	19. "	" .	41
16. An August Lewald.	21. "	" .	42
17. An Denselben.	13. December	" .	43
18. An Julius Campe.	20. "	" .	44
19. An Julius Campe.	23. Januar	1837 .	47
20. An August Lewald.	25. "	" .	53
21. An Denselben.	1. Februar	" .	56
22. An Denselben.	11. "	" .	57
23. An Hvas.	24. "	" .	59
24. An August Lewald.	28. "	" .	63

		Seite
25. An Julius Campe.	1. März 1837	63
26. An Denselben.	17. " "	72
27. An August Lewald.	10. April " "	76
28. An Julius Campe.	13. " " "	77
29. An Denselben.	3. Mai " "	81
30. Literarische Anzeige.	1. " " "	84
31. An Julius Campe.	10. " " "	85
32. An Denselben.	17. " " "	87
33. An August Lewald.	2. Juni " "	88
34. An Julius Campe.	18. Juli " "	89
35. An Maximilian Heine.	5. August " "	92
36. An Denselben.	25. " " "	97
37. An Denselben.	29. " " "	98
38. An Salomon Heine.	1. September " "	102
39. An Julius Campe.	5. " " "	106
40. An Denselben.	15. " " "	107
41. An August Lewald.	18. " " "	109
42. An Julius Campe.	20. " " "	110
43. An Denselben.	3. Oktober " "	112
44. An August Lewald.	18. " " "	114
45. An Denselben.	4. December " "	115
46. An Julius Campe.	19. " " "	117
47. An August Lewald.	1. Januar 1838	122
48. An Barnhagen von Ense.	12. Februar " "	124
49. An Denselben.	13. " " "	128
50. An August Lewald.	1. März " "	132
51. An Denselben.	6. " " "	143
52. An Julius Campe.	30. März " "	144
53. An Barnhagen von Ense.	31. " " "	149
54. An August Lewald.	2. April " "	151
55. An Julius Campe.	16. Juni " "	154
56. An Denselben.	7. Juli " "	156
57. An Denselben.	23. " " "	157
58. An Denselben.	18. August " "	159
59. An Denselben.	10. September " "	163
60. An Denselben.	18. " " "	164
61. An Denselben.	30. " " "	169
62. An Denselben.	19. December " "	170
63. An Denselben.	23. Januar 1839	173
64. Erklärung.	21. " " "	176
65. An Gustav Kühne.	30. " " "	176
66. An Julius Campe.	20. Februar " "	177

— VII —

			Seite
67. Schriftstellernöthen. Offener Brief an Julius Campe	3. April	1839	. 180
68. An Julius Campe.	12. "	"	. 203
69. Erklärung.	28. Mai	"	. 209
70. An Heinrich Laube.	24. Juni	"	. 213
71. An Ferdinand Hiller.	7. Oktober	"	. 216
72. An Gustav Kühne.	11. "	"	. 218
73. An August Lewald.	16. November	"	. 219
74. An Heinrich Laube.	December	"	. 221
75. An Denselben.	"	"	. 221
76. An Denselben.	"	"	. 223
77. An Denselben.	"	"	. 223
78. An Barnhagen von Ense.	5. Februar	1840	. 224
79. An Julius Campe.	18. "	"	. 226
80. An Denselben.	8. März	"	. 233
81. An Denselben.	28. "	"	. 236
82. An Denselben.	18. April	"	. 238
83. An Denselben.	8. Mai	"	. 240
84. An Dr. Gustav Kolb.	15. Mai	"	. 241
85. An Julius Campe.	10. Juni	"	. 243
86. An Barnhagen von Ense.	8. Juli	"	. 244
87. An Julius Campe. 17. oder 18.	"	"	. 245
88. An Denselben.	21. "	"	. 248
89. An Denselben.	24. "	"	. 250
90. An Denselben.	8. August	"	. 252
91. An August Lewald.	31. "	"	. 253
92. An Heinrich Laube. Anfangs	September	"	. 256
93. An Julius Campe.	14. "	"	. 258
94. An Denselben.	25. "	"	. 260
95. An Denselben.	16. November	"	. 263
96. An Dr. Gustav Kolb.	1. December	"	. 264
97. An Georg von Cotta.	3. März	1841	. 265
98. An Julius Campe.	11. "	"	. 265
99. An Dr. Gustav Kolb.	3. Juli	"	. 268
100. An Julius Campe.	7. "	"	. 273
101. Vorläufige Erklärung.	7. "	"	. 275
102. Mittheilung.	11. August	"	. 278
103. An Julius Campe.	23. "	"	. 280
104. An Denselben.	1. September	"	. 291
105. An Denselben.	5. "	"	. 296
106. An Denselben.	9. "	"	. 299
107. An Denselben.	4. Oktober	"	. 301

			Seite
108. An August Lewald.	13. Oktober	1841	. 307
109. An Julius Campe.	1. December	"	. 310
110. An Gustav Kühne.	6. Januar	1842	. 311
111. An Julius Campe.	28. Februar	"	. 313
112. An Gustav Kühne.	16. April	"	. 320
113. An Julius Campe.	17. Mai	"	. 321
114. An Georg von Cotta.	17. Oktober	"	. 322
115. An August Lewald.	17. "	"	. 323
116. An Heinrich Laube.	7. November	"	. 324
117. An Heinrich Laube.	Ende Januar	1843	. 330
118. An Maximilian Heine.	12. April	"	. 332
119. An Julius Campe.	27. "	"	. 336
120. An Mathilde Heine.	28. Oktober	"	. 338
121. An Dieselbe.	31. "	"	. 340
122. An Dieselbe.	2. November	"	. 343
123. An Dieselbe.	5. "	"	. 345
124. An Dieselbe.	8. "	"	. 347
125. An Barnhagen von Ense.	9. "	"	. 348
126. An Mathilde Heine.	10. "	"	. 350
127. An Dieselbe.	19. "	"	. 352
128. An Dieselbe.	20. "	"	. 355
129. An Dieselbe.	25. "	"	. 356
130. An Dieselbe.	6. December	"	. 360
131. An Dieselbe.	10. "	"	. 361
132. An Julius Campe.	29. "	"	. 362

Briefe.

(1836—1843.)

1. An Julius Campe.

Paris, den 12. Januar 1836.

Liebster Campe!

Ihre Briefe, sowohl den ersten, welchen Sie ans Hôtel d'Espagne adressiert, als den zweiten, welchen Sie rue Traversière adressiert, habe ich richtig erhalten. Ich wohne jetzt weder hier, noch dort; nur auf einige Tage war ich rue Traversière abgestiegen, bis mein neues Appartement fertig wurde. Dieses ist prächtig und wollüstig angenehm, so daß ich jetzt warm und wollig sitze. Es ist: Cité Bergère No. 3, welche Adresse Sie gefälligst auf Ihre Briefe setzen wollen.

Meine Bücher, die Exemplare der „Romantischen Schule“, habe ich jetzt erhalten, und ich überlasse Ihrer Imagination, sich die Gefühle vorzustellen, die mir die Verstümmelungen darin erregten. Ihre Entschuldigung, daß das Buch dem Censor in die Hände kam, zu einer Zeit, als die Denunciationen

des Stuttgarter „Literaturblattes“ die Behörden in Alarm setzten, ist gewiß triftig. Ich habe deshalb keine öffentliche Anzeige darüber gemacht, welches doch nöthig wäre, da meine Feinde glauben, ich selbst hätte im Buche die scharfen Stellen ausgemerzt.

Ich überlasse diese Ankündigung Ihnen selbst, lieber Campe, und habe dabei noch einen Nebenzweck. Es wird dadurch Menzeln ein Schabernack gespielt, indem das Gehässige seiner Denunciationen recht hervortritt, wenn Sie eine Anzeige machen, worin Sie melden, daß Sie nicht geglaubt hätten, daß mein Buch einer schweren Censur unterliegen würde, daß Sie mir Hoffnung gemacht, mein Werk unverfälscht drucken zu dürfen, daß Sie aber nicht voraussehen konnten, daß Denunciationen, wie die Menzel'schen, in einem Augenblick erscheinen würden, wo mein Buch in Händen eines Censors war. Wenn Sie sagen könnten, daß der Censor, um seine Strenge zu entschuldigen, auf das erwähnte „Literaturblatt“ Sie verwiesen, so können Sie die Sache noch eklatanter machen. Sie müssen sagen, daß Sie es Ihrem Freunde, mir, schuldig zu sein glauben, mich des Verdachtes feiger Concessionen zu entheben. (Auch aus Unglücken muß man Vortheil zu ziehen suchen.)

Über den Artikel der „Nürnbergers Zeitung,“ wonach meine Schriften in Preußen, nebst denen des

übrigen „jungen Deutschland“, verboten seien*), weiß ich Ihnen heute noch Nichts zu sagen. Ich erwarte

*) Die oben erwähnte Zeitung theilte zuerst in Nachstehendem den Inhalt des von der deutschen Bundesversammlung am 10. December 1835 gefassten Beschlusses mit: „Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die freche Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzumwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, daß es dringend nothwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder von den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifender Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, so wie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken, oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote

von Ihnen hierüber nähere Bestätigung und Aufschlüsse. Ich denke, auch Sie lassen sich nicht so leicht einschüchtern. Die ganze Verfolgung des „Sungen Deutschlands“ nehme ich nicht so wichtig. Sie werden sehen: viel Geschrei und wenig Wille. Sollte ich wirklich auf eine Proskriptionsliste gestellt sein, so glaube ich, daß man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu lösen. Es ist nur auf Demüthigungen abgesehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geschrieben sind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich lasse mich nicht verblüffen und bin der Meinung: je feckere Stirne man bietet, je leichter lassen sich die Leute

stehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwahrt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen.“

behandeln. Angst ist bei Gefahren das Gefährlichste. Im Bewußtsein, seit vier Jahren Nichts gegen die Regierungen geschrieben zu haben, mich, wie es notorisch ist, von dem Jakobinismus geschieden zu haben, kurz bei gutem lokalen und royalen Gewissen, wie ich bin, werde ich nicht so feige sein, die jungen Leute, die politisch unschuldig sind, zu desavouieren, und ich habe im Gegentheil gleich eine Erklärung nach der „Allgemeinen Zeitung“ geschickt (die vielleicht schon gedruckt ist), worin ich erkläre, daß ich gar keinen Anstand genommen hätte, an der „Deutschen Revue“ mitzuarbeiten*). — Spaßhaft genug ist es, daß ohne die letzten Vorfälle ich mir nie in den Sinn kommen lassen, an irgend einer solchen Zeitschrift zu arbeiten; auch habe ich bis auf diese Stunde weder an Gutzkow, noch an Wienbarg irgend eine Silbe auf ihre Zeitschrift geantwortet. (Ich habe wichtigere Dinge im Kopfe.) Wo ist jetzt Wienbarg? Geben Sie mir seine Adresse.

Sollte die preußische Regierung sich wirklich zu

*) Der Abdruck jener Erklärung Heine's ward beanstandet. Einer redaktionellen Andeutung zufolge (Außerordentliche Beilage zu Nr. 25 der „Allgemeinen Zeitung“ vom 25. Januar 1836), sprach sich Heine darin für jenes projektierte literarische Unternehmen aus, daß „von der Tugend denunciert, von der Polizei unterdrückt worden“ sei.

jenem proskribierenden Wahnsinn verleiten lassen, so glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu schreiben, daß ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlassen dürfte. Auf jeden Fall aber werde ich in meinem nächsten Buche gar Nichts geben, was politisch oder religiös mißfällig sein könnte, und ich richte es danach ein, daß ein Censor auch kein einziges Wort daran streichen kann. Dieses giebt mir nun freilich neue Arbeit, und einen großen Theil fertigen Manuscriptes muß ich zur Seite legen. Da ich, wie Sie wissen, hier nur wenige Blätter zu Gesicht bekomme, so bitte ich Sie, mich über Alles, was dort in Beziehung auf mich gedruckt wird, au courant zu halten.

Und nun leben Sie wohl, und laßt uns in schwierigen Zeiten eben so viel Gelassenheit zeigen, wie bei unseren Gegnern stürmische Wuth zum Vorschein kömmt. — Ich befinde mich gesünder und heiterer als jemals, und genieße mit vollsaugender Seele alle Süßigkeiten dieser Lustsaison. Dank den ewigen Göttern!

Ihr Freund

H. Heine.

2. An die hohe Bundesversammlung.

Mit tiefer Betrübniß erfüllt mich der Beschluß, den Sie in Ihrer 31sten Sitzung von 1835 gefaßt haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren*), zu dieser Betrübniß gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne daß Sie mich weder mündlich, noch schriftlich vernommen, ohne daß Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne daß irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römische Reich, an dessen Stelle der deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen, und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person

*) „Messeigneurs“ in der von Heine veranstalteten französischen Uebersetzung, welche im Journal des Débats vom 30. Januar 1836 erschien.

zu vertheidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. So bald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue literarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so sein Sie doch überzeugt, daß ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die persönliche

Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgnis vor Mißdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen.

Paris, Cité Bergère Nr. 3, den 28. Januar 1836.

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

3. An Julius Campe.

Paris, den 4. Februar 1836.

Liebster Campe!

Ihren letzten Brief, worin Sie mir die Bundestagsbravaden mittheilten, habe ich richtig erhalten und bin sehr froh, daß Sie Dergleichen mit unverblüßter Stirn entgegen genommen. Das Ganze dünkt mir ein Schreckschuß zu sein. Auf jeden Fall aber habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perücken ein bißchen zu streicheln, und mein kindlich syruplich submissiver Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bundestag wird gerührt sein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um so wohler thun. „Messeigneurs!“

„Vos Seigneuries!“ Das ist ihm noch nicht geboten worden! „Seht,“ wird er sagen, „da ist einmal ein Mensch, welcher menschlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und diesen edlen Menschen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoralisch erklärt!“ — Und sechsunddreißig Taschentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden.

Preußen scheint ebenfalls zur Besinnung zu kommen, und der Repräsentant der Intelligenz sieht wohl schon ein, wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs lächerlichste blamiert. Aber auch hier soll mildest nachgewirkt werden, und ich hoffe, zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen.

Es bleibt nun übrig, ein Buch herauszugeben, welches höchst interessant und liebenswürdig sei, ohne weder die Politik noch die Religion zu berühren. Dieses Buch ist im Manuscript bereit, wenigstens bis auf eine kleine Abschreiberei, und ich hatte die Absicht, dasselbe unter dem Titel: „Salon, dritter Theil“ herauszugeben, um die vorhergehenden Bände etwas zu pouffieren. Werden Sie dieses Buch jetzt drucken können, mit meinem Namen drucken können? Sind Sie der Meinung, daß der harmlose Inhalt das Buch schützt vor der Ausführung

des bundestäglichen Interdikts und der preussischen Polizeiordonanz? Oder wagen Sie es nicht, meinen Namen auf das Titelblatt zu setzen? Wollen Sie das Buch kurzweg „Salon, dritter Band“ nennen?

Ich glaube, es wäre sogar sehr klug, für folgende Publikationen, dem Publika zu zeigen, dass die Drohnisse nicht in Anwendung kommen, und dann kann man später auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, so ist es später vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen, hat auch sein Mißsliches, ist eine demüthigende Koncession; für diesen Fall müsste ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derselbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter mißverstehen. Hierüber erwarte ich umgehend Antwort. Ich glaube, Julius Campe giebt der Welt das Schauspiel, ein Buch mit meinem Namen herauszugeben, als ob gar Nichts passiert sei. Aufschieben die Herausgabe, ist auch nicht rathlich; ich glaube, das Publikum erwartet eben jetzt ein Buch von mir und freut sich, wenn wir uns nicht banghösig ducken. — Ich bin mit meinem Buche zufrieden, obgleich durch das Ausmerzen des Politischen und Religiösen Viel verloren ging.

Ihr Freund

H. Heine.

4. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1836.

Eine Sündfluth von Beschäftigungen, liebster Campe, verhindert mich, Ihren Brief vom 14. Februar umständlich zu beantworten. Daher für heute das Nöthigste.

Ich habe Ihnen ein Packet geschickt, dessen Inhalt Sie jetzt gewiß schon gelesen haben. Es ist das Manuscript des Buchs, welches jetzt erscheinen soll. Ich will, Ihrem Verlangen gemäß, diesem Buche einen besondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: „Das stille Buch“? Gefällt Ihnen dieser Titel nicht, so können Sie das Buch „Märchen“ titulieren. Es besteht aus drei Partien:

1) Elementargeister, welches eine freie Bearbeitung eines Stückes meiner „Allemagne“; alles Politische und Antireligiöse ist ausgemerzt, und das Ganze nimmt stoffartiges Interesse in Anspruch.

2) Erste Nacht der „Florentinischen Nächte“, worin Sie sehen, daß ich die drei Thürme*) nicht vergesse.

3) Zweite florentinische Nacht.

*) Wappen der Stadt Hamburg.

Das Buch muß so reichlich als möglich gedruckt werden, damit es über 20 Bogen giebt; glauben Sie nicht, daß das Manuscript über 20 Bogen giebt, so sagen Sie mir Dieses umgehend, und ich füge noch Etwas hinzu zu einer Vorrede, welche ich Ihnen gleich überschicke, so bald ich Ihre Antwort habe.

Die Hauptsache aber ist, daß dieses Buch gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußischen Censur unterwerfen, um ein Buch erscheinen lassen zu dürfen; Dieses ist indirekter Verkauf, diese filzige Regierung will mich für mein eignes wohlverworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier ist ein Ehrenpunkt. Können Sie also das Buch nicht ohne Censur drucken, so möge es ungedruckt bleiben; sind Sie aber überzeugt, daß es keiner ignoralen Censur bedarf, und wollen Sie es ohne Vergleich drucken, so schicken Sie es gleich in die Presse. Es kann alsdann in fünf bis sechs Wochen erscheinen.

Leider muß ich jetzt meine wichtigsten Arbeiten im Pulte liegen lassen, und hätte doch das Geld nöthig. Ist Das nicht Opfer genug? Sie sehen, mein Servilismus ist nicht bedenklicher Art.

Ihr Freund

H. Heine.

5. An Julius Campe.

Paris, den 14. März 1836.

Liebster Campe!

Ich gebe Ihnen durch diese Zeilen Avis über eine Summe, welche ich heute auf Sie entnommen habe. Indem ich mich auf meinen letzten Brief beziehe, worin ich Ihnen bestimmt angezeigt, daß ich lieber gar Nichts drucken lasse, ehe ich die Niederträchtigkeit begehe, mich der preußischen Censur zu unterwerfen; indem ich mich hierauf beziehe, bitte ich Sie, meine heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie das überschickte Manuscript meines neuen Buches nur unter preußischer Censur drucken können. Die Preußen haben hierher an die „Revue des deux mondes“ geschrieben, daß sie dieselbe verbieten werden in Deutschland, wenn ich Aufsätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geschrieben; noch in kleinlich anderer Weise kontreagieren sie mich in meiner literarischen Thätigkeit; sie haben die Absicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen. — Letzteres wird ihnen nicht gelingen.

Ich wiederhole also meine Bitte, die heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie mein Buch unter der erwähnten Bedingung nicht drucken kön-

nen; ich würde sonst in Vorschuss bei Ihnen sein, welches meine kritische Lage in diesem Augenblick nicht erlaubt.

Setzt können Sie mir auch die Bücher mit dem Dampfschiffe schicken; fügen Sie auch hinzu die zwei Salonbände, indem ich die darin enthaltenen Gedichte zur Bereitung der neuen Auflage des „Buches der Lieder“ bedarf; diese neue Auflage, so wie auch die dritte Auflage der „Reisebilder“, werde ich aber unterlassen, im Fall eine preussische Censur sich darein mischen möchte. Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Felsen deutscher Geistesfreiheit.

Lesen Sie im „Quarterly Review“ die Kritik meiner „De l'Allemagne“; daß die Verfolgung gegen mich gleichzeitig concertiert ist, wird Ihnen einleuchten.

Ich bin zu sehr beschäftigt, sonst würde ich Ihnen über Ihren letzten Brief Vieles antworten. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

6. An Julius Campe.

Paris, den 22. März 1836.

Lieber Campe!

Ihr Brief vom 15. März, den ich diese Nacht zu Hause vorfand, hat mich in eine Bestürzung versetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache steht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutsche Presse an Preußen verrathen, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Makel meinem schönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preussischen Censur unterwerfen! Und Sie, der mich im vorletzten Briefe der allzu demüthigenden Nachgiebigkeit bezichtigte, Sie konnten mir solche Schmach zumuthen? Der Kontrast jenes Briefes mit dem letzten ist unbegreiflich! Ich habe gethan, was ein Mann durfte, wenn er ein reines Gewissen hat; Mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewissen rein behalten.

Mein Packet enthielt keinen Brief; da die fahrende Post viel schneller ging, als ich erwartete, erhielten Sie meinen Brief, der gleichzeitig, wenigstens nach Lesung des Manuscripts, eintreffen sollte, etwas später. In diesem Brief, so wie auch in dem Avisbrief, den ich Ihnen diese Tage schrieb, haben

Sie meinen festesten Willen im Betreff der preussischen Censur bereits erfahren. Ich hoffe, daß Sie demgemäß bereits dringendst Anstalten getroffen, mein Manuscript wieder zurück zu erhalten. Ist Dieses noch nicht geschehen, so thun Sie es gleich. Das Manuscript ist so unschuldiger Natur, daß man es Ihnen keine Minute vorenthalten wird, und ich bitte Sie, es mir umgehend mit der fahrenden Post wieder nach Paris zurück zu schicken.

Ich hatte Ihnen angeboten, das Buch unter einem neu angenommenen Namen zu drucken. Dieses war eine Idee, die ich aus dem Briefe eines Buchhändlers schöpfte, der sich anbot, unter solchem neuen, aber in 24 Stunden zur Berühmtheit kommenden Namen eine Reihe Schriften von mir zu verlegen, zu jedem Honorar, das ich verlangen würde! Auf Nichts, wahrhaftig, ging ich jemals ein, verließ mich immer auf Sie, und Sie sacrificieren mich!

Ich will gar Nichts thun. Das Buch soll, wenn Sie es nicht drucken, gar nicht gedruckt werden, und, so sauer es mir wird, ich entbehre dadurch in diesem Augenblick das Honorar, welches ich schon in meinem Budget aufgeführt.

Ekelhaft hässliches, preussisches Fahr!

Im Übrigen beziehe ich mich auf meinen letzten

Brief, worin ich Ihnen auch ausdrücklich sagte, daß Sie meine Tratte nicht acceptieren sollten, im Fall Sie nur unter preußischer Censur mein Buch drucken könnten. Ich Armster dachte schon, Sie mit einer neuen Tratte zu erfreuen, denn ich bin in einer Geldnoth, von welcher Sie keinen Begriff haben. Aber in keinem Falle will ich jetzt bei Ihnen in Advance sein, da ich nicht weiß, wie weit die Reaction der Furcht in Ihrem Gemüthe raset.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir gleich Antwort. Wissen Sie ein andres Mittel, als preußische Censur, für das Erscheinen des Buches, so melden Sie es mir gleich; denn das Buch muß bald erscheinen, oder gar nicht. — Und gar eine Vorrede, wie könnte ich diese unter preußischer Censur schreiben? Schon der Name „Vorrede“ brächte die Leute in Harnisch.

Ich bin krank vor Gram. Ich sehe ein, daß auch die Partei der Gemäßigten eine geschlagene ist. Ich werde jetzt . . . ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererst rette ich meine Ehre. Ich verstehe hierin keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuscript. Früher kann ich nicht schlafen.

Ihr Freund

H. Heine.

7. An Heinrich Laube.

Paris, den 31. März 1836.

Liebster Laube!

Glauben Sie nur bei Leibe nicht, daß ich wenig an Sie denke; nur das Schreiben wird mir saurer, als Sie sich vorstellen. Heute habe ich an Barnhagen zu schreiben, und will diese Zeilen für Sie mitschicken. Grüße, aus tiefster Seele hervorblühende Grüße, darunter auch einige für ihre Frau!

Wie beneide ich Ihre Einsamkeit, ich, der ich verdammt bin, in dem wildesten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir selber kommen kann, und betäubt bin von den schreienden Tagesnöthen, und müde bin wie ein gehegter Stier, ich will nicht sagen wie ein Hund. — Wie sehne ich mich nach einer ruhigen deutschen Festung, wo eine Schildwache vor meiner Thür stünde und Niemanden hereinließe, weder meine Geliebte, noch die übrigen Qualen — mit Leidenschaft lechze ich nach Stille!

Durch Herrn Savoye (welchen ich nicht liebe) habe ich Ihren letzten Brief erhalten. Was Sie mir darin von Ihrer Literaturgeschichte sagen (wovon ich bereits seit Jahr und Tag höre), freut mich. Freilich, wir müssen uns wehren, und auch ich werde

balb wieder einen kritischen Tanz anstimmen. Indessen, ich hege nicht die geringste Furcht vor den Zusammenrottungen unserer Gegner; Diese werden, Einer nach dem Andern, zu Grunde gehn. Sehen Sie doch, wie ruiniert ist Menzel, Tied und Konforten! Wir leben. Traurig sind die Spaltungen unter den Bundesgenossen. Ich habe Mundt und Gutzkow sehr gern, aber in ungetrübter Verbindung könnte ich mit ihnen nicht leben, wie mit Ihnen, dem Einzigen, womit ich ganz und gar sympathisiere und mit welchem ich mich in der wohlthuendsten Harmonie befinde. Nun zerren sie sich unter sich, Gutzkow und Mundt. Ersterer ist ein mauvais coucheur, obgleich der Begabtere.

Werden Sie mit dem Druck Ihrer Literaturgeschichte nicht eher beginnen, als bis das ganze Werk fertig?

Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Schicken Sie mir (im Falle Sie bald das Werk vollendet zu haben gedenken) eine Abschrift Ihrer Literaturgeschichte hierher nach Paris, eine leserliche, wo möglich mit lateinischen Lettern geschriebene Abschrift, die ich hier unter meinen Augen übersetzen lasse — so daß das Werk zu gleicher Zeit in Deutschland und in Frankreich herauskommen kann. Wie gefällt Ihnen diese Idee? Das Buch

erhält dadurch gleich eine europäische Wichtigkeit und erreicht schneller seinen Zweck. Ich will schon dafür sorgen, daß es meisterhaft übersetzt wird (die meisten hiesigen Translatoren sind Stümper) und die französische Ausgabe in den hiesigen Sournalen die nöthigen Trompetenartikel bekömmmt. — Leben Sie wohl und heiter. — Ich bin sehr verstimmt. — Meine Adresse ist Rue Cadet No. 18.

Ihr Freund

H. Heine.

8. An August Lewald.

Coudry, près Le Plessi, chemin de Fontainebleau,
den 3. Mai 1836.

Seit gestern Mittag bin ich auf dem Lande und genieße den holdseligen Monat Mai . . . es fiel nämlich diesen Morgen ein sanfter Schnee und die Finger zittern mir vor Kälte. Meine Mathilde sitzt neben mir vor einem großen Kamin und arbeitet an meinen neuen Hemden; das Feuer übereilt sich nicht im Brennen, ist durchaus nicht leidenschaftlich gestimmt und verkündet seine Gegenwart nur durch einen gelinden Rauch. — Ich habe die letzte Zeit in Paris sehr angenehm verlebt, und Mathilde

erheitert mir das Leben durch beständige Unbeständigkeit der Laune; nur höchst selten noch denke ich daran, mich selbst zu vergiften oder zu asphyxieren; wir werden uns wahrscheinlich auf eine andere Art ums Leben bringen, etwa durch eine Lektüre, bei der man vor Langeweile stirbt.

Herr ** hatte ihr so viel Rühmliches über meine Schriften gesagt, daß sie keine Ruhe hatte, bis ich zu Renduel*) ging und die französische Ausgabe der „Reisebilder“ für sie holte. Aber kaum hatte sie eine Seite drin gelesen, als sie blaß wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle drin gestoßen, und, eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, daß ich vor ihrer Regierung einer Andern gehuldigt haben sollte; ja, ich mußte ihr versprechen, daß ich hinführo auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle.

Für Ihre Bemühungen, meine reellsten Interessen betreffend, sage ich Ihnen meinen tiefinnigsten Dank. Meine Finanzen sind durch die miserabeln

*) Name des ersten Verlegers der französischen Ausgabe der „Reisebilder“.

Zeitereignisse in hinlänglich trüben Zustand gerathen, als daß ich nicht jede Förderung von dieser Seite mit Dank anerkennen würde.

(In diesem Augenblick kommt eine alte Bauersfrau, die mich rasieren will. Ich zittere vor ihrem Messer. — Ich bitte, Freund, beten Sie für mich!)

Rasiert bin ich, aber wie! und unter welchen Qualen! Was muß nicht ein Dichter ausstehen in dieser rauhen Welt! Zumal wenn er sich nicht selbst rasieren kann! Aber ich will's jetzt endlich lernen! Auch stinken meine Stiefel ganz entsetzlich — man hat sie diesen Morgen, statt mit Wicse, nur mit Thran beschmiert. Welch ein ländliches Vergnügen! Welch ein Kontrast mit Paris, wo ich noch vorgestern Abend das Meisterwerk von Giacomo zum zehnten Male anhörte. Levasseur schreit noch wie ein Waldefel. Welch ein Meisterstück! Es wird mir schwer, es hinlänglich loben zu können. Welch ein Meisterstück!*) —

Ich lege Ihnen dringend ans Herz, das besprochene große Verlagsunternehmen zu betreiben. Meine Verhältnisse zu den deutschen Regierungen

*) Seine hatte über die erste Aufführung der „Hugenotten“ einen (Bd. XII, S. 293 ff. abgedruckten) Bericht für die „Allg. Zeitung“ geschrieben.

werden sich wohl aufklären, und sie werden doch am Ende einsehen, daß sie mir ein positives Unrecht thun, daß sie mir ohne Urtheil und Untersuchung mein armes Eigenthum antasteten, daß sie direkte Ursache sind, wenn gewisse Leute die größten Verraubungen an mir ausüben.

Ich habe ein großes Memoire ins Feuer geworfen und statt dessen einen Aufsatz zu meinen Gunsten geschrieben, den hoffentlich die „Allgemeine Zeitung“ drucken wird*). Meine Würde und Ehre

*) Über diesen Aufsatz, der niemals gedruckt worden und jetzt wahrscheinlich verloren gegangen ist, findet sich in der außerordentlichen Beilage Nr. 211 und 212 zu Nr. 129 der „Allgemeinen Zeitung“, vom 8. Mai 1836, folgende redaktionelle Bemerkung: „Herr H. Heine hat aus Paris unterm 26. April an die „Allgemeine Zeitung“ eine Erklärung gesandt, worin er zuerst anführt, daß von dem Inhaber der Firma Hoffmann und Campe in Hamburg ein Manuscript von ihm (Heine) ohne seine Vorwissen nach Berlin zur Censur geschickt worden sei. So bald er (vor etwa sechs Wochen) davon Kunde empfangen, habe er seinem Verleger die bestimmteste Ordre ertheilt, sein Manuscript wieder von Berlin zurückzufordern, und es ganz ungedruckt zu lassen, wenn es nicht anders als mit preußischem Imprimatur gedruckt werden könne. Diesem Begehr habe auch der Verleger auf der Stelle entsprochen. Indem er (Heine) nun wünsche, daß sein Benehmen bei diesem Vorfalle keineswegs als politische Widersetzlichkeit, oder gar als kindischer Eigenwille, am allerwenigsten als Animosität gegen

habe ich freilich darin sicher stellen müssen. Ich bin ganz von allem deutschen Verkehr abgeschnitten; steht in deutschen Blättern Etwas, was sich auf meine wirklichen Interessen bezieht, so bitte ich Sie, mir Nachricht davon zu geben. Ich lese jetzt auch nicht mal mehr die „Allgemeine Zeitung“ und das „Morgenblatt.“

Ich hoffe, das „Morgenblatt“ hat meine zweite florentinische Nacht schon zu drucken begonnen. Sonntag ist sie auch französisch in der „Revue“ erschienen. Aus dieser zweiten florentinischen Nacht werden Sie vielleicht ersehen, daß ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, Dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amüsement. Man muß aber Alles können in schlechten Zeiten.

Ich würde Ihnen mehr schreiben, röchen meine Stiefel nicht allzu stark nach Thran. Von Mignet

preußische Behörden gedeutet werde, wolle er die Gründe, die ihn bestimmten, unummunden erörtern; die Aufnahme dieser Erörterung aber, welche auf die Beschlüsse des Bundestages und der preußischen Regierung umständlicher eingeht und über Heine's Lage und Stellung als Schriftsteller spricht, ist auf Hindernisse gestoßen, so daß hier bloß jene veranlassenden Thatsachen angeführt werden.“

habe ich die Vorrede noch nicht erhalten; sogar die solidesten Franzosen sind die Unzuverlässigkeit selbst. Ihre Abreise von Paris war für mich ein trüber Verlust. —

9. An Julius Campe.

Coudry, den 28. Julius 1836.

Auf Ihren Brief vom 20. Mai hatte ich im Grunde Nichts zu antworten — Erst aus Ihrem Brief vom 11. Juli ersah ich, daß Sie mein Buch endlich in Druck gegeben — jetzt wird der Druck wohl zu Ende geschritten sein, und ich habe in dieser Hinsicht nur zu bemerken, daß ich Alles, was Sie mir in Betreff der darauf bezüglichen Censurschereien sagen, durchaus nicht begreife. Ist das Buch über 20 Bogen, so bedarf es keiner Censur; bedarf es der Censur, so hat es auch Nichts zu bedeuten, wenn das Manuscript nicht auslangt. Ich habe indess Etwas bereit liegen, welches ich für diesen Fall, oder vielmehr für allenfalls schicken könnte; Dieses soll von Paris aus geschehen. Ich befinde mich nämlich 10 Stunden von Paris auf dem Lande, in ungestörter Einsamkeit, in fruchtbarer Gemüths-

ruhe, die ich mir auch durchaus nicht stören will — sonst würde ich Ihnen die mißmüthigsten Dinge und Verlegenheiten auseinander setzen, worin ich eben durch Sie, durch Ihr Verfahren bei den letzten Büchern gerathen bin. Sie haben mir viel Unge-
mach und Kummer verursacht — doch hierüber schreibe ich Ihnen von Paris aus, jedenfalls von Boulogne aus, wohin ich mich auch dieses Jahr wohl begeben werde. Ich bin so ermüdet vom vielen Arbeiten, daß ich mehr als jemals nach dem Meere hinschmachte. Heute eile ich, auf Sie zu trassieren, damit mich die Kimesse noch in Paris antrifft.

Wenn Sie mir die zwei Bücher von Gutzkow, worin er gegen Menzel geschrieben, schicken wollen, würden Sie mich sehr verbinden. Adressieren Sie sie an Hermann Heine bei frères Albrecht & Co. in Havre. Dieser Better wird sie an mich befördern, wo ich auch sei. Ich habe große Reiseplane, hab' zu lange in Paris gehockt, muß noch Viel sehen. Bin sehr müde und dürre geworden durch vieles Arbeiten, muß mich durch neue Reisen auffrischen.

Ad vocem Gedichte — im nächsten Briefe, in diesen Tagen, von Paris aus. Über die Weise der Herausgabe muß ich ausführlich sein, wozu mir heute die Laune fehlt. Ich bin mit mir selber noch nicht einig, ob ich die Gedichte nicht in zwei

Bänden erscheinen lasse. Doch hierüber in einigen Tagen. — Entschuldigen Sie mich bei Dr. Schiff, daß ich ihm nicht geschrieben. Der Tod Carrel's macht die Antwort überflüssig. Ich stand mit Letzterem in keiner Verbindung. Er war mir sogar feind wegen meiner monarchistischen Grundsätze; alle Republikaner grollen mir in dieser Beziehung — und, spaßhaft genug! meine gnädigen allerhöchst beschränkten deutschen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Principien. Übrigens, ich muß es Ihnen sagen, denn es wurde mir von hoch herab angedeutet, ist die Firma Hoffmann und Campe an der Strengen Schuld, die man gegen mich ausübt. Es wird nöthig sein, daß Sie mir nächstens eine fingierte oder kaschierende Verlagsfirma für meine Büchertitel geben (aber bei Leibe nicht Brunet*) . . . doch, ich kann heute nicht Viel schreiben, leben Sie wohl, herzlich wohl, und sein Sie meiner loyalsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

*) Unter dieser fingierten Firma waren mehrere Bände von L. Börne's „Briefen aus Paris“ erschienen.

10. An Julius Campe.

Amiens, den 1. September 1836.

Liebster Campe!

Ich bin ein gehehelter Hund in diesem Augenblick, die unvorhergesehen peinlichsten Ereignisse stürmen auf mich ein, und alle meine literarischen Interessen müssen darunter leiden. Diese Nacht bin ich hier in Amiens angekommen und reise noch heute nach Paris, von wo ich Ihnen gleich schreibe. Vorige Woche war ich dorten, aber hatte zu gar nichts Anderem Zeit, als mit meinem Bankier abzurechnen, um meine Reisefasse zu ordnen, und da ich Nichts schuldig bleiben wollte, habe ich noch eine kleine Summe auf Sie trassiert. Sie sehen, ich vergesse Sie nicht, und Sie wissen: wenn ich Geld trassiere, ist das Druckenlassen sicher. Auch die zwei ersten Bogen des dritten Salontheils habe ich erhalten. Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerschrecklichsten Nöthen, nicht als ob's mir an Manuscript fehle, vielmehr häuft sich dessen bei mir bis zur erfreulichsten Wohlhabenheit — aber die Angst vor Censur — auch das Unschuldigste ist jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu

dem „Salon“ bis zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird. Ich denke auf ein außerordentliches Mittel, das Publikum hierüber in Verständniß zu setzen . . . Ich bin eben im Alter, wo die Schreibefinger noch rührig sind. Ich habe aus der Schriftstellerei nie ein Handwerk gemacht, gebe deshalb selten, aber Gutes, und ich glaube hiernach beurtheilt werden zu müssen. — Diese Tage erhalten Sie Manuscript, etwa 2 bis 3 Bogen; ich glaube nämlich nicht, daß Dessen Mehr nöthig sei zum dritten Salontheil. — Leben Sie wohl und bleiben Sie heiter geneigt

Ihrem Freunde

H. Heine.

11. An Julius Campe.

Marseille, den 7. Oktober 1836.

Liebster Campe!

Sie dürfen dem Askulap einen Hahn opfern! Ich stand schon vor den Pforten des Todtenreichs, aber die ewigen Götter ließen, aus besonderer Gnade mich noch auf einige Zeit am Leben. Als ich Ihnen

von Amiens aus schrieb, fühlt' ich schon in mir den Keim der Krankheit, die mich bei meiner Rückkehr nach Paris gleich ergriff; es war eine fürchterliche Gelbsucht, mit Cholera oder sonstig fabelhaft scheußlicher Krankheit accompagniert. Acht Tage lang nicht gegessen, noch geschlafen, sondern nur Erbrechen und Krämpfe. Man hat mich nun hierher nach Marseille geschickt, und vorgestern bin ich hier angelangt, ziemlich wohl, aber die Nerven sehr irritiert; mit Mühe halte ich die Feder. Schwerlich werde ich länger als einige Tage hier bleiben, das Geräusch der schackernden Seestadt wirkt peinigend auf meinen Körper; Marseille ist Hamburg, ins Französische übersetzt, und ich kann Letzteres jetzt auch in der besten Übersetzung nicht vertragen.

Tief betrübt es mich, daß das neue Unglück, das mich jetzt betroffen, für den dritten Salontheil eine neue Verzögerung, die unerwartetste, zur Folge hat. Ich wollte Ihnen von Paris aus Manuscript schicken, und war jedenfalls sicher, daß für den Fall, daß ich kein geeignetes altes Manuscript besäße, ich doch immer im Stande sei, in wenigen Tagen einige neue Bogen zu schreiben. In der That, bei der wüthenden Censur, die mir auch den harmlosesten Gedanken streicht, kann ich nur reine Phantasiearbeiten drucken lassen, und leider habe ich

Nichts der Art fertig. Aber die nächsten sonnigen Tage, so bald mir nur einige Strahlen Gesundheit wieder ins Gemüth fallen, schreibe ich die paar Druckbogen, die zur Ergänzung des Buches erforderlich, und ich bitte Sie, bis dahin sich zu gedulden. — Ich bin wahrlich unschuldig an solcher Verzögerung; schweres unerwartetes Leid betraf mich, und Wenig fehlte, so hatte meine ganze Schriftstellerei ein frühzeitiges Ende. Entschuldigen Sie mich, daß ich zuerst an mein Leben und erst hiernach an den „Salon“ dachte. In acht Tagen schreibe ich Ihnen. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

12. An Julius Campe.

Ich schreibe Ihnen, liebster Campe, diese Zeilen in Aix, ehemalige Hauptstadt der Provinz, wo ich mich auf der Rückreise nach Paris befinde; es ist mir nicht möglich, meinem Plane gemäß hier zu überwintern, die Ärzte sind hier sehr schlecht, und mein Arzt in Paris ist der einzige, zu welchem ich Vertrauen hatte. Ich werde einen traurigen Winter verbringen, da ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte; ich hatte nämlich in Marseille noch etwas Gelb-

sucht, und erst dieser Tage befinde ich mich davon befreit. Hierbei schicke ich Ihnen den Schluss des Buches, welcher ohne Unterbrechung, nur getrennt durch einige Sternchen, sich den „Elementargeistern“ anschließt. Das Buch wird dick genug werden, da ich eine Vorrede, die einige Bogen stark, jetzt hinschreiben will; Sie sollen sie so bald als möglich erhalten und sie für die Interessen des Buches sehr angemessen finden. Sie sehen, selbst auf einer Reise, wo meine Gesundheit der nächste Zweck ist, vergesse ich nicht, meinen Verpflichtungen nachzukommen. Sein Sie ruhig, Sie sollen die Vorrede recht bald haben. — Unfern von meinem Fenster steht die Statue des Königs René, welcher nie einen Groschen Geld hatte und immer in Geldnoth war, wie ich. Leben Sie wohl, in acht Tagen schreibe ich Ihnen mehr, wenn ich Ihnen die Vorrede schicke. In 14 Tagen, höchstens drei Wochen, bin ich in Paris, verwünschend diese fruchtlose Reise. Schon der Gedanke, dass ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte, macht mich elend. — Das große Gedicht am Schluss des Buches *) ist, wie Sie wohl ahnen, ganz von mir.

Ihr Freund

H. Heine.

Aix, den 5. November 1836.

*) Das Lannhäuserlied. Bd. VII, S. 243 ff.

13. An August Lewald.

Aix, den 5. November 1836.

. . . Sie erhalten diesen Brief aus Aix, welches die ehemalige Residenz der Grafen von Provence und wegen allerlei historischer Geschichten, die dort passiert sind, sehr merkwürdig ist. Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reise nach Italien im Hafen von Marseille Schiffbruch gelitten. Vor drei Wochen wollte ich nach der spanischen Küste, und das Schiff bekam einen Leck. Es ist in den Sternen geschrieben, daß ich diesen Winter in Paris zubringen soll; welches mir sehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbsucht litt, und meine Gesundheit ein milderer Klima rathsam macht. Auch auf der Seine war ich unlängst in Gefahr, zu erlaufen; das Dampfschiff schlug nämlich nach einer Seite, die Damen auf dem Verdecke schrien wie wahnsinnig, ich beruhigte sie aber, indem ich rief: „Ne craignez rien, Mesdames, nous sommes tous sous la protection de la loi!“ — Aber wie dürfte ich erlaufen, ehe ich Antwort vom Bundestag habe auf meine Bittschrift*) Schon die bloße Höflichkeit verlangt jetzt, daß ich am Leben bleibe.

*) Abgedruckt unter Nr. 2 des vorliegenden Bandes.

Liebster Freund, ich war sehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit gar nicht imaginär krank, sondern reell. Desßhalb konnte ich mein Ihnen gegebenes Versprechen nicht erfüllen. Kommen Sie in der Karnevalzeit nach Paris, und ich werde Ihnen Alles mündlich erklären. In 14 Tagen bis drei Wochen bin ich wieder dort. Ich sehe und höre Nichts von Deutschland, und man könnte mich dort todt schlagen und ich erführe es nicht. — Seit drei Monaten habe ich kein Wort Deutsch gesprochen.

14. An Moses Moser.

Avignon, den 8. November 1836.

Wird dich der Brief, den du heute von mir empfängst, erfreuen, obgleich die Veranlassung Nichts weniger als erfreulich? Wirst du verstehen, daß dieser Brief der höchste Beweis ist, den ich dir von der Zuversicht meiner Freundschaft geben konnte? Wirst du ihn sogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deßhalb schreib' ich dir, zwar betrübten Gemüthes, aber ohne Widerstreben, ja sogar mit der wehmüthigen Freude, daß ich doch endlich wieder einmal dazu

•

komme, dir wirklich einen Brief zu schreiben, und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht freilich habe ich oft genug an dich, und als ich unlängst in Paris todkrank darniederlag und in schlafloser Fiebernacht alle meine Freunde musterte, denen ich wohl die Exekution eines letzten Willens mit Sicherheit anvertrauen dürfte: da fand ich, daß ich deren keine zwei auf dieser Erde besitze, und nur auf dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deßhalb wende ich mich auch heute an dich, und der Freund, dem ich Jahre lang nicht geschrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange. Ich befinde mich nämlich, durch ein höchst tragisches Ereignis, in einer Geldnoth, von welcher du keinen Begriff hast, während ich entfernt von den wenigen Ressourcen bin, welche mir, nach den schändlichen Beraubungen, welche Privatpersonen und Regierungen an mir verübt, noch übrig geblieben sind. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich dich durch eine Schilderung Dessen, was mir jetzt begegnet, betrüben möchte; auch darf ich es nicht für den Fall, daß du nicht im Stande wärest, mein Ansuchen zu erfüllen, und du alsdann einen verdoppelten Kummer empfinden würdest. Du

kannst mir durch ein Darlehen von 400 Thalern in diesem Augenblick, in der schmerzlichsten Passionszeit meines Lebens, einen wichtigen Dienst leisten. Das ist Alles, was ich dir heute sagen will. Kannst du diese Summe mißsen, so schick sie mir in einer Anweisung auf Paris, und adressiere den Brief: Henri Heine, Cité Bergère Nr. 4. à Paris; es wird mir alsdann nachgeschickt. Was jedoch meine Solvabilität betrifft, so muß ich dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblick so schlecht, daß nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde. Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängst aufs bitterste überworfen; ich konnte seine Schnödigkeit nicht länger ertragen. Meine französischen Freunde haben mich durch ihren lebenswürdigen Leichtsinne in großen Geldschaden gebracht. Andere haben mich exploitiert. In Deutschland darf ich Nichts drucken lassen, als zahme Gedichte und unschuldige Märchen, und doch habe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; daß man ohne Anklage und Urtheil, so zu sagen, meine Feder konfisziert hat, ist eine Verletzung der unbestreitbarsten Eigenthumsrechte, des literarischen Eigenthums, eine plumpe Veraubung. Aber es ist diesen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren.

Ich weiß nicht, theurer Moser, ob ich dir noch

so Viel werth bin, wie ehemals; ich weiß nur, daß ich seitdem von meinem inneren Werthe Nichts verloren habe. Wäre Dieses der Fall, so befände ich mich heute nicht in schmerzlicher Geldnoth, wenigstens würde ich zu ganz andern Leuten, als zu dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir sagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterschrieben ist, darfst du Glauben schenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von Christen und Juden; Letztere sind gegen mich erbost, daß ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Nassau oder sonstigen Krähwinkelstaaten. O der Kurzsichtigkeit! Nur vor den Thoren Rom's kann man Karthago vertheidigen. Hast auch du mich mißverstanden?

Ich schreibe dir diese Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Residenz der Päpste und der Muse Petrarca's; ich liebe Diesen eben so wenig wie Sene; ich hasse die christliche Lüge in der Poesie eben so sehr wie im Leben.

Leb wohl und hilf

deinem Freunde

H. Heine.

15. An Ferdinand Hiller.

Lyon, den 19. November 1836.

Liebster Hiller!

Ich komme dieser Tage von Marseille, wo ich im Hafen Schiffbruch gelitten, als ich mich nach Neapel eingeschifft . . . Da ich abergläubig bin, hielt ich Das für ein schlechtes Omen, und beschloß, nach Paris zurückzukehren. Die Cholera mag unterdessen Neapel dafür entschädigen, daß ich diesen Winter nicht dort bin. Im Frühjahr werde ich aber versuchen hinzukommen, und da, wie ich weiß, Sie mit ähnlichen Reiseplanen schwanger sind, möchte ich von Ihnen erfahren, ob Sie etwa diesen Winter nach der Schweiz kommen, und Sie das Frühjahr in Mailand sein werden? Ein Zusammentreffen mit Ihnen wäre mir eben nicht unangenehm, um so mehr da ich, wie ich seit einiger Zeit an mir bemerke, mich zuweilen nach Ihnen sehne. Ich lebe nämlich allein seit zwei Monaten und habe deshalb Muße genug, an meine Freunde zu denken. Riszt hatte mir aus Genf geschrieben, daß er nach Italien reise; ich schrieb ihm von Marseille aus, um über seinen Reisetweg nähere Auskunft zu haben, erhielt aber keine Antwort. Sagen Sie mir doch, ist er

in Genf? Schreiben Sie mir unter Adresse meiner alten Wohnung: Cité Bergère Nr. 4. Ende nächster Woche bin ich in Paris. Hier ennuiere ich mich schrecklich. Das Theater ist meine einzige Ressource. Gestern Abend wurde Robert le diable gegeben. Mein Nachbar im Theater sagte mir: „Meherbeer ist kein Musiker, sondern ein Gott.“ Ich antwortete ihm, daß ich ihn persönlich kenne, worauf er mich heute Mittag zu Tische lud. Sie sehen also, wie nützlich es mir ist, wenn meine Freunde große Opern machen und große Musiker werden, oder sogar Götter. Geben Sie sich also ein bißchen Mühe, schon aus Liebe zu

Ihrem Freunde

H. Heine.

16. An August Lewald.

Ly on, den 21. November 1836.

Ich bin sehnlichst begierig nach Nachrichten aus der Heimat. Ich bitte, schreiben Sie mir bald, um so mehr, da ich nicht weiß, wie lange ich in Paris bleibe. Freilich, ich fürchte, daß ich bis zum Frühjahr dort bleiben muß, da Mathilde allzu sehr jammert, und ich aus Schwäche mich gern beschwätzen lasse.

Aber immer liegt mir Spanien im Sinne, und es zieht mich unwiderstehlich nach Madrid. Ich will mal den „Don Quixote“ in der Mancha lesen; auch hoffe ich, mich im Affonanzenbau dort sehr zu vervollkommen.

Wenn Sie den Baron Cotta sehen, so empfehlen Sie mich ihm aufs freundlichste; ich habe das höchste Vertrauen zu ihm, und ich betrachte es als ein großes Glück für uns Alle, daß er seinen Vater auf so würdige Weise fortsetzt. Übrigens gedenke ich, ihm von Paris aus, im Falle ich mich entschließe, dort zu bleiben, gleich zu schreiben. Es ist nicht meine Schuld, sondern eine Folge von kummervollen politischen und häuslichen Ereignissen, was mich in der letzten Zeit verhinderte, Dies zu thun.

17. An August Lewald.

Paris, den 13. December 1836.

Mathilde läßt schönstens grüßen. Sie war bei ihrer Mutter, wo sie während meiner Abwesenheit ihren Wittwensitz hielt; ich habe vernommen, wie man sie in Deutschland verleumdet hat; die Art und Weise dieser Verleumdung macht dem deutschen

Volke große Ehre. Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt; wir sind ein großes Volk, wir bespritzen nicht unsere Feinde mit ägenden Epigrammen, sondern wir begießen sie mit deutschem Unflath.

18. An Julius Campe.

Paris, den 20. December 1836.

Wenn ich, liebster Campe, Ihre Geduld dieses Jahr auf große Proben setze, so ist es wahrlich nicht meine Schuld. Erst in acht Tagen werden Sie die große, das Buch füllende Vorrede erhalten. Ich bin krank von Lyon angekommen, die verdrießlichsten Geldgeschäfte haben gleich alle meine Gedanken in Anspruch genommen, und dann ist es jetzt für mich eine Höllequal, in der Situation zu schreiben, worin Sie mich versetzt haben. Ich sage: Sie; denn während, nach Versicherungen, die von allen Seiten mir zukommen, die Irritation der Regierungen sich gelegt und in Deutschland wieder starke Sachen gedruckt werden, haben Sie es nöthig gefunden, selbst das Zahmste, was ich schreibe, der Censur zu übergeben . . . Mein Gott! ich weiß nicht, warum Sie eben mich zum Sündenbock erkoren und zur Veröhnung der deutschen Staatsgötter mich abschlachten

lassen. Von allen Seiten, ja von den höchsten Männern, gelangt zu mir die Versicherung, daß ich für die Sünden der Campe'schen Buchhandlung mehr als für die eignen leiden mußte — und in der That, ich schaudre jedesmal, wenn ich denke, welche Menschen Sie mir seitdem als Verlagskollegen zugesellt! Ich nenne Ihnen Keinen, weil ich nicht will, daß dergleichen Lumpengesindel auch nur ahne, daß ich davon Notiz nehme. Als man mir Ihren jüngsten Autor nannte, verhüllte ich mein Gesicht.

Sie kennen, liebster Campe, die bittere Stimmung nicht, worin mich die Nothwendigkeit versetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu censurieren; zu schreiben, während das Censurschwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — Das ist, um wahnsinnig zu werden! Ich erwarte mit Ungeduld den Aushängbogen von dem Manuscript, das ich Ihnen von Nir aus schickte. — Ich kann oft in der Nacht nicht schlafen, wenn ich denke, wie in der „Romantischen Schule“ und im zweiten Salontheil meine Gedanken gemordet wurden, und wie ich gar jetzt nur mit halber Zunge stammeln soll, ich, der ich sonst wie ein Mann gesprochen. Ich habe in der letzten Zeit viele Tausende durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Literaturschmerzen. —

.

Meine Mutter schreibt mir, ich gäbe ein Buch heraus mit einem Motto, worin ich Salomon Heine beleidige. Wer mag denn solche Lügen erfinden? Ich stehe schon schlecht genug mit meinem Oheim, ich sitze bis am Hals in großen Zahlungsnöthen, und er läßt mich im Stich, aber ich bin nicht der Mann, der um dergleichen Misère auch nur in einer Zeile sich rächt. Gottlob, als ich meine „Memoiren“ schrieb, wo er oft besprochen werden mußte, standen wir noch brillant, und ich habe wahrlich ihn *con amore* gezeichnet.

Leben Sie wohl, in acht Tagen werden Sie Manuscript erhalten, und ich hoffe, Sie werden es nicht censieren lassen. Meine Adresse ist: Cité Bergère Nr. 4.

Wenn Wienbarg in Hamburg ist, so grüßen Sie mir Denselben aufs freundlichste. Ihre Mittheilungen über Helgoland haben mich erfreut — wie gern wäre ich dort gewesen, froh und heiter! Melancholisch schleppte ich mich unterdessen in der Provence herum. Und eben dieses Jahr, wo ich so viel Kraft bedarf, konnte ich nicht in der See baden, wegen der Gelbsucht.

Ich wünsche Ihnen den fröhlichsten Weihnacht.

Ihr sehr bedrängter Freund

H. Heine.

19. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1837.

Liebster Campe!

Ich habe ihnen einen langen Brief schreiben wollen, aber eine Todesnachricht, welche ich so eben erfahre (den Tod meiner Tante*) betäubt mich zu sehr, als daß ich heute Ihnen zunächst aufs bündigste zeigen könnte, wie sehr Sie sich irren in Ihrem letzten Briefe. Ich werde vielleicht schon in einigen Wochen im Stande sein, Ihnen zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, fremden Insinuationen in Betreff Ihrer Gehör zu geben, und wie gern ich im freundschaftlichsten Verhältnisse mit Ihnen verharre. Wenn wir nicht alt zusammen werden, so ist es nicht meine Schuld. Zwei Dinge sind es nur, die mich in Bezug auf Sie verstimmen, ja die bei mir, wenn ich daran denke, eine Bitterkeit hervorrufen. Das Eine ist der gerechte Vorwurf, daß Sie, während Sie die kühnsten Dinge drucken ließen, ja während Sie in diesem Augenblicke noch den 15ten Theil des Herrn Börne verlegen (wir wissen Alles), dennoch meine Werke aufs grausamste

*) Betty Heine, geb. Goldschmidt, die Frau Salomon Heine's, war am 15. Januar 1837 gestorben.

der fremdhändigen Verstümmelung preisgegeben . . . Aus Verzweiflung mußte ich mich entschließen, Dinge zu schreiben, die ich ohnedies viele Jahre lang im Kulte ruhen lassen muß, so daß ich, bei den gequältesten Geldnöthen, die Früchte meines Fleißes nicht ernten kann. Man giebt bei allen Mißgeschicken lieber den Anderen, als sich selber, die Schuld, und so, wenn meine Geldnoth am quälendsten wird, pflege ich Julius Campe sehr stark anzuklagen. Ich bin in diesem Augenblick, durch eine Reihe von unbegreiflichsten Ereignissen, in eine Schuldenlast von 20,000 Franks gerathen, und; so wahr mir Gott helfe! ich werde sie in sehr kurzer Frist tilgen. Wäre, statt Julius Campe, ein Cotta mein Buchhändler, so wüßte ich Dieses durch meine Feder in Kurzem zu bewerkstelligen. Aber Sie, Campe, haben durch Ihre Knickereien mich mehr vom Schreiben abgehalten, als angeregt, und glaubten Wunder was erreicht zu haben, wenn Sie mich dahin brachten, mit Honoraren vorlieb zu nehmen, wie sie jetzt Denjenigen kaum geboten werden, die in mir ihren Meister sehen und nicht den zehnten Theil meiner Popularität genießen. Das ist der zweite Punkt, und bei den edleren Schmerzen, die mich heute bekümmern, habe ich es harmloser, als zu andern Zeiten, aussprechen können.

Anbei erhalten Sie die Vorrede zum dritten Theil des Salon*). Wenn Sie dieselbe aufmerksam gelesen haben, begreifen Sie, welche Mühe es mir kostete, so delikate Gegenstände in einer Form zu schreiben, die alles Mißwollen der Regierungen entwaffnet. Ich habe Alles gesagt, und doch ohne im mindesten zu verletzen, ja die Autoritäten werden dadurch zu meinen Gunsten bestimmt. Die wichtigsten Männer in Preußen interessieren sich in diesem Augenblick für meine Rückkehr ins Vaterland, woran ich freilich nicht denke, welche Verwendung aber jedenfalls mich vor literarischer Schererei künftig schützt. In Oestreich ist mir der Fürst Metternich geneigt, und mißbilligt die Unbill, die mir widerfahren. Ohne daß ich servil werde, gewinne ich das Zutrauen der Staatsmänner, die wohl einsehen, daß mein Revolutionsgeist sich nicht an die Thätigkeit der rohen Menge wendet, sondern an die Belehrung der Höchstgestellten. Die Uneigennützigkeit, die ich seit sechs Jahren bei den verlockendsten Anträgen bewiesen habe, wirkt mehr zu meinen Gunsten als alle Dienstbarkeit unserer Teutomanen. Liebster Campe, wenn Sie die Vorrede gelesen, werden Sie einsehen, daß es sich um die persönlichsten Interessen

*) Über den Denuncianten. Bd. XIV, S. 49 ff.
Seine's Werke. Bd. XXI.

ebenfalls handelt, und daß kein Sota darin ausgelassen werden darf. Ich rechne darauf bestimmt, und ich habe kaum nöthig, zu erwähnen, daß der ganze Bestand unserer Verhältnisse davon abhängt. Zugleich schlage ich Ihnen vor, die Vorrede besonders drucken zu lassen und das Exemplar spottwohlfeil zu verkaufen. Sie sind Das der jungen Literatur schuldig, die an ihrem Denuncianten ein ekklatantes Exempel statuieren will. Sie verstehen mich. Ich gebe Ihnen hiermit wieder ein Pfand meines höchsten Zutrauens. Ich hätte, wenn ich nicht Ihr Interesse bei dem dritten Salontheil vorzüglich ins Auge faßte, den Inhalt dieser Vorrede bei dem ersten, besten Buchhändler als besondere Broschüre selber herausgeben und einen beträchtlichen Gewinn dafür ziehen können. Aber ich gebe dieses Stück dem Buche, und für ihren besonderen Abdruck verlange ich Nichts. — Ich nehme nur die Vorsicht, von dem Manuscript eine besondere Abschrift zurückzubehalten, und fehlt im Buche auch nur ein Wort, so wird die Vorrede mit gehöriger Rechtfertigung besonders und unverzüglich erscheinen. — Ist es nicht quassam genug, daß ich gegen Herrn Menzel's unbeschränkte Kalumnien in der beschränktesten Weise antworten muß? Ich hoffe, daß er diesmal einsieht, was ihm am nützlichsten, ob Feigheit oder

Muth, und hoffentlich treibe ich ihn auf die Mensur. Er muß von allen Seiten dazu getrieben werden; ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; gilt es doch einen Verräther zu züchtigen, wenigstens durch einzu jagende Furcht. — Lassen Sie, ich beschwöre Sie, Niemanden diese Blätter sehen, damit Menzel nur bei dem Erscheinen des Buches, wenn das große Publikum zu summen beginnt, die Gefahr erfährt, und nicht vorher dagegen wirken kann. Keine Seele kennt diese Blätter, und daher nur durch Unvorsichtigkeit von Ihrer Seite könnte Menzel allzu frühzeitig Etwas erfahren. Schreiben Sie mir gleich Antwort, und schicken Sie mir auch die Aushängbogen des Abdrucks meines von Mir aus geschickten Manuscriptes; tagtäglich erwarte ich dieselben. Opfern Sie mich nicht, vielmehr helfen Sie mir in dieser trüben Zeit.

Für jetzt noch kein Wort über die Herausgabe der neuen Auflage meiner Gedichte — wenigstens heute nicht, denn hier habe ich noch ausführlicher zu sprechen. Ich habe ein besonderes Projekt, welches Ihnen wahrscheinlich zusagt. Wenigstens will ich für dieses wichtigste meiner Bücher etwas Wichtiges thun.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir umgehend Antwort. Sind Sie vielleicht bei Kassa, so

warten Sie nicht, bis ich auf Sie trassiere, sondern schicken mir mal Geld aus freier Faust; denn in diesem Augenblick bin ich von Morgen bis Abend in beständiger Geldsorge, und nur des Nachts, im Traume, denke ich an andre Kümmernisse. Schon daran, daß ich Sie bitte, mir Geld zu schicken, sehen Sie, wie sehr Sie sich in Ihrem letzten Briefe geirrt haben, und wie wenig ich wünsche, unsere Verhältnisse aufgelöst zu sehen. — Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich gewogen. Ich bitte den lieben Gott inständigst, Ihnen langes Leben, Gesundheit, Generosität und Reichthum zu schenken, auch bitte ich ihn, Ihren Muth zu renovieren, nicht den persönlichen, woran ich nie zu zweifeln hatte, sondern den buchhändlerischen. Welch ein kühner Süngling waren Sie einst, Sie sahen mit unerschrockenem Blick in die schwarzen Höhlen, wo die Preßbengel in fürchterlicher Bewegung . . . Ich lasse Sie jetzt abmalen mit einer Schlafmütze von Korrekturbogen, worauf jedes kühne Wort mit Röthel angestrichen!

Ihr Freund

H. Heine.

Cité Bergère Nr. 3.

20. An August Lewald.

Paris, den 25. Januar 1837.

Wenn man den Leuten gar zu Viel zu schreiben t, unterläßt man das Schreiben ganz und gar, ch die Nothwendigkeit drückt mir heute die Feder die Hand. — — Ihrem Stile muß ich die chsten Lobsprüche zollen. Ich bin kompetent in eurttheilung des Stils. Nur, bei Leibe, vernach=ffigen Sie sich nicht und studieren Sie immer=rt die Sprachwendungen und Wortbildungen von ssing, Luther, Goethe, Barnhagen und H. Heine; ott erhalte diesen letzten Klassiker! —

Durch Herrn * * werden Sie den schönen ppich erhalten haben, den Mathilde für Sie ge=ßt hat. Durch diese mühsame und langwierige =beit hat sie mir bewiesen, daß sie während mei=r Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu rr. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiß eben wenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die dem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres =ugniss ihrer Treue überlieferte. Oder glauben ie wirklich, daß diese Madame Ulysses des Nachts s Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des igs gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weis=

gemacht, als Dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen gesponnen. — Sie glauben kaum, mit welchem lieberollen Fleiße meine Mathilde an dem Teppich arbeitete, als sie wußte, daß ich Ihnen denselben zum Geschenke bestimmte. — Wir leben Beide sehr glücklich, d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe . . . ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe besitzen müßte, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes, es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig.

Auch für die freundschaftliche Theilnahme, womit Sie sich für meine pekuniären Interessen bemühen, meinen Dank. Das Projekt, durch die Ausgabe meiner Gesamtwerke mir in dieser betrüblichen Zeit eine bedeutende Summe zu gewinnen, ist gewiß wichtig genug, und ich will es jetzt auch durchaus executieren; früher war ich des Geldes nicht so bedürftig und zögerte, jetzt aber bedarf ich aufs dringendste einer erheblichen Summe, wenn ich nicht einen Plan aufgeben soll, wovon ich Ihnen mündlich sprechen werde, und der es wohl verdient,

dass ich einige tausend Gulden in die Schanze schlage. Vor etwa zwei Monaten schrieb mir die Brodhag'sche Buchhandlung in dieser Beziehung, aber ich antwortete ihr nicht, da ich der Meinung war, dass es die alte Buchhandlung dieses Namens sei. Nun kommt Herr Hvas, bringt mir einen persönlichen Empfehlungsbrief von Ihnen, und erklärt mir, wie eine ganz neue Buchhandlung unter jener Firma stecke. Ihr zweiter Brief kam etwas spät.

Vorgestern, lieber Freund, erhielt ich nun einen Brief von der Brodhag'schen Buchhandlung, worin sie mich drängt, ihr über den Verlag meiner sämtlichen Werke meine bestimmtesten Bedingungen zu melden, und auch verspricht, wenn dieselben nicht exorbitant seien und von ihr angenommen würden, mir einen großen Theil des Honorars gleich voraus auszuzahlen.

Und nun, Freund, leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald Antwort. Können Sie mir in Betreff der Gesamtausgabe bestimmte Offerten mittheilen, so wär' mir Das sehr lieb; denn, wie gesagt, ich habe große, kostspielige Reiseprojekte und brauche viel Geld. Mit den deutschen Regierungen gestaltet sich mein Verhältnis täglich versöhnender, und sogar in Preußen haben die höchstgestellten Staatsmänner, ja die einflussreichsten, sich zu meinen

Gunsten ausgesprochen. In Oestreich ist der Fürst Metternich mir ungemein hold, wie ich höre, und verwendet sich für mich. Ohne daß ich nöthig habe, auch nur ein Wort gegen meine Überzeugung zu sprechen, kommen die Leute von ihrem Mißwillen zurück. Freilich, sie wissen, wie schlecht ich stehe mit den Jakobinern, und wie mein Streben kein politisch revolutionäres ist, sondern mehr ein philosophisches, wo nicht die Form der Gesellschaft, sondern ihre Tendenz beleuchtet wird. Sagen Sie mir, was es literarisch Neues giebt; ich höre Nichts — und wenn ich die Augen aufmache, so sehe ich nur Franzosen, und wenn ich sie schließe, sehe ich wieder gar Nichts.

21. An August Lewald.

Paris, den 1. Februar 1837.

. . . Über den Verlag meiner sämtlichen Werke habe ich noch nichts Bestimmtes verhandelt, und in dieser Beziehung erwarte ich noch immer Nachricht. Ich wiederhole, daß mein Reiseplan mich nöthigt, hierüber endlich, so bald als möglich, ins Reine zu kommen, nicht eigentlich sowohl weil ich

des Geldes so sehr bedürfte, als vielmehr weil ich diesem Geschäfte eine gewisse Zeit weihen müßte und für eine gewisse Zeit auch meinen Aufenthalt in der Nähe des Druckorts nehmen wollte, und doch von sehr wichtigen Verhältnissen für den nächsten Sommer sehr ferne und lange in sehr weiter Ferne festgehalten werde. Bei der Kenntniß meines antidemagogischen Wesens, werden Sie wissen, daß meine Mißverständnisse mit den Regierungen, wo nicht in kurzer Frist, doch immer sehr bald ausgeglichen werden, und der Verleger daher in dieser Hinsicht Nichts riskiert.

Hier hat die ganze Welt die Grippe.

Ich habe unlängst in einem Journal eine Äußerung wieder gefunden, die mir mal im Gespräch mit Herrn * * entfallen ist. Hat Dieser Etwas über mich geschrieben, und was? — Überhaupt, was giebt es Neues, was mich interessieren könnte?

22. An August Lewald.

Paris, den 11. Februar 1837.

. . . Wenn Sie die Grippe nicht haben, so rathe ich Ihnen, den Göttern dafür aufs schönste

zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieser charakterlosen Systemilieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie. In dieser widerwärtigen Periode mußte mir der Antheil, den Sie an meinen wichtigsten Interessen nehmen, doppelt erfreulich sein! Ich schreibe vorerst nach Hamburg an meinen Freund Campe einen zartgefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge aufs zarteste beizubringen suche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in diesem Augenblick nicht sehr genehm wäre . . . Sie kennen den Mann und verstehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht schulde ich ihm nur einige hundert Franks, was ich aus der Abrechnung ersehen werde. Es ist freilich für mich vom größten Werthe, das Geschäft so bald als möglich abzuschließen, damit ich meine großen Reiseprojekte desto schneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rücksichten gebieten mir dennoch, mich nicht zu übereilen. Das Gebot von Scheible ist verdammt niedrig; die Bedenklichkeit in Hinsicht Preußens macht mir jedoch die wenigste Sorge, und so denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenseitige Koncessionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur so Viel: sein grader, ehrlicher,

bestimmter Brief hat mir sehr wohl gefallen, und ich glaube, mit ihm das Geschäft recht bald und zu beiderseitiger Freude abzuschließen. Ich lasse ihn bitten, unterdessen gar nicht davon zu sprechen, damit manche Milde, die in Allem, was ich jetzt schreibe, bemerklich sein wird, nicht mißdeutet werden mag.

23. An Hvas.

(Geschäftsführer der Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart.)

Paris, den 24. Februar 1837.

Werthester Herr Hvas!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie ganz hergestellt finden, und ich bedaure sehr, daß Sie mir in Ihrem letzten Briefe nicht gesagt haben, wie die Reise in Ihrem bedenklichen Zustande auf Sie gewirkt hat. Was mich betrifft, so leide ich seit vier Wochen an der Grippe, und ich fürchte, die beikommende Arbeit, die Vorrede zum „Don Quixote,“ hat der Influenz dieser Krankheit nicht entgehen können. Sie hätten dieselbe aber bereits längst in Händen, wenn mir Ihr Brief nicht durch Portier- oder Briefträger-Dummheit so spät zukam,

zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieser charakterlosen Systemilieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie. In dieser widerwärtigen Periode mußte mir der Antheil, den Sie an meinen wichtigsten Interessen nehmen, doppelt erfreulich sein! Ich schreibe vorerst nach Hamburg an meinen Freund Campe einen zartgefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge aufs zarteste beizubringen suche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in diesem Augenblick nicht sehr genehm wäre . . . Sie kennen den Mann und verstehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht schulde ich ihm nur einige hundert Franken, was ich aus der Abrechnung ersehen werde. Es ist freilich für mich vom größten Werthe, das Geschäft so bald als möglich abzuschließen, damit ich meine großen Reiseprojekte desto schneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rücksichten gebieten mir dennoch, mich nicht zu übereilen. Das Gebot von Scheible ist verdammt niedrig; die Bedenklichkeit in Hinsicht Preußens macht mir jedoch die wenigste Sorge, und so denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenseitige Concessionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur so Viel: sein grader, ehrlicher,

bestimmter Brief hat mir sehr wohl gefallen, und ich glaube, mit ihm das Geschäft recht bald und zu beiderseitiger Freude abzuschließen. Ich lasse ihn bitten, unterdessen gar nicht davon zu sprechen, damit manche Milde, die in Allem, was ich jetzt schreibe, bemerklich sein wird, nicht mißdeutet werden mag.

23. An Hvas.

(Geschäftsführer der Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart.)

Paris, den 24. Februar 1837.

Werthester Herr Hvas!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie ganz hergestellt finden, und ich bedaure sehr, daß Sie mir in Ihrem letzten Briefe nicht gesagt haben, wie die Reise in Ihrem bedenklichen Zustande auf Sie gewirkt hat. Was mich betrifft, so leide ich seit vier Wochen an der Grippe, und ich fürchte, die beikommende Arbeit, die Vorrede zum „Don Quixote,“ hat der Influenz dieser Krankheit nicht entgehen können. Sie hätten dieselbe aber bereits längst in Händen, wenn mir Ihr Brief nicht durch Portier- oder Briefträger-Dummheit so spät zukam,

und dann mußte ich den Anfang wieder ganz umarbeiten, als ich Ihren zweiten Brief erhielt, worin Sie mir melden, daß der Übersetzer auch Viardot's Bericht über das Leben des Cervantes mittheilt. Überhaupt aber war es mir störsam, daß ich nicht wußte, mit welchen Noten oder sonstigen Erklärungen der Übersetzer das Buch begleitet, und daß ich nur wenige von den Holzschnitten bis jetzt sehen konnte. Und doch war Vieles hierüber zu sagen. Wenn Sie am Schlusse etwa Noten geben (geben Sie sie bei Leibe nicht unter dem Text), so möchte ich wohl noch einige Schlussworte, eine kleine Nachrede, zum „Don Quixote“ geben, und ich glaube, da Sie das Buch wahrscheinlich in Lieferungen publicieren, ist Dergleichen dieser Publikation förderlich. Es versteht sich, daß ich Nichts dafür verlange. Da ich für solches Nachwort Zeit genug habe, so kann ich ohne Mühe in einer kleinen Mußestunde etwas Besseres schreiben, als jetzt mit aller Anstrengung. Für diesen Fall dürften Sie ankündigen, daß ich das Buch mit Vorrede und Nachwort begleite.

Warum ich der Brodhag'schen Buchhandlung auf ihren Brief, wo sie wiederholt meine Bedingungen für die Gesammtausgabe zu kennen wünscht, nicht antwortete, warum ich wahrscheinlich mit einer anderen Buchhandlung, die mir weit

unter meiner Erwartung stehende Offerten macht, aber diese Offerten ganz bestimmt mir entgegen bringt, nächstens abschließe, wird Ihnen Herr Lewald erklären, und auch Sie werden es leicht begreifen, wenn Sie sich Dessen, was wir in dieser Beziehung hier in Paris gesprochen haben, erinnern. Befremdlich war es mir, daß in dem Brief der Brodhag'schen Buchhandlung mit keinem Worte des „Don Quixote's" Erwähnung geschah — und da ich nur von Ihnen darüber Bericht und Kimesse erhielt, so schicke ich Ihnen meine Arbeit, und nicht der Buchhandlung, deren Personal ich nicht kenne; und Sie, mein werthester Herr Hvas, bitte ich, mir den Rest des Honorars, 500 Francs, in einem Wechsel auf Paris recht bald zuzusenden. Ich sage: so bald als möglich, denn ich bin nicht stark bei Kasse. —

Da ich in Ihnen einen ungewöhnlichen Scharfblick für buchhändlerische Geschäfte entdeckt zu haben glaube, auch sonstig das größte Vertrauen in Sie setze, so wünsche ich, daß Sie meiner nicht vergessen, wenn sich die Gelegenheit bietet, in einer literarischen großen Unternehmung meine Thätigkeit und meinen Namen zu benutzen. Sie dürfen überzeugt sein, daß man mit mir leicht fertig wird. Vielleicht schreibe ich Ihnen nächstens über ein

Unternehmen, wobei Ihre Einsicht mir vielleicht von großem Nutzen sein kann. Mit Ihnen möchte ich gern in Geschäftsverbindung bleiben. Die Brod-hag'sche Buchhandlung ist für mich eine unbekannte Größe, und ich kann kein Geschäft machen, wenigstens keins, wo die höchsten Interessen auf dem Spiele stehen, ohne die Personen zu kennen. Sedenfalls bitte ich Sie aber, so bald Sie mir über die definitive Gestaltung dieser Buchhandlung etwas Genaueres sagen können oder dürfen, es gelegentlich nicht zu unterlassen; auf Discretion dürfen Sie rechnen.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, schicken Sie mir bald Geld, und wenn der Druck des Buches beginnt, schicken Sie mir die ersten Aushängebogen. Auch sagen Sie mir genau, wie lang' der Druck dauert, damit ich mich darnach richte für den Fall, daß Ihnen mein Vorschlag einer Nachrede zusagt.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Heinrich Heine.

24. An August Lewald.

Paris, den 28. Februar 1837.

. . . Herr A. war hier, und war sechsmal vergebens in meinem Logis, konnte mich nicht sprechen, (weil ich gar keinen Deutschen annehme), schrieb mir endlich, daß er bald abreise, und reiste ab, ohne daß ich ihn sah. Jetzt höre ich, daß er ein sehr ordentlicher Mensch sei, und vielleicht schreibe ich ihm diese Tage selber, daß ich bedaure, ihn nicht gesehen zu haben.

25. An Julius Campe.

Paris, den 1. März 1837.

Liebster Campe!

Ihre Briefe vom 20. und 21. Februar habe ich richtig erhalten, und ich eile, zunächst den letzteren zu beantworten. — Ich habe wohl Verdrießlichkeit, ja gar starkes Poltern von Ihnen erwartet, aber doch keine offenbare Ungerechtigkeit. Wie sehr ich mich eben jetzt freundschaftlich gegen Sie erwie-

sen, will ich Ihnen, obgleich ich heute den rasendsten Kopfschmerz habe, beweisen.

Auf die wiederholten Anträge der Brodthag'schen Buchhandlung antwortete ich nicht einmal. Erst als der Geschäftsführer derselben, Herr Hvas, hier war und ein kleines Geschäft mit mir machte, nämlich eine Vorrede zum „Don Quixote“ für 1000 Franken von mir kaufte (welche ich ihm diese Tage zuschickte), ließ ich mich über den Antrag des Verlags einer Gesamtausgabe meiner Werke folgendermaßen gegen ihn vernehmen: ich habe nie mit Julius Campe über eine Gesamtausgabe meiner Werke kontrahiert, ich habe ihm immer nur einzelne Bücher in einzelnen Ausgaben verkauft, ich sei weder durch Kontrakte, noch durch mündliche Versprechungen im mindesten gehalten, ihm den Verlag der Gesamtausgabe vorher anzubieten, ehe ich mit jedem Andern darüber abschlüsse, ich habe sogar Ursache, mit ihm als Verleger wegen Censurgeschichten und Honorarfnickereien unzufrieden zu sein; doch sei ich mit ihm persönlich zu sehr befreundet und es wäre mir zu sehr empfindlich, wenn er auch nur den geringsten Grund einer schlechten Behandlung gegen mich hegen könnte, und ehe ich das Gebot, das mir ein Anderer für die Gesamtausgabe machen würde, annehme,

würde ich an Julius Campe dasselbe Geschäft zu denselben Bedingungen anbieten und ihm damit beweisen, daß ich gezwungen sei, auch meine späteren Werke in einen anderen Verlag zu geben. Später werde ich Ihnen den Grund sagen, weshalb ich Abneigung hegte, mit der Brodhag'schen Handlung mich für eine Gesamtausgabe einzulassen, selbst für den Fall, daß Sie nicht darauf eingingen; wahrlich nicht des Geldes wegen, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß sie mir nicht sehr tief unter 20.000 Florins geboten hätten, die Hälfte bar, die andere Hälfte in jährlicher Rente (was mich freilich nicht sehr avanciert hätte). Daß ich, wenn die jetzigen Censurzustände nicht wären, auf mehr als 20.000 Florins rechnen konnte, ist mir nicht bloß wahrscheinlich, sondern auch gewiß; ich versichere Sie, daß Cotta gegen einen meiner Freunde geäußert, diese Summe wäre zu einer milderer Zeit sehr annehmbar für den Verleger. (Er sagte Dieses vor einem Jahre.) Weder an ihn, noch an einen Andern habe ich mich, auf Ehre, jemals in dieser Beziehung gewendet. Der Brief von Scheible kam mir ganz unerwartet. Acht Tage lang ließ ich ihn verdrießlich auf dem Tische liegen, unmuthig über die Geringheit der Summe, unmuthig über meine jetzige Geldverlegenheit, die ich Herrn Hvas

nicht verborgen, und die durch das Zusammenklatschen der Stuttgarter Buchhändler auch dem Scheible, bekannt sein mußte. — Lewald schrieb mir auch daß ich später zu größeren Summen gelangen könne, daß ich aber jetzt wenigstens den Vortheil hätte, so bald ich mit Scheible abschlosse, mit umgehender Post 10.000 Franks bar zu erhalten. — Und ich entschloß mich, an meine Mutter zu schreiben, und Ihnen die Exploitation zu einer Gesamtausgabe meiner Werke auf zehn Jahre zu denselben Bedingungen, die ich Scheible bewilligen würde, anzubieten. Erst Mitte voriger Woche schrieb ich Antwort an Herrn Scheible, damit er mein Stillschweigen nicht mißdeute und sich nicht einbilde, ich suche bei einem anderen Verleger eine höhere Summe zu erlangen, und zögere deshalb mit Antwort. Ich schrieb ihm zum ersten Mal in meinem Leben, ich sagte ihm, was ich bereits an Herrn Hvas gesagt, daß ich, bevor ich Etwas einginge, zuerst an Sie schriebe, daß ich Ihnen das Geschäft anbiete, obgleich ich leider keine Hoffnung des Erfolges hege, daß ich Dieses thue, um mit Ihnen in guter Freundschaft zu bleiben, aus Rourtoisie, und daß, sobald ich Antwort von Ihnen erhielte, nämlich abschlägige Antwort, ich umgehend mit ihm abschließen werde unter Bedingungen, die von den

vorgeschlagenen nicht sehr abwichen, und von deren Annahme ich schon durch Lewald überzeugt war. Diese Abweichungen betreffen namentlich 1) die Erlasssumme für den Fall, daß in einer gegebenen Frist die preussische Regierung die Censurstrenge gegen mich nicht aufhebt, und dann 2) den Wunsch, daß ich der Gesamtausgabe meine Biographie voransetze. Schon Lewald hatte mir gesagt, daß Letzteres nicht besonders exigiert werde, und ich sagte Herrn Scheible: für den Fall, daß ich mit ihm abschliesse, sei ich nicht geneigt, einen kurzen, dürren Lebensabrisß zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehrere Bände, welche den Schluß der Gesamtausgabe bilden sollten und die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfasse, sammt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und socialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet — und für dieses Buch würde ich ein ganz außerordentliches Honorar per Druckbogen und einen unbestimmten Lieferungsstermin verlangen.

Sie sehen also, liebster Campe, daß ich bei

dieser Gelegenheit eher Lob, als Tadel, von Ihnen verdiente; daß ich, um Ihre Freundschaft zu behalten, das größte Opfer brachte — Zeitverlust. Denn, Sie dürfen sich darauf verlassen, und Sie selber wissen es eben so gut, als ich, ich habe das unwiderlegbarste Recht zu jener Gesamtausgabe (wie der Fall oft genug vorgekommen und alle Buchhändler es den Schriftstellern immer eingeräumt), ich bin durch Nothwendigkeit gebrängt, mir Geld zu schaffen in kürzester Frist — und dennoch habe ich Ihnen erst geschrieben, verliere dadurch vier bis fünf Wochen, gewährte Ihnen Zahlungserleichterungen, wobei ich doch immer eine gute Summe Interessen einbüße — und Alles der bloßen Hoffnung wegen, daß wir vielleicht bei einander bleiben können! — Daß Sie jetzt ein Auskunftsmittel gefunden haben, bei Gott! Das erfreut mich in tiefster Seele — und wie Sie bei näherem Ermessen meiner Handlungsweise eingestehen werden, daß ich offen und freundschaftlich gehandelt, so sollen Sie auch sehen, daß ich wirkliche Opfer bringe, um Sie zu kontentieren, um alle Mißmuthigkeiten und Mißverständnisse auszugleichen, und für die Folge alle möglichen Kontestationen fortzuräumen. Wenn es mir bei meinem Kopfschmerz möglich ist, so schicke ich Ihnen noch heute

einen Kontrakt, worin ich Ihnen mehr zugestehē, als Sie wohl erwarten, und auf dessen Annahme ich rechne. Ich habe keine Zeit zu verlieren, und bin nächsten Monat, nämlich in vier Wochen, in großen Zahlungsnöthen.

Hätte ich an Scheible die Gesamtausgabe meiner sämtlichen Werke auf zehn Jahr verkauft, so verkaufte ich sie ihm nur als Gesamtausgabe, nur als solche durfte er sie debitieren, gleichviel ob in einem Bande oder in Lieferungen von zwei Bogen, gleichviel auch in welchem Formate, aber immer nur als Gesamtausgabe, und hier behielt ich Ansprüche auf die Auflagen einzelner Schriften; Ihnen aber, liebster Campe, mache ich ein Zugeständnis, das Ihnen vielleicht eben so Viel werth ist, wie die ganze Exploitation der Gesamtausgabe: ich gestatte Ihnen nämlich, neben der Gesamtausgabe während zehn Jahren von den einzelnen Schriften, die Sie von mir im Verlag haben, so viel besondere und öftere Auflagen zu machen, als Sie nur immer wollen — Und, ehrlich gestanden, werden Sie durch diesen Vortheil nicht schon allein für die Summe gedeckt, die Sie mir jetzt auf einmal bewilligen, und Sie mir doch mit der Zeit für nach einander folgende Auflagen gegeben hätten? Dieses Zugeständnis will

ich im Kontrakte besonders hervorheben, und ich bitte, jetzt ehrlich zu gestehen, ob ich Sie nicht freundschaftlich behandle, und ob Sie nicht ein gutes Geschäft machen! Was ich thun kann, soll immer zu Ihrem Vortheile geschehen, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde aufs gewissenhafteste Ihr Interesse bei jeder Gelegenheit zu fördern suchen. Sie wissen, wie ich im Stande bin, wenn ich will, das Publikum zu bewegen, und ich irre mich nie in meinen Erwartungen. Ich habe Ihnen eben jetzt den Beweis gegeben, daß bei allen reizendsten Verlegeranträgen ich auf jeden Fall immer an Sie zunächst denke, und Ihnen immer billigere Bedingungen als Anderen gewähre. Sie wissen, ich halte meine Versprechungen in solcher Beziehung gewissenhaft. Hätte ich nicht heute rasenden Kopfschmerz, so würde ich Ihnen über das nächste Buch, das ich herausgebe, das Umständlichste mittheilen. Ich habe nämlich wirklich schon begonnen, mein Leben zu schreiben; nur der Zeitumstände wegen zögere ich gern mit dieser Publikation, ich wollte ihr auch den höchsten Glanz verleihen und lange daran schreiben; aber gern kontrahiere ich schon jetzt mit Ihnen über dieses Werk, wie ich es immer lange vorher mit meinen Büchern zu machen pflegte, und ich glaube: wenn es einst den Schluß der Gesamt-

ausgabe bildet, ist der Werth derselben unberechenbar zu Ihrem Vortheile erhöht. Die Gesamtausgabe möchte ich mit einer schönen Vorrede eröffnen, und deshalb möchte ich doch genau wissen, wann diese wohl gedruckt wird. Wir nennen das Werk „eine durchgesehene, verbesserte und vermehrte Gesamtausgabe.“ Ich möchte sie wirklich gern genau durchsehen, ein für alle Mal. Da ich nicht Viel in Zeitschriften geschrieben, was nicht schon in Büchern aufgenommen, da auch bei meiner Mutter alle meine Manuscripte verbrannt sind, die ich wohl als alten Hexel mitgeben könnte, so wird die Vermehrung nicht sehr groß sein; jedenfalls aber wird doch wohl ein Band herauskommen, wenn ich das einzeln in Blättern zerstreute und etwa einiges noch ganz Ungedrucktes zusammenstoppele. Für diesen Band, den Sie aber in keinem Fall besonders drucken dürfen, werde ich gar Nichts verlangen.

Mein Kopf thut mir zu weh, als daß ich Ihnen heute mehr schreiben könnte; die Hauptsache war mir, jeden Verdacht der Unredlichkeit und Zweideutigkeit in unserem Verkehr von mir abzuwenden. Morgen schicke ich an meine Mutter das Formular zum Kontrakte, und ich werde Alles drin vermeiden, was Ihnen undeutlich oder miß-

fällig sein könnte, so daß Sie mir das Duplikat gleich mit Ihrer Unterschrift zuschicken können und ich keine Zeit verliere. — Sein Sie Dessen nur eingedenk, daß ich immer gern mehr leiste, als ich verspreche. Trauen Sie mir, wie Sie es bisher gethan haben, und sein Sie überzeugt: wo nicht meine materiellen Interessen es verbieten, werde ich auch in Geschäften meine Freundschaft für Sie nie verleugnen.

H. Heine.

26. An Julius Campe.

Paris, den 17. März 1837.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 9ten habe ich durch Einschluß meiner Mutter richtig erhalten. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt an der bonne foi, die sich darin aussprach, und betrachte unser Geschäft in diesem Augenblick bereits als abgeschlossen; ich weiß, was es heißt, wenn Julius Campe bis am Halse in der Krebsuppe sitzt, wenn er seine Matulaturlatrinen setzt, und die Frist von acht Tagen, die

Sie noch verlangten, ward Ihnen gern gestattet. Das Verdrießliche dabei war mir nur, daß die Stuttgarter unterdessen sich einbilden, ich zöge sie an der Nase herum, um von andern Buchhändlern mehr Geld zu erlangen, (welches Letztere gewiß leicht wäre.) Ich freute mich schon darauf, jetzt nach Stuttgart schreiben zu können, daß Freund Campe, so bald ich ihm das Geschäft vorgeschlagen, mir gleich die ganze Summe in barem Gelde, nämlich Tratten, zugesendet. Auf jeden Fall sage ich Das später, so bald ich Mitte nächster Woche, wie ich rechne, den unterschriebenen Kontrakt von Ihnen erhalten.

In großer Verlegenheit befinde ich mich noch wegen der Vorrede zum „Salon“; bis heute habe ich diese Druckbogen noch nicht erhalten, und ich bitte Sie inständigst, angstvoll dringend, nach der Druckerei zu schreiben, daß man sie mir schleunigst zuschickt, unter Kreuzkoubert. Da ich jetzt nicht nach Straßburg, und am wenigsten nach Stuttgart, auch nicht nach Baden = Baden reisen werde, sondern nach Boulogne sur mer, und zwar, so bald es mir möglich ist: so bitte ich Sie, die Vorrede, so bald sie erscheint, an den Dr. Menzel nach Stuttgart zu schicken und ihm zu bemerken, meine Adresse sei: Cité Bergère Nr. 3 in

Paris. — Ich habe, wie Sie am besten wissen, lange gezögert, ehe ich diese Vorrede schrieb; es war aber meine Pflicht. — Ich bin neugierig, ob die Deutschen bei diesem Skandal wieder ungerecht gegen mich sein werden.

Tag und Nacht beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erst fühle ich den ganzen Werth Dessen, was ich durch den Brand im Hause meiner Mutter an Papieren verloren habe. Ich hatte die Absicht dieses Buch erst in späteren Zeiten herauszugeben, aber, angeregt durch die Idee der Gesamtausgabe meiner Werke, soll es das Nächste sein, was das Publikum von mir erhält; Nichts soll früher von mir herauskommen. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe bereits gesagt, daß ich mich freue, ein solches Buch Ihnen anbieten zu können. Die Verstimmung, die ich vielleicht, durch Geldnoth, unverschuldete Geldnoth gedrängt, bei Ihnen erregt, als ich Ihnen zur ungelegenen Zeit den Verlag der Gesamtausgabe auflud, diese Verstimmung, wenn sie nicht etwa schon ganz verflogen ist, werde ich durch jenes Buch, welches alle früheren an Interesse überbietet, ganz in Vergessenheit bringen. Sie wissen, ich prahle nicht, und ich kann schon jetzt das Außerordentlichste

prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Personen, Zustände und Ereignisse es belehrt und unterhalten sein will. Ich habe Ihnen ebenfalls gesagt, daß Sie bereits jetzt mit mir über dieses Buch kontrahieren können, und ich nur in Betreff der Lieferungszeit und des Volumens nichts Genaueres sagen kann; unter der Hand nämlich dehnt sich mir der Stoff, und was ich heute auf zwei Bände schätze, könnte späterhin über drei hinauslaufen. Sagen Sie mir als ehrlicher Mann: wie Viel können Sie mir per Druckbogen (nach dem „Reisebilder“-Format) geben, und wie viele Exemplare lassen Sie abdrucken? — und wenn Sie wohlerrwägt haben, daß hier auf einen ganz anderen Absatz zu rechnen ist, als bei Stoffen, die ich bisher in meinen Büchern traktiert, und wenn Sie die Erhöhung meiner Renommée und mein Recht auf erhöhte Ansprüche wohlerrwogen haben und mir Billiges vorschlagen, so dürfen Sie drauf rechnen, mit umgehender Post Ihre Anwartschaft auf dieses Buch kontraktlich unterzeichnet zu sehen. Sein Sie überzeugt, daß ich nur wünsche, Sie zu verpflichten und Ihnen den besten Beweis zu geben, wie großen Werth ich darauf lege, die alten freundschaftlichen Verhältnisse mit Ihnen aufs erfreulichste fortzusetzen. Wir

sind Beide noch keine Greise und können noch viel für einander thun.

Ihr Freund

H. Heine.

27. An August Lewald.

Paris, den 10. April 1837.

Liebster Lewald!

In Beziehung auf meinen letzten Brief, sende ich Ihnen einige Zeilen für Cotta; ich glaube doch, Das wird ihm Zutrauen einflößen, daß ich auf Rechnung Dessen, was ich ihm in diesem Jahre liefere, schon jetzt Geld nehme. Vergessen Sie nicht, mir zu melden, ob er mir erlaubt und auch gern erlaubt, die erwähnte Summe auf sein Haus zu trassieren. Vergessen Sie Das nicht. — An den „Grabbe“ habe ich bereits Hand gelegt; aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen gelesen. — Von Berlin noch keine bestimmtere Nachricht; ich beziehe mich ganz auf mein letztes Schreiben. Das Projekt will ich wahrlich nicht so leicht aufgeben. — Gutkow's

Skandalſucht iſt ſehr fatal. Nun gar liegt er dem aufreizenden Julius in Händen.

28. An Julius Campe.

Paris, den 13. April 1837.

Liebſter Campe!

Ihr Brief vom 5ten April nebst dem in Duplo unterschriebenen Kontrakt habe ich richtig erhalten; das eine Exemplar dieses Kontraktes, welchem ich meine Unterschrift zufügte, erhalten Sie anbei zurück, und ich bitte, mir von dem richtigen Empfange Anzeige zu machen. Wie sehr ich mich freue, diesen Gegenstand (unter so ungünstigen Umständen betrieben) endlich erledigt zu sehen, davon haben Sie keinen Begriff. Ton, Stil, Zerstreutheit, die Sie in meinen letzten Briefen bemerkt haben müssen, dürfte Ihnen schon von selbst bewiesen haben, wie peinlich es mir war, mit einem alten Freunde meine Interessen zu verhandeln, ohne auf die seinigen die Hauptrückſicht nehmen zu können. Daß aber dennoch die Ihrigen mir Viel gelten, daß ich sie nie außer Augen lasse, werde ich nun wohl bald Gelegenheit haben zu beweisen. Und nun eine Bitte noch: glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich

offen in der ganzen Sache gehandelt — es fehlt mir an Zeit, sonst würde ich auch Das heute Ihnen haarklein beweisen.

Ob ich den Prospektus zur Gesammtausgabe selbst schreibe, oder ihn von einer bedeutenden Feder schreiben lasse, Das weiß ich auch noch nicht. Dieser Tage (aber Das bleibt unter uns) schreibe ich an Barmhagen v. Ense, und erlauben es ihm seine preußischen Verhältnisse, einen solchen Prospektus für mich zu schreiben, so wäre Das in doppelter Rücksicht vortheilhaft. Ich denke, mit Preußen, in so weit es meiner Ehre ziemt, befriedet zu werden. Eine vorläufige Anzeige an das Publikum, wie Sie solche verlangen, werde ich dieser Tage anfertigen, und Ihnen zuschicken. — Ich beabsichtigte vor einiger Zeit, das „Buch der Lieder“ mit einer von einem Freunde abgefaßten biographischen Vorrede herauszugeben, Alles, was ich metrisch geschrieben habe, hinzuzufügen, und das Ganze „Gedichte“ zu nennen. Aber die Herausgabe der Gesamttwerke verrückt ganz diesen Plan. Zunächst weil ich jetzt mein Leben selbst im Großen herausgebe und solches mein nächstes Buch sein wird. Dann auch wegen eines Grundes, der jetzt, gottlob! nicht mehr stattfindet. Und endlich weil die Anordnung der Gesammtausgabe folgende ist:

Die zwei ersten Bände der Gesamtausgabe betitelt ich „Gedichte,“ und der erste Band erhält den Untertitel: „Buch der Lieder.“ Er soll auch das ganze „Buch der Lieder“ enthalten. Der zweite Band enthält einen Theil älterer Gedichte, die ich nicht ins „Buch der Lieder“ aufgenommen, dann die beiden Tragödien „Ratcliff“ und „Almansor“ so wie auch den „Neuen Frühling,“ die Gedichte, die im ersten Theile des „Salons“ enthalten, und ähnliche, die zum Theil im „Morgenblatt“ gedruckt, zum Theil noch im Manuscript vorhanden sind u. s. w. Das gäbe nun zwei gleich große Bände, die Sie auch, wenn Sie später wollen, in einem Band herausgeben können, wenn die Gesamtausgabe schon erschienen ist, und Dümmler nach Erscheinen derselben schon durch eine Artigkeit von meiner Seite, die ich nicht unterlassen werde, freundlich beschwichtigt sein wird. Jetzt scheint es mir unthunlich, dem „Buch der Lieder“, einen neuen Titel zu geben und durch spätere Zummischung seinen einheitlichen Charakter, dem es vielleicht einen Theil des Success verdankt, zu benehmen. Ich dachte daher, wir druckten das „Buch der Lieder“, ganz wie es ist, mit seinem alten Titel, um dem Bedürfnis des Augenblicks zu begegnen. Ich hätte da nur die Druckfehler zu verbessern, welche ich Ihnen über-

schicken werde. Auch scheue ich mich, das Geringste davon auszuscheiden. Die, welche meine übrigen zerstreuten Gedichte zu haben wünschen, finden ja bald bei Erscheinen der Gesammtausgabe Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, und ich glaube, es wird Manchen zum Anschaffen dieser Gesammtausgabe verlocken. Ich hatte längst gefühlt, daß es am schönsten und literarisch rathsamsten wäre, das „Buch der Lieder“ immer unverändert aufzulegen, aber ein merkantilischer Grund, den ich jetzt unerörtert lassen kann, hätte mich schier verleitet, das Buch um ein Drittel des Inhalts aufs heterogenste zu vermehren. Jetzt habe ich auch die Hoffnung, daß Sie davon kleine Auflagen machen, und daß das Publikum auch in der Zahl der Auflagen die Popularität des Buches sehen wird. — Für Menzel ist ein Vortheil, daß ich jetzt nicht nach Süddeutschland reise, und, wie ich höre, hat er schon Wind von dem Verderben, das ihm droht, und wirbt Bundesgenossen; man schreibt mir, aus dem Messkatalog sei meine Antimenzeliade kund geworden (? ich begreife nicht). Ich rechne jetzt um so peinlicher darauf, daß nur recht viel Exemplare meiner ganzen Vorrede ins Publikum kommen. Werben Sie auch für mich einige Champions, nämlich literarische. Denn Tinte fließt auf jeden Fall —

abzureisen, um die alte Bretagne zu besuchen, kann etwa nur noch acht Tage hier bleiben, und möchte doch vorher wissen, wie diese Sache steht. — Ihrem Wunsche, daß ich dem Publikum selbst eine Anzeige mache, woraus es glauben soll, daß eine Gesamtausgabe meiner Werke nicht so bald erscheine, will ich gern entsprechen. Zu diesem Behufe habe ich einliegende Zeilen geschrieben, die, dünkt mich, das Verdienst haben, Ihnen freie Hand zu lassen für den Fall, daß Sie das Erscheinen der Gesamtausgabe vorrücken oder weit hinausrücken wollen, je nachdem es Ihren Bedürfnissen entspricht. Das Publikum glaubt bei dieser Anzeige, daß die Herausgabe noch in weitem Felde steht, und die Buchhändler sehen, daß der Termin der Herausgabe ganz von Ihnen abhängt. An Scheible, der mir dieser Tage einen dringenden Brief schrieb, um endlich von mir eine definitive Antwort zu haben, habe ich nicht ohne Befangenheit antworten können; indessen, meine herzlichste Freimüthigkeit wird ihm und seinen Kommittenten gefallen haben. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon mal gesagt, daß ich diesen Winter eine Einleitung zum „Don Quixote“ geschrieben für Herrn Hvas, den Faktor einer mir ganz unbekannten Societät; er gab mir dafür 1000 Francs und erhielt leider das Schlechteste,

was ich je geschrieben habe. — Ich hatte die Grippe, als ich Dergleichen zur bestimmten Zeit auf Rom-
mando und aus Geldnoth schrieb. — An Varnhagen
werde ich, in Beziehung auf den besprochenen Pro-
spectus, dieser Tage schreiben; ich habe ihm eben
auch zu antworten auf einen dringenden Brief, worin
er Kugel's Briefe von mir verlangte. Er weiß wohl,
daß diese, vielleicht über fünfzig Bänd., bei meiner
Wiederkehr zurückbleiben. Jetzt habe ich noch einige
Briefe, die er mit ihm von der Zusammenkunft her-
ber schickte. Ich die noch zurückgelassen habe, weil er
aus ihnen etwas gewußt. Ich werde ihn meine
Schmerzschreibung seiner Gefundheit zu machen und
ich überschicke dieselbe nebst dem Briefe, den ich
schickte. — Auch die Papier wegen der Tage noch zu
besser tun. — Nachrichten über den Winter
schicken, nämlich Nachrichten über den Winter.

Weniger oder übermäßiger Konsum an Nahrung
wie ich es mit der Nahrung gemacht habe und ich
wie mich nach Gesundheit und Verstand richten konnte
mühten Sie es zu vermeiden. Ich habe mich einige Tage
begeben. Sie es zu vermeiden auf der Gesundheit,
des Konsums von Nahrung und wie es sich
Gesundheitlich ist zu vermeiden und wie es die
Ernährung zu vermeiden. Einige haben mich zu
diesem Thema in eine sehr interessante Diskussion.

Ich schreibe heute nur, weil ich mit den Korrekturen des „Buchs der Lieder“ nicht länger zögern will. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

30. Literarische Anzeige.

(Beilage zum vorhergehenden Briefe.)

Auf Wunsch meines Freundes Julius Campe, Inhaber der Buchhandlung Hoffmann & Campe, bringe ich zur öffentlichen Kunde, daß eine verbesserte und vermehrte Gesamtausgabe meiner Werke, die im Verlag Desselben erscheint, nicht eher in Druck gegeben wird, als bis Verfasser und Verleger, ohne Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, auf das unparteiische Wohlwollen der resp. Censurbehörden Deutschlands rechnen dürfen.

Paris, den 1. Mai 1837.

Heinrich Heine.

31. An Julius Campe.

Paris, den 10. Mai 1837.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen in einer sehr trüben Stimmung. Verbrießlichkeiten ohne Ende verleiden mir in diesem Augenblick das schöne Paris dergestalt, daß ich froh bin, es dieser Tage verlassen zu können. Ich wäre im Grunde bereits schon abgereist, wenn ich nicht stündlich das Resultat meiner Vorrede von Ihnen erwartete. Aber Sie schreiben mir bis heute darüber kein Sterbenswort, und Sie fühlen wohl, daß mein Mißbehagen dadurch keineswegs vermindert wird. Bis künftigen Dienstag denke ich noch hier zu sein, und bis dahin hoffe ich Brief von Ihnen zu erhalten. Ich reise diesmal, statt nach der Normandie, auf einige Zeit nach der Bretagne und finde ich dort einen wohllichen Ort an. Wenn so habe ich dort und verweile bis zum Winter. Ich bedarf der Einsamkeit zu meinen Arbeiten eine Menge verbrießlicher Abenteuer haben und bis zu den letzten vier Wochen zu keiner vernünftigen Zeile gelangen lassen; und es drückt mich mein Leben, nämlich das geschriebene, zu beendigen.

Mit meinem Oheim Salomon kann ich mich

sehr schlecht, er hat mir vorig Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es ist schlimm genug, daß dieser Mann, der, wie ich höre, Institute stiftet, um heruntergekommene Schächerer wieder auf die Beine zu bringen, seinen Neffen mit Weib und Kind in den unverschuldetsten Nöthen hungern läßt. — Ich sage: Weib und Kind, aber unter dem ersteren Worte verstehe ich etwas Edleres, als eine durch Geldmänner und Pfaffen angepöpelte Ehefrau.

Wahrscheinlich erhalten Sie erst vom Meerstrand Brief von mir. — Da ich, wie Sie wissen, ganz ohne literarische Nachrichten bin, so wird es mich sehr interessieren, wenn Sie mir recht Vieles schreiben. — Die Vorrede zum „Don Quixote,“ die ich diesen Winter für Herrn Hvas schrieb, der jetzt als „Verlag der Klassiker“ sich ankündigt, muß längst erschienen sein. Ich that's des lieben Geldes wegen, und schon am schlechten Stil werden Sie es merken. — Ich taue verdammt wenig zum Lohnschreiber. — Dem Gerücht, daß ich mich in Stuttgart niederlassen würde, bitte ich überall zu widersprechen; es liegt mir dran. Auch Cotta, wie ich es aus einem eben erhaltenen Brief ersehe, scheint es zu glauben. — Leben Sie wohl und schreiben

Sie mir Viel, und behalten Sie mich lieb und werth.
Ich bin Ihnen jetzt von ganzem Gemüthe zugethan.

Ihr Freund

H. Heine.

32. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1837.

Und noch immer, liebster Campe! noch keine Zeile über die Vorrede des „Salons“ — Ich ver-
gehe vor Ungeduld! — Anbei erhalten Sie die
Vorrede zum „Buch der Lieder“, und ich bitte
Sie für getreuesten Abdruck zu sorgen. — Die
Vorrede zur Gesamtausgabe schreibe ich in den
nächsten Wochen am Meer, ich denke Ihnen damit
eine Freude zu machen. — Ich komme dies Jahr
gar nicht aus den Vorreden heraus!

Dieser Tage, ganz bestimmt, frage ich ab von
hier; möglich ist es jedoch, daß ich wieder nach
Boulogne gehe; habe dort meine alte stille Arbeits-
stube. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir
nur recht bald.

Ihr Freund

H. Heine.

33. An August Lewald.

Granville, den 2. Juni 1837.

. . . Centnerschwer lag es mir auf dem Herzen, daß Sie mein langes Stillschweigen mißdeuten könnten. Nein, es vergeht kein Tag, daß wir nicht Ihrer mit Liebe gedenken. Ich sage: wir. Sie haben mir in jüngster Zeit zu viel thätige Freundschaft gezeigt, als daß ich Ihrer vergessen könnte. Ich hätte Ihnen auch längst geschrieben, wenn ich nicht beabsichtigte, Ihnen zu sagen, wo uns Ihre Antwort treffen könnte; aber von Tag zu Tag schob ich die Reise auf, und erst heute kann ich Ihnen sagen, daß mich Ihre Briefe unter der Adresse: Mr. H. Heine, poste restante à Granville, Département de la Manche en France, richtig antreffen oder auffinden. Seit einigen Wochen habe ich Paris verlassen und durchschwärme die Bretagne, theils des Fischfangs wegen, theils auch um die Küsten kennen zu lernen, die für den Geschichtsforscher, besonders in Betreff des Vendéekrieges, interessant sind. — Ich studiere gern Geschichte an Ort und Stelle. — Mathilde hat es dies Jahr durchgesetzt, mit mir zu reisen, statt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die schöne Fahrzeit zu genießen.

Aber diese Begleitung hat so viel Beschwerliches wegen der Wildheit der theuren Person, wodurch ich mich beständig ängstige.

Ich schreibe in diesem Augenblick eine Reihe von Briefen, gerichtet an August Lewald, worin ich mit Hammer von den letzten Gründen der Verschiedenheit des französischen und deutschen Theaters rede. —

Ich höre und sehe Nichts aus Deutschland. Lese, wie sich von selbst versteht, keine Blätter und erhalte keine literarischen Nachrichten. Ist mein dritter Salomtheil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu letzterer? — Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und Viel! Sie verstehen mich!

34. An Julius Campe.

Paris. der 12. Julius 1837.

Lieber Campe!

Diesen Morgen bin ich wohl und heuer in Paris wieder angekommen. Nachdem ich zwei Monate in der Bretagne zugebracht. Ich vermerke bestimmt darauf, hier Brief von Ihnen u. Brief meines Buches vorzufinden. und ihm sehr nachzusehen.

wie sehr es mich afficiert, gar keine Nachricht darüber zu empfangen. Ihr letzter Brief ist mir vor etwa sechs Wochen auf der Höhe des Mont-Michel zugekommen und ich harrete mit Antwort bis zu meiner Rückkehr in Paris, die sich um einige Wochen verzögerte. Die Bretagne ist eins der merkwürdigsten Länder, und ich bereue nicht die Zeit, die ich zur Beobachtung der Natur, Menschen und Alterthümer dort angewendet. Leider habe ich in Granville und Saint-Malo dieses Jahr nicht baden können, wegen einer kleinen Unpässlichkeit, und ich muß dies Jahr nochmals ans Meer reisen, um zu baden. In meinem Leben habe ich weiter geschrieben. Aus einem Brief, den ich eben vorfinde, sehe ich, daß Lewald für seine Theaterrevue einen Artikel von mir unter einem höchst drolligen Titel ankündigt; in der That habe ich für ihn kurz vor meiner Abreise eine große (über zwölf Druckbogen „Reisebilder“-Format) Arbeit geschrieben, die aber unter dem Titel „Die französische Bühne“ in der Lewald'schen Revue erscheinen soll und nur den kleinen Theil eines größeren Ganzen bildet. Über falsche Titel für Artikel ärgere ich mich eben so, wie über falsche Interpunction.

Ach, liebster Campe, in Rennes habe ich den ersten Theil der „Reisebilder“ vorgenommen, um die dritte Auflage für Sie zu bereiten, und hierbei schicke

ich Ihnen auch das darauf bezügliche Druckfehlerverzeichnis, woraus Sie ersehen, daß man mir seit meiner Abwesenheit in meinen Büchern die von den Originalen abweichendste Interpunction druckt; ich habe nur das Wenigste redressieren können, aber ich bitte Sie sehr, sehen Sie darauf, daß meine Interpunction nicht willkürlich von der Druckerei geändert wird. Haben Sie zur dritten Auflage des ersten Reisebildertheils auch eine kleine Vorrede nöthig, so sagen Sie es mir. Heideloff hier hat zu den zwei Bändchen des vor fünf Jahren gedruckten „Zur deutschen Literatur“ ein neues Titelblatt mit der jetzigen Jahrzahl drucken und dem zusammengehefteten alten Buche vorkleben lassen; ich glaube nicht, daß Dergleichen erlaubt ist. — Vielleicht, wenn ich dieses Jahr nach Boulogne gehe, mache ich einen Abstecher nach London. — Ich habe drei Tage und zwei Nächte durchgereist, mein Kopf ist noch wie zerbröckelt; Sie werden's diesem Brief ansehen. Doch wollte ich Ihnen gleich bei meiner Ankunft schreiben und Ihnen das einliegende Druckfehlerverzeichnis schicken. Und nun bitte ich um baldigste Auskunft über mein Buch.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich zugethan, wie ich es Ihnen bin, jetzt gewiß von ganzer Seele. Wir werden noch manche ge-

meinsame Freuden mit einander haben und ich werde gewiß von jetzt an Alles thun, damit Sie mit mir zufrieden seien. — Ich kann vor Ermüdung heute nicht weiter schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

35. An Maximilian Heine.

Havre de Grâce, ich glaube den 5. August 1837.

Geliebter Bruder Max!

Einige Stunden vor meiner Abreise von Paris erhielt ich Mutters Brief, worin sie mir sagte, daß du mir wahrscheinlich ein Rendezvous in London geben würdest. Ich reiste nach Boulogne sur mer und gab in Paris Ordre, mir meine Briefe dorthin nachzuschicken. Aber eine Reihe von Verdrießlichkeiten, die mich in Boulogne gleich assaillierten, bewogen mich hierher nach Havre zu reisen, um meine Bäder zu nehmen, die ich, ach! so sehr nöthig habe. Ob ich es hier einige Wochen aushalten kann, weiß ich nicht, aber so Viel sage ich, daß ich nicht dieses Jahr nach London gehen kann, und ich eile dir Dieses zu melden, für den Fall, daß du mir in deinem Briefe, der mich noch nicht erreicht hat,

ein Rendezvous gegeben haben möchtest. Dieses aber betrübt mich unsäglich; ich hätte dich gern noch einmal gesehen; ich sage noch einmal, denn eine schmerzliche Ahnung belastet mich, daß ich aus der Welt scheiden werde, ohne dich wieder mit leiblichen Augen gesehen zu haben. Mit den Augen des Geistes sehe ich dich beständig, denn du bist der Einzige von Allen, der mich schweigend verstehen kann, und dem ich nicht nöthig habe, weitläufig auseinander zu setzen, wie alle Bekümmernisse meines Lebens nicht durch eigene Schuld entstanden sind, sondern sich als nothwendige Folge meiner socialen Stellung und meiner geistigen Begabung erklären lassen. Du weißt, daß die Größe des Charakters und des Talentes in unserer Zeit nicht verziehen werden, wenn man ob dieses Verbrechens sich nicht durch eine Unzahl kleiner Schlechtigkeiten die allerhöchste und allerniedrigste Verzeihung erkaufen will!

Ich bitte dich, von diesem Briefe an Mutter Nichts zu sagen, denn sie könnte ob des Tones desselben sich betrüben. Du siehst auch, wie sehr ich Recht hatte, dir nicht zu schreiben, denn ich darf dir das Bestimmte nicht sagen, und das Unbestimmte würde dich nur in der weiten Ferne beängstigt haben. — Was man dir in Hamburg von mir sagt, wirst du hoffentlich nicht glauben. Am aller-

wenigsten hoffe ich, daß du den Schnödigkeiten, die dir bei Onkel Heine von mir zu Ohren kämen, Glauben schenkst.

In diesem Hause herrschte von jeher eine *Aria cattiva*, die meinen guten Reumund verpestete. Alles Gewürm, was an meinem guten Reumund zehren wollte, fand in diesem Hause immer die reichlichste Nahrung.

Aber es ist dafür gesorgt, daß der Tempel meines Ruhmes nicht auf dem Sungfernstieg*) oder in Ottersen zu stehen kommt, und einer von Salomon Heine's Hauschmarokern und Protegés als Hoherpriester meines Ruhmes angestellt wird. —

Sogar was der Onkel dir von mir sagen möchte, darfst du nicht buchstäblich glauben. Zur Zeit, als ich durch Krankheit (ich hatte dabei noch die Selbstsucht) und unverschuldetes Unglück bis zur äußersten Bitterkeit gestimmt war schrieb, ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflößen mußte, und der dennoch nur seinen Zorn erregte. Das ist all sein Klagegrund gegen mich! Denn die paar tausend Franken, die ich ihm

*) Auf dieser Straße in Hamburg lag das Haus, und in Ottersen (unweit Altona's an der Elbe) das Landhaus des Onkels.

koſte, berechtigen ihn ſchwerlich zur Klage, ihn, den Millionär, den größten Millionär von Hamburg, deſſen Generoſität . . . genug davon!

Du weißt, daß ich dieſen Mann immer wie meinen Vater geliebt habe, und nun mußt' ich . . . genug davon! Am meiſten ſchmerzt mich die Meinung der Welt, die ſich die Härte meines Chelms nicht anders erklären kann, als durch irgend eine ſchlechte Handlung, die man in meiner Familie mit etwa vorwirft und im Publitum verſchweigt . . . ach! wenn ich ſchlechte Handlungen begeben wollte, ich könnte gut mit der ganzen Welt und . . . genug deſſen!

Leb wohl, und haſt du mal eine müßige Stunde, ſo ſchreibe mir. Adreſſiere deine Briefe *Poste restante* an Havre de Grâce. Ich finde mich wohl: körperlich leide ich fast gar nicht, außer an meiner linken Hand, deren Kähmung bis an den Ellenbogen hinaufsteigt. Ich werde übrigens sehr müde. Wenn ich mich manchmal im Spiegel betrachte, entsetze ich: ich ſiehe jetzt ganz aus wie mein väterlicher Vater ausah, nämlich zur Zeit, als er unſere Mütter ja ſah. — Ich ſchreibe viel. Mein wichtigſtes Werk ſind meine Memoiren. Sie werden bald erscheinen werden: am liebſten wäre es mir, wenn ſie erſt nach meinem Tode gedruckt würden! —

Den Herrn *** habe ich in Paris nicht gesehen, habe aber in Erfahrung gebracht, daß er dem Journal des Débats und der Revue des deux mondes Artikel übersenden wird (versteht sich günstige), für deren Aufnahme er noch besonders bezahlen wird. Er besticht die Presse auf Ordre und Rechnung seiner Regierung. Bei mir wäre er schlecht angelaufen, wenn er mir mit dergleichen Offerten gekommen wäre. Obgleich die deutschen Demagogen das Gerücht verbreiten, ich sei von den Regierungen gekauft, so kann ich dir doch bei dem Leben aller Derer, die ich liebe, beschwören, daß ich nie einen Sou nehmen wollte, selbst wenn ich in der größten Bedrängnis war. Und jetzt ist es gar unmöglich, daß ich eine so klägliche Handlung beginge — genug davon. Lebe wohl, behalte mich lieb. Schreibe mir, wie es in Hamburg aussieht, nämlich bei Mutter, Vottchen und Onkel; befindet er sich wohl?

Dein Bruder

H. Heine.

36. An Maximilian Heine.

Havre de Grâce, den 25. August 1887.

Liebster Max!

Deinen Brief habe ich erhalten, gestern; da morgen früh das Dampfboot nach Hamburg geht, eile ich, dir zu antworten. — Nein, ich kann dir heute nicht schreiben, ich will auch nicht in die Materien, die du erwähnst, eingehen, denn theils ist heute mein Kopf trüb und wüst, in Folge eines Kopfschmerzes, der gestern mich bis zur Verzagnis quälte, theils auch bin ich verstimmt, so schwarz-müthig gestimmt, daß dich mein Brief vielleicht ängstigen könnte.

Dein Brief aber hat mich sehr erfreut, denn nicht bloß schöpfte ich daraus einige Labungstropfen der Hoffnung, sondern er war mir auch ein Beweis deiner brüderlichen Liebe, er gab mir Zeugnis, daß ich es auf dieser Welt nicht mit lauter Egoisten zu thun habe. Du glaubst es nicht, wie theuer ich meine Liebe und meine besseren Gefühle täglich bezahlen muß, und wie alle meine Nöthen und Bedrängnisse durch die besseren Eigenschaften, die unzerstörbar in mir walten, herbeigeführt worden! — Lieber Junge, wie viel und unverschuldeten Kummer ich seit zwei Jahren trage, ist kaum glaublich. —

Deinen Wunsch, daß ich an Onkel Heine schreiben soll, werde ich diese Tage erfüllen und er wird durch die Landpost nächstens einen Brief von mir erhalten. Übrigens habe ich ihm bereits vor drei Monat von Granville aus einen gehorsamen, ganz aus der Seele geflossenen Versöhnungsbrief geschrieben, worauf ich freilich keine Antwort begehrte, indem ich ihm nicht meine Adresse gab, aber wovon er doch gegen dich Erwähnung thun konnte. Erinnere ihn daran, und siehe zu, daß er mir einige Zeilen schreibe. — Ist er so edel, so großmüthig, wie du mir immer rühmst, ist er dieser außerordentlich edle, große Mensch, so geb' ich ihm ja die Gelegenheit, es zu beweisen.

Dein Bruder

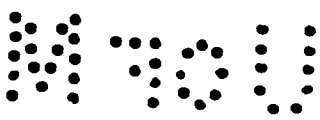
H. Heine.

37. An Maximilian Heine.

Havre de Grâce, den 29. August 1837.

Mein theurer Bruder! Da ich doch einmal verurtheilt bin, statt dir zu dienen, Dienste von dir zu empfangen, so sollst du auch heute eine Kommission von mir empfangen. Ich bitte dich nämlich, suche meine frühesten Gedichte, nämlich das

Bändchen, das bei Maurer in Berlin erschienen, so wie auch meine Tragödien zu verschaffen, und schick sie mir hierher per Dampfschiff unter der Adresse von: Wanner, Langer und Komp. Giebt es dort etwas Neues, irgend eine Novität, die mich direkt interessieren könnte, so pack sie bei. — Kannst du mir über die Wirkung meiner Menzeliade Etwas sagen? Hier in Frankreich seh' ich und höre ich Nichts. Die Nothwendigkeit, daß ich Menzel endlich züchtigte, wirst du wohl begriffen haben. Mein größter Wunsch wäre, er schüge sich. Acht Jahre lang ließ ich mich ruhig insultieren und wartete, bis er reif war. — Hier in Havre bleibe ich nur noch einige Tage, weiß aber nicht, ob ich dann direkt nach Paris zurückgehe. Meine Badefur ist wieder verpfuscht. Vorig Jahr konnte ich nicht baden, weil ich die Gelbsucht hatte. Dies Jahr, vielleicht weil mich während der letzten Zeit so viel Quälereien heimsuchten, bekamen mir die fünfzehn Bäder, die ich bis jetzt genommen habe, sehr schlecht; wieder leide ich an Migräne, die drei Tage mich quält und zur Arbeit mich unfähig macht. Sogar neue Übel melden sich, aber ich bin ja, seitdem wir uns nicht gesehen, acht Jahre älter geworden, und bei dem gesetzten Leben, das ich führe, bei der geistigen und leiblichen Aufregung der letzten Jahre, hat sich gewiss die



Avantgarde der Dekrepitüde schon eingestellt. Die Jugend ist dahin, und nach großen Feldzügen hat man das Recht, müde zu sein. — An Onkel werde ich mit dem zunächst abgehenden Dampfboote schreiben. Der Gedanke schon an diesen Brief erregt allen Mißmuth meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, sondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geschunden von den schneidendsten Beschuldigungen, und ich soll um Verzeihung bitten. Es giebt keine Opfer, welche ich für diesen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehn Mal mehr Kummer verursacht, ich hätte es gewiß längst verziehen, aber es ist grausam hart, daß ich das himmelschreiende Unrecht, das er an mir begeht, verschweigen soll. Ich bin kein falscher Mensch, sagt mein seliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle. Was kann er mir vorwerfen, als Irrespektuosität in Worten, nicht in Handlungen, und Das nur einmal während meines ganzen Lebens — während er doch wissen sollte, daß wir Alle in unserer Familie von aufbrausender Natur sind, und daß wir in der nächsten Stunde es bereuen, was wir Verlegendes gesagt haben. — Ich habe wahrhaftig, zu dem Ansehen, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; daß aber die Familie nie das Bedürfnis fühlte,

dieses Ansehen, und sei es in den kleinsten Dingen, zu befördern, ist mir unbegreiflich. Sa, im Gegentheil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Renommée bekannt waren. Ein miserabler Wurm, der Doktor, der mich aufs gemeinste angriff,*) ward, wie man mir jüngst erzählt, bei meinem eigenen Onkel zu Tisch geladen, und von meinem eigenen Onkel bekam die alte Mamsell Specter, die er heirathen wollte, eine Ausstattung. Dieses Gewürm paßte zusammen, denn in keinem Hause, wie ich durch Campe wußte, hat man während meiner Anwesenheit in Hamburg schändlicher gegen mich als Schriftsteller raisonnirt, als im Specter'schen Hause. Das ist nur ein Beispiel. — Wir wollen sehen, ob ich Recht habe, oder du? — — Schreib mir doch viel während deiner Abwesenheit aus Rußland; besonders gieb mir detaillierte Nachricht über Mutter. — Ich werde euch wohl nie wieder sehen!

Wie ich mich mit Campe arrangiert, wirst du

*) Professor Wurm, Geschichtslehrer am Hamburger Johanneum, hatte eine giftige Recension über Heine's „Französische Zustände“ in den von ihm redigierten „Kritischen Blättern der Börsehalle“ (Nr. 136, vom 4. Febr. 1833) drucken lassen.

wohl wissen. Ich habe in der schlimmsten Zeit ihm meine bisherigen Omnia auf elf Sahre für 20,000 Franks verkauft. Durch beispiellose Niederträchtigkeit eines Freundes, für den ich mich garantiert und bei dem ich Gelder deponiert, ward ich damals in eine heillose Lage versetzt. Nur durch die größten Anstrengungen gelang es mir, jeder Anforderung zu genügen, und meinen Feinden keine Blößen zu geben. Das war die Hauptsache. Lebe wohl, handle für deinen Bruder, der dich unaussprechlich liebt.

H. Heine.

P. S. Dieser Brief ist nicht abgegangen und ich schicke dir ihn mitsammt dem Brief an Onkel, den du ihm bei guter Gelegenheit mittheilen sollst.

38. An Salomon Heine.

Havre de Grâce, den 1. September 1837.

Lieber Onkel!

Mit Verwunderung und großem Kummer ersehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, daß Sie noch immer Beschwerde gegen mich führen, sich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt

glauben; und mein Bruder, in seinem Enthusiasmus für Sie, ermahnt mich aufs dringendste, Ihnen mit Liebe und Gehorsam zu schreiben, und ein Mißverhältniß, welches der Welt so viel Stoff zum Skandal bietet, auf immer zu beseitigen. Der Skandal kümmert mich nun wenig, es liegt mir Nichts daran, ob die Welt mich ungerechter Weise der Lieblosigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewissen ist ruhig, und ich habe außerdem dafür gesorgt, daß, wenn wir Alle längst im Grabe liegen, mein ganzes Leben seine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir sehr Viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt ist, zu verschuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieses ist jetzt das schmerzlichste Bedürfnis meiner Seele, und um diese Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden und deren ich mich nur einmal im Leben entäußert habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdientesten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtige Krankheit, die Gelbsucht, mein ganzes Wesen verkehrte, und Schreckenisse in mein Gemüth traten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wissen, daß in

unserer Familie, bei unserm aufbrausenden und offenen Charakter, die bösen Worte nicht Viel bedeuten, und in der nächsten Stunde, wo nicht gar vergessen, doch gewiß bereut sind. Wer kann Das besser wissen, als Sie, lieber Onkel, an dessen bösen Worten man manchmal sterben könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie nicht aus dem Herzen kommen, und daß Ihr Herz voll Güte ist, voll Liebenswürdigkeit und Großmuth. Um Ihre Worte, und wären sie noch so böse, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich aufs gramvollste, es schmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die sich jetzt in Ihrem Herzen selbst zeigt. Ich sage unnatürliche Härte, denn sie ist gegen Ihre Natur, hier müssen unselige Zuflüsterungen im Spiel sein, hier ist ein geheimer Einfluß wirksam, den wir Beide vielleicht nie errathen, was um so verdrießlicher ist, da mein Argwohn Seden in Ihrer Umgebung, die besten Freunde und Verwandten verdächtigen könnte — mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alles andere Unglück muß mich dieses Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie nothwendig es ist, daß ich davon erlöst werde. Sie haben keine Vorstellung davon, wie sehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen besseren Eigenschaften verdanke ich die

Kümmernisse, die mich zernagen und vielleicht zerstören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörtesten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen behalten kann; Sie kennen nicht die schleichenden Intrigen, die nach den wilden Aufregungen des Parteikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht hält, ist der Stolz der geistigen Obermacht, die mir angeboren ist, und das Bewusstsein, daß kein Mensch in der Welt mit weniger Federstrichen sich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. —

Aber sagen Sie mir, was ist der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genie lastet? Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geister, die Thürme der Menschheit, am öftesten, während er die niedrigen Strohdachdächer der Mittelmäßigkeit so liebevoll verschont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe sät? Sagen Sie mir, warum der Mann, der so weichmüthig, so mitleidig, so barmherzig in gegen fremde Menschen, sich jetzt so hart zeigt gegen seinen Vetter?

H. Heine.

39. An Julius Campe.

Havre, den 5. September 1837.

Liebster Campe!

Ihr letzter Brief hat große Reisen gemacht, ehe er mich hier antraf; durch Zufall ward er nämlich nach Boulogne geschickt, und nachher nach Dieppe. Dieser Umstand und meine Verzögerung des Abreisens von hier ist Schuld, daß ich Ihnen erst heute schreibe. Morgen früh reise ich nach Paris zurück, ganz bestimmt, und dort werde ich Ihnen gleich sagen, welche französische Buchhändlerfirma Sie auf meine Bücher setzen können, um vor Nachdruck geschützt zu werden. Ich will mit Dubochet (welcher unter der Firma Dubochet & Co. mit Paulin associiert ist und die illustrierten französischen Prachtausgaben der französischen Klassiker herausgiebt) reden, und auf Diesen kann ich mich verlassen. — Sie irren, wenn Sie glauben, Heidehoff habe die „Literatur“ nachgedruckt: er hat bloß zu den zwei Bändchen einen neuen Titel gedruckt, und den alten Exemplaren den neuen Titel vorgeflebt. —

Seit einigen Tagen leide ich schrecklich an den Augen, und das Schreiben geht mir pein-

lichst mühsam von Statten. Aber sobald ich in Paris retour bin, sollen Sie größeren Brief von mir erhalten. Ich hoffe noch immer, daß Menzel sich schlägt; man muß ihn auf alle mögliche Weise dazu reizen.

Von Süddeutschland schreibt man mir, daß der „Denunciant“ das größte Aufsehen erregt. — Ich habe seit drei Wochen fast gar Nichts geschrieben. — Börne findet nach seinem Tode große Anerkennung als Mensch. Deutschland verliert in ihm unstreitig seinen größten Patrioten; die Literatur verliert Wenig an ihm.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald und Viel. Alles, was Sie wünschen, soll immer geschehen, und auf die Treue und Zuverlässigkeit meiner Freundschaft dürfen Sie rechnen.

Ihr Freund

H. Heine.

40. An Julius Campe.

Paris, den 15. September 1837.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen habe ich Havre verlassen, beängstigt durch ein Augenübel, das sich fast stündlich

vergrößerte. Hier angekommen, konnte ich mit dem rechten Auge gar Nichts, und mit dem linken nur Wenig sehen. Der beste hiesige Augenarzt, Sichel, hat mich aber so weit hergestellt, daß ich heute ausfahren und schreiben kann. Nur kann ich die Buchstaben noch nicht genau sehen. Bin auch schwach wie eine Fliege; habe täglich Blut gelassen und bis diesen Morgen Nichts gegessen. — Ich ging heute gleich zu Renduel, und er ist fester Meinung, wenn Sie seine Firma auf das Titelblatt meiner Bücher setzen, daß kein Nachdrucker hier es wagen wird, sie nachzudrucken, und daß er jedenfalls auf nachgedruckte Exemplare gleich Beschlag legen kann. Er wird Alles thun, was in solchem Falle energisch zu thun sein wird.

Sie können sich ganz auf Renduel verlassen. Sein Charakter, sowohl die Licht- als die Schattenseite desselben, hat mit dem Ihrigen große Ähnlichkeit, und ich nenne ihn mit Recht meinen französischen Campe. — Lassen Sie daher auf das Titelblatt des „Buchs der Lieder“ und der „Reisebilder“, so wie überhaupt auf alle meine Bücher, unter Ihrer Firma drucken: „Paris, chez Eugène Renduel, rue Christine No 3.“

Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte? Mitten in meiner größten Arbeit!

Setzen Sie meinen Bruder von diesem Ereignis und meiner Genesung in Kenntniß; ich würde sonst an ihn schreiben. Es diene ihm als Beispiel, wie in dieser Zeit alle Unglücke sich bei mir häufen.

Ihr getreuer Freund

H. Heine.

41. An August Lewald.

Paris, den 18. September 1837.

Liebster Lewald!

Im Moment meiner Abreise von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Theilnahme, die sich in jeder Zeile desselben ausspricht. Ich verließ Havre früher, als ich beabsichtigte, um so bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu konsultieren. In Rouen konnte ich fast gar Nichts mehr sehen, die Pupille des rechten Auges war fast so groß wie die ganze Iris, und ich fürchtete schon das Schlimmste. Aber durch eine achttägige Kur bin ich hier unter Behandlung des Dr. Sichel so weit wieder hergestellt, daß ich ganz klar sehe, nur noch an Augenschwäche leide, und wenig lesen und noch weniger schreiben

Avantgarde der Dekrepitüde schon eingestellt. Die Jugend ist dahin, und nach großen Feldzügen hat man das Recht, müde zu sein. — An Onkel werde ich mit dem zunächst abgehenden Dampfboote schreiben. Der Gedanke schon an diesen Brief erregt allen Mißmuth meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, sondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geschunden von den schneidendsten Beschuldigungen, und ich soll um Verzeihung bitten. Es giebt keine Opfer, welche ich für diesen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehn Mal mehr Kummer verursacht, ich hätte es gewiß längst verziehen, aber es ist grausam hart, daß ich das himmel-schreiende Unrecht, das er an mir begeht, verschweigen soll. Ich bin kein falscher Mensch, sagt mein seliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle. Was kann er mir vorwerfen, als Ir-respektuosität in Worten, nicht in Handlungen, und Das nur einmal während meines ganzen Lebens — während er doch wissen sollte, daß wir Alle in unserer Familie von aufbrausender Natur sind, und daß wir in der nächsten Stunde es bereuen, was wir Verlegendes gesagt haben. — Ich habe wahrhaftig, zu dem Ansehen, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; daß aber die Familie nie das Bedürfnis fühlte,

dieses Ansehen, und sei es in den kleinsten Dingen, zu befördern, ist mir unbegreiflich. Sa, im Gegentheil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Renommée bekannt waren. Ein miserabler Wurm, der Doktor, der mich aufs gemeinste angriff,*) ward, wie man mir jüngst erzählt, bei meinem eigenen Onkel zu Tisch geladen, und von meinem eigenen Onkel bekam die alte Mamsell Speckter, die er heirathen wollte, eine Ausstattung. Dieses Gewürm paßte zusammen, denn in keinem Hause, wie ich durch Campe wußte, hat man während meiner Anwesenheit in Hamburg schändlicher gegen mich als Schriftsteller raisonniert, als im Speckter'schen Hause. Das ist nur ein Beispiel. — Wir wollen sehen, ob ich Recht habe, oder du? — — Schreib mir doch viel während deiner Abwesenheit aus Rußland; besonders gieb mir detaillierte Nachricht über Mutter. — Ich werde euch wohl nie wieder sehen!

Wie ich mich mit Campe arrangiert, wirst du

*) Professor Wurm, Geschichtslehrer am Hamburger Johanneum, hatte eine giftige Recension über Heine's „Französische Zustände“ in den von ihm redigierten „Kritischen Blättern der Börsehalle“ (Nr. 136, vom 4. Febr. 1833) drucken lassen.

wohl wissen. Ich habe in der schlimmsten Zeit ihm meine bisherigen Omnia auf elf Jahre für 20,000 Franks verkauft. Durch beispiellose Niederträchtigkeit eines Freundes, für den ich mich garantiert und bei dem ich Gelder deponiert, ward ich damals in eine heillose Lage versetzt. Nur durch die größten Anstrengungen gelang es mir, jeder Anforderung zu genügen, und meinen Feinden keine Blößen zu geben. Das war die Hauptsache. Lebe wohl, handle für deinen Bruder, der dich unaussprechlich liebt.

H. Heine.

P. S. Dieser Brief ist nicht abgegangen und ich schicke dir ihn mitsammt dem Brief an Onkel, den du ihm bei guter Gelegenheit mittheilen sollst.

38. An Salomon Heine.

Havre de Grâce, den 1. September 1837.

Lieber Onkel!

Mit Verwunderung und großem Kummer ersehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, daß Sie noch immer Beschwerde gegen mich führen, sich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt

glauben; und mein Bruder, in seinem Enthusiasmus für Sie, ermahnt mich aufs dringendste, Ihnen mit Liebe und Gehorsam zu schreiben, und ein Mißverhältniß, welches der Welt so viel Stoff zum Skandal bietet, auf immer zu beseitigen. Der Skandal kümmert mich nun wenig, es liegt mir Nichts daran, ob die Welt mich ungerechter Weise der Lieblosigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewissen ist ruhig, und ich habe außerdem dafür gesorgt, daß, wenn wir Alle längst im Grabe liegen, mein ganzes Leben seine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir sehr Viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt ist, zu verscheuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieses ist jetzt das schmerzlichste Bedürfnis meiner Seele, und um diese Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden und deren ich mich nur einmal im Leben entäußert habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdientesten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtige Krankheit, die Gelbsucht, mein ganzes Wesen verkehrte, und Schrecknisse in mein Gemüth traten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wissen, daß in

unserer Familie, bei unjerm aufbrausenden und offenen Charakter, die bösen Worte nicht Viel bedeuten, und in der nächsten Stunde, wo nicht gar vergessen, doch gewiß bereut sind. Wer kann Das besser wissen, als Sie, lieber Onkel, an dessen bösen Worten man manchmal sterben könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie nicht aus dem Herzen kommen, und daß Ihr Herz voll Güte ist, voll Liebenswürdigkeit und Großmuth. Um Ihre Worte, und wären sie noch so böse, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich aufs gramvollste, es schmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die sich jetzt in Ihrem Herzen selbst zeigt. Ich sage unnatürliche Härte, denn sie ist gegen Ihre Natur, hier müssen unselige Zuflüsterungen im Spiel sein, hier ist ein geheimer Einfluß wirksam, den wir Beide vielleicht nie errathen, was um so verdrießlicher ist, da mein Argwohn Seden in Ihrer Umgebung, die besten Freunde und Verwandten verdächtigen könnte — mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alles andere Unglück muß mich dieses Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie nothwendig es ist, daß ich davon erlöst werde. Sie haben keine Vorstellung davon, wie sehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen besseren Eigenschaften verdanke ich die

Kümmernisse, die mich zernagen und vielleicht zerstören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörtesten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen behalten kann; Sie kennen nicht die schleichenden Intrigen, die nach den wilden Aufregungen des Parteikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht hält, ist der Stolz der geistigen Obermacht, die mir angeboren ist, und das Bewußtsein, daß kein Mensch in der Welt mit weniger Federstrichen sich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. —

Aber sagen Sie mir, was ist der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genius lastet? Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geister, die Thürme der Menschheit, am öftesten, während er die niedrigen Strohkopfdächer der Mittelmäßigkeit so liebeich verschont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe säet? Sagen Sie mir, warum der Mann, der so weichfühlend, so mitleidig, so barmherzig ist gegen fremde Menschen, sich jetzt so hart zeigt gegen seinen Neffen?

H. Heine.

39. An Julius Campe.

Havre, den 5. September 1837.

Liebster Campe!

Ihr letzter Brief hat große Reisen gemacht, ehe er mich hier antraf; durch Zufall ward er nämlich nach Boulogne geschickt, und nachher nach Dieppe. Dieser Umstand und meine Verzögerung des Abreisens von hier ist Schuld, daß ich Ihnen erst heute schreibe. Morgen früh reise ich nach Paris zurück, ganz bestimmt, und dort werde ich Ihnen gleich sagen, welche französische Buchhändlerfirma Sie auf meine Bücher setzen können, um vor Nachdruck geschützt zu werden. Ich will mit Dubochet (welcher unter der Firma Dubochet & Co. mit Paulin associiert ist und die illustrierten französischen Prachtausgaben der französischen Klassiker herausgiebt) reden, und auf Diesen kann ich mich verlassen. — Sie irren, wenn Sie glauben, Heidehoff habe die „Literatur“ nachgedruckt: er hat bloß zu den zwei Bändchen einen neuen Titel gedruckt, und den alten Exemplaren den neuen Titel vorgeflebt. —

Seit einigen Tagen leide ich schrecklich an den Augen, und das Schreiben geht mir pein-

lichst mühsam von Statten. Aber sobald ich in Paris retour bin, sollen Sie größeren Brief von mir erhalten. Ich hoffe noch immer, daß Menzel sich schlägt; man muß ihn auf alle mögliche Weise dazu reizen.

Von Süddeutschland schreibt man mir, daß der „Denunciant“ das größte Aufsehen erregt. — Ich habe seit drei Wochen fast gar Nichts geschrieben. — Börne findet nach seinem Tode große Anerkennung als Mensch. Deutschland verliert in ihm unstreitig seinen größten Patrioten; die Literatur verliert Wenig an ihm.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald und Viel. Alles, was Sie wünschen, soll immer geschehen, und auf die Treue und Zuverlässigkeit meiner Freundschaft dürfen Sie rechnen.

Ihr Freund

H. Heine.

40. An Julius Campe.

Paris, den 15. September 1837.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen habe ich Havre verlassen, beängstigt durch ein Augenübel, das sich fast stündlich

vergrößerte. Hier angekommen, konnte ich mit dem rechten Auge gar Nichts, und mit dem linken nur Wenig sehen. Der beste hiesige Augenarzt, Sichel, hat mich aber so weit hergestellt, daß ich heute ausfahren und schreiben kann. Nur kann ich die Buchstaben noch nicht genau sehen. Bin auch schwach wie eine Fliege; habe täglich Blut gelassen und bis diesen Morgen Nichts gegessen. — Ich ging heute gleich zu Renduel, und er ist fester Meinung, wenn Sie seine Firma auf das Titelblatt meiner Bücher setzen, daß kein Nachdrucker hier es wagen wird, sie nachzudrucken, und daß er jedenfalls auf nachgedruckte Exemplare gleich Beschlag legen kann. Er wird Alles thun, was in solchem Falle energisch zu thun sein wird.

Sie können sich ganz auf Renduel verlassen. Sein Charakter, sowohl die Licht- als die Schattenseite desselben, hat mit dem Ihrigen große Ähnlichkeit, und ich nenne ihn mit Recht meinen französischen Campe. — Lassen Sie daher auf das Titelblatt des „Buchs der Lieder“ und der „Reisebilder“, so wie überhaupt auf alle meine Bücher, unter Ihrer Firma drucken: „Paris, chez Eugène Renduel, rue Christine No 3.“

Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte? Mitten in meiner größten Arbeit!

Setzen Sie meinen Bruder von diesem Ereignis und meiner Genesung in Kenntniss; ich würde sonst an ihn schreiben. Es diene ihm als Beispiel, wie in dieser Zeit alle Unglücke sich bei mir häufen.

Ihr getreuer Freund

H. Heine.

41. An August Lewald.

Paris, den 18. September 1837.

Liebster Lewald!

Im Moment meiner Abreise von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Theilnahme, die sich in jeder Zeile desselben ausspricht. Ich verließ Havre früher, als ich beabsichtigte, um so bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu konsultieren. In Rouen konnte ich fast gar Nichts mehr sehen, die Pupille des rechten Auges war fast so groß wie die ganze Iris, und ich fürchtete schon das Schlimmste. Aber durch eine achttägige Kur bin ich hier unter Behandlung des Dr. Sichel so weit wieder hergestellt, daß ich ganz klar sehe, nur noch an Augenschwäche leide, und wenig lesen und noch weniger schreiben

schreiben kann. Welch ein schreckliches Unglück ist die Blindheit!

42. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1837.

Liebster Campe!

Eigentlich habe ich Ihnen heute Nichts zu schreiben, als daß es mit meinen Augen besser geht, und der Schrecken ob eintretender Blindheit allmählich in meinem Gemüthe erlischt. Meinen dritten Salontheil habe ich erst im Heideloff'schen Laden zu Gesicht bekommen; schicken Sie mir doch vier Exemplare. Apropos Heideloff; ich habe mich mit ihm verständigt, und die Angst ob des Nachdrucks, die Sie durch Ihre letzten Briefe in mir erregt, ist vorüber. Durch Zufall entdeckte ich nämlich, daß Heideloff unter fremdem Namen hier den Uhländ nachdruckt, etwa zehn Aushängebogen habe ich selber schon in Händen gehabt, durch Indiskretion eines Korrektors, und ich fürchtete natürlicherweise, später an die Reihe zu kommen. Freimüthig besprach ich mich nun über das nachdrückliche Thema mit Heideloff, und er gab mir die feste Versicherung, daß ich von dieser Seite Nichts zu befürchten habe, daß wir

Beide uns nur Nutzen und keinen Schaden thun werden; und in der That, durch meine hiesige Stellung und durch noch andere Dinge, worüber ein ander Mal, kann ich Heideloff hier sehr nützlich sein, und indem ich die hier auftauchenden deutschen Oppositions-Buchhandlungen nicht, wie diese es wünschen, durch mein Ansehen unterstütze und fördere, zeige ich mich Heideloff sehr gefällig. So z. B. habe ich diese Tage den Antrag der hiesigen deutschen Lesegesellschaft, die nur einige Zeilen von mir wünschte zu einer Glanzannonce, bestimmt abgelehnt, ich mache dadurch mir sogar neue Feinde, u. s. w.; kurz, ich werde Heideloff durch sein eignes Interesse genug binden, und Sie dürfen wegen Nachdrucksjorgen sich beruhigen. Jedenfalls vertrete ich Ihre Interessen mit Leib und Leben. — Über Menzel habe ich keine Nachrichten; er ist dumm, jetzt zu schweigen; schweigt er noch drei Monat, so ist er auf immer verloren. — Vielleicht muß ich der nachgebliebenen Schwäche meiner Augen wegen noch mehrere Wochen ohne Arbeit zubringen. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, was es Neues giebt.

Ihr Freund

· H. Heine.

43. An Julius Campe.

Liebster Campe!

Ich bitte Sie, diesen Korrespondenzartikel aus Stuttgart so bald als möglich im „Hamburger Korrespondenten“ abdrucken zu lassen; Kunkel*) muß es thun, sonst hole ihn der Teufel. Dieser Artikel, eben wegen seiner gemäßigten Abfassung, wird die beste Wirkung thun. Ich verlasse mich darauf, daß Sie soviel Kredit und Einfluß beim „Korrespondenten“ haben, ihn durchzubringen. Geht es nicht an, so lassen Sie ihn in einer andern Zeitung drucken, die ebenfalls sehr verbreitet ist. Auf jeden Fall strenge Verschwiegenheit, daß ich diesen Artikel Ihnen mitgetheilt. — Mit meinen Augen geht es gut, sind fast ganz hergestellt.

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 3. Oktober 1837.

*) Der mit Heine befreundete Redakteur des Blattes, welcher übrigens die in Rede stehende Korrespondenz nicht aufnahm. Dagegen ward dieselbe in etwas veränderter Form im „Mitternachtsblatt“ Nr. 172, vom 27. Oktober 1837, abgedruckt.

Stuttgart, den . . Oktober.

Wolfgang Menzel wird uns verlassen und begiebt sich nach Waldburg in Schlesien, wo der Gemahl seiner Mutter, Herr Elsner, der in der „Allgemeinen Zeitung“ die geistreichen Berichte über Wollhandel und Viehzucht schreibt, als Ökonom lebt. Unsere Stadt verliert hierdurch einen geistreichen und rüstigen Mitbürger, welcher in die stillen und schläfrigen Kreise des hiesigen Pflanzenlebens manche wohlthätige Bewegung hineingebracht hat. Seit Dr. Strauß mit seiner unerbittlichen Kritik die Gelehrsamkeit Menzel's beleuchtet hat und auch die persönliche Ehre Desselben in der Broschüre „Über den Denuncianten“ besprochen worden, ist hier wohl kein längeres Bleiben für ihn möglich, es sei denn, daß er, Heine's Anerbieten benutzend, die schmähschlichste Anschuldigung durch die That widerlegt; Dieses begehren, mit positiven Erklärungen, die wenigen Freunde, die ihn noch nicht ganz aufgeben möchten. Vielleicht, wir hoffen es Alle, überwindet Herr Menzel endlich seinen natürlichen Widerwillen gegen das vorgeschlagene Rettungsmittel.

44. An August Lewald.

Paris, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig,
im Jahr der Gnade 1837.

Liebster Freund!

Aus Ihrem letzten Briefe ersah ich mit Kummer, daß Sie unpäßlich; ich hoffe recht bald von Ihnen zu erfahren, daß Sie wieder ganz hergestellt. —

Schicken Sie mir doch auch, was über unseren armen D. geschrieben worden, über den honettesten Lügner und ehrlichsten Aufschneider, der je gelebt. Sein Tod hat mich sehr betrübt. — Diesen Morgen höre ich mit Erstaunen, daß der Herr Wihl einen Musenalmanach mit mir herausgebe; widersprechen Sie doch Dergleichen überall, aber so, daß jener Monsieur es nicht merkt, daß ich selbst diesen Widerspruch provociert; denn ich möchte mich nicht mit dergleichen jungen Leuten verfeinden; übrigens steht er mir sehr fern; nur besucht hat er mich einmal. — Mathilde freute sich kindisch über die Nachricht, daß Sie im Januar hierherkämen. Ich freue mich, so bald ich Sie wirklich hier sehe. — Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist deshalb heilsam, Dergleichen vorherzuwissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden. —

45. An August Lewald.

Paris, den 4. December 1837.

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen einliegenden Artikel zu schicken, welcher den 30. November in der „Presse“ erschienen ist und vielleicht als das Beste betrachtet werden kann, was ein Franzose über ein deutsches Buch zu sagen im Stande war*); ich glaube aber, auch in Deutschland ist nie geistreicher über die „Reisebilder“ geschrieben worden. Einer der hiesigen Deutschen wollte den Artikel für ein deutsches Journal übersetzen, aber er versteht so Wenig vom französischen Esprit, daß er ihn nur verhunzen könnte; ich werde ihm das Exemplar des Artikels, das ich ihm versprochen, so lange vorenthalten, bis Sie Sorge getragen, daß er aufs beste ins Deutsche übersetzt und abgedruckt worden. — Für die Übersendung der Aushängebogen**) danke ich. Es sind gräßliche Druckfehler drin. Am Ende eines der ersten Briefe hat Gotta das Hundegebet gestrichen, und somit ist die feinste Witzintention verloren worden.

*) Der Aufsatz war eine Besprechung der Heine'schen „Reisebilder“ von Théophile Gautier.

**) Der Briefe Heine's an A. Lewald über die französische Bühne. Bd. XI, S. 131 ff.

Das Ganze schließt mit einem Sprachfehler, wie ihn nur ein kleiner Schulkunde macht, nämlich mit einem Dativ statt des Accusativs, wahrer Schnitzer eines Schulkunden — aber ist es nicht schön, daß ich mir in jeder Beziehung die Jugend bewahre? Ich bleibe jung, während die Anderen alt werden und wie Pedanten den richtigen Dativ setzen.

Auf dem hiesigen Theater giebt es nichts Vortreffliches, außer etwa „Rita l’Espagnole“, welches unterhaltend. — Den „Spinoza“*) habe erhalten, und danke recht herzlich für diese Zusendung. Der erste Band hat mir ungemein zugesagt, der zweite schon weniger. Der Verfasser hat viel Geist, viel Talent der Darstellung, nicht viel Poesie. — Schreiben Sie mir nur recht bald, und recht viel Neues. — Seit das deutsche Lesekabinett errichtet ist, erfahre ich doch schon mehr Heimisches, als ehemals. — Grüßen Sie mir gefälligst Frau * *; Die würde sich wundern, wenn sie mich sähe, so fett bin ich geworden. — Wissen Sie mir kein literarisches Unternehmen, wo ich mit leichter Mühe einige Groschen gewänne; ich möchte gern das Fett meines Bauches anständig unterhalten.

*) Roman von Berthold Auerbach.

46. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1837.

Liebster Campe!

Das neue Jahr ist vor der Thüre, und zum freudigen Empfang desselben bringe ich Ihnen heute meinen Glückwunsch. Möge der Himmel Sie erhalten, heiter und in vollem Wohlsein, Sie und Ihre Familie, wozu ich auch Ihre Verlagsautoren rechne. Das schlimmste Übel ist Krankheit; Das habe ich in den letzten Zeiten gemerkt, besonders bei Gelegenheit meiner Augen, die seit einigen Tagen sich wieder verdüstern. Ich folge ängstlich den Vorschriften des Arztes und lass' für das Übrige den Gott der deutschen Literatur sorgen. — Bis auf eine trübe Gemüthsverstimmung befinde ich mich sonst gesund und rüstig; ich kämpfe tapfer den Kampf des Lebens, aber ohne Freude . . . viel Unvorhergesehenes stürmt auf mich ein, und das unaufhörliche Ringen wird mir am Ende lästig, schauderhaft lästig.

Was Sie mir in Betreff Gukow's schreiben, freut mich. Der „Telegraph“ ist jedenfalls eine nützliche Acquisition für Sie; Sie haben jetzt Ihr Journal, und den besten Journalisten zur Redaktion. Gukow ist das größte Talent, das sich seit der

Suliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, sondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verursachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß sie den Gukow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des heiligen Geistes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; aber so muß er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden.

Über Ihre goldne Federgeschichte*) habe ich sehr gelacht! Die lyrische Poesie hat ein Ende, und Sie, lieber Campe, werden sie nicht wieder auf die Beine bringen —

*) Es war im „Telegraphen“ eine goldene Feder als Preis für das beste lyrische Gedicht ausgesetzt worden. Der „Telegraph“ (Nr. 29) brachte später eine vom 8. Februar 1838 datierte, von Hoffmann & Campe und R. Gukow unterzeichnete Erklärung, worin Diese mittheilten, daß sie die erwähnte Preisausschreibung zurücknahmen und — um zu zeigen, daß keine Geldinteresse im Spiele sei — zwölf Dukaten an das Comité des in Braunschweig zu errichtenden Lessing-Denkmales senden würden.

Der Sangesvogel, der ist todt,
Du wirfst ihn nicht erwecken!
Du kannst dir ruhig in den Steiß
Die goldne Feder stecken.

(Wegen Unwohlsein habe ich mehrere Tage nicht schreiben können, und heute, den 23., will ich dem angefangenen Brief nur einige Zeilen anflücken —:)

So eben erhalte ich Brief von Havre, daß man ein Packet von Ihnen mir hieher schickt; es enthält wahrscheinlich meine Exemplare des „Buch der Lieder“ und des „Salon“. Ad vocem „Buch der Lieder“: wenn ich gewußt hätte, daß Sie den Druck der Gesamtausgabe so lange aufschöben, so würde ich den „Neuen Frühling“ und dergleichen neuere Gedichte dem „Buch der Lieder“ einverleibt haben. Denn ich weiß, es ist eben jetzt ein Bedürfnis im Publikum, meine gesammelten Gedichte ohne die prosaischen Beigaben zu besitzen. Wollen Sie nun den Druck der Gesamtausgabe bald beginnen, so werde ich alle meine metrischen Arbeiten in die zwei ersten Bände geben; sind Sie aber noch nicht dazu geneigt, so mache ich Ihnen folgenden Vorschlag: Sie geben in einigen Monaten einen „Anhang zum Buch der Lieder“ ganz besonders heraus, und in diesem Buche gebe ich alle Gedichte, die nicht im „Buch der Lieder“ enthalten sind, und begleite die=

selben mit einer Vorrede, so daß das Ganze ein hübsches Bändchen bildet. Ich kann noch nicht sagen, wie stark die Vorrede, kann auch Nichts darüber versprechen; auch verlange ich Nichts für diese Zugabe. Ich wünsche dadurch nur Ihre Interessen zu fördern.

Wollen Sie jedoch an den Druck der Gesamtausgabe gehen, so wäre mir Das freilich lieber, aus sehr vielen Gründen, z. B. zum Frommen meines Ruhmes. Auf Ihre Bemerkungen in Betreff der preußischen Verbote antworte ich keine Silbe; weiß ich doch zu gut: wenn es Ihnen in Ihren Kram paßte, so wäre dem Julius Campe das preußische Verbot keine Abhaltung zum Druck. — Von Berlin aus meldet man mir: daß man nur gegen Campe unwirksam sei, dagegen nur den geringsten Wink von mir erwarte, um mich zu überzeugen, wie gern man einlenke. Daß ich mit diesem Winke zögere, bis ich bestimmt weiß, wann Sie den Druck der Gesamtausgabe wirklich beginnen, werden Sie sehr politisch finden; je länger ich zögere, desto gesänftigter finde ich die aufgeregten Behörden, und desto weniger gerathe ich in Verdacht, meiner Privatvorthelle wegen meinen Moderantismus kundzugeben. Die politische Aufregung hat sich so sehr, seit drei Jahren, bei mir gelegt, daß ich wahrhaftig jetzt keine Concessionen zu machen brauche, und daß es nur gilt, mich vor

dem Verdacht zu schützen, als wäre ich von außen befehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, daß ich weder durch das Eine, noch durch das Andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend, ehrlich zu sein, man muß sich auch vor dem Verdacht der Unehrllichkeit hüten.

Mit Heideloff stehe ich auf dem besten Fuße, und Sie haben von ihm Nichts zu befürchten. Auch wünsche ich, daß Sie von Ihrer Seite sich ihm freundlich zeigten. Die Hauptsache ist ja, daß er Ihre Interessen nicht gefährdet. — Laßt uns über Das, was anderer Leute Interessen betrifft, ein Auge zudrücken. Verstehen Sie mich?

Die Aushängebogen von Lewalt's „Revue“ habe ich erhalten; in meiner Arbeit schändliche Druckfehler und verdrießliche Auslassungen. Vergessen Sie doch nicht, mir zu sagen: ob diese „Revue“ schon ausgegeben ist?

Meine große Arbeit habe ich unterbrochen und bin an ein hübsches Zwischenbüchlein gegangen. Das ich Ihnen Ende Februar fertig zu senden denke — was es aber ist, sage ich nicht. — oder ich sage es Ihnen erst Ende Januar. Schwanzer ist ein großes Talent, und nächst dem Spitzweg auch das nütz-

lichste Talent. — Leben Sie wohl, theurer Campe,
und bleiben Sie mit Freundschaft zugethan.

Ihrem

Heinrich Heine.

Auersperg sehe ich hier oft; haben Sie ihm
Etwas zu sagen?

47. An August Lewald.

Erster Januar 1838, um 8 Uhr.

Angeregt von einigen jungen Deutschen, beschäftige ich mich bereits seit zwei Monaten mit der Ausführung eines Almanach-Projekts, und es war zuerst die Rittner'sche Kunsthandlung, mit welcher ich es aufs brillanteste zu realisieren dachte, aber von Rittner mußte ich abgehen, und vor vierzehn Tagen gewann ich einen viel großartigeren Unternehmer zu dem brillantesten Reepsafe, den je die deutsche Welt gesehen und wozu mir bereits große Summen bewilligt sind. — Da der Reepsafe nur belletristischen Inhalts und Geistes, glaube ich nicht, daß Preußen ihn verbieten wird, wenn ich mich als Herausgeber auf den Titel stelle. Schlimmsten

Falles ist an diesem Verbote Nichts gelegen, da Preußen wenig theure Bücher kauft. — Östreich, mein theures Östreich aber desto mehr. Seit ich in England und Frankreich, Rußland und Amerika zu so großer Popularität gelangt und in diesen Ländern so viel deutsche Bücher Absatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger — übrigens kostet es mir nur ein Wort, um die Sache zu ändern; theils Faulheit, theils der Grundsatz des *laissez venir*, theils auch Angst, man könnte die harmloseste Handlung als Servilismus auslegen, ließ mich bis auf diesen Augenblick nicht dazu kommen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen. — So Viel in Eile; Ende dieser Woche mehr — denn ich bin in großen Bewegungen, muß alle Tage mehrere Stunden reisen, um Mathilde zu besuchen — denn sie wurde jüngst so krank und dabei so eigensinnig gegen die ärztlichen Verordnungen, daß ich sie in ein *maison de santé* einsperren mußte, welches an der Barrière St. Jacques gelegen ist. Was man aussteht! Ihre Grüße habe ich bestellt, und sie freut sich wie ein Kind, Sie bald in Paris zu sehen. Sie bekam eine *inflammation des intestins*, und hätte ich nicht energische Maßregeln genommen, sie wär' mir gestorben, und ich hätte wieder ein Buch Trauerlieder schreiben müssen. — Sonderbar, die glückliche Liebe

•

schreibt gar keine Verse, kaum erlaubt sie Einem, in Prosa zu schreiben. —

— Daß Cotta mir das Hundegebet gestrichen, entsetzt sehr, ist sehr verdrießlich; der alte Cotta hätte es nicht gethan. Der hielt Viel auf mich, und ich werde ihn nie vergessen. Wir wollen sehen, wie der junge Cotta sich gegen mich stellt, ob er lau oder gar Partei nimmt. Ist in der Vierteljahrsschrift ein interessanter Artikel gegen mich, so bitte ich Sie sehr, schicken Sie mir dieselbe per Kreuzband. — Herr Beurmann hat eine Schändlichkeit ohne Gleichen gegen mich ausgeübt — aber Geduld! ich werde auch schon diesen kleinen Kläffern, die sich den Schein geben, mich anzulecken, und mir doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben.

48. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 12. Februar 1838.

Mein theurer Varnhagen!

Der geistigen Ereignisse, die uns gemeinsam berührten, waren seitdem so viele, daß eine Korrespondenz hierüber unmöglich, wenn nicht auch zugleich unräthlich wäre. Heute ist die Veranlassung

•

meines Schreibens positiver Art und betrifft nur materielle Interessen.

Ich bitte Sie nämlich, einliegenden Brief zu lesen, zu versiegeln und an den Baron Werther zu befördern. — Sie können aber, wenn Sie wollen, noch mehr thun, und in dieser Absicht habe ich zu Ihrer Durchsicht den Brief unverschlossen geschickt.

Als ich nämlich vor 5¹/₂ Jahr, wie Sie aus dem Brief an Werther ersehen, ihn besuchte, um ihn zu versichern, daß ich keineswegs so feindliche Dinge gegen Preußen im Schilde führe, wie das Gerücht mir zuschrieb: damals rieth mir der Baron Werther, ich solle Ihnen, lieber Barnhagen, darüber einen offenherzigen Brief schreiben, und es würde Ihnen leicht werden, eine honette Verständigung zwischen mir und der preußischen Regierung zu vermitteln. Er sprach sich bei dieser Gelegenheit sehr vorthellhaft über Sie aus und versicherte mir, daß dergleichen Verwendung, bei dem Zutrauen, das man zu Ihnen hege, Sie keineswegs kompromittieren könne. Ich aber, lieber Barnhagen, fürchtete das Gegentheil, und wie in den meisten Dingen, beobachtete ich auch damals das System des Schweigens. — Dieses System hatte seine gute Seite, es schützte mich vor dem Kompromittieren nach unten; aber höheren Ortes schadete es mir, und durch den

Bundestagsbeschluss gegen das junge Deutschland kam mir viel Ungemach auf den Hals. Dieser Beschluss lähmte viele literarische Unternehmungen, die ich projektiert hatte und worauf ich schon loszerzte. Unter manchen Beispielen erwähne ich nur, daß ich meinem Buchhändler das Recht, eine Gesamtausgabe meiner Werke zu veranstalten, zu einem Spottpreise verlaufen mußte, der nicht $\frac{1}{4}$ von der Summe betrug, die ich zu einer Zeit, wo die Schwere des Interdiktes nicht auf mir lastete, erhalten konnte. Das ist nur ein Beispiel. Sie haben keinen Begriff davon, wie viel Degout ich verschluckte.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so scheint jetzt die Zeit eingetreten zu sein, wo die alten Mißverständnisse gelöst werden können und wo mir die preussische Regierung Nichts in den Weg legt, ein altes Projekt, das Errichten einer deutschen Zeitung in Paris, zu exekutieren. Sollten Sie, bester Barnhagen, Etwas mehr thun wollen, als die bloße Beförderung meines Briefes an Baron Werther, sollte es Ihnen nicht unpassend sein, ihn in dieser Angelegenheit auch zu sprechen, so dürfen Sie ihm alle möglichen Garantieen (die sich nämlich mit der Ehre vertragen) in meinem Namen versprechen. Ich unterschreibe, Sie wissen Das längst, Alles, was mir Ihre Einsicht diktiert. Doch muß hier rasch ge-

handelt werden, denn, wie ich höre, betreiben Andere ein ähnliches Projekt — doch sind die Namen dieser Leute von der Art, daß die preußische Regierung sich sehr besinnen wird, ehe sie sich mit ihnen einläßt. Denn eben von anerkannten servilen Organen kann eben jetzt der preußischen Regierung mehr geschadet als genutzt werden. — Machen Sie, daß ich bald Antwort erhalte.

Sollte der Baron Werther jede direkte oder indirekte positive Beantwortung meiner Anfrage ablehnen, etwa mit dem wohlfeilen Bescheid, daß diese Angelegenheit nur den Minister des Innern anginge: so werde ich nicht erst an diesen letztern mich wenden, sondern mein ganzes Gesuch als abgeschlagen betrachten und mich vielleicht an die österreichische Regierung wenden, um mir den Einlaß für meine Zeitung in ihren Staaten zu gestatten; denn ich habe keine Zeit zu langen Unterhandlungen mit dem preußischen Minister des Innern, eben weil *periculum in mora*, und dann, interessiert sich der Baron Werther nicht für mich, so hege ich durchaus keine Hoffnung des Gelingens.

Und nun, leben Sie wohl. — Eine sonderbare Bewegung fühl' ich, indem ich heute Ihnen wieder schreibe! O, daß ich so glücklich wäre, Sie mal persönlich wieder zu sehen! —

Schriftlicher Ideenaustausch ist eigentlich zwischen uns nicht nöthig, befindet sich doch unser Geist in denselben Gedankenströmungen, und früh oder spät treffen wir immer zusammen im selben Gewässer.

Ihr Freund

H. Heine.

Adresse: Rue Cadet, Nr. 18.

49. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 13. Februar 1838.

Liebster Varnhagen!

Ich hatte gestern kaum meinen Brief zur Post gegeben, als es mir einfiel, daß ich in Betreff der projektierten Zeitung selbst, nämlich ihrem Wesen, Nichts gesagt habe. Die Idee derselben, die Idee ihrer Errichtung und ihres Gelingens, beruht darauf, daß Paris und London die Stapelplätze aller politischen Bewegungen sind und deshalb auch die Korrespondenzen aus beiden Orten in allen deutschen Zeitungen die Hauptsache sind; statt nun, wie diese, nur wenige und sogar in der Heimat fabricierte Korrespondenzen zu geben, würde ich eine dreifache Anzahl solcher Mittheilungen leicht geben können

und dabei im Vorthail sein, daß ihre lokale Echtheit keinem Zweifel unterliegt. Hierauf begründet sich meine Hoffnung des deutschen Absages, welcher auch ohne Einlaß in Preußen und Oestreich gesichert ist, aber keineswegs groß wäre. — In Betreff der Garantien, die ich der preussischen Regierung für ihre Begünstigung geben kann, bemerke ich noch Folgendes:

Wie ich es seit der Juliusrevolution immer gethan habe, mit Überzeugung gethan habe, werde ich auch hinfüro dem monarchischen Princip huldigen. Dieses wird ohne zweideutige Verkläusulierung, wie wir sie bei den süddeutschen Konstitutionellen sehen, stattfinden — denn, wie Sie, lieber Varnhagen, wohl öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthusiast für das deutsche Ständewesen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkaufteu Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen die konstitutionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgesprochen. Sedoch unlängst, in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewald's Theaterrevue finden, habe ich meine Antipathie in dieser Beziehung nicht ganz verbergen können. In besagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine allzu große Vergötterung der Franzosen finden.

Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus
Seine's Werke. Bd. XXI. 9

Zeitungen, welche die preußische Censur passiert, entlehnen; sollte man mir aber erlauben, Privattorrespondenzen aus Preußen zu drucken, so werde ich in der Wahl der Korrespondenten nie das Mißfallen der Regierung riskieren. Die Interessen der alt-preußischen Provinzen sind mir eben so unbekannt wie gleichgültig, und es kostet mir keine Überwindung, hierüber entweder ganz zu schweigen oder nur die Meinungen Anderer zu referieren. Anders ist es mit den Rheinprovinzen. Hier ist der Vogel zu Hause, dieser Boden ist mir nicht ganz gleichgültig, und es ist mir eben so sehr Bedürfnis wie Pflicht mich über die heimatlichen Vorgänge frei auszusprechen. Hier muß mir das uneingeschränkte Wort gestattet sein. Aber die preußische Regierung kann sicher sein, daß bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf Seiten Preußens sind, daß ich nie die Verdienste Preußens um dieses Bastardland verkenne, das erst durch Preußen für Deutschland wiedergewonnen und zu deutscher Art und Weise erhoben wird — denn Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu sagen, daß unsre Landsleute nie Charakter besaßen, nie ein Volk waren, sondern nur ein zusammengelaufener Haufen, den jeder Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur ge-

steigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegensezt — sie sind weder Deutsche, noch Franzosen, sie haben nur die Fehler der Erstern, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der Letzteren zu besitzen, am allerwenigsten die französische Menschlichkeit — mit einem Worte, sie sind Belgier. Wie Diese den Holländern gegenüber, so stehen den Preußen gegenüber meine Landsleute; ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für sie, sie haben Charakter, sie besitzen Volkswürde, sie führten die Revolution aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einst ihre Republik, so wissen sie auch jetzt ihren König zu vertheidigen.

Ich bin der Meinung, daß in der erzbischöflichen Sache die preußische Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, sondern durchgreifende Operationen, wodurch zwar das Übel im Momente sehr grell sich äußern wird, aber für die Zukunft gehoben werden kann. Es ist ein Glück vielmehr, daß dieses Übel jetzt, in der Stillzeit, wo Preußen Alles wagen darf, sich zeigte; später, in unruhiger Zeit, ist größere Gefahr zu befürchten, und die Rheinlande konnten dadurch für Deutschland verloren gehn. — Dr. Kolb hat einmal in der „Allgem. Zeitung“ berichtet, wie bestimmt ich mich über diesen Verlust gegen die deutschen Revolutio-

nären im Jahr 1832 ausgesprochen, nämlich mit den Worten „Ihr Lumpen habt Nichts zu verlieren, wenn die Franzosen die Rheinlande nehmen, ich aber verliere drei Millionen Leser.“

Ich schreibe Ihnen heute in größter Eil, weil ich in dieser Sache Nichts vernachlässigen will und mich so klar als möglich aussprechen wollte, für den Fall, daß Sie sich dafür interessieren. In diesem Fall wäre es mir am Förderlichsten, wenn Sie mir recht bald eine direkte Antwort erwirkten. Gewährt mir die preußische Regierung den Einlaß für meine Zeitung in Preußen und wird mir diese Concession mitgetheilt, so soll das Übrige sehr schnell gehen. Ich erwarte nur eine aufweisbare Antwort für die Leute, welche mich materiell mit den Geldmitteln zu unterstützen haben.

Leben Sie wohl und heiter.

Ihr Freund

H. Heine.

50. An August Lewald.

Paris, den 1. März 1838.

Welch ein Glück, einen Freund zu besitzen, dem wir unsre materiellsten Interessen offenbaren können,

ohne zu befürchten, daß er das Geistige, das Ideale, das sich darunter verbirgt, verkennen möchte! Welche Bequemlichkeit zugleich, daß ich so Vieles gar nicht nöthig habe Ihnen zu sagen, daß wir nur Außendinge zu besprechen haben, im Wesentlichen aber uns schweigend verstehen! —

So werden Sie gewiß bei dem Gerüchte, daß ich hier eine „Pariser Zeitung“ herausgebe, das Richtige gedacht haben, nämlich daß ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, anderestheils, daß ich in diesem Kriege eine formidable Bastion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann. Mit den Regierungen habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küssen), und nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem literarischen Felde werde ich jetzt meinen Flammberg schwingen.

Wie es nun mit dieser zu errichtenden deutschen Pariser Zeitung eigentlich steht, will ich Ihnen aufrichtig berichten.

Schon seit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Mißverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preussischen Regierung wollte ich nicht kommen, Das erlaubte mein

Selbstgefühl um keinen Preis, und es mußte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich sie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geschlagen.

Unter diesen Umständen habe ich vor etwa vierzehn Tagen einen der Höchstgestellten der preussischen Regierung freimüthig angegangen mit dem Gesuche: ob man einer deutschen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preussischen Staaten erlauben würde? In etwa acht Tagen muß ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mittheilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieser Seite zu erwarten habe. Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen — sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht Mehr versprechen durfte, aber Mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eignen Willen zu folgen, um den preussischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliierten finden und die Beförderung meines Journals als seinen Vortheil erkennen. Daher von dieser Seite die Verständigung eingeleitet und leicht gesichert.

Was den Werth der Zeitung betrifft, so darf ich mir schmeicheln, eine Kombination aufgefunden zu haben, wodurch sie alle bestehenden Blätter übertrifft und sich aufs großartigste geltend machen kann. Seit zehn Jahren studiere ich den Organismus der Presse in allen Ländern, und ich darf behaupten, Niemand ist ihren Geheimnissen tiefer auf die Spur gekommen, als ich. Ich kenne das Personal und die Ressourcen der Tagespresse so genau, daß ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichste zu leisten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieser Beziehung gelernt habe! — Da Paris hauptsächlich durch sich selbst, aber auch durch seine Stellung zwischen London und Madrid, noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politischen Faits und Raisonnements sein wird, so ist eine deutsche Zeitung, die von hier direkt nach Deutschland kommt, für das dortige Publikum wichtiger, als die Blätter, deren Pariser Korrespondenzen dem Verdacht des Dabheimfabricierten ausgesetzt sind und nicht selten von den schlechtgewähltesten Korrespondenten mitgetheilt werden. Wie kann man von Deutschland aus die Pariser Korrespondenten kontrollieren? Monate vergehen, ehe man dort bemerkt, daß der Korrespondent in Paris sich seine Korrespondenz von der hiesigen Polizei extra bezahlen

läßt, sie sonstig zu Eigenzwecken exploitiert, oder auf Reisen gegangen und unterdessen die Korrespondenz von dem ersten, besten Lumpian besorgen läßt, oder gar verrückt geworden ist, wie der *** Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung.“ Statt daß diese bei ihrer Pariser Korrespondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatinteresses unterworfen, gebe ich noch viel mehr Korrespondenzen täglich, die sicher und sürveilliert sind — so z. B. daß jedes Blatt mit drei bis sechs wohlgewählten Korrespondenzen aus Paris anlangt.

Ich werde gründlich dafür sorgen, die französische Korrespondenz der „Allgemeinen Zeitung“ nicht bloß glänzend zu überflügeln, sondern in ihrer flatschthümlichen Nichtigkeit zu Schande zu machen.

Viel, sehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, daß ich mich mit meinem Namen als Redakteur en chef der Pariser Zeitung nenne — Jeder versichert mir, daß der Name sich nicht bloß aufs brillianteste und von selbst annoncieren wird, sondern auch Zutrauen und Absatz verbürgt. Sie haben keinen Begriff davon, wie schon bei dem ersten Gerüchte, daß ich eine deutsche Zeitung herausgebe, mir hier die Landsmannschaft zujubelte, wie Jeder sich gern unter meine Fahne stellen will, und wie man mich als den legitimsten Träger eines solchen Unternehmens betrachtet.

Mehr aber noch, als auf den Talisman meines Namens, und jedenfalls mehr als auf die Ressourcen meines Talentes, rechne ich auf die Hilfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntniß dieser geheimsten Partie des Journalismus bieten. Seit nämlich einer meiner besten Freunde ein Annoncenbureau gestiftet, und ich auch mit andern Franzosen, die das Annoncengeschäft treiben, viel zusammenlebe, kenne ich die Machinationen, wie man ein Journal benutzen kann, um durch Annoncen den größten, fast ganzen Theil der Kosten zu decken, und sogar bei einem ganz neu gestifteten Journal gleich Annoncen zu bekommen; mit einem Wort, ich bin in der Ligue der Annoncenfourtiers. — Gestern noch —

(eben unterbricht mich mein Barbier)

gestern Morgen noch, wollte Jemand den für Annoncen bestimmten Raum des Journals für jährlich 50,000 Franks pachten. Früher ward mir angeboten, gleich beim Erscheinen des Journals den Annoncenraum mit Annoncen zu füllen, wenn ich die Gebühr mit dem liefernden Annoncenfourtier (es war die Societät, wobei mein bester Freund Compagnon) theilen wollte, so daß ich im ersten Jahr, wo neu entstehende Journale sehr Wenig an Annoncen gewinnen, doch immer die Hälfte für den ganz gefüllten Annoncenraum gewinnen könnte. Ich weiß nicht, ob

Sie mich verstehen; diese Materie ist sehr verwickelt, und der deutsche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Sournalen gut kennt, ist dennoch ganz unwissend in den Raffinements, die im Annoncengeschäft seit einigen Jahren stattfinden. Hier werden Sournale gestiftet, wo die natürlichen Kosten den Preis weit übertreffen, ja wo bei jedem Exemplar, wenn der Absatz sich steigert, noch immer Schaden gemacht würde — wenn nicht eben auf den Annoncengewinn zu rechnen wäre. So z. B. „La Presse“ verdient jetzt schon jährlich 100,000 Franks an Annoncengebühr. —

Der einzige bedenkliche Punkt bei der Stiftung des neuen Journals ist der ungeheure Betrag der Stempelgebühr, das timbre, welcher den Preis der Zeitung so entsetzlich vertheuert, (nämlich um 18 Franks den Jahrgang eines Exemplars), daß mir das Herz in die Hosen fällt, daß ich zu meinem Gelingen das nöthige Selbstvertrauen verliere, daß ich ob der bloßen Möglichkeit des Scheiterns, wobei die Reinheit meines Namens exponiert steht, in tieffter Seele zittere. Ich soll nämlich mit meiner Ehre gutstehen für das Gelingen; nämlich wenn die mir anvertrauten Kapitalien zum Theile verloren gingen, wäre ich, wie schuldlos ich auch sei, in der öffentlichen Meinung kompromittiert — kurz, ich habe eine zag-

haste Abneigung, fremdes Geld zu vertreten, wo ich nicht ganz positiv sicher bin — und diese Verlegenheit treibt mich, Ihnen heute zu schreiben.

Ich bin nämlich auf eine Kombination gerathen, wobei erstens der Preis der Zeitung nicht mehr so groß ist, und zweitens ich selber keiner Verantwortlichkeit unterworfen bin.

Nach meinen früheren Berechnungen würde ich eine hier gedruckte Pariser Zeitung (wegen Stempel und Postporto) nicht unter 50 Francs jährlich dem deutschen Publikum geben können. Dabei hätte ich nur ein Gehalt von 1000 Francs monatlich als Redakteur en chef, sonst aber würde mir als Verleger noch nicht viel Profit dabei herauskommen, nach Abzug aller Kosten, — nur die Insertionsgebühr, die Annoncen, würden rein gewonnen. Aber kann ein deutsches Publikum einen so hohen Preis zahlen? Kann man auf sehr großen Absatz rechnen bei so hohem Preise? Ich weiß nicht — ich weiß nicht! In dieser Ungewissheit projicire ich Folgendes, um ganz sicher zu gehen:

Die „Pariser Zeitung“ wird in Paris geschrieben, in Paris redigiert, in Paris ist ihr Redaktionszimmer, und auf der deutschen Grenze ist eine Presse, wo sie gedruckt und von wo aus sie expediert wird. Die Exekution dieses Projectes ist

keinen großen Schwierigkeiten, aber sehr vielen Details unterworfen; über diese späterhin, auch kann ich sie noch nicht genau besprechen, da ich den Grenzzort, wo die Zeitung gedruckt werden soll, noch nicht genau bestimmen kann. Doch, um Ihnen von der Execution in Beziehung auf den Grenzzort einen Begriff zu geben, setze ich den Fall, die Zeitung sollte in Kehl gedruckt werden. Da würden eben, wie überhaupt für jeden Fall, die redigierte ausländische Partie des Journals, nämlich faits du jour, die Tageskorrespondenzen und Briefe aus England und dem Westen, um sechs Uhr Nachmittags von hier mit der Post abgehen (welche günstige Stunde!!) nach Straßburg, wo Jemand das Packet gleich von der Post abholt, und nach Kehl hinüber in die Druckerei trägt, wo sie in die schon zum Theil mit deutschen Nachrichten und sonstigen stehenden Füllartikeln begonnene Zeitung hineingedruckt werden, so daß diese, wenn die Post von Kehl abgeht (was erst spät, da sie in Straßburg gewiß eine geraume Zeit verweilt), gleich nach Deutschland weiter expediert werden kann. Auf diese Weise würde meine deutsche Zeitung den französischen (die in Paris so lange vor Abgang der Post gedruckt) immer den Vorsprung abgewinnen. Da doch die Post überall eine Weile stillhält, so läßt sich, wenn man in dieser Kombination noch

einen täglichen Zwischenfourier bezahlen will, der von einem Ort zum anderen der Post den Vorsprung abgewinne, sehr hinlängliche Zeit zum Druck der Zeitung gewinnen. In derselben Weise besorgt man die mit deutschen Nachrichten aufs frischeste versorgte Zeitung nach Paris, wo sie doch nicht wegen der hiesigen faits du jour, sondern wegen der hiesigen Korrespondenzartikel und deutschen Nachrichten ein Interesse findet. Da die Zeitung überhaupt mehr für deutschen Absatz berechnet ist, so ist die schnelle Beförderung der Pariser Korrespondenzen nach Deutschland die Hauptsache. Es wird noch immer lange andauern, ehe das ganze Publikum weiß, daß der Druckort die Grenze ist; der Redaktionsort wird für die Leute die Hauptsache sein, sie erhalten eine in Paris geschriebene Zeitung, und erfährt man auch, daß sie in Kehl gedruckt ist, so finden es doch die Klügeren im Publikum sehr begreiflich, daß Dergleichen geschieht, um die Nachrichten schneller zu befördern — es heißt dann, man schicke sie immer mit einem Courier (Staffette) nach Kehl — was aber auch in außerordentlichen Fällen geschehen muß. Auch kann man vorschützen: man müsse die Zeitung auf deutscher Grenze drucken, damit ihrem Einlaß in deutschen Staaten keine Schwierigkeiten entgegengesetzt werden — und in der That, die

Schwierigkeiten werden zum Theil dadurch gleich gehoben.

Wahrlich, bei der Exekution dieses Projekts steht Wenig zu riskieren und enorm Viel zu gewinnen. —

Zu schriftlichen Unterhandlungen ist keine Zeit, überhaupt dürfen keine langen Unterhandlungen stattfinden, da Leute hier ebenfalls mit dem Projekt einer deutschen Zeitung sich herumtragen, die, kämen sie mir zuvor, zwar keine Seide spinnen werden, aber das Projekt präjudicieren könnten. Es ist der miserable Bornstedt, der bei der französischen Polizei um Unterstützung für eine deutsche Zeitung herumintrigiert, als Redakteur en chef den unglücklichen B., der sich bei der untergegangenen „Monde“ ausgezeichnet, mit sich herumschleppt, und außerdem einen berühmten Börsenspieler als Hauptaktionär in seine Interessen gezogen hat oder gezogen zu haben vorgiebt. —

Mathilde ist auf der Besserung. Gestern ist sie zuerst wieder ausgegangen, und ist mit mir nach der Opéra comique gegangen. — Nachdem sie in ihr maison de santé zurückgegangen, ging ich auf die Redoute — wo ich bis fünf Uhr mich müde, todmüde lief — so daß ich heute vor Ermattung kaum schreiben kann. Überhaupt habe ich die ganze

Woche dem Karneval gehuldigt. Das ist auch Schuld daran, daß ich den Artikel gegen mich von Pf. noch nicht ganz gelesen habe. Was wollen Sie? ich habe erst den Anfang gelesen, und finde ihn gar nicht giftig, sondern nur schlecht geschrieben*).

51. An August Lewald.

Paris, den 6. März 1838.

In Beziehung auf meinen Brief vom vorigen Mittwoch habe ich Ihnen heute nachträglich zu melden: 1) daß mir von Berlin der erfreulichste Bescheid gekommen, — 2) daß es gleichfalls keine Schwierigkeiten haben wird, meiner Zeitung den Eingang in die österreichischen Staaten zu sichern. — In überraschender Weise finde ich sogar von dieser Seite die größte Zuvorkommenheit. —

Schon in seiner ersten Gestalt, nämlich wenn die Zeitung hier in Paris gedruckt würde, böte das Projekt die glänzendsten Auspicien; nach neuen Rom-

*) Das erste Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (Stuttgart, Cotta 1838) enthielt einen gehässigen Aufsatz von Gustav Pfizer über „Heine's Schriften und Tendenz.“

binationen habe ich ausgefunden, daß in diesem Fall die Kosten geringer wären, als ich zuerst meinte.

52. An Julius Campe.

Paris, den 30. März 1838.

Liebster Campe!

Endlich, endlich ist dieser wüste, verschnupfte, vermaledeite, hundsföttische Winter überstanden. Ich habe während den drei letzten Monaten an einer Verstimmung und inneren Verödung gelitten, wie ich vorher nie gekannt. Dieses und ein Geschäft, welches meine äußere Thätigkeit mehr als rathsam in Anspruch nahm, war Schuld, daß Sie erst heute Brief erhalten. Sie irren jedoch, wenn Sie glauben sollten, daß ich unterdessen für Ihr Interesse nicht thätig gewesen sei; obgleich das erwähnte Geschäft für mich nicht in Ausführung kommt, so wird doch die Mühe, die ich mir dabei gab, für Sie die heilsamsten Früchte tragen. Dieses Geschäft war nichts Geringeres, als die Errichtung einer deutschen Zeitung hier in Paris, wobei mir geistige und materielle Mittel zu Gebot standen, die Alles übertreffen, was man in dieser Art nur träumen kann — es galt

nur, von den Preußen die bestimmte Zusicherung zu erlangen, daß sie den Eingang der Zeitung in den preußischen Staaten gestatten — denn bei der enormen Summe Geldes, fremden Geldes, die ich aufs Spiel setzte, mußte ich doch einige Garantie haben gegen willkürliche preußische Launen — und ich hatte wichtige Gründe, zu hoffen, daß man mir jetzt Alles, was ich honetter und billiger Weise verlange, gestatten würde. — Aber zu meiner Verwunderung ist der alte Unmuth noch nicht ganz und gar erloschen gewesen, und meinen Ansprüchen wurde nicht so unbedingt gewillfahret, wie ich es hoffte. Man will mir noch keine bestimmte Erlaubnis geben, und mein Zeitungsplan wird wohl scheitern — doch Das gehört nicht hierher. Ihnen habe ich bloß zu sagen, daß durch jene Unterhandlungen die Mißverhältnisse mit Preußen, wo nicht ganz ausgeglichen sind, doch in so weit gelindert wurden, daß sie allmählich ganz verschwinden. Es ist (aber im strengsten Vertrauen) ganz besonders der Minister Werther, welcher sich für mich interessiert und auch die Sympathie der übrigen für mich zu gewinnen sucht. Faktisch haben Sie jetzt wahrhaftig bei der Gesamtausgabe meiner Werke von der preußischen Regierung Nichts zu fürchten, wenn sie auch den Buchstaben der alten Verbote nicht widerruft.

Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie den versprochenen „Nachtrag zum Buch der Lieder“ noch nicht in Händen haben. (Ist der Titel gut?) Dieser Nachtrag soll nämlich enthalten: 1) den „Neuen Frühling,“ — 2) die Gedichte des ersten Theils des „Salons,“ — 3) dreißig meiner besten neuen Gedichte, — 4) den „Tannhäuser,“ — 5) den „Ratcliff,“ 6) eine sehr große Vorrede, worin ich wichtige Dinge zu sagen habe. No. 1 und 2 sind längst corrigiert, No. 3, die neuen Gedichte, sind längst abgeschrieben — aber ich habe nicht den „Tannhäuser“ (worin ich Veränderungen zu machen habe), denn Sie haben mir zwei Duzend Exemplare vom „Buch der Lieder“ und kein einziges Exemplar des dritten Salontheils geschickt. (!!?) Eben so wenig habe ich die „Tragödien,“ worin ich den „Ratcliff“ doch durchsehen muß. — Meine Mutter gab die „Tragödien“ einem Franzosen mit für mich, welcher sie, statt nach Paris, nach Bordeaux verschleppte. Ich bitte Sie daher, damit ich nicht länger Zeit verliere, schneiden Sie den „Ratcliff“ aus den „Tragödien“ und den „Tannhäuser“ aus dem „Salon“, und schicken Sie mir beide Pièces unter Kreuzkouvert. Ich schicke Ihnen dann umgehend das Ganze des Buches mit dem Dampfboot. Die Vorrede wird Ihnen zusagen.

Ich glaubte, Ihnen im nächsten Monat auch das Manuscript eines neuen Buches zu schicken — aber ach! der Mensch denkt und Gott lenkt — die verdamnten Zeitungsverhandlungen sind Schuld, daß ich, kaum im Zuge, das Buch seitdem liegen ließ — was für mich sehr betrüblich, da das Honorar schon auf meinem Budget stand. Seien Sie aber ohne Sorge, die nächste Zeit wird genug von mir zu Tage bringen. — Ich gehe in vierzehn Tagen aufs Land, in die strengste Einsamkeit. —

Sie haben mir eine Vertretung meiner Schriften gegen Gustav Pfüger im „Telegraphen“ sehr pompös angekündigt. Ich habe sie gelesen. Gott erhalte Sie bei guter Gesundheit! Gegen meine Feinde muß ich aber selbst Etwas thun.

Heute habe ich bei Ihnen eine Anfrage zu machen, und ich bitte Sie und ich nehme Ihnen drauf das Wort ab, daß Sie Niemanden von dieser Anfrage sprechen. Ich habe nämlich nicht übel Lust (theils um ein Organ für mich selber zu stiften, theils um eben so gut wie andere Leute den Sinn für periodische Publikationen zu meinem Vortheil zu exploitiern), eine Monatschrift herauszugeben, betitelt: „Paris und London,“ oder: „London und Paris, eine deutsche Monatschrift, von Heinrich Heine.“ Jeden Monat müßten sechs bis acht Bogen

nutzen Sie die schöne Fahrzeit zu einer aufheiternden Reise und gehen Sie später in ein nervenstärkendes Bad. Das dürfen Sie bei Reibe nicht unterlassen.

Was Rahel's Briefe an mich betrifft, so scheinen Sie nicht zu wissen, daß mir hiermit ein großes, unerseßliches Unglück begegnet; es war ein Packet von mehr als zwanzig Briefen (obgleich ich ihr nie direkt schrieb, so legte sie doch immer Ihren Schreiben einen mehr oder minder dicken Brief bei), und bei einem Brand, welcher in Hamburg das ganze Haus, worin meine Mutter wohnte, in Asche legte, ist auch jenes Packet nebst allen meinen übrigen dort zurückgelassenen Papieren verbrannt. — Sonderbar ist es, daß noch nicht die Zeit gekommen ist und gewiß auch nicht so bald kommt, wo ich Alles unumwunden sagen dürfte, was mir Rahel aus tiefster Seele gestanden hat, in bewegten Stunden.

Mein Zeitungsprojekt habe ich, wie gesagt, so bald ich Ihren Brief erhielt, vor der Hand aufgegeben; denn bei so unsicherer Stellung zur preußischen Regierung durfte ich ein Kapital von 150,000 Frs., welches ein Freund zu diesem Unternehmen hergeben wollte, nicht aufs Spiel setzen. Selbst bei voraus bewilligter Erlaubnis des Eingangs in Preußen würde ich im ersten Jahre über 80,000 Frs. Schaden

an der Zeitung gemacht haben, sogar im zweiten Jahr wär' ich noch nicht ganz gedeckt gewesen, und erst in den folgenden Jahren wäre Überschuss, und zwar ungeheuer großer Überschuss, sicher gewesen. — Der moralische Nutzen überwog aber auf jeden Fall den pekuniären. — Ganz habe ich jedoch das Projekt mir nicht aus dem Sinn schlagen können, und ich beschäftige mich mit einer sehr ingeniosen Umwandlung desselben, wovon ich Ihnen nächstens schreibe.

Und nun leben Sie wohl und heiter und bleiben Sie liebevoll zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

Nr. 18, rue Cadet.

Einlage bitte ich an Laube zu befördern, habe seine Adresse nicht.

54. An August Lewald.

Paris, den 2. April 1838.

Ich war krank, doppelt krank, da Mathilde ebenfalls noch leidend sich in ihrer maison de santé befindet; dabei harrete ich von Tag zu Tag auf bestimmtere Antworten von Berlin; dann sollte

Jemand schon vor zehn Tagen nach Berlin reisen, der meine Sache gewiß in Ordnung gebracht hätte, — und durch sonderbares Mißgeschick noch nicht abreisen konnte; endlich ließ sich auf Ihr vorletztes Schreiben nichts Positives sagen — daher mein Stillschweigen bis heute, welches Sie bei Leibe keiner Indifferenz für meine Zeitungsprojekte zuschreiben, oder gar als eine Aufgabe derselben betrachten dürfen. — Ich halte meine Idee, wie ich sie Ihnen mitgetheilt, als die ingeniosste Kombination fest — nämlich die Herausgabe einer deutschen Pariser Zeitung, deren Redaktion in Paris, und deren Druckort an der Grenze wäre, und die also weder Stempel, noch erhöhtes Porto zu bezahlen hätte und doch das Ansehen einer Pariser Originalzeitung genösse und alle übrigen deutschen Zeitungen durch größere Hilfsmittel überflügeln könnte.

Dass ich dieser Zeitung meinen Namen als Herausgeber oder vielmehr Redakteur en chef zufüge, ist nicht die Hauptidee, sondern nur die Nebenidee, und auch für den Fall, dass ich von den deutschen Regierungen ob meines Namens chifaniert würde, weiß ich Mittel, diese Chifanen zu umgehen, ohne von den Vortheilen, die mir die Exploitation meines Namens bietet, das Mindeste einzubüßen. —

Wegen des Herrn von Bornstedt seien Sie außer Sorge. Dieser und der Lumpian *, welcher sich wegen des Bankrottes der „Monde“ noch nicht öffentlich sehen lassen darf, haben sich associiert, behaupten, ein gewisser Herr v. M. habe ihnen Geldunterstützung zur Errichtung der Zeitung zugesichert (woran kein wahres Wort ist). Die preußische Regierung habe ihnen ein Privilegium für die Einführung in Preußen bewilligt (was ebenfalls eine plumpe Lüge) — und alles Dieses, um schon auf Rechnung der künftigen Zeitung hie und da Geld zu borgen und ihr armjeliges Leben zu fristen. —

Sie kennen ja diesen Menschen; in Berlin weggejagt wegen schlechter Streiche, in Algier wurden ihm öffentlich die Epaulettes abgerissen; Dr. S. hier behauptet, er habe ihm eine Uhr gestohlen; von der hiesigen Polizei hat er sich als Agent provocateur bei den deutschen Handwerkern gebrauchen lassen; kurz, der verworfenste und zugleich der gefährlichste Mensch — daher meine Behutsamkeit. — Dieser Tage schreibe ich Ihnen einen Zettel für Cotta, es ist weitläufig zu erzählen. Ist Cotta mir gewogen, wie sein guter Vater, so soll er sich meiner zu freuen haben. Will sehen. —

55. An Julius Campe.

Paris, den 16. Juni 1838.

Liebster Campe!

Dieses sind die ersten Zeilen, die ich seit vier Wochen geschrieben; mein Augenübel ist nämlich in verstärktem Grade zurückgekehrt, und mein Arzt verbot mir Lesen und Schreiben. Letzteres fällt mir noch jetzt sehr schwer, und ich kann Ihnen nur das Nothwendigste hinfügeln:

Ich bin sehr verstimmt, daß Sie mir weder den Empfang der Gedichte, noch den Empfang der Nachrede *) angezeigt und überhaupt auf meinen letzten Brief keine Zeile erwidert. Gestern höre ich, daß im „Telegraphen“ eine Notiz steht, die mich eben so sehr verdrießt, wie befremdet. Wozu den Schwaben die Voranzeige der Prügel, ehe dieselben in Druck erscheinen? Dieses kann mir in vielerlei Weise schaden. Was soll die thörichte Krakelei, ich wolle in meiner Sammlung die Gedichte nicht aufnehmen, welche ich in Lewald's Europa drucken lassen? Schreiben Sie mir umgehend, was Der-

*) Später unter dem Titel: „Der Schwabenspiegel“ gedruckt.

gleiches bedeuten soll, damit ich nicht zu Schritten gezwungen werde, die meiner Würde gemäß sind; man könnte nämlich glauben, ich sei abhängig von fremdem Rathschluß in der Sammlung meiner Gedichte.

Herr Wihl, welchem ich eine Empfehlung an Sie versprochen, wird Ihnen bereits durch Herrn Gutzkow vorgestellt worden sein, und Sie hegen jetzt gewiß schon die geziemendste Vorstellung von seinen Verdiensten, worunter seine Begabung für Poesie am rühmlichsten und bemerkenswerthesten hervorglänzt. Ich empfehle Ihnen diesen jungen Poeten aufs angelegentlichste, und es wird mich sehr freuen, wenn Sie im Stande sind, ihm Dienste zu erweisen. — Haben Sie doch die Güte, ihm zu sagen, daß mein Augenübel mich verhindert hat, die versprochenen Briefe zu schreiben, und daß ich ihm überhaupt, sobald das Schreiben mir nicht mehr für die Augen gefährlich, schreiben werde.

Leben Sie wohl, theuerster Freund, und bleiben Sie liebeichst zugethan

Ihrem

H. Heine.

56. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juli 1838.

Liebster Campe!

Mein Augenübel erlaubt mir noch immer nicht, Viel zu schreiben, und Briefe liebe ich nicht zu diktieren. Überhaupt ist es eine schlimme Sache mit dem Diktieren; hab' bei meinen Arbeiten (einige Bogen über Shakspeare, die man mir abnöthigt) den Versuch gemacht, aber die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils gehn dabei verloren. Sonst befinde ich mich wohl. Über die Zögernisse bei dem Abdruck der neuen Gedichtesammlung bin ich sehr verdrießlich. Sind Sie überzeugt, daß der Mörike eher mein Bundesgenosse als Gegner ist, so können Sie immerhin anstatt seines Namens einige Sternchen (* * *) setzen, im Übrigen das über ihn Gesagte stehen lassend.

Wenn Gutzkow herkäme, so wäre mir Das eine der größten Lebensfreuden.

Daß Herr Wihl einen eignen Aufsatz, und zwar einen großen, über mich schreiben wollte, habe ich wahrlich nicht gewusst; ist ein ehrlicher guter Mensch, und ich verzeih' ihm im Voraus, daß er mich kompromittiert; Letzteres ist sicher, bei seinem

Mangel an Menschenkenntnis und seinem Überflusse
an Dichtereitelkeit. —

Ihr Freund

H. Heine.

57. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juli 1838.

Liebster Campe!

Hätte Ihnen Viel zu schreiben, aber mein Augenleid erlaubt es mir nicht. Heute schreibe ich Ihnen nur flüchtig in Beziehung auf eine Angelegenheit, über welche der hiesige Buch- und Kunsthändler Desloze Ihnen schreiben wird. Letzterer ist einer der respectabelsten und honestesten Leute hier, vielleicht der einzige ganz ehrliche Buchhändler, den es zwischen Cadix und Harburg giebt; (ich sage Harburg, denn weiter östlich liegt Hamburg und seine Bohnenstraße). Er ist Chef mehrer Associationsunternehmungen, und unter letztere gehört auch die Herausgabe der Kupferstiche der Shakspeare'schen Frauen, welche, bereits in England herausgekommen, auch hier am Ort in zwei Ausgaben erschienen, und die er auch in Deutschland herausgeben will. Um der deutschen Ausgabe einen besonderen Reiz zu geben, wollte er sie auch mit einigen Bogen Text

von einem großen Autor begleiten. Ich fand mich dazu bereit, ihm zu diesem Zweck einige Bogen zu schreiben, aus wichtigen Gründen, wozu z. B. gehört, daß man sich im entgegengesetzten Falle an Ludwig Tieck gewandt hätte. Die Arbeit ist fertig, und da ich in einem Guss diktierte, liegt eine größere Menge Manuscript, als ich beabsichtigte, nämlich etwa sieben Druckbogen, bereit; (unter uns gesagt: kein Meisterstück, aber immer gut genug für den Zweck). Ich habe nun Herrn Dellohe ersucht, sich mit Ihnen zu verständigen, daß auf dem Titelblatte des Werks Ihre Firma komme und Sie überhaupt den Debit in Deutschland übernehmen. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie in diesem Fall den Absatz des Werks emsig betreiben werden, und dasselbe, obgleich es mehr eine Kupferstichsammlung als ein Buch ist, mit Ihrer gewöhnlichen Thätigkeit verbreiten. Daß der Text ganz zahm geschrieben ist, damit von Censurbehörden kein Einspruch geschieht, versteht sich von selbst; außerdem stehe ich, Sie dürfen es glauben, mit den Preußen jetzt ganz vortrefflich, und kann drauf rechnen, daß mir von dieser Seite kein neuer Schabernack geschieht. — Ich grüße Sie liebevoll,

Ihr heute ganz besonders leidender Freund

H. Heine.

Wenn im „Telegraphen“ Etwas steht, was mich interessieren kann, so schicken Sie mir das Blatt unter Kreuzkouvert: Rue des Martyrs Nr. 23. — Bin nämlich ausgezogen.

58. An Julius Campe.

Granville, den 18. August 1838.

Liebster Campe!

So eben erhalte ich über Paris Ihren Brief nebst der Gutzkow'schen Einlage. Die Post geht ab in einer Stunde, und diese will ich dazu benutzen, Ihnen und Herrn Dellohe in Paris zu schreiben. Ihr Schweigen in Betreff des Letzteren setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Vor meiner Abreise (als ich ihm das ganze Manuscript zu seiner Verfügung zustellte) bemerkte Dellohe, daß er nicht mehr warten dürfe und den Debit des Buchs einem anderen Deutschen übergeben müsse — (wie ich sehe, hatte er in seinem Briefe an Sie von festen Exemplar-Übernahmen geredet, obgleich er doch nur auf Inkommision-gaben rechnete — aber so sind die Franzosen, sie kennen unsere deutschen Usancen nicht.) Ich schreibe ihm sogleich, daß er Ihnen melden

müsse, wie es mit dem Debit der Shakspeare'schen Frauen gemeint sei, daß er sie Ihnen nämlich in Kommission giebt, und ich hoffe, daß mein Brief nicht zu spät kommt. —

Gutzkow's Brief setzt mich in die außerordentlichste Verlegenheit*). Was soll ich thun! Morgen will ich ihm antworten. Die Gedichte darf ich jetzt nicht drucken, wenn ich nicht von vornherein mit Gutzkow in die peinlichsten Mißverständnisse gerathen will. Soll ich Ihnen meinen ganzen Gedanken vertrauen, aber Ihnen, so will ich mich so ehrlich und naiv als möglich aussprechen: An dem ganzen Buch liegt mir Nichts, es liegt mir Nichts dran, daß es erst später in der Gesamtausgabe gedruckt wird, und durch diesen Aufschub bringt eigentlich mein Herr Verleger Julius Campe ein Opfer — nicht ich. Nicht wahr, Das ist naiv? Aber in der That, liebster Campe, Das ist mein eigentlicher Verdruß. Wie machen wir's aber, daß Ihnen dieses Opfer einigermaßen vergütet wird? Ich dachte, Sie druckten die Nachrede als besondere Broschüre, und in meinem nächsten Briefe sage ich

*) Gutzkow hatte in einem dringlichen Schreiben Heine den Rath ertheilt, einen großen Theil seiner „Neuen Gedichte“, namentlich manche der in dem Cynflus „Verschiedene“ enthaltenen Lieder, nicht wieder abdrucken zu lassen.

Stuen, welche neue Einleitung dazu verfertigt werden muß. Wollen Sie die Nachrede zu gleicher Zeit, am Tage wo Sie dieselbe ausgeben, im „Telegraphen“ abdrucken, so mögen Sie es immerhin thun, nur muß eine Note hinzugefügt werden: daß die Redaktion die Erlaubnis eines solchen Abdrucks vom Verleger erhalten habe.

Ich darf nämlich jetzt Nichts direkt in den „Telegraphen“ geben. Der Aufsatz, der dort über mich abgedruckt*), soll entsetzlich kompromittierend für mich sein. Ich hatte Sie ersucht, denselben mir sous bande zu schicken, und meine Voraussicht, daß Wihl mich zum Piedestal seiner Großmannsjucht machen würde, scheint sich zu bestätigen. Lewald schreibt mir: bei der Lektüre dieses Artikels habe sich ihm Alles im Leibe herumgedreht. Diese Tage schreibt mir ein Freund aus Paris: daß in jenem Artikel mit der ehrlichsten Schafsmiene die perfidesten Infumationen über meine Geliebte und mein Ansehen in Paris verbreitet würden und Beurmann's Schnödigkeiten ihre Bestätigung erhielten; kurz, man ist außer sich vor Unwillen.

*) „G. Heine in Paris. Von Ludwig Wihl.“ Abgedruckt in Nr. 117, 118, 119 und 122 des „Telegraphen für Deutschland“, Juli 1838.

Schicken Sie mir doch die Blätter sous bande so bald als möglich hierher: à Granville, Departement de la Manche. Wihl meint es gewiß gut, aber der Teufel plagt ihn mit der widerlichsten Wuth, seine Eitelkeit zu befriedigen — ich hab's ihm bereits gesagt, er ist aber unheilbar. — Das Ganze ist mir freilich gleichgültig, aber ich möchte, durch avouiertes Mitarbeiten am „Telegraphen“ in diesem Augenblick, die Wihl'schen Dummheiten nicht selbst accreditieren. Das fehlte noch!

Sie können dem Wihl Alles widersagen. Der Teufel soll ihn holen, wenn Das sich bestätigt, was man mir aus Paris meldet. Ich bitte, ihm nie Etwas zu sagen, was ich Literarisches vorhabe. Ich habe ihm Dergleichen nie in Paris sagen dürfen, wenn ich nicht dem fatalsten Korrespondenzgeflatsche verfallen wollte. —

Was Sie mir über ein „Sahrbuch der Literatur“ sagen, gefällt mir. Ich will gern dazu einen Beitrag geben, und vielleicht wähle ich dazu einen Stoff, der dem Buch gleich die außerordentlichste Bogue giebt. — Morgen schreib' ich an Gutzkow. Ich liebe ihn sehr, aber auch ihn soll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Respekt; denn er ist ein sehr vornehmer

Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindschaft, selbst da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigste Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu erwarten stand. Morgen schreib' ich ihm; jedenfalls sollen Sie ihm schon heute in meinem Namen danken für das Interesse, das er mir widmet.

Und Sie, theurer Campe, leben Sie wohl und seien Sie meiner aufrichtigsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

59. An Julius Campe.

Granville, den 10. September 1838.

Liebster Campe!

So eben vom Mont St. Michel (dem merkwürdigsten Plaze der Bretagne) zurückkehrend, habe ich Ihren Brief vom 26. August vorgefunden; da ich morgen nach Paris reisen muß und Ihnen nur von dort ordentlich schreiben kann, beeile ich mich, Ihnen vorläufig das Nothwendigste zu antworten. Ich sehe, es hat mit dem Beitrag für das Fahr-
buch Eile, und ein erst zu fabricierender Artikel käme zu spät; ich will Ihnen daher gern den

„Schwabenſpiegel,“ nämlich meine Nachrede, als Beitrag zum literariſchen Jahrbuch überlaſſen; nur müſſen Sie ihn nicht gleich in die Preſſe geben, da ich etwa ein bis zwei Bogen noch hinzuschreiben muß, welche ich Ihnen binnen zehn Tagen von Paris aus zuſchicke. — Ich bin der Meinung, daß das Jahrbuch nicht einmal, ſondern wenigſtens zweimal jährlich erſcheinen muß. — Wihl's Aufſatz hab' ich geleſen; käme er aus der Feder eines Feindes, ſo würde ich ihn ein Meiſterſtück nennen! — Gutzkow freundlichſt zu grüßen; auch ſeinen Brief hab' ich vorgefunden. — Von Paris aus mehr. (Meine Adreſſe iſt Rue des Martyrs Nr. 23.) In großer Eile.

Ihr Freund

H. Heine.

60. An Julius Campe.

Paris, den 18. September 1838.

Liebſter Campe!

Noch immer ſehr zerſchlagen von den Mühseligkeiten der Rückreiſe (die nicht zu den glücklichen gehörte), eile ich, Ihnen zu ſchreiben. — Mein Buch „Shakſpeare's ſchöne Mädchen und Frauen; mit

Erläuterungen von H. Heine“ wird wohl die ersten Tage der nächsten Woche fertig gedruckt sein, und Herr Dellope wartete bis zu meiner Rückkehr, um nach genauester Absprache mit mir Ihnen zu schreiben; Dies wird er auch heute thun, und ich habe nur auf seinen Brief mich zu beziehen. — Es hat nämlich ein deutscher Händler sich anheißig gemacht, einige hundert Exemplare des Buchs gleich auf feste Rechnung zu nehmen, wenn man ihm den ganzen Debit übertrüge; und Dellope, welcher mit dem deutschen Buchhandel bereits traurige Erfahrungen gemacht, nämlich schon einmal von einem Buche 500 Exemplare einem Deutschen in Commission gegeben, wovon er nach Jahr und Tag 450 Exemplare zurück erhielt und das Geld für die abgesetzten fünfzig noch viel später, — Dellope, wie Sie leicht begreifen können, fürchtet sich, dass es ihm auch bei Ihnen so gehen könne. Ich habe ihm Das aber aus dem Sinn geredet und ihm versichert, dass bei Ihrer Loyalität und Thätigkeit ein mäßiger Absatz des Buches immer unzweifelhaft sei, und dass es für ihn gar nicht nöthig sei, die Abnahme von einigen hundert Exemplaren auf feste Rechnung sich zusichern zu lassen; ich bemerkte ihm ferner, dass ein deutscher Buchhändler, der ihm einige hundert Exemplare auf feste Rechnung abnehme, gar Nichts

rischiere bei einem Buche, das über zehn große Oktavbogen Text von mir enthält, daß er sich von solchen Anerbietungen nicht verleiten lassen möge, eine mir mißliche Firma auf das Buch zu setzen, und daß gewiß, wenn ich Sie, den Julius Campe, bestimmt angehe, auch von Ihnen ein solches Erbieten zu erwarten stehe. Er wird Ihnen also mit ganzem Vertrauen eine Anzahl Exemplare, die Sie verlangen werden, in Kommission geben und über die Versendungen derselben Ihre Verfügung, nämlich wie und wohin und wie viel, erwarten. Ich habe ihm auch gesagt, es sei keine Zeit zu verlieren, da Weihnacht nahe und das Buch besonders zu Geschenken geeignet sei.

Ich habe im Anfang wahrhaftig dem Dellope keine Hoffnungen des großen Absatzes für das Buch zugesichert — ich übernahm es ungern und in kranker Periode und wollte auch nur Wenig dran schreiben — aber statt einiger Bogen schrieb ich zehn sehr große, über dreißig Zeilen lange Oktabbogen und finde, daß sie, ein anständiges Ganze bildend und aus einem schönen Guß bestehend, bei dem Publikum gewiß eine gute Aufnahme finden können. — Als mich daher Dellope gestern auf Gewissen fragte: wie großen Absatz ich bestimmt erwarte? glaubte ich berechtigt zu sein, ihm zu tausend Exem-

placem Forderung zu machen. — Von Seiten der Regierungen habe ich Nichts zu fürchten, Rochon hat sich gegen einen meiner Freunde geäußert, daß man mich bei dieser Publication mit keinem Verbotre instrumentieren werde, und im Buch ist überhaupt Nichts, was Anstalten erregen könnte. — Es hängt also von Ihnen ab, ob mein Freund Deltore bei diesem Unternehmen zum führt — ich bin nur moralisch dabei interessiert — ich habe längst das Meinige gethan, das Manntrépt abgekauft, dafür mit Deltore 4000 Francs ausbezahlt hat. — Sie sollen mal sehen, wie prachtvoll das Buch gedruckt ist!

Nach Beachtung Dessen, was ich Ihnen eben gesagt, werden Sie also wissen, wie Sie mit Deltore trafen sind und wie Sie ihm zu schreiben haben. Er ist ein höchst matterer und ehrlicher Mann, und bei der Bedeutung seines französischen Verlags können Sie, wenn er einmal sieht, daß er keine Rechnung dabei findet, durch Commissionärsübernahme sehr bedeutende Geschäfte mit ihm machen.

Mit meinem Oheim bin ich längst wieder ausgeöhnt, und ich erwarre ihn hier dieser Tage mit großer Freude. — Für das „Jahrbuch“ ist, wie gesagt, die Nachrede bestimmt, aber ich muß durchaus, wo nicht eine sehr große, wo zu vielleicht keine

Zeit mehr), doch eine kleine Note hinzuschreiben. — Was das Buch selbst betrifft (den zweiten Band des Liederbuchs), so will es mich bedünken, daß, wenn ich etwa ein Duzend Gedichte hinauswerfe und durch neue ersetze, auch sonst noch was hinzudichte, das Buch dennoch nächstens gedruckt werden könne. Ich werde Dieses im Auge behalten. Fragen Sie mal Gutzkow, ob ich mehr als ein Duzend sacrificieren müsse? Nicht den Wihl, dem es beim besten Willen an Taft fehlt. Ich muß den guten Wihl (der wahrlich ein besseres Schicksal verdient) hier gegen die ganze Welt vertheidigen. Ich habe freilich über seinen Artikel am Ende mehr gelacht, als geseufzt; aber Andere sind darüber wüthend. Gestern sagte mir B., daß Jemand (der mich übrigens gar nicht kenne) dem Wihl die Ohren waschen wolle, und zwar im „Telegraphen“. (?) Sein Freund, der Böhme (der an der „Breslauer Zeitung“ schreibt, sagen Sie an Wihl), spricht mir von einem Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“, den Savoye geschrieben habe, und worin er ihn und sogar mich mit einem Desavouieren von Seiten Auersperg's bedrohe. Ja, die mildesten Menschen sind gegen diesen Artikel; ich lege zum Beweis ein Stück Brief hier bei, der eben von Granville, wo er mich nicht mehr traf, zurückreiste. Ich kann ohne Lachen an Wihl nicht denken. —

Wenn Sie nächstens von mir was geben, so lassen Sie es bei Leibe nicht in Darmstadt drucken; dort sitzen meine alten Burschenschaftsfeinde; ich erkläre mir daraus die Censurplacereien. Und nun leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir freundlichst Herrn Gutzkow.

Ihr Freund

H. Heine.

61. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1838.

Liebster Campe!


Anbei eine Vorbemerkung, welche vor meinem Artikel, mit kleineren Typen, gedruckt werden muß. Ich wollte etwas Großes noch hinschreiben, aber die Anwesenheit meiner Familie und die Hochzeitsgeschichte meines Vettters*) verwirren mir in diesem Augenblick so sehr den Kopf, daß ich mit dem besten Willen Nichts schreiben kann. — Ich bitte Sie, dem Drucker des Jahrbuchs aufs bestimmteste einzu-

*) Salomon Heine war nach Paris gekommen, um dort die Hochzeitsausstattung für seine mit dem Dr. Rudolf Christiani verlobte Nichte Charlotte Heine einzukaufen.

müsse, wie es mit dem Debit der Shakespeare'schen Frauen gemeint sei, daß er sie Ihnen nämlich in Kommission giebt, und ich hoffe, daß mein Brief nicht zu spät kommt. —

Gutzkow's Brief setzt mich in die außerordentlichste Verlegenheit*). Was soll ich thun! Morgen will ich ihm antworten. Die Gedichte darf ich jetzt nicht drucken, wenn ich nicht von vornherein mit Gutzkow in die peinlichsten Mißverständnisse gerathen will. Soll ich Ihnen meinen ganzen Gedanken vertrauen, aber Ihnen, so will ich mich so ehrlich und naiv als möglich aussprechen: An dem ganzen Buch liegt mir Nichts, es liegt mir Nichts dran, daß es erst später in der Gesamtausgabe gedruckt wird, und durch diesen Aufschub bringt eigentlich mein Herr Verleger Julius Campe ein Opfer — nicht ich. Nicht wahr, Das ist naiv? Aber in der That, liebster Campe, Das ist mein eigentlicher Verdruß. Wie machen wir's aber, daß Ihnen dieses Opfer einigermaßen vergütet wird? Ich dachte, Sie druckten die Nachrede als besondere Broschüre, und in meinem nächsten Briefe sage ich

*) Gutzkow hatte in einem dringlichen Schreiben Heine den Rath ertheilt, einen großen Theil seiner „Neuen Gedichte“, namentlich manche der in dem Cyclus „Verschiedene“ enthaltenen Lieder, nicht wieder abdrucken zu lassen.



Ihnen, welche neue Einleitung dazu verfertigt werden muß. Wollen Sie die Nachrede zu gleicher Zeit, am Tage wo Sie dieselbe ausgeben, im „Telegraphen“ abdrucken, so mögen Sie es immerhin thun, nur muß eine Note hinzugefügt werden: daß die Redaktion die Erlaubnis eines solchen Abdrucks vom Verleger erhalten habe.

Ich darf nämlich jetzt Nichts direkt in den „Telegraphen“ geben. Der Aufsatz, der dort über mich abgedruckt*), soll entsetzlich kompromittierend für mich sein. Ich hatte Sie erjucht, denselben mir sous bande zu schicken, und meine Voraussicht, daß Wühl mich zum Piedestal seiner Großmannsucht machen würde, scheint sich zu bestätigen. Lewald schreibt mir: bei der Lektüre dieses Artikels habe sich ihm Alles im Leibe herumgedreht. Diese Tage schreibt mir ein Freund aus Paris: daß in jenem Artikel mit der ehrlichsten Schammiene die perfidesten Insimuationen über meine Geliebte und mein Ansehen in Paris verbreitet würden und Weurmann's Schändigkeiten ihre Bestätigung erhielten; kurz, man ist außer sich vor Unwillen.

*) „H. Heine in Paris. Von Ludwig Wühl.“ Abgedruckt in Nr. 117, 118, 119 und 122 des „Telegraphen für Deutschland“, Juli 1838.

müsse, wie es mit dem Debit der Shakspeare'schen Frauen gemeint sei, daß er sie Ihnen nämlich in Kommission giebt, und ich hoffe, daß mein Brief nicht zu spät kommt. —

Gutzkow's Brief setzt mich in die außerordentlichste Verlegenheit*). Was soll ich thun! Morgen will ich ihm antworten. Die Gedichte darf ich jetzt nicht drucken, wenn ich nicht von vornherein mit Gutzkow in die peinlichsten Mißverständnisse gerathen will. Soll ich Ihnen meinen ganzen Gedanken vertrauen, aber Ihnen, so will ich mich so ehrlich und naiv als möglich aussprechen: An dem ganzen Buch liegt mir Nichts, es liegt mir Nichts dran, daß es erst später in der Gesamtausgabe gedruckt wird, und durch diesen Aufschub bringt eigentlich mein Herr Verleger Julius Campe ein Opfer — nicht ich. Nicht wahr, Das ist naiv? Aber in der That, liebster Campe, Das ist mein eigentlicher Verdruß. Wie machen wir's aber, daß Ihnen dieses Opfer einigermaßen vergütet wird? Ich dachte, Sie druckten die Nachrede als besondere Broschüre, und in meinem nächsten Briefe sage ich

*) Gutzkow hatte in einem dringlichen Schreiben Heine den Rath ertheilt, einen großen Theil seiner „Neuen Gedichte“, namentlich manche der in dem Cylus „Verschiedene“ enthaltenen Lieder, nicht wieder abdrucken zu lassen.

Ihnen, welche neue Einleitung dazu verfertigt werden muß. Wollen Sie die Nachrede zu gleicher Zeit, am Tage wo Sie dieselbe ausgeben, im „Telegraphen“ abdrucken, so mögen Sie es immerhin thun, nur muß eine Note hinzugefügt werden: daß die Redaktion die Erlaubnis eines solchen Abdrucks vom Verleger erhalten habe.

Ich darf nämlich jetzt Nichts direkt in den „Telegraphen“ geben. Der Aufsatz, der dort über mich abgedruckt*), soll entseßlich kompromittierend für mich sein. Ich hatte Sie ersucht, denselben mir sous bande zu schicken, und meine Voraussicht, daß Wihl mich zum Piedestal seiner Großmannssucht machen würde, scheint sich zu bestätigen. Lewald schreibt mir: bei der Lektüre dieses Artikels habe sich ihm Alles im Leibe herumgedreht. Diese Tage schreibt mir ein Freund aus Paris: daß in jenem Artikel mit der ehrlichsten Schafsmiene die perfidesten Insinuationen über meine Geliebte und mein Ansehen in Paris verbreitet würden und Beurmann's Schnödigkeiten ihre Bestätigung erhielten; kurz, man ist außer sich vor Unwillen.

*) „H. Heine in Paris. Von Ludwig Wihl.“ Abgedruckt in Nr. 117, 118, 119 und 122 des „Telegraphen für Deutschland“, Juli 1838.

Schicken Sie mir doch die Blätter sous bande so bald als möglich hierher: à Granville, Departement de la Manche. Wihl meint es gewiß gut, aber der Teufel plagt ihn mit der widerlichsten Wuth, seine Eitelkeit zu befriedigen — ich hab's ihm bereits gesagt, er ist aber unheilbar. — Das Ganze ist mir freilich gleichgültig, aber ich möchte, durch avouiertes Mitarbeiten am „Telegraphen“ in diesem Augenblick, die Wihl'schen Dummheiten nicht selbst accreditieren. Das fehlte noch!

Sie können dem Wihl Alles widersagen. Der Teufel soll ihn holen, wenn Das sich bestätigt, was man mir aus Paris meldet. Ich bitte, ihm nie Etwas zu sagen, was ich Literarisches vorhabe. Ich habe ihm Dergleichen nie in Paris sagen dürfen, wenn ich nicht dem fatalsten Korrespondenzgeflatsche verfallen wollte. —

Was Sie mir über ein „Sahrbuch der Literatur“ sagen, gefällt mir. Ich will gern dazu einen Beitrag geben, und vielleicht wähle ich dazu einen Stoff, der dem Buch gleich die außerordentlichste Vogue giebt. — Morgen schreib' ich an Gutzkow. Ich liebe ihn sehr, aber auch ihn soll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Respekt; denn er ist ein sehr vornehmer

Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindschaft, selbst da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigste Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu erwarten stand. Morgen schreib' ich ihm; jedenfalls sollen Sie ihm schon heute in meinem Namen danken für das Interesse, das er mir widmet.

Und Sie, theurer Campe, leben Sie wohl und seien Sie meiner aufrichtigsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

59. An Julius Campe.

Granville, den 10. September 1838.

Liebster Campe!

So eben vom Mont St. Michel (dem merkwürdigsten Plage der Bretagne) zurückkehrend, habe ich Ihren Brief vom 26. August vorgefunden; da ich morgen nach Paris reisen muß und Ihnen nur von dort ordentlich schreiben kann, beeile ich mich, Ihnen vorläufig das Nothwendigste zu antworten. Ich sehe, es hat mit dem Beitrag für das Fahr-
buch Eile, und ein erst zu fabricierender Artikel käme zu spät; ich will Ihnen daher gern den

„Schwabenpiegel,“ nämlich meine Nachrede, als Beitrag zum literarischen Jahrbuch überlassen; nur müssen Sie ihn nicht gleich in die Presse geben, da ich etwa ein bis zwei Bogen noch hinzuschreiben muß, welche ich Ihnen binnen zehn Tagen von Paris aus zuschicke. — Ich bin der Meinung, daß das Jahrbuch nicht einmal, sondern wenigstens zweimal jährlich erscheinen muß. — Wihl's Aufsatz hab' ich gelesen; käme er aus der Feder eines Feindes, so würde ich ihn ein Meisterstück nennen! — Gutzkow freundlichst zu grüßen; auch seinen Brief hab' ich vorgefunden. — Von Paris aus mehr. (Meine Adresse ist Rue des Martyrs Nr. 23.) In großer Eile.

Ihr Freund

H. Heine.

60. An Julius Campe.

Paris, den 18. September 1838.

Liebster Campe!

Noch immer sehr zerschlagen von den Mühseligkeiten der Rückreise (die nicht zu den glücklichen gehörte), eile ich, Ihnen zu schreiben. — Mein Buch „Shakespeare's schöne Mädchen und Frauen; mit

Erläuterungen von H. Heine" wird wohl die ersten Tage der nächsten Woche fertig gedruckt sein, und Herr Dellohe wartete bis zu meiner Rückkehr, um nach genauester Absprache mit mir Ihnen zu schreiben; Dies wird er auch heute thun, und ich habe nur auf seinen Brief mich zu beziehen. — Es hat nämlich ein deutscher Händler sich anheischig gemacht, einige hundert Exemplare des Buchs gleich auf feste Rechnung zu nehmen, wenn man ihm den ganzen Debit übertrüge; und Dellohe, welcher mit dem deutschen Buchhandel bereits traurige Erfahrungen gemacht, nämlich schon einmal von einem Buche 500 Exemplare einem Deutschen in Kommission gegeben, wovon er nach Jahr und Tag 450 Exemplare zurück erhielt und das Geld für die abgesetzten fünfzig noch viel später, — Dellohe, wie Sie leicht begreifen können, fürchtet sich, daß es ihm auch bei Ihnen so gehen könne. Ich habe ihm Das aber aus dem Sinn geredet und ihm versichert, daß bei Ihrer Loyalität und Thätigkeit ein mäßiger Absatz des Buches immer unzweifelhaft sei, und daß es für ihn gar nicht nöthig sei, die Abnahme von einigen hundert Exemplaren auf feste Rechnung sich zusichern zu lassen; ich bemerkte ihm ferner, daß ein deutscher Buchhändler, der ihm einige hundert Exemplare auf feste Rechnung abnehme, gar Nichts

rischiere bei einem Buche, das über zehn große Oktavbogen Text von mir enthält, daß er sich von solchen Anerbietungen nicht verleiten lassen möge, eine mir mißliche Firma auf das Buch zu setzen, und daß gewiß, wenn ich Sie, den Julius Campe, bestimmt angehe, auch von Ihnen ein solches Erbieten zu erwarten stehe. Er wird Ihnen also mit ganzem Vertrauen eine Anzahl Exemplare, die Sie verlangen werden, in Kommission geben und über die Versendungen derselben Ihre Verfügung, nämlich wie und wohin und wie viel, erwarten. Ich habe ihm auch gesagt, es sei keine Zeit zu verlieren, da Weihnacht nahe und das Buch besonders zu Geschenken geeignet sei.

Ich habe im Anfang wahrhaftig dem Dellope keine Hoffnungen des großen Absatzes für das Buch zugesichert — ich übernahm es ungern und in kranker Periode und wollte auch nur Wenig dran schreiben — aber statt einiger Bogen schrieb ich zehn sehr große, über dreißig Zeilen lange Oktavbogen und finde, daß sie, ein anständiges Ganze bildend und aus einem schönen Guß bestehend, bei dem Publikum gewiß eine gute Aufnahme finden können. — Als mich daher Dellope gestern auf Gewissen fragte: wie großen Absatz ich bestimmt erwarte? glaubte ich berechtigt zu sein, ihm zu tausend Exem-

plaren Hoffnung zu machen. — Von Seiten der Regierungen habe ich Nichts zu fürchten, Rochow hat sich gegen einen meiner Freunde geäußert, daß man mich bei dieser Publikation mit keinem Verbote inkommmodieren werde, und im Buch ist überhaupt Nichts, was Mißfallen erregen könnte. — Es hängt also von Ihnen ab, ob mein Freund Dellope bei diesem Unternehmen gut fährt — ich bin nur moralisch dabei interessiert — ich habe längst das Meinige gethan, das Manuscript abgeliefert, wofür mir Dellope 4000 Francs ausbezahlt hat. — Sie sollen mal sehen, wie prachtvoll das Buch gedruckt ist!

Nach Beachtung Dessen, was ich Ihnen eben gesagt, werden Sie also wissen, wie Sie mit Dellope dran sind und wie Sie ihm zu schreiben haben. Er ist ein höchst wackerer und ehrlicher Mann, und bei der Bedeutung seines französischen Verlags können Sie, wenn er einmal sieht, daß er seine Rechnung dabei findet, durch Kommissionsübernahme sehr bedeutende Geschäfte mit ihm machen.

Mit meinem Oheim bin ich längst wieder ausgeöhnt, und ich erwarte ihn hier dieser Tage mit großer Freude. — Für das „Jahrbuch“ ist, wie gesagt, die Nachrede bestimmt; aber ich muß durchaus, wo nicht eine sehr große (wozu vielleicht keine

Zeit mehr), doch eine kleine Note hinzuschreiben. — Was das Buch selbst betrifft (den zweiten Band des Liederbuchs), so will es mich bedünken, daß, wenn ich etwa ein Duzend Gedichte hinauswerfe und durch neue ersetze, auch sonst noch was hinzudichte, das Buch dennoch nächstens gedruckt werden könne. Ich werde Dieses im Auge behalten. Fragen Sie mal Gutzkow, ob ich mehr als ein Duzend sacrificieren müsse? Nicht den Wihl, dem es beim besten Willen an Taft fehlt. Ich muß den guten Wihl (der wahrlich ein besseres Schicksal verdient) hier gegen die ganze Welt vertheidigen. Ich habe freilich über seinen Artikel am Ende mehr gelacht, als geseufzt; aber Andere sind darüber wüthend. Gestern sagte mir B., daß Jemand (der mich übrigens gar nicht kenne) dem Wihl die Ohren waschen wolle, und zwar im „Telegraphen“. (?) Sein Freund, der Böhme (der an der „Breslauer Zeitung“ schreibt, sagen Sie an Wihl), spricht mir von einem Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“, den Sarohe geschrieben habe, und worin er ihn und sogar mich mit einem Desavouieren von Seiten Auersperg's bedrohe. Sa, die mildesten Menschen sind gegen diesen Artikel; ich lege zum Beweis ein Stück Brief hier bei, der eben von Granville, wo er mich nicht mehr traf, zurückreiste. Ich kann ohne Lachen an Wihl nicht denken. —

Denn Sie möchten mir mit was sehen, so lassen Sie es bei Seite sink in Dammharn stehen: denn sagen meine alten Parisericharismen: ich erkläre mir daraus die Entschlafenen. Und nun leben Sie wohl. — Grüßen Sie mit freundschaftl. Herrn Gupfer.

Ihr Freund

H. Heine.

61. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1858.

Liebster Campe!

Anbei eine Vorbemerkung, welche vor meinem Artikel, mit kleineren Typen, gedruckt werden muß. Ich wollte etwas Großes noch hinzuschreiben, aber die Anwesenheit meiner Familie und die Hochzeitsgeschichte meines Vettors*) verwirren mir in diesem Augenblick so sehr den Kopf, daß ich mit dem besten Willen Nichts schreiben kann. — Ich bitte Sie, dem Drucker des Jahrbuchs aufs bestimmteste einzu-

*) Salomon Heine war nach Paris gekommen, um dort die Hochzeitsausstattung für seine mit dem Dr. Rudolf Christiani verlobte Nichte Charlotte Heine einzukaufen.

schärfen, daß er nicht das Mindeste an meiner Interpunction ändere. Es ist entsetzlich, wie gewissenlos dieselbe in Allem, was ich nicht selber corrigieren kann, in Allem, was Sie in meiner Abwesenheit von mir druckten, mißhandelt worden. Und sie ist doch so wichtig. — Grüßen Sie mir Gutzkow. — Nächstens mehr.

Ihr Freund

H. Heine.

62. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1838.

Liebster Campe!

Wenn ich Ihnen erst heute schreibe, so liegt die Schuld an der Schwäche meiner Augen; ich muß fast immer diktieren, und diktierter Unwille sieht weit herber aus, als der eigenhändige. Aber heute muß ich Ihnen durchaus schreiben, denn so eben erhalte ich den „Schwabenspiegel“. Hier bin ich wieder verkauft und verrathen, oder wenigstens sind meine theuersten Interessen den kläglichsten Rücksichten, wo nicht gar dem leichtsinnigsten Privatwillen, aufgeopfert. Sie hatten schon genug an mir ver-

sündigt durch die ohne mein Wissen zugegebene Verstümmelung des zweiten Salontheils und der „Romantischen Schule“ — und jetzt schreibe ich das politisch und censurlich Harmloseste, eine Zurechtweisung der persönlichen Feinde, und selbst in dieser kleinen Arbeit sind die widerwärtigsten Verstümmelungen zugelassen, Verstümmelungen in den wichtigsten Übergängen und von einer fast tückischen Art, daß ich nicht einmal an Censurroheit glauben kann. In einer solchen Schrift, wo ich mit ganzer Persönlichkeit gegen persönliche Unbill aufträte, mußte Ihnen jeder Buchstab heilig sein. — Bei Gott! Dergleichen habe ich zum letzten Mal erduldet, ich werde schon meine Maßregeln nehmen, daß Dergleichen nicht mehr vorkommt, und für den gegenwärtigen Fall werde ich ebenfalls Mittel finden, die kleine Schrift, ganz wie ich sie geschrieben habe, dem Publikum mitzutheilen. Ich kann sie aus dem Kopf schon wieder ergänzen. Als ob es nicht genug war, daß durch Ihre Schuld der Druck dieser Schrift neun Monat lang verzögert und ich um meine köstliche Genugthuung, die eben für den Moment ihren Werth hatte, geprellt wurde? Die Impri-maturverweigerung in Gießen ist leicht zu begreifen. An jedem vernünftigen Druckort war Dergleichen unmöglich; jedenfalls hätten Sie in acht Tagen ein

Resultat gewusst. Alle Gesandten betheuern mir hier, daß, wie für meine Person, so auch für meine Geistesfinder, die ich jetzt in die Welt schicken wolle, keine Böswilligkeit in der Heimat zu fürchten sei. — Als Sie an Dellope, trotz meiner vielen Bemühung, nicht einmal direkt schrieben, so daß Derselbe endlich genöthigt war, das Buch an Avenarius und Brockhaus in Kommission zu geben — da mußten diese Herren, um einen Verlagschein zu erwirken, die gedruckten Bogen in Leipzig zur Censur geben, — und nicht eine Zeile, nicht ein Sota ward im Buche von der Censur gestrichen.

Und doch, verglichen mit dem „Schwaben-
spiegel“, war das Buch voll der schrecklichsten Stellen in Betreff der Politik und der Religion.

Ich schreibe Ihnen dieser Tage, ich bin in diesem Augenblick zu wüthend, zu tief indigniert. Ich war schon hinlänglich mit Degout regaliert durch Ihren letzten Brief, wo Sie mich einer Komplicität mit Bornstedt ziehen, in Betreff des unglückseligen Wihl's, Ihres Ritters der Wahrheit, dessen Eitelkeitslosigkeit Ihnen jetzt gewiß noch in höchster Glorie vorleuchtet. Und dabei machen Sie mich noch auf Beurmann'sche Schmähungen aufmerksam, die doch nur in Hamburg bestellt worden, um der verletzten Eitelkeit eines Wihl's ein Vinderungspflaster

anzulegen. Da Beurmann eine ergebene Kreatur Gutzkow's ist, so begreife ich wahrlich nicht, wie dieser Letztere Vergleichen zugeben konnte. Genug, ein großer Degout erfaßte mich über den Inhalt Ihres Briefes. — Und ich hätte es so nöthig, in vollem Einverständnis mit Ihnen zu leben, alle diese Kränkelen verstimmen mich so schmerzlich, und es ist auch höchst traurig, daß ich nicht einmal auf meine Freunde mich verlassen kann!

H. Heine.

63. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1839.

Liebster Campe!

Auf Ihren Brief vom 10. Januar für heute nur wenige eilige Worte, und nur zunächst in Betreff des „Buchs der Lieder“.

Der neue Beweis, daß dieses Buch noch große Zukunft hat, bestimmt mich, in Ihrem Interesse die zum Druck bereit liegende neue Gedichte-Sammlung unter dem Titel: „Buch der Lieder, zweiter Band“ herausgegeben und die neue Auflage des alten eigentlichen „Buchs der Lieder“ mit der

Überschrift: „Buch der Lieder, erster Band“ drucken zu lassen. Ich glaube, Das findet Ihren großen Beifall.

Leider Gottes sind in der zweiten Auflage sehr viele Druckfehler, so daß ich das alte „Buch der Lieder“ nochmals durchgehen muß und Ihnen erst in vierzehn Tagen einige Verbesserungen zuschicken kann, um die dritte Auflage in Druck zu geben. Auch einige Worte Vorrede, vielleicht in metrischer Form, will ich hinzugeben.

Das Manuscript des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder“, den „Nachtrag“, schicken Sie mir jetzt umgehend per Postwagen. Damit das alte „Buch der Lieder“ durch diesen hinzugekommenen Band nicht kompromittiert wird, will ich hierin alle Gedichte auswerfen, die nur irgend Anstoß erregen möchten, wo alsdann doch gewiß nicht mehr als ein Druckbogen sakrificiert zu werden braucht; diese Lücke werde ich durch einen Druckbogen mit neuen vortrefflichen Gedichten zu füllen suchen (ich hab’ sie bereits angefertigt). Wenn ich etwa die unglückliche Nachrede von diesem zweiten Bande fortlasse, wird das Buch vielleicht etwas zu dünn, und in dieser Hinsicht möchte ich die Übersetzung der ersten Scene aus Byron’s „Manfred“, die in meiner frühesten Gedichtesammlung enthalten

ist, hinzufügen. Ich bitte Sie daher, mir diese Gedichtesammlung (die bei Maurer in Berlin erschienen) mitzuschicken.

Packen Sie doch einige Bücher hinzu, die mich interessieren könnten. Z. B. schicken Sie mir Schiff's „Gevatter Tod“, sowie auch Exemplare des dritten Salontheils, wovon ich kein einziges Exemplar erhalten.

Aus den censurten Bogen des „Schwaben-
spiegels“ werden Sie ersehen haben, daß ich zu dem grenzenlosesten Ärger vollauf Ursache hatte. Dazu machte mir der Teufel weiß, die Verstümmelungen kämen von der Redaktion. Aber, um des lieben Himmels willen, wer giebt in einem Nest wie Grimma Etwas zur Censur! — Künftig mehr hierüber. — Sagen Sie dem Ritter der Wahrheit (wie Sie einst Herrn Wihl genannt haben; ich glaube auch, Sie rühmten an ihm seine Gleichgültigkeit gegen Privatruhm — jetzt singen Sie ja in einem ganz entgegengesetzten Ton), sagen Sie Herrn Wihl, daß Herr B. r den Wechsel von 200 Franken nicht bezahlt hat, protestieren ließ, sich endlich ekklipsierte, und daß ich genöthigt war, dieses Geld aus meiner Tasche zu zahlen.

Ihr Freund

H. Heine.

64. Erklärung.

„Der Schwabenspiegel,“ ein mit meinem Namen unterzeichneter und im „Sahrbuch der Literatur“ von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufsatz, ist, im Interesse der darin besprochenen Personen, durch die heimliche Betribsamkeit ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben ablehnen muß.

Paris, den 21. Januar 1839.

Heinrich Heine.

65. An Gustav Kühne.

Paris, den 30. Januar 1839.

Eu. Wohlgeboren

bitte ich, die einliegenden Zeilen*) in der „Eleganten“ abzu drucken. — Sie werden mich dadurch aufs freundlichste verbinden.

Es mag Sie freilich befremden, wenn ich Ihnen

*) Die unter Nr. 64 mitgetheilte Erklärung, welche in der „Zeitung für die elegante Welt“ Nr. 28, vom 8. Februar 1839, abgedruckt ward.

gestehe, daß ich erst vor einigen Wochen Ihre Bekanntschaft machte, nämlich Ihre „Weibliche und männliche Charaktere“ gelesen hab'; aber es wird Sie keineswegs wundern, daß ich davon auf ungewöhnliche Weise angesprochen, erquickt und erbaut worden. Solche Bücher, obgleich selten, geben mir eine Garantie für den fortschreitenden Geist der Humanität in Deutschland und die Talente seiner Träger. Nach der Lektüre Ihres Buches ergriff mich ein sonderbares Heimweh — Vielleicht aber irre ich mich, und es giebt nur Wenige Ihres Gleichen in Deutschland. Empfangen Sie meine herzlichsten Grüße und die Versicherung meiner heiteren Hochachtung.

H. Heine.

Adresse: Rue des Martyrs 23.

66. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1839.

Liebster Campe!

Entweder noch heute oder in den nächsten Tagen schicke ich Ihnen die Vorrede zur dritten Auflage des Liederbuchs. Das Exemplar der durch-

korrigierten zweiten Auflage, welches als Manuscript zum Abdruck dienen soll, habe ich vor etwa sieben Tagen nach Hamburg geschickt. Ach, liebster Campe, ich muß heute wieder das alte Lied singen: wie viel Kummer hatte ich bei der neuen Durchsicht des „Buch's der Lieder"! Sie wissen, wie viel ich auf meine Interpunction halte, und sehen Sie mal: wie licherlich ist diese beim Druck berücksichtigt! Bei einem Buche, wie dieses, sollte dem Drucker jedes Komma heilig sein. Die Durchsicht hat mir acht bittere Tage gekostet, und ich hoffe, daß diesmal meine Mühe nicht vergebens war! Schreiben Sie nur gleich an den Drucker, daß man mit diplomatischer Treue meine Interpunction wiedergebe. Überhaupt sorgen Sie für besseren Druck. — Vergleichen Sie in dieser Beziehung mal die zweite Auflage des Liederbuchs mit der Ausstattung anderer Gedichtesammlungen, z. B. Freiligrath's — der bei Cotta erschienen!

Was soll ich aber sagen zu der widerwärtigen Entdeckung, die ich jetzt machte, daß die Censur sogar im „Buch der Lieder" einige Gedichte verstümmelt hat? Was können Sie da vorbringen? Habe ich ebenfalls hier den Censor in Furcht gejagt? Bin ich nicht von allen Dichtern Derjenige, in dessen Versen die wenigsten politischen Anklänge? Habe ich nicht streng Alles ausgeschieden, was dem

„Buch der Lieder“ nur die mindeste Parteilärbung geben konnte? Ich habe die verstümmelten Gedichte wieder aus der ersten Auflage hineingeflebt, und ich denke, es wird kein Jota daran verfürzt werden, wie ich überhaupt hoffe, daß ich jetzt nicht mehr in solcher Weise sacrificiert werde — Nein, ich hoffe es nicht bloß, ich bin Dessen auch sicher — ich werde Ihnen keine Zeile mehr geben, wenn ich diese Sicherheit nicht empfangen. Schon aus dem Grunde sollten Sie Alles dran setzen, mich unverstümmelt zu drucken, damit hier kein Nachdruck erscheint, der wenigstens den älteren Ausgaben getreu wäre — Sie haben keinen Begriff davon, wie Viel ich in dieser Beziehung gethan habe, um Ihre Interessen zu wahren, und ich werde auch immer Alles thun — aber thun Sie wenigstens das Ihrige, setzen Sie für Censurbefreiung, drucken Sie treu und schön, geben Sie gute Ausstattung meinen Kindern —

Ich sterbe an dem Schnupfen, der mich seit vierzehn Tagen quält und in einer großen Arbeit aufhält. — Ich habe den „Schwabenrizzel“ nicht, wie man mir riet, wiederabdrucken lassen, ich beschränkte mich darauf, die Verstümmelung der Publikation anzuzeigen, werde das Dopus aber weiterhin in seiner wahren Gestalt geben. — Herr K. ist im „Korrespondenten“ den Schwaben vor

korrigierten zweiten Auflage, welches als Manuskript zum Abdruck dienen soll, habe ich vor etwa sieben Tagen nach Hamburg geschickt. Ach, liebster Campe, ich muß heute wieder das alte Lied singen: wie viel Kummer hatte ich bei der neuen Durchsicht des „Buchs der Lieder“! Sie wissen, wie viel ich auf meine Interpunktion halte, und sehen Sie mal: wie liederlich ist diese beim Druck berücksichtigt! Bei einem Buche, wie dieses, sollte dem Drucker jedes Komma heilig sein. Die Durchsicht hat mir acht bittere Tage gekostet, und ich hoffe, daß diesmal meine Mühe nicht vergebens war! Schreiben Sie nur gleich an den Drucker, daß man mit diplomatischer Treue meine Interpunktion wiedergebe. Überhaupt sorgen Sie für besseren Druck. — Vergleichen Sie in dieser Beziehung mal die zweite Auflage des Liederbuchs mit der Ausstattung anderer Gedichtesammlungen, z. B. Freiligrath's — der bei Cotta erschienen!

Was soll ich aber sagen zu der widerwärtigen Entdeckung, die ich jetzt machte, daß die Censur sogar im „Buch der Lieder“ einige Gedichte verstümmelt hat? Was können Sie da vorbringen? Habe ich ebenfalls hier den Censor in Furcht gejagt? Bin ich nicht von allen Dichtern Derjenige, in dessen Versen die wenigsten politischen Anflänge? Habe ich nicht streng Alles ausgeschieden, was dem

„Buch der Lieder“ nur die mindeste Parteifärbung geben konnte? Ich habe die verstümmelten Gedichte wieder aus der ersten Auflage hineingeflebt, und ich denke, es wird kein Sota daran verkürzt werden, wie ich überhaupt hoffe, daß ich jetzt nicht mehr in solcher Weise sacrificiert werde — Nein, ich hoffe es nicht bloß, ich bin Dessen auch sicher — ich werde Ihnen keine Zeile mehr geben, wenn ich diese Sicherheit nicht empfangen. Schon aus dem Grunde sollten Sie Alles dran setzen, mich unverstümmelt zu drucken, damit hier kein Nachdruck erscheint, der wenigstens den älteren Ausgaben getreu wäre — Sie haben keinen Begriff davon, wie Viel ich in dieser Beziehung gethan habe, um Ihre Interessen zu wahren, und ich werde auch immer Alles thun — aber thun Sie wenigstens das Ihrige, sorgen Sie für Censurbefreiung, drucken Sie treu und schön, geben Sie gute Ausstattung meinen Kindern —

Ich sterbe an dem Schnupfen, der mich seit vierzehn Tagen quält und in einer großen Arbeit aufhält. — Ich habe den „Schwabenspiegel“ nicht, wie man mir rieth, wiederabdrucken lassen, ich beschränkte mich darauf, die Verstümmelung dem Publikum anzuzeigen, werde das Opus aber späterhin in seiner wahren Gestalt geben. — Herr Wihl soll im „Korrespondenten“ den Schwaben auf meine

Kosten den Fuchsschwanz gestrichen haben; der eitle
Poet, Alles fähig aus Eitelkeit.

Ihr Freund

H. Heine.

67. Schriftstellernöthen*).

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe,
Inhaber der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung zu
Hamburg.

Mein liebster Campe!

Wenn Sie oder Andere darauf gerechnet haben,
daß mir der „Telegraph“ des Herrn Gutkow hier
nicht zu Gesicht komme, irrten Sie sich. Dasselbe
ist der Fall, wenn Sie sicher darauf bauten, daß
ich auf die darin abgedruckte Erklärung in Betreff
des „Schwabenspiegels“**), aus persönlichen Rück-

*) Die von [] umschlossenen Stellen dieses Aufsatzes
sind aus dem (in Händen des Herrn Dr. G. Kühne befind-
lichen) Originalmanuskripte ergänzt worden.

**) Die von 15. Februar 1839 datierte Erklärung von
Hoffmann und Campe war in Nr. 34 des „Telegraphen
für Deutschland“ abgedruckt und lautete, wie folgt: „In Be-
zug auf die von Heinrich Heine gegebene Erklärung, daß
er den unsern „Jahrbuche der Literatur“ einverleibten

sichten, Nichts erwidern würde. Enthielte jene Erklärung nur eine rohe Beleidigung, so würde ich gewiß schweigen, alter Freundschaft willen, auch aus angeborener Milde, die aufbrausenden Misslaunen des Gemüthes gern entschuldigend, zumal in dieser schweren Zeit, wo so viel Widerwärtigkeiten, wie auf den Schriftsteller, so auch auf den Buchhändler eindringen, und Einer dem Andern, wenigstens der Vernünftigere dem Leidenschaftlicheren, manche Unbill verzeihen sollte . . . Aber, liebster Freund, wenn ich auch, alle Empfindlichkeit besiegend, die rohe Beleidigung ruhig hinnähme, so ist doch Ihre Erklärung von der Art, daß sie allerlei bedenkliche Interpretationen zuläßt, die das Ansehen meines Wortes und also auch jene heiligen Interessen, denen mein Wort gewidmet ist, gefährden können. Nur als Abwehr jener Interpretationen schreibe ich Ihnen diesen offenen Brief.

Ich machte in der „Zeitung für die elegante

„Schwabenspiegel“ mehrfacher Verstümmelungen wegen nicht mehr anerkenne, erwidern wir, daß dieselben lediglich nur der sächsischen Censur, der das „Jahrbuch“ unterworfen war, zur Last fallen. Wir bemerken Dies deswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter „der heimlichen Betribsamkeit ihrer Wahlverwandten“ zu verstehen haben.“

Welt" dem Publikum die Anzeige: daß bei Ihnen erschienene „Jahrbuch der Literatur“ enthalte einen Aufsatz von mir, betitelt „Schwabenspiegel,“ welcher im Interesse der darin besprochenen Personen, durch die heimlichen Umtriebe ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben nicht mehr vertreten könne. — Hierauf, liebster Campe, ließen Sie im „Telegraphen“ des Herrn Gutzkow die Erklärung drucken: jene Verstümmelungen fielen lediglich der [königlich sächsischen] Censur zur Last! und Sie setzten hinzu die Worte: „Wir bemerken Dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben.“

Zunächst also widersprechen Sie mir, und zwar ganz apodiktisch, von oben herab, ohne Angabe irgend eines Beweises, der etwa Ihre Aussage bestätige. Ich könnte nun Ihrem fargen Nein ein eben so kurzes Ja entgegensetzen, und es käme alsdann darauf an, wessen Wort in Deutschland den meisten Glauben fände. Aber, wie ich schon erwähnt habe, ich will zu der rohen Beleidigung kein Seitenstück liefern, ich will Sie nicht der Unwahrheit, sondern nur des Irrthums zeihen, und bei diesem betrüblichen Geschäfte stütze ich mich nicht auf meine

individuelle Glaubwürdigkeit, sondern nur auf That-
sachen, die Sie selbst anerkannt, und auf die aller-
höchste Autorität der Logik. Das Faktum der er-
wähnten Umtriebe steht daher nicht direkt in Frage;
später, wenn die Einmischung mancher Personen
weniger indiscret und meine Furcht vor einer ge-
wissen rothen Kreide weniger hemmend sein wird,
werde ich auf jenes Faktum zurückkehren. Heute
beschränke ich mich auf einige Erörterungen, wonach
das Publikum selbst beurtheilen möge: ob Sie, theurer
Freund, hinlänglich berechtigt waren, meinen Worten
in der erwähnten inofficiösen Weise zu widersprechen?

Ich gestehe Ihnen, ich wollte kaum meinen
Augen trauen, als mir im „Telegraphen“ die be-
sagte Erklärung zu Gesicht kam. Hätte ich nicht
längst gewußt, unter welchen Einflüssen Sie stehen,
wahrhaftig, die größten Besorgnisse für die Gesund-
heit Ihres Hauptes wären in mir aufgestiegen.
Armer Freund! als Sie jene Erklärung schrieben
oder unterschrieben, litten Sie jedenfalls an einer
entsetzlichen Untreue des Gedächtnisses, Sie hatten
ganz vergessen, was in Ihren jüngsten Briefen steht,
und am allerwenigsten erinnerten Sie sich Dessen,
was Sie mir zu anderen Zeiten schrieben, wo ich
ebenfalls über Verstümmelung meiner Schriften
Klage führte. In der That, es war Ihre Schuld,

wenn solche Klagen sich mehrmals wiederholten, wenn ich, gekränkt von diesen Bitternissen, alle Lust und Freude an der leidigen Schriftstellerei einbüßte, wenn ich lieber mit verbissenen Lippen ganz schwieg, als daß ich mein gefälschtes Wort den schmähslichsten Mißverständnissen bloßstellte. Das fing an mit den „Französischen Zuständen.“ Milde und billigdenkend, wie ich bin, verzieh ich Ihnen gern die ungeheuren Verwüstungen in der Vorrede; Sie gestanden mir, daß Sie letztere, um großen Ungelegenheiten vorzubeugen, der Censur überliefert, obgleich das Buch über zwanzig Druckbogen enthielt . . . Sie waren damals eben in den heiligen Ehestand getreten, hatten jetzt Frau und Kind, und ich konnte Sie nicht geradezu verdammen. Ich berücksichtigte auch bei meiner nächsten Publication diese veränderte Lage des vermählten Verlegers, und den ersten Theil des „Salons“ konnten Sie getrost ohne die Vorsichtsmaßregeln der Censur in Druck geben. Sie hatten mich sicher gemacht, und vertrauensvoll schickte ich Ihnen den zweiten Theil des „Salons“, der ebenfalls über zwanzig Bogen stark und keiner Censur unterworfen war; auch hatten Sie damals wieder so viel Redes in die Welt hinein gedruckt, z. B. Börne's Briefe, daß ich meinte, der Campe sei wieder der alte Campe . . .

Aber ich verrechnete mich, eben weil Sie so viele ultraliberale Bücher und Büchlein verlegt hatten, glaubten Sie bedeutend einlenken zu müssen, und es war eben mein armer zweiter Band des „Salons“, den Sie opferten, den Sie auf den Altar der Censur niederlegten, als Sühnopfer für Ihre Preßsünden. Das Buch wurde gehörig abgeschlachtet und dergestalt vermegert, daß seine ganze patriotische Bedeutung verloren ging, daß man eine gewisse theologische Polemik, die bittere Schale, für den eigentlichen Kern desselben halten konnte, daß dadurch zur Verkennung und zur Verleumdung meines Strebens vollauf Gelegenheit gegeben ward. In der Anzeige, die ich deshalb publicierte*), mochte ich vielleicht zu weit gehen, indem ich das mir widerfahrne Mißgeschick Ihnen allein zur Last legte; aber ganz konnte ich Sie niemals von aller Schuld freisprechen. Wir brouillierten uns damals, und versöhnten uns wieder, flickten das geborstene Zutrauen, und bald darauf sandte ich Ihnen „Die romantische Schule“, die Sie ebenfalls druckten . . . nachdem Sie dieselbe aus plötzlicher Angst, Gott weiß an welchem Orte, wieder zur

*) Siehe die Erklärung vom 19. März 1835, Nr. 109, auf S. 281 des vorhergehenden Bandes.

Censur geliefert und an Leib und Leben verstümmeln ließen! Diesmal brauchte ich mich etwas weniger zu ärgern, da unter dem Titel „Zur Geschichte der neuern schönen Literatur“ in einer hier zu Paris erschienenen Ausgabe der unverstümmelte Text jenes Buches zum größten Theil enthalten, und ich mich also vor boshaften Mißdeutungen einigermaßen geschützt glaubte. Auch war Ihre Furcht vor greller Verantwortlichkeit damals nicht ungegründet, eine gewisse Schwüle verkündigte das Gewitter, welches bald darauf, als Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland, bei uns einschlug. Während es schon donnerte und gelinde blitzte, reichte ich Ihnen die versöhnliche Hand, zuckte die Achsel, unterwarf mich den regierenden Sternen, der fatalen Nothwendigkeit, und beschloß, hinfüro nur leichte Phantasiesspiele drucken zu lassen, die, aller politischen Beziehungen bar, überall die Censur passieren würden . . .

Mit solcher Resignation schickte ich Ihnen den dritten Theil des „Salons“, welcher eine harmlose Märchensammlung und eine literarisch wilde, doch politisch sehr zahme Vorrede enthielt; das Buch erlangte wirklich das volle Imprimatur, bis auf die Vorrede, womit sich sonderbare Dinge zutrug. Diese war nämlich gegen den Stuttgarter Denun-

cianten gerichtet, und Derselbe, wie ich erst später erfuhr, genoß damals bei gewissen Behörden eines außerordentlichen Schutzes. [Freilich, der Angeber muß vom Staate geschützt werden, wenn er auch der erbärmlichste Schuft ist; sonst ist keine Polizei möglich.] Zum Unglück für meine arme Vorrede ward dem erwähnten Denuncianten noch außerdem, durch die heimlichen Umtriebe seiner Wahlverwandten, überall Vorschub geleistet. Er stand nicht allein; so wie seine Denunciationen nicht bloß öffentlicher Art waren, so hatte er auch eine Menge im Dunkel einhererschleichender Gehilfen. Sa, jene Denunciationen waren nicht bloß öffentlicher Art, bestanden nicht bloß in gedruckten Artikeln; vielleicht erinnern Sie sich, daß Sie sich damals erbieten, mir einen eigenhändigen Brief zu verschaffen, den Herr Wolfgang Menzel kurz vor dem Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse an Theodor Mundt geschrieben, und worin er blödsinnigerweise seine hässerlichen Schelmereien selber verrieth.

Aber Sie vergessen Alles, lieber Campe, Sie vergessen sogar, daß Sie selber, bei Gelegenheit der Vorrede zum dritten Theil des „Salons“, gegen die geheimen Umtriebe der Menzel'schen Wahlverwandten mit aller Macht zu kämpfen hatten und Dergleichen nur durch Gegenlist vereiteln konnten.

Namentlich beklagten Sie sich damals über einen gewissen Dr. A[drian], Censor in Gießen, wohin Sie das Buch zum Druck gegeben; auf ihn warfen Sie die Schuld, daß der Inhalt, der bis zum Erscheinen desselben ein Geheimnis bleiben sollte, schon gleich in Stuttgart bekannt wurde. In Ihrem Briefe vom 21. Oktober 1836 schrieben Sie mir:

„Gefagt habe ich Ihnen, daß A[drian] Ihr Censor in Gießen ist, [derselbe, der „Bilder aus England“ schrieb.] Dieser gab in den „Phönix“ eine Notiz, daß der Salon III mit heffischer Censur in Gießen gedruckt würde. Ich mittelste Das aus und habe durch den Redakteur Duller den Beweis in Händen, daß er es mittheilte. Diese Notiz ging in andere Blätter über, und könnte so die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben. Die Absicht dieser Insinuation liegt nicht tief.“

In einem späteren Briefe klagten Sie, daß man Sie mit dem Imprimatur Monate lang hinhalte, — (in der That, es verflossen über neun Monate, ehe das Buch erschien) — und Ihr Verdacht steigerte sich. Endlich, [nachdem man Sie lange an der Nase herumgeführt,] schrieben Sie mir Folgendes in Ihrem Briefe vom 5. April 1837:

„Denken Sie, A[drian] will das Imprimatur nicht für die Vorrede ertheilen. Der Drucker hat an das Ministerium requiriert. Die Minister haben gelacht, aber [so ein S tt, der „Skizzen aus England“ schreibt, ist auf seinem Posten allmächtig,] sein Recensent Menzel gilt ihm mehr als Heine, er will also Pietät üben.“

Diese Erinnerungen mögen Ihnen einen ungefähren Begriff davon geben, was ich unter dem Ausdruck „die geheimen Umtriebe der Wahlverwandten“ eigentlich verstehe. Eine präcise Definition ist hier unmöglich. Das sind Dinge, die weit eher gerochen, als gesehen und betastet werden. Sie können mir eben so gut zumuthen, den Wind mit fester Hand zu erfassen oder die Dunkelheit zu beleuchten . . . Es kann mir da wohl begegnen, daß, so wie ich mit der Laterne herankomme, die Schatten, die ich Jedem zeigen wollte, spurlos verschwunden sind.

Polemische Arbeiten, wobei das Interesse des Augenblicks in Anspruch genommen wird, verlieren durch Verzögerung des Drucks den besten Theil ihres Werthes; nichtsdestoweniger dankte ich Ihnen, daß Sie unter dem Titel „über den Denuncianten“ die erwähnte Vorrede des dritten Salontheils als Broschüre unverstümmelt herausgaben. Ich schöpfte

wieder neuen Glauben an Ihren Druckmuth, ich ward wieder sicher. Nicht wenig mußte ich mich daher verwundern, als ich, bei Ihnen anfragend, wie es mit dem Druck des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder“ aussehe? die Antwort erhielt: Nicht so dumm, diesmal sei das Manuscript nicht nach Gießen zur Censur geschickt worden, sondern nach Darmstadt, und von dort wäre noch keine Nachricht angelangt. Ich mußte herzlich lachen, daß der heldenmüthige Verleger der Börne'schen Schriften jetzt sogar meine harmlosen Liebeslieder zur Censur giebt . . . Aber meine gute Laune schwand, als ich, der ich Nichts von Geographie verstehe, mich bei einem ehemaligen deutschen Lohnkutscher näher erkundigte und den Bescheid empfing: Darmstadt und Gießen, Das sei wie Speck und Schweinefleisch, da sei kein Unterschied, ein Thorzettel aus Darmstadt gelte auch in Gießen, und der Gießener Gassenvoigt sei ein leiblicher Vetter des Herrn Zollinspektors zu Darmstadt. Ich ward daher nicht sonderlich überrascht, als ich nach mehreren Monaten von Ihnen den Klagebrief erhielt: man habe wieder [Sie an der Nase herumgeführt und] das Imprimatur verweigert. Da ich zu diesem Buche eine Nachrede geschrieben, die, polemischen Inhalts, durch solche Druckverzögerung das Interesse

der Aktualität schon ein bißchen eingebüßt hatte, gab ich gern Ihrem Vorschlage Gehör, diese Nachrede in einem „Jahrbuch der Literatur,“ welches Sie im Oktober auszugeben versprochen, gleich abdrucken zu lassen. Leider besitze ich den hier erwähnten Brief nur zum Theil, da ich mich bei Empfang desselben in der Bretagne befand und eine Stelle des Briefes, welche Herrn D. betraf, ausschmitt und Demselben nach Paris zuschickte; es befindet sich daher im Briefe eine Lücke, was mir sehr leid ist; denn ich möchte gern die Originalworte anführen, womit Sie mir den treuesten Abdruck meiner Nachrede versprochen und mir zugleich über Herrn Gutzkow ein sehr naives Geständnis machten. Der Brief ist vom 9. August 1838, und folgende Worte haben sich darin erhalten:

„Mit Gutzkow habe ich heute Abend ein „Unternehmen ausgeheckt, das für die Interessen „der Literatur von Wichtigkeit sein wird; nämlich „ein „Jahrbuch der Literatur,“ das im Oktober „dieses Jahres ausgegeben werden soll und künftig „alle Jahre folgen wird. Wir haben Journale, „Monats- und Quartalschriften genug — Was „diese sich erlauben, wissen die zur Hahne Gehörenden „zur Genüge. Das Jahrbuch soll in letzter Instanz „entscheiden, die Alten mustern. Sehr Nachrede

„würde hierin ganz am richtigen Plaze sich befinden.
„Guzkow trug mir auf, Das Ihnen zu sagen.
„Rosenfranz, Sung, König, Kiedel, Daumer, Schüding,
„Dingelstedt 2c. geben Beiträge. Die übersichtlichen
„Artikel von 1830 an giebt Guzkow. Der so=
„genannten jungen Literatur wird Nutzen daraus
„werden. Wienbarg wird was geben. Ihren Auf=
„satz hätte Guzkow dafür gar gern. Oder wollen
„Sie einen andern geben? Falls Sie den Nachtrag
„gedruckt wissen wollen . . .“

Bei diesen Worten beginnt die erwähnte Lücke.
Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn
Guzkow, worin er sich mir freundlich und liebevoll
nahte, was er wahrlich guten Fuges thun konnte,
da ich schon frühzeitig in meinen Schriften seinen
Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und
ich auch späterhin, in bedrängtester Zeit, als die
Genossen ihn gleichsam im Wettlauf desavouierten,
unumwunden meine Sympathie für ihn aussprach.
Sie wissen, wie ich sein Vertrauen ehrte, und sehr
gern überließ ich dem „Jahrbuch der Literatur“ die
erwähnte Nachrede, für welche Herr Guzkow mir
den Titel „Schwabenspiegel“ vorschlug.

Sie können sich nun leicht eine Vorstellung
davon machen, wie schmerzlich, widerwärtig schmerz=
lich mein Gemüth berührt wurde, als nach solchen

Vorgängen Ende December das „Zahrbuch der Literatur“ mir zu Händen kam, und ich meine arme Nachrede, die jetzt einen pretensiosen Titel trug, so gründlich verstümmelt fand, [daß ich nicht nur um meine Genugthuung an den darin besprochenen Personen geprellt schien, sondern daß, durch Verfälschung der Beiwörter, Ausmerzung der Uebergänge und sonstige Entstellung der Form, auch mein artistisches Ansehen bloßgestellt worden.] Das hat wahrlich kein Cenſor gethan, denn auch nicht eine Silbe war in dem Aufſatz, die nach Politif oder Staatsreligion roch, [und wenn ich ihn später in seiner ursprünglichen Geſtalt abdrucke, wird Jedem einleuchten, daß die schäbigen Finger, die hier ihr dunkles Werk vollbracht, zugleich die Spur Ihrer Absichten zurückgelassen haben.] Sie sind unschuldig daran, liebster Campe, ich bin davon überzeugt; denn als ich Ihnen über diesen Frevel gleich schrieb, antworteten Sie mir mit Verwunderung, und aus Ihrem Briefe vom 25. December 1838 will ich nur die Worte anführen:

— — „Mir schien es auch, daß Etwas fehlte; „ich verlangte daher das Manuscript zur Vergleichung, wie Sie aus dem Fragmente des Briefes „vom Faktor der Druckerei sehen. Zuvor schrieb „mir P. (der Schriftsteller und Buchdruckerei-

„Besitzer), Ihr Aufsatz allein fände Anstand beim „Censor. Ich hatte befohlen, und meine Briefe an „die Druckerei bezeugen es, wenn Sie sie sehen „wollen, daß ich erklärte: wenn Etwas gestrichen „würde, worauf ich nicht gefaßt war, solle der „Artikel wegbleiben.“

Eingeständlich hatten Sie also bestimmten Befehl gegeben, im Fall die Censur an meinem Artikel streichen wolle, ihn lieber gar nicht zu drucken . . . Wie kommt es nun, daß der Artikel dennoch, trotz diesem Befehl, so entsetzlich zusammengestrichen und dennoch gedruckt wurde? Oder giebt es Befehle, die höher geachtet werden, als die Ihrigen, und denen Sie selbst nur blindlings gehorchen? Sie erregen jedenfalls die bedenklichsten Zweifel an Ihrer Selbstständigkeit, wenn Sie die Verstümmelung meines Artikels lediglich der [königlich sächsischen] Censur zur Last legen.

Nein, diesmal will ich mich nicht auf die Censur verweisen lassen, und am allerwenigsten auf die [königlich sächsische] Censur, die mir eben damals, als Ihr „Jahrbuch“ erschien, einen glänzenden Beweis ihrer Milde und Liberalität gegeben hat; weil nämlich jedes Buch, das im Auslande gedruckt worden, in Deutschland die Censur passieren muß, ehe es in den deutschen Bundesstaaten verkauft

werden darf, ließ ich „Shakespeare's Mädchen und Frauen“ [in Leipzig] censurieren, und siehe! in diesem Buche, [welches doch manche politisch und theologisch anzügliche Stelle enthielt,] hat die [königlich sächsische] Censur kein einziges Wort gestrichen! Warum soll nun [in Grimma] dieselbe Censurbehörde ein weit harmloseres Opus verstümmelt haben? Gewöhnlich kann man an kleineren Orten weit eher durch freundliche Vorstellungen der Censurstrenge Etwas abgewinnen, man giebt den unwichtigen Theil eines Buches preis, um das Bedeutendere zu retten, man vermittelt. . . Kurz, liebster Campe, Alles, was Sie mir erwiderten, sprach mehr gegen Sie, als für Sie; im Gegentheil, Sie selbst lieferten mir neue Gründe zum Argwohn; der angebliche Censurbogen, den Sie gleichzeitig einschickten, war Nichts weniger, als ein mit Imprimatur versehener Censurbogen; dabei suchten Sie mich auf allerlei fremde Fährten zu bringen, und z. B. in Ihrem Briefe vom 10. Januar schrieben Sie mir:

„— Den Censurbogen vom „Schwabenpiegel“ habe ich Ihnen vor acht Tagen gesandt, und werden Sie daraus die Überzeugung gewonnen haben, in welchem schändlichen Verdacht Sie Gutzkow und mich hielten! Leider ist es jündlich, wie der Senior gehandelt hat, und man sieht: daß es reine Frau-

„basereien sind, die er in Schutz nimmt, z. B. „für Theodor Hell! Der Censor ist ein Dresdner. „Früher war es Gehe, Der ist jetzt in Paris — —“]

Nein, liebster Campe, [Theodor Hell ist unschuldig; auch stand in meinem Artikel kein einziges Wort, das nur im Mindesten Denselben verletzen konnte.] Auch Gutzkow, auf den, ich weiß nicht warum, Sie mich so gern anrennen lassen möchten, ist unschuldig. Er ist unschuldig, wie Sie. Wenn ich vielleicht in meinem Brief an Sie etwas unwirsch von Gutzkow sprach, so geschah es zunächst, weil ich übel gelaunt war, und dann auch weil ich ihn auf keinen Fall von einer levissima culpa freisprechen konnte. Sie sagten mir nämlich in Ihrem Briefe, daß der Censor in Gutzkow's Aufsatz gar Nichts gestrichen habe, und doch, in Vergleichung mit letzterem, welcher politisch-philosophisch so viele Zeitinteressen diskutierte, war mein Aufsatz nur ein armer harmloser Schwabenspiegel. Aber Herr Gutzkow, welcher dafür sorgte, daß sein Aufsatz bei der Censur keinen Schaden litt, — warum übte er für meinen Aufsatz, den ich ihm gewissermaßen anvertraut hatte, nicht dieselbe Sorgfalt? Da Sie, liebster Campe, keine juristischen Bücher verlegen, so wollte ich Ihnen deutlich machen, was ich unter levissima culpa verstehe.

Wenn ich aber überhaupt gegen Herrn Gutzkow unmuthig war, so haben Sie selbst, lieber Campe, durch eine gewisse kindliche Redseligkeit am meisten dazu beitragen. Wer hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß manche Schmähartikel, die ihr Material augenscheinlich aus Hamburg bezogen, ganz sicher aus der Feder jenes edlen Bleurmann] geflossen, der am Ende doch Nichts anders ist, als eine von den dienenden Seelen des Herrn Gutzkow? Warum in Ihrem Briefe vom 5. Februar 1839 stecken Sie mir, daß ein Herr Wihl keine Zeile schreibe, die nicht Gutzkow revidiert habe? Warum belasten Sie Letzteren mit der Verantwortlichkeit für Alles, was Jener schreibt? Und wenn Jener, in einer Zeitschrift meinen „Schwabenspiegel“ besprechend, die Schwaben und sogar das Menzel'sche Helbenthum gegen mich in Schutz nimmt, muß ich alsdann nicht über Gutzkow mißlaunig werden, der seinem Bedienten vielmehr Ordre geben sollte, meinen Aufsatz unterthänigst zu respektieren, schon aus Gründen der Delikatesse? Und wer, liebster Campe, lieferte mir eine Charakteristik des besagten Herrn Wihl, dem Sie, wie aus Ihrem Brief vom 21. Junius 1838 hervorgeht, das Manuscript des „Schwabenspiegels“ ohne mein Vorwissen anvertraut und wochenlang in Händen ließen? Wer schrieb mir

in dem schon erwähnten Brief vom 25. December 1838 die folgenden Worte:

„Wihl ist eine Klatsche. Vor vierzehn Tagen „habe ich ihn gehörig in der Kur gehabt, weil der „Mensch, der mit dem ganzen schreibenden Unrath „hier frère et compagnie ist, sich erdreistete, mich „in eine Klatscherei zu bringen, wo ich eine Figur „spielen sollte, die sich am Gängelbände Guk- „fow's und Wihl's leiten ließe! — Es war ein „dicker Knäul — — — — Nach dieser Sage aber, „daß ich vom „Telegraphen“ abhängig; — daß „ich thun müsse, was Gukfow wolle“ — sprach „ich mich gegen Gukfow so ungefähr aus: daß ich „vor vier Monaten ihn bei Gelegenheit seiner Klatscherei bei Wienbarg gebeten, den Wihl als Hand- „langer (seine Arbeiten) zu gebrauchen, aber nicht „in unsere Verhältnisse, Vorhaben und Vergleichen „blicken zu lassen; er könne das Maul nicht halten „und würde uns kompromittieren, und Plane, die „mühevoll entworfen worden, dadurch zu Schanden „machen. Gukfow habe — — — — „Wihl ist der flebrigste und eitelste Mensch, „den ich kenne. Wie oft habe ich ihn auf solcher „Fährte ertappt und ausgelacht! Alle unsere er- „bärmlichen Winkelblätter lobhudeln ihn auf eine „ungeheure Weise. Er ist Dichter! — steht durch

„Gutzkow mit allen Reputationen in Verkehr, die
„unsere Mauer betreten. — Gleichwohl verkehrt er
„in der Unterwelt; der Redakteur des Neuigkeits=
„trägers und aufwärts bis zum Kunkel*), sind seine
„Gönner und — loben ihn. Dabei ist er ohne
„Menschen- und Weltkunde, [sündigt aus Dumm=
„heit, wie aus bösem Willen] — — —“

Ich habe diese Stelle aus Ihrem Briefe in
der besondern Absicht citiert, um Sie fühlen zu
lassen, wie wenig Sie für die literarische Zuverlässig=
keit einer Person stehen können, die das Manuscript
meines Aufsatzes wochenlang in Händen hatte . . .

Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel“ ver=
stümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich
genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redak=
teure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarraß, Ihr
zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde
mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den
Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte
immer vertrießlich, wenn man ein Exemplar der
„Reisebilder“ verlangte. Aber Sarraß, wie Sie mir
längst anzeigten, ist todt, und Sie haben sich
seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht

*) Redakteur des „~~Leipziger~~ unpartheiischen Korre=
spondenten.“

persönlich kenne, und die gewiß, was Sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte“ zu erschnappen!

Wüßten Sie, lieber Campe, wie freundlich mir in diesem Augenblick die Sonne aufs Papier scheint, wie heiter mein Gemüth, wie schön der Namenstag, der heute gefeiert werden soll, ach! Sie würden mich bedauern, daß ich die holden Morgenstunden mit obigen Erläuterungen vertrödeln mußte! Und doch waren sie nöthig, da ich Ihnen kein verlegend kurzes Dementi geben wollte. Und schweigen konnte ich auf keinen Fall, worüber Sie sich vielleicht wundern, da ich doch auf die schändlichsten Beschuldigungen in öffentlichen Blättern, auf dicke Broschüren voll bösen Neumunds, ja auf ganze Mistfarren voll Verleumdung, mit keiner Silbe geantwortet habe. Aber mit einem Verleger ist es eine besondere Sache. Man traut sehr wenig den Behauptungen von Leuten, die dem Schriftsteller ferne stehen, denen seine Thüre verschlossen ist, und die nur durch die Ritzen gucken; der Verleger hingegen wird gleichsam als unser intimer Hausfreund betrachtet, man denkt, er kenne ganz genau unsere Wirthschaft, er habe überall hinter die Gardine geschaut, und man leiht seinen Aussagen ein willigeres Gehör. Ich mußte daher,

um Ihre Erklärung zu entkräften, weitläufig auseinanderzusetzen: wie wenig Sie berechtigt waren, wo von Verstümmelung meiner Schriften die Rede ist, mit Redlichkeit gegen mich aufzutreten; wie wenig Sie mit Bestimmtheit meinen Behauptungen widersprechen konnten; wie unsicher der Boden, auf dem Ihre Gründe umher schwanken; und wie endlich Ihre Glaubwürdigkeit da aufhört, wo der fremde Einfluß anfängt. Wäre es mir bloß darum zu thun gewesen, den letzteren zu konstatieren und zu beweisen, daß Ihre Erklärung nur ein Produkt der Unfreiheit sei, wahrlich, zu solcher Beweisführung brauchte ich keines anderen Aktenstücks, als eben jener Erklärung selbst. Denn ich frage Sie: was ist der Zweck dieser Erklärung? Hegt Sie etwa die Besorgnis, daß man die Verstümmelung meines Aufsatzes Ihnen zuschreiben könnte? In diesem Falle war die erste Hälfte der Erklärung hinreichend, und es bedurfte nicht des Zusatzes: „Wir bemerken Dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter der „heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten“ zu verstehen haben.“ Oder, lieber Campe, sind Sie von meinen Gegnern so hart bedrängt worden, daß Sie ihnen durch jenen Zusatz eine persönliche Genugthung geben mußten? Das ist auch nicht der Fall, denn Sie sind ja der große

Schüz; auch hätten Sie zu viel Muth, um sich eine Erklärung abdrohen zu lassen; und am allerwenigsten würden Sie sich vor Maifäsern fürchten und vor Wolfgang Menzel, dem Achilles! Oder schrieben Sie jene Erklärung aus geheimem Haß gegen mich, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden? Nein, wir sind die besten Freunde, und es wäre schändlich von mir, wenn ich Ihnen die Tücke zu- traute, im Mantel der Freundschaft einen meuchlen- den Dolch zu verbergen! Oder erzielten Sie durch jene Erklärung irgend einen irdischen Vortheil, und, vielleicht mit blutendem Herzen, opferten Sie den Freund einem höheren, nämlich einem merkantilischen Interesse? Nein, Das kann es auch nicht sein; aus jener Erklärung dürfte Ihnen vielmehr ein pekuniärer Schaden erblühen . . . Mein Grundsatz: „Je mehr wir den Menschen kosten, desto mehr lieben sie uns!“ könnte mich nämlich auf den Gedanken führen, Ihre Freundschaftsgefühle indirekt zu steigern, und für meine nächsten Werke das doppelte Honorar zu fordern.

Wenn also weder Delikatesse, noch Furcht, noch Haß, noch Vortheil bei Ihrer Erklärung im Spiele sein konnte, so wird jene Erklärung nur erklärlich durch die geheimen Umtriebe jener schwäbischen Wahl- verwandten, denen Sie, liebster Campe, unbewusst

als Werkzeug dienen, und eben die Worte, womit Sie mir widersprachen, enthalten eine Bestätigung meiner Angaben.

Paris, den 3. April 1839.

Heinrich Heine.

68. An Julius Campe.

Paris, den 12. April 1839.

Liebster Campe!

Nächste Veranlassung des heutigen Briefes ist der „Nachtrag des Buchs der Lieder,“ den ich aus Grimma zurück erhalten, und zwar in einem so wüsten Zustand, daß mir noch eine heillos verdrießliche Arbeit bevorsteht. Ich muß das Ganze wieder aufs Neue ordnen, einige Gedichte fehlen ganz. Das ist fatal.

Welche fatale Beschäftigung Sie mir aufgesackt, werden Sie aus der „Eleganten Welt“ ersehen. Ich hoffe, Sie bedanken sich für die Mäßigung, die ich dabei an den Tag gelegt, und die Sie wahrhaftig nicht verdienten, Sie, der mir ein öffentliches Dementi gegeben — Liebster Campe, jetzt unter vier Augen sag' ich es Ihnen, nicht aus Gutmüthigkeit

•

habe ich Ihnen so milde geantwortet auf Ihre schauderhafte Anzeige — (antworten mußte ich jedenfalls, sonst glaubte das Publikum, Sie hätten mich so sehr in Händen, daß ich mir Alles gefallen lassen müsse) — Nein, wenn ich Ihnen nicht derber antwortete, so geschah es lediglich aus dem Grunde, weil ich, der Vernünftige, wohl einsah, daß ein öffentlich derbes Wort es Ihnen unmöglich machte, künftig was von mir zu verlegen, und eine Verbindung, die so lange gedauert und woran ich mich mit Freud' und Leid gewöhnt, ein trübes Ende nehmen mußte. Dazu kommt, daß ich genau einsehe, wie und durch wen Sie zu jenem an mir verübten Frevel angestachelt worden — Möge der liebe Gott es Guckow verzeihen, daß er wenigstens ein bißchen dazu beigetragen, mir Kummer zu machen, Er, der vielmehr verpflichtet gewesen wäre, Sie davon abzuhalten, jene Erklärung im „Telegraphen“ zu drucken. — Der letzte Grund, der letzte Wahnsinngrund jener Erklärung ist aber nirgends anders zu suchen, als in der giftmischerischen Dummheit jenes kläglichen Wihl's, der, wo seine Poeteneitelkeit verletzt ist oder Befriedigung erzielt, zu den schändlichsten Handlungen fähig ist. Ich bitte, Campe, folgen Sie mir, zeigen Sie ihm jetzt ein für alle Mal die Thüre, ehe er Sie, wenn es in seinen dummen Kram

•

paßt, mit Personen verfeindet, die minder großmüthig, als ich, sind. Sie werden auch jetzt einsehen, daß dieser Ritter der Wahrheit, dem ich nicht das mindeste Mandat gegeben, einen Aufsatz über mich zu schreiben, mich nur zum Piedestal seiner Eitelkeit benutzen wollte. — In ängstlicher Vorsorge gab ich ihm auch keine Zeile nach Hamburg, und doch präsentierte er sich bei Ihnen als ein Intimus von mir, sogar bei meiner Mutter, wo er durch Entstellung und flatschjüchtige Verleumdung meiner häuslichen Verhältnisse viel Böses stiftete — Und nun gar sein Artikel, wo er mein armes Weib mit Therese Levasseur vergleicht (Die hätte der Redakteur doch kennen müssen) — dann die unbegreiflichen Angaben über das Elend, worin ich lebe — Das war vielleicht gutmüthige Eserei; doch, wäre er weniger dumm gewesen, hätte er wohl gemerkt, daß ich von solchem Elend nur dann Gebrauch machte, wenn ich Etwas haben wollte (z. B. von Ihnen), oder nicht gern Etwas geben wollte (z. B. an Herrn Wihl, der mir dennoch bare 200 Franken kostet — und mir vielleicht noch mehr gekostet hätte, wenn mich mein großes Elend nicht davor schützte). Er konnte immerhin sagen, daß ich mit meinem Oheim schlecht stand, denn ich machte kein Geheimniß daraus; aber es war mir verdrießlich, daß er, wahr=

scheinlich ebenfalls aus Unverstand, meinem Oheim jenes Elend zur Last legte, denn Dieser hat mir damals immer eben so viel Geld gegeben, wie jetzt, wo wir ganz gut stehen — nur die Weise ist verschieden. Stand nun da wie ein Lügner; zum Glück hat Keiner meiner Familie davon Notiz genommen. — Mich, der ich drei Jahre lang kein deutsches Blatt las, schilderte der Kerl wie einen Klatschblätterfüchtigen Wühl — das Niederträchtigste an jenem Aufsatz darf ich gar nicht eingestehen —

Diese nachträgliche Expektoration war nöthig; ich wollte früherhin nicht unnöthig reizen, jetzt will ich Nichts mehr zurückhalten, von nun an lass' ich auch nicht mehr das Gringste, was mir mißfällt, hingehen. Ich kann vor Degout gar nicht mehr schreiben.

Nur wie ich es hinfüro gehalten haben will, melde ich Ihnen in der Kürze: Künftig geben Sie kein Manuscript von mir aus Händen, geben's an Niemanden, wer es auch sei. Künftig, wenn Sie nicht die Censur umgehen können, geben Sie meine Manuscripte nur da zur Censur, wo ich deren Liberalität voraus ermittelt (z. B. in Leipzig. In Stuttgart ist fast völlige Pressfreiheit.) Ich will gern noch mit Herausgabe der Zeitmemoiren warten; nur ein einziges, kostbares Büchlein, betitelt

„Ludwig Börne,“ möchte ich dieser Schrift erscheinen lassen; aber ich laß mir Fingers nicht anstimmeln. Künftig, Das brauche ich nicht dem Freunde zu sagen, wird er keinen Eintrag nicht im „Telegraphen,“ überhaupt in keinem Blatt, worunter die Firma Hoffmann und Campe als Verleger steht, ein einziger persönlicher Angriff gegen mich gedruckt. Schöne Sache! daß Sie sich rühmen, in dem Buche eines Herrn — ich weiß in diesem Augenblick nicht, wie er heißt — die schändlichsten Ausfälle gegen mich ausgemergelt zu haben! So Etwas versteht sich von selbst. Wenn Guxton im „Telegraphen“ nichts Gutes über meine Persönlichkeit zu sagen hat, so ersuchen Sie ihn, lieber ganz zu schweigen. Über den ästhetischen Werth meiner Schriften kann er sagen, was er will — Treibt ihn aber sein böser Dämon, meine Person schmähen oder unglimpflich antasten zu wollen, so mag er es in einem Buche oder in einem Blatte thun, worunter nicht der Name Campe als Verleger steht. Sie können überzeugt sein, daß ich nicht so schwachmüthig sein würde, Ihnen künftig nur eine Zeile in Verlag geben, wenn mir der Verdruß widerführe . . . Doch ich schreibe heute unter bösen Voraussetzungen, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihnen oder Guxton damit Unrecht thue

— aber ich habe jetzt das Bedürfnis, keinen meiner Gedanken zu verhehlen. Das ist vielleicht heilsam.

Da Sie mir vor einiger Zeit gemeldet, Gutzkow schreibe eine Biographie Börne's, so halte ich es für nöthig, Ihnen zu bemerken, daß das oben erwähnte Büchlein über Börne keine Biographie ist, sondern nur die Schilderung persönlicher Berührungen in Sturm und Noth, und eigentlich ein Bild dieser Sturm- und Nothzeit sein soll. Ich habe $\frac{2}{3}$ schon abgeschrieben. Sagen Sie mir: wann erscheint der Gutzkow'sche Börne? Könnte ich ihn etwa in sechs Wochen haben? Mit Freude würde ich glänzend davon in meiner Schrift Notiz nehmen. Kollidieren (vergessen Sie nicht, Gutzkow darauf aufmerksam zu machen) werden wir in keinem Fall. Mir steht ein ganz anderes Material, durch persönlichen Umgang und Pariser Selbsterlebnisse, zu Gebot; will aber das Buch nochmals mit Sorgfalt durchgehen, damit es so geistreich, als möglich. — Grüßen Sie Gutzkow freundlich; böser Unmuth ist, glaub' ich, bei mir ganz verraucht. Den Wihl soll er fuschen heißen, auch mir nicht den Beurmann aufhezen. Hab' Viel zu thun, und meine Zeit ist kostbar.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

69. Erklärung.*)

Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Num-

*) Ludwig Wihl hatte an die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ nachstehende Erklärung eingesandt, welche — gemeinsam mit obiger von H. Heine verfaßten Parodie — in Nr. 102 jenes Journals, vom 28 Mai 1855, abgedruckt ward. Der Redakteur begleitete den Abdruck dieser Erklärungen mit den Worten: „Wir glauben es nicht auf unser Gewissen nehmen zu dürfen, viele Erklärungen länger dem Publikum vorzuverthalten, die wir von uns und andere, uns ebenfalls eingesandte wörtlich wiedergegeben uns aufgelegt fühlen. Es ist einmal eine Zeit der Erklärungen, und keinem lebenden Menschen wird es verschont werden, sich zu erklären.“ Die vorstehenden Stellen sind aus dem in Frankfurt am Main im Verlage von Wihl'sche Artikel lauter.

„Erklärung.“

„Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummer der „Zeitung für die elegante Welt“ erlaubt hat, zu förgern zu können, daß gefordert zu werden. Hr. Heine (welcher ist ein sehr verbleichter Ruhm von jeher weniger u. schmerzlicher und Charakterfestigkeit, als er einst war, seine literarischen Redlichkeit Nahrung gesunken hat, nichtig sein möchte fast sagen — die Zeit, mit uns diese Werke zu

mern der „Zeitung für die elegante Welt“ erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden.

die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasédom“ immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen“, den Neid auf dichterische Entwicklungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für meinen Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Andere, die Hr. Heine in seinen Schriften beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Herr Heine sichts gegen mich mit fremder Klinge, oder vielmehr mit den heimlichen Dolchstichen, die mir ein Buchhändler in seiner Privatkorrespondenz beibringt. Dieser Mann spielt in der Dreistigkeit, die sich Herr Heine gegen ihn herauszunehmen gestattet, eine so bemitleidenswerthe, tief herabgewürdigte Rolle, daß ich dem Schattenriß, den er in seiner Privatkorrespondenz von mir entworfen hat, Nichts als das Bild gegenüberzuhalten brauche, welches in den Herzen Derer, die mich wahrhaft erkannt haben, und mit deren — Geldbeutel ich nicht in Verbindung stehe, leben wird. Liebte ich, wie der Buchhändler sagt, die Zuträgereien, so würde es mir ein Leichtes sein, Hrn. Heine Gleiches mit Gleichem zu vergelten . . . Doch ich will mich nicht, so wie Hr. Heine, durch unerlaubte Mittheilung von Privatansichten entwürdigen und strafe nur Denjenigen Lügen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus

Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Reckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasewitz“ immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen,“ den Neid auf dichterische Entwicklungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für meinen Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Sene, rühmen. Sa, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleichstellen; denn ich bin nur ein Hund im wirk-

Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuscripte auch nur eine Zeile zu entstellen.

Ludwig Wihl.“

lichen Sinne des Worts, ich bin nämlich der geschmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der [freilich Herrn Heine's Immoralität verabscheute, aber] keineswegs Gelegenheit gab, ihn des hämischen Anbellens zu beschuldigen. Hr. Heine entblödete sich, in seinem offenen Briefe an meinen Herren Julius Campe folgende Schandworte auszusprechen: „Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel“ verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Weinen, wenn ich in ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reisebilder“ verlangte. Aber Sarras, wie sie mir längst anzeigten, ist freipiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte“ zu erschnappen!“ — — Tief verachte ich einen Menschen, der selbst die Ruhe der Todten nicht schont, der mit frecher Hand die Gräber der Verstorbenen aufwühlt, der sich durch unerlaubte Mittheilung von Privat-

ansichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, ein ganz gemeiner Hund, so wage ich es dennoch, Denjenigen Lügen zu strafen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuscripte auch nur eine Zeile zu entstellen. — Ich bitte Sie, diese Erklärung schleunigst abzudrucken, denn wenn Campe von der Leipziger Messe zurückkehrt, muß ich kuscheln. [Fußtritte krieg' ich auf jeden Fall.]

Hektor,

Jagdhund bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

70. An Heinrich Laube.

Granville (Departement de la Manche),
den 24. Juni 1839.

Liebster Laube!

Ihre Frau Gemahlin bitte ich zu grüßen. — Ich hoffe, daß Sie Beide jetzt anfangen, sich in dem wüsten Paris behaglich zu fühlen. Was mich betrifft, so befinde ich mich wie ein Fisch im Wasser; das Wort in seinem wahren Sinn, denn ich bade schon,

und wenn ich nicht eben im Meere schwimme, so flaniere ich doch am Ufer, betrachte die Wolken, be-
horche das Wellengeräusch — und schematisiere.

Ich hoffe, daß Sie Ihre Gukłowiade bereits abgeschickt; was die meinige betrifft, so muß ich sie noch erst abschreiben, ein langweiliges und ödes Geschäft, und auch schmerzlich wegen des Zustandes meiner Augen, die seit acht Tagen wieder sehr leiden. Aber:

„Der ist besorgt und aufgehoben —
Der Herr wird seine Diener loben.“*)

Meine Gatt- und Göttin befindet sich ganz wohl und hat mich beauftragt, wenn ich schriebe, den Monsieur Laube et sa dame freundlich zu grüßen. — Sie ist in diesem Augenblick in die Messe gegangen . . . sehr gepuht!

Da, wie Sie wohl denken können, keine deutschen Blätter hierher gelangen und mir übrigens aus Deutschland über die Gukłow'schen Händel Nichts geschrieben wird, so müssen Sie mich gleich davon in Kenntniß setzen, im Falle etwas darauf Bezügliches in deutschen Zeitungen gesagt oder geäußert

*) Der hier erwähnte Aufsatz Heine's wider Gukłow ist unseres Wissens nicht veröffentlicht worden.

wird. Lesen Sie keine, so sagen Sie es Herrn Weill, der sie liest, und geben ihm meine Adresse, um mir mitzutheilen, was er aus Deutschland erfährt. Vielleicht schreib' ich ihm dieser Tage.

Mein Bankier hat noch kein neues Manuscript aus Deutschland erhalten. Ich hoffe, die Übersetzung wird rasch gefördert. — Vergessen Sie auch nicht meinen Auftrag in Betreff des Konversationslexikons. Fürchte aber, die Fürsorge kommt zu spät.

Ich lebe hier sehr angenehm und glücklich und hoffe auch, daß dieser Aufenthalt manche literarische Ausbeute liefert. — Lassen Sie mich recht bald Nachricht von Ihnen hören.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Besuchen Sie doch recht bald den Redakteur der Revue des deux mondes und geben ihm einliegende Zeilen.

71. An Ferdinand Hiller.

Paris, den 7. Oktober 1839.

Liebster Hiller!

In diesem Augenblick habe ich Ihren Brief erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich diese Mittheilung betrübt hat. Noch vorgestern Sonnabend, unterhielt ich mich mit Herrn Dr. Sichel von der vortrefflichen Frau*), deren Verlust Ihrem Herzen eine so tiefe Wunde schlägt. Wunden dieser Art heilen langsam, aber sie hinterlassen schöne Narben, statt daß manche andere Kümmernisse sehr hässliche Narben lassen, z. B. wenn wir geliebte Personen nicht durch den Tod, sondern durch das Leben verlieren. — Von Tröstung kein Wort; wer in gewissen Fällen getröstet werden kann, Der hatte gewiß des Trostes nicht nöthig.

Da die Kunst Ihnen nicht bloß ein Spielzeug ist, da Sie ihr immer mit Ernst zugethan waren, wird sie sich wohl jetzt dankbar erweisen, und Ihre Schmerzen etwas lindern. Das erwarte ich; Nichts mehr.

Über Ihre jüngsten musikalischen Leiden und

*) Hiller's Mutter.

Freuden hat mich Sichel längst in Reminis geiezt: und ich merkte, daß letztere nicht sehr bedeutend, erstere aber nicht im Stande waren, Ihr Selbstgefühl zu beugen. Die Hauptsache bleibt immer, daß wir uns selber genug thun.

Von mir darf ich Dieses rühmen, ich war nie mit mir selbst zufriedener, als eben jetzt, und nie war ich gleichgültiger, wie jetzt, gegen alle Stimmen der Außenwelt.

Leider leide ich oft an einem Augenübel, wobei Sichel immer kuriert. Ich habe keinen blinden Glauben an ihn, sondern, was mehr sagen will, einen sehenden Glauben. Ich verdanke ihm manchmal, daß ich sehen kann.

In diesem Augenblick habe ich eine Halsentzündung. — Sie sehen, Jeder ist in seiner Art beschäftigt. — Ich bin aus dem Bette aufgestiegen, um diesen Brief zu schreiben, und will mich gleich wieder niederlegen; Sie entschuldigen daher mein schlechtes und verworrenes Schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

72. An Gustav Kühne.

Flüchtigen, aber herzlichen Gruß, mein liebster Kollege, indem ich Ihnen diese paar Gedichte (schicke*), die zu einer Sammlung gehören, die ich vielleicht nicht so bald herausgebe — obgleich meine Note von baldigem Erscheinen spricht. Befindet sich im fünften Gedichte irgend Etwas, woran Sie Anstoß nehmen, so daß Sie das Gedicht nicht drucken können, dann lassen Sie vor der Hand die ganze Sendung ungedruckt; denn sie wäre ohne das letzte Gedicht gar zu arm. Ich habe überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poesie — nämlich zur versificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unsere ganze Zeit, ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa. — Ihre Prosa, liebster Kühne, beiläufig gesagt, gefällt mir überaus gut, Sie schreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei allen unseren Freunden der Fall ist. Es liegt ein sanfter Schmelz drin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Paris, den 11. Oktober 1839.

*) Abgedruckt in Nr. 215 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 2. November 1839.

73. An August Lewald.

Paris, den 16. November 1839.

Ihren lieben Brief vom 9. Oktober hat mir vor vierzehn Tagen unser liebenswürdiger Freund B. überbracht, und ich darf Ihnen versichern, daß jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüthe wohlthut. Wenn ich Ihnen bisher nicht regelmäßig antwortete, so ist der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug, zu glauben, daß wir uns auch ohne Korrespondenz verstehen. Ich brauche Ihnen nicht erst lang auseinander zu setzen, was mir gefällt oder mißfällt, was ich billige oder mißbillige. — Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundschaft — Aber, ehrlich gestanden, ich mußte in der letzten Zeit manchmal die Achsel zucken über die Schwäche, womit Sie, aus sogenannten Rücksichten der Position, mit Menschen sich alliirten, die an jedem freundschaftlichen Verhältnisse wie Ratten nagen, und es vergiften — Menschen, die mir von jeher nur wegen meiner Freundschaft zu Ihnen einen geheimen Haß nachtrugen. — — Und Sie, ein Menschenkenner, Sie konnten sich verbinden mit einem * *, dem gelben Neidwurm, der Ihnen von vornherein gram, wegen der paar silbernen Löffel, die

man Ihnen nachsagt? — — Campe druckt jetzt die vierte Auflage der „Reisebilder“, die er, wie wir wissen, zu so vielen Tausenden aufgelegt. — Und vom „Buch der Lieder“, worin dieselben Gedichte, die in den „Reisebildern“, geht die dritte Auflage rasend ab. —

Ich erwähne Das, um Ihnen in die geheimsten Karten schauen zu lassen. — Daraus werden Sie ersehen, weshalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner Feinde schweigen konnte. — Mögen sie sich immerhin einbilden, ich fürchte sie — ein Centner Arsenik fürchtet ein Loth Grünspan!

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen bloß sagen, daß ich mich auf Ihre Hiebertunft freue. Ach, lassen Sie dies Projekt nicht zu Wasser werden! —

Wenn Sie hierher kommen, sollen Sie auch eine Zeichnung meiner Visage bekommen, früher nicht: Wenn Sie bald hierher kommen, finden Sie auch noch Laube, der ein wackerer Mensch, und zuverlässiger, als die Verbündeten, die Sie sich jetzt aufgesackt. Leben Sie wohl. Mathilde, der tolle Engel, grüßt Sie herzlich. —

74. An Heinrich Laube*).

Wollen Sie und Madame Laube heute Abend mit mir und meiner Frau ins Theatre français gehen? Ich habe eben eine Loge erhalten und rechne, daß Sie mit uns gehn! Lassen Sie mich Antwort wissen. Wir würden alsdann zusammen essen und gleich ins Theater gehn. Wollen Sie uns abholen, oder sollen wir zu Ihnen steigen?

Ihr

H. Heine.

75. An Heinrich Laube**).

Eben, lieber Laube, erhalte ich ihr Billett. Ich kann um die angezeigte Stunde nicht zu Ihnen kommen und sehe Sie also erst morgen; sein Sie, wo möglich, zwischen 1 und 2 Uhr morgen zu Hause. — Mit Tessier, dem Buchhändler, habe gesprochen, bin aber zu keinem Resultate gelangt; in diesem harten geldbedrängten Decembermonat

*) Ohne Datum, aber, wie aus dem nachfolgenden Briefe hervorgeht, aus Paris vom December 1839.

**) Ohne Datum, aber dem Inhalte nach aus Paris vom December 1839.

ist mit Pariser Buchhändlern Nichts anzufangen. War auch bei Dellohe, konnte ihn aber nicht sprechen; die Kerls haben jetzt zu Viel um die Ohren. Morgen gehe ich zu Buloz (Revue des deux mondes), der mir in Betreff Ihres Buches beispringen soll.

Ein schlimmer Monat, wo auch ich bis über den Kopf in lauter Trödelgeschäften mich herumtummeln muß, und gar nicht zum Schreiben, zum Beendigen meines Buches gelangen kann. — Auf Tessier muß wohl verzichtet werden, und deshalb sollen Sie den Hallberger festhalten. Grüßen Sie Madame Laube! Wie schade, daß mein Billet Sie Sonntag (um 4 Uhr) nicht mehr antraf! Wir saßen allein in der größten und schönsten ersten Rangloge des Theatre français.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch.

76. An Heinrich Laube*).

Liebster Laube!

Wollen Sie Punkt ein Uhr bei mir sein, oder soll ich Sie um ein Uhr in Ihrer Behausung treffen, um allerlei Rücksprache zu nehmen?

Sie sind nämlich für diesen Abend bei Cusine zur Soirée eingeladen, und ich möchte, ehe wir hingehen, auch mit Ihnen zu Hugo fahren. —

Ihr

H. Heine.

Montag.

77. An Heinrich Laube**).

Liebster Laube!

Mein Übel fängt an, sehr peinlich zu werden; in einigen Augenblicken wird man mir eine Unzahl Bluteigel ansetzen, die mich verhindern, heute und vielleicht auch morgen Sie zu sehen. Montag blieb ich den ganzen Tag zu Hause, und gestern ging ich nur aus, um meinen Arzt zu sehen. — Welch ein

*) Ohne Datum. Aus Paris, vom December 1839.

**) Ohne Datum. Aus Paris, vom December 1839.

Missgeschick, daß Ihr Aufenthalt hier präcise in eine Zeit fällt, wo wir Beide krank sind. — —

Ich hoffe, Sie werden früher hergestellt sein, als ich, der ich wohl vier Wochen zu leiden habe.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch früh.

Madame Laube lasse ich mich freundlichst empfehlen.

78. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 5. Februar 1840.

Liebster Varnhagen!

So eben erfahre ich von dem neuen Verluste, der Sie betroffen, und obgleich betäubt und nicht wissend, was ich sagen soll, eile ich Ihnen zu schreiben. Lieber Himmel! Hier hört ja alle Macht des Wortes auf, und das Beste wäre ein stummer Händedruck. Ich fühle ganz, was Sie jetzt leiden werden, armer Freund, nachdem kaum die früheren Heimsuchungen überstanden! Ich habe die Hingeschiedene*) sehr gut gekannt, sie zeigte

*) Rosa Maria Assing, die Schwester Varnhagen's.

mir immer die liebe reichste Theilnahme, war Ihnen so ähnlich in der Besonnenheit und Milde, und obgleich ich sie nicht allzu oft sah, so zählte ich sie doch zu den Vertrauten, zu dem heimlichen Kreise, wo man sich versteht, ohne zu sprechen — Heiliger Gott, wie ist dieser Kreis; diese stille Gemeinde, allmählich geschmolzen seit den letzten zehn Jahren! Einer nach dem Andern geht heim — Unfruchtbare Thränen weinen wir ihnen nach — bis auch wir abgehen — Die Thränen, die alsdann für uns fließen, werden nicht so heiß sein, denn die neue Generation weiß weder, was wir gewollt, noch was wir gelitten!

Und wie sollten sie uns gekannt haben? Unser eigentliches Geheimnis haben wir nie ausgesprochen, und werden es auch nie aussprechen, und wir steigen ins Grab mit verschlossenen Lippen! Wir, wir verstanden einander durch bloße Blicke, wir sahen uns an und wußten, was in uns vorging — diese Augensprache wird bald verloren sein, und unsere hinterlassenen Schriftmähler, z. B. Rahel's Briefe, werden für die Spätgeborenen doch nur unenträthselbare Hieroglyphen sein — Das weiß ich, und daran denk' ich bei jedem neuen Abgang und Heimgang. — — Ich kann Ihnen heute nichts Vernünftiges schreiben, lieber Barnhagen; in

Kurzem, in beruhigter Stunde, werde ich Ihnen erzählen, wie es mir geht. Raube und Frau ist diese Tage abgereist; täglich sprachen wir von Ihnen, und nur Gutes. — Wenn Sie mir mal was zu sagen haben, so findet mich Ihr Brief immer rue des Martyrs Nr. 23. — Wenn Sie wissen, wer die Brieffschaften von Gans und Moser, namentlich die des Letzteren besitzt, so schützen Sie mich doch gefälligst vor Indiskretionen; verlangen Sie für mich die Briefe von mir, die sich bei Moser finden könnten. — Leben Sie wohl und erhalten Sie Ihre Gesundheit.

Ihr Freund

H. Heine.

79. An Julius Campe.

Paris, den 18. Februar 1820.

Liebster Campe!

Sust heute, wo periculum in mora ist, wenn ich Ihnen nicht schreibe, habe ich meinen Kopfschmerz. Über den Brief meiner Frau Mutter, den ich eben erhalte, will ich daher keine langen Glossen machen, sondern denselben zu Ihrer eignen Betrach-

tung hier mittheilen. Es geht erstens daraus hervor, daß meine Mutter, aus übertriebener Vorsorge, den ganzen Inhalt des Briefes, den ich dem Manuscripte beilegte, Ihnen nicht mitgetheilt hat, sondern Ihnen nur eine Ziffer, nämlich die verlangte Honorarsumme, gezeigt hat. Ich bin heute zu kopfstrübe, um den Inhalt jenes Briefes, den Kommentar der besagten Ziffer, hier umständlich zu wiederholen. Ich will daher gleich an meine Mutter schreiben, Ihnen den ganzen Brief mitzutheilen; er betraf nur die Verlagsangelegenheit, Sie werden meine durchaus milde Freundschaftsgesinnung daraus ersehen — ich habe überhaupt Nichts zu verhehlen!

Haben Sie nun aus dem Briefe an meine Mutter ersehen, welche Bewandtnis es mit meiner Honorarforderung hat, haben Sie sich überzeugt, daß kein steigender Geldgeiz mich beseelt (ich werde Ihnen auch heute den besten Beweis liefern!), hat sich Ihr für die Zukunft beängstigtes Verlegergemüth etwas beruhigt, haben wir uns in dieser Hinsicht verständigt — so sollen Sie das Manuscript zurück erhalten und in Druck geben können. Es ist mir sehr lieb, aus dem Briefe meiner Mutter zu ersehen, daß sie das Manuscript nicht gleich nach Leipzig geschickt hat, wie ich ihr bestimmte Ordre

gab, für den Fall, daß Sie es nicht drucken. Nicht an einen Buchhändler sollte sie es schicken, sondern an Laube unter einer gegebenen Buchhändleradresse; meine Mutter hat, aus unbegreiflicher Konfusion, weder meinen Brief begriffen, noch meine Ordre befolgt; selbst auf die eigne Mutter kann man sich in dieser Welt nicht mehr verlassen. Ich bin sehr verstimmt und finde einen Halt nur in stoischer Ruhe. Ich thue meine Pflicht und handle ernsthaft und redlich. Gehn die Sachen schief, so ist es nicht meine Schuld. — Für den Fall, daß meine Mutter an Laube das Manuscript geschickt, schreibe ich Demselben heute, daß er mir das versiegelte Packet unzerbrochen hierher schicke.

Im Grund ist mir die Verzögerung, die dadurch entsteht, nicht unlieb. Denn Folgendes hat sich unterdessen ereignet:

Die Spannung und die Neugier, womit mein „Börne“ bereits erwartet wird, ängstigte mich ein wenig, um so mehr, da lange kein Buch von mir erschienen. Ich habe mich daher entschlossen, ein ganz besonderes Opfer zu bringen, und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Theil meiner „Memoiren,“ detachierte ich eine schöne Partie, welche die Enthusiasmusperiode von 1830 schildert und in meinen „Börne,“ zwischen dem ersten und

zweiten Buche, vortrefflich eingeschaltet werden konnte; was dem Ganzen, wie Sie sehen werden, ein gesteigertes Interesse verleiht. Setzt bin ich ganz ruhig, und ich glaube, mein „Börne“ wird als das beste Werk, das ich geschrieben, anerkannt werden. Das Werk wird daher jetzt aus fünf Büchern, statt aus vieren, bestehen, es wird jetzt um $\frac{1}{4}$ dicker, da das hinzugefügte Buch weit über fünf Druckbogen beträgt. Eine lange Citation soll daher ausfallen und die prägnanteste und überraschendste Wirkung hervorgebracht werden. — Ist nun diese Zugabe nicht ein großes Opfer, und zeigt sich hierin ein Honorargeiz? Sie sehen, ich thue Alles für das Werk, und ich sacrificiere ihm nicht bloß den Honorarbetrag von fünf bis sechs Druckbogen, sondern auch die weit unberechenbarern Interessen eines meiner kostbarsten Manuscripte. — Sie wissen sehr gut, welch ein unendlicher Vortheil es für Sie, wenn von einem Buche noch keine Zeile vorher gedruckt worden. Dieses ist mit dem „Börne“ der Fall, und Sie haben noch immer Vortheil dabei, wenn Sie ihn doppelt so hoch honorieren, wie die „Französischen Zustände,“ die vorher in allen politischen Blättern abgeklatscht worden, oder wie „Die romantische Schule,“ die eigentlich eine andre Ausgabe eines schon seit Jahr

und Tag existierenden Buches, oder des „Salons,“ wovon ich ebenfalls das Meiste vorher drucken und mir in Frankreich und Deutschland gut honorieren ließ — Doch wozu Dinge, die Sie sehr gut wissen, so wie Sie auch wissen, daß mein neues Werk, neben dem Reiz eines humoristischen Unterhaltungsbuchs, noch außerdem einen dauerhaft historischen Werth haben und weit mehr, als meine rein phantastischen Schriften, von der positiven Gegenwart goutiert werden wird. Indem ich Ihnen nun für die erwähnte Summe das Eigenthum des Buches auf acht Jahre zugestand (meinthalb auf länger), indem ich Ihnen also mehrere Auflagen bewilligte (und ich bin überzeugt, daß das Buch mehrere Auflagen erleben wird), so habe ich Ihnen im Grunde weniger abgefordert, als für meine früheren Bücher! Ich bin mir der Billigkeit und Gerechtigkeit meiner Forderung so tief bewußt, daß mich eine Betrübnis anwandelt, wenn ich darüber noch reden soll! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich, nach sicherer Erkundigung und überraschend vortheilhaften, unbedingten Anträgen, in tiefster Seele überzeugt bin, von einem andern Buchhändler die geforderte Summe zu erhalten, ohne viel Wortkram. Sie haben mich in diesem Leben noch auf keiner Unwahrheit ertappt, und ich glaube, Sie

werden einsehen, daß Sie diesmal eben so klug wie freundschaftlich handeln, wenn Sie zu mir sagen: „Heine, ich drucke das Buch, ich gebe, was Sie verlangen, aber hat das Buch nicht den versprochenen Erfolg, so überlasse ich es Ihrem Ehrgefühl, mich dafür zu entschädigen!“

Sa, Campe, ich bitte, wälzen Sie den Stein fort. Ich will es Ihnen wahrhaftig Dank wissen. Und ich habe so viele Gelegenheiten, Ihre Interessen zu fördern, ohne daß es mir Viel kostet — doch die Delikatesse erlaubt mir heute nicht, Ihnen Viel für die Zukunft zu versprechen — Zeigen Sie mir Vertrauen. Daß das Buch ohne Censur gedruckt wird, haben Sie bereits zugesagt. Ich verlasse mich auch hierin auf Ihr Wort. Übrigens werden Sie jetzt wissen, daß es in keinem Fall den Regierungen nicht missfallen kann; auch die hinzugefügten fünf bis sechs Traktaten enthalten nichts Gefährliches. Und ich bitte, lassen Sie man in Belgien über zwanzig Traktate nicht mehr verboten zu lassen. Glauben Sie nicht, daß ich irgend etwas Bedenkliches im Buche ist wol ist verfallen.

Ihr Freund

J. J. Rousseau.

Ich empfinde den untrüglichen Schmerz der Verantwortung, daß das Buch in dieser Anordnung und

darüber bereits verfügt sein könne. Es wäre aber nicht meine Schuld, und ich hoffe, lieber Campe, Sie würden mir deshalb nicht grollen. Ihr Unmuth sollte vielmehr jenen Intriganten treffen, der mit der schändlichsten Hinterlist und durch die perfidesten Insinuationen dahin arbeitet, uns zu brouillieren. Sein Sie billig und diskret, und es wird ihm nicht glücken. Sollte, gegen alle meine Erwartung, der „Börne“ dennoch nicht bei Ihnen gedruckt werden, so werde ich Ihnen gleich ein anderes Buch antragen, und die Honorarforderung soll Sie dabei nicht erschrecken. — Sie sagten mir in Ihrem letzten Briefe, daß Gutzkow's Bücher keinen Absatz finden, daß er nicht von der Menge gelesen wird — Lieber Gott! Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt, mir zu sagen, Das weiß ich. . . . Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Brust hat, kann man nicht für die große Menge schreiben.

80. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1840.

Liebster Campe!

Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihren Brief vom 25. Februar erst heute beantworte. Als ich ihn vor acht Tagen empfang, steckte ich inmitten einer bedeutenden Arbeit, die ich nicht unterbrechen wollte. Erst diesen Morgen lese ich Ihren Brief genau, und lache und ärgere mich über den alten Campe, der unverbesserlich bleibt und mich noch immer nicht ganz versteht; wäre Letzteres der Fall, Sie würden mir heute kein neues Brieffschreiben kosten. Daß durch Sie wieder der Druck des Buches verzögert wird (und hätte ich es einem andern Verleger geben wollen, es wäre schon seit sechs Monaten gedruckt) — Das mögen Sie gegen sich selbst verantworten; ich kann nicht glauben, daß Sie das Gutzkow'sche Buch erst in die Presse geben wollen, denn dieses ist gewiß etwas Anderes. Kennte ich Sie nicht besser, ich müßte glauben, Sie wollten mich hinhalten . . .

Ich habe ein Buch in der Arbeit, betitelt: „Die Juliusrevolution:“ ich werde einen Theil davon in der „Revue des deux mondes“ und in der

„Allgemeinen Zeitung“ drucken lassen und berechne Ihnen ein geringeres Honorar. — Über ein anderes Buch wollte ich mich schon längst bestimmt gegen Sie aussprechen, da ich des Titels wegen früh oder später bei Ihnen anfragen muß. Es mag daher gleich geschehen. Ich habe nämlich über französische Kunst eine Arbeit, die ich für eine Zeitschrift bestimmt, die aber darauf berechnet ist, mit den Theaterbriefen, die ich vor drei Jahren für Kewald schrieb, ein Ganzes zu bilden (ich bitte Sie um das heiligste Geheimnis). Eine besondere schöne Einleitung habe ich bereits ausgedacht, und nun weiß ich nicht, soll ich das Buch „Französische Kunst“ titulieren oder soll ich es als vierten Band dem „Salon“ anreihen? Der „Salon“ würde alsdann aus vier Bänden bestehen, die mit den „Reisebildern“ parallel liefen. Ich bin nicht sehr für den Titel „Französische Kunst“, da schon „Französische Zustände“ von mir existieren. Auch bei einer neuen Ausgabe des „Salons“ würde ich durch das neu Hinzukommende besser die einzelnen Partien ordnen können. Ist Dies Ihre Meinung, so sollen Sie bald Manuscript haben. Es ist kein großes Mord- und Weltspetaktelbuch, und obgleich es wohl, als ein Buch von mir, sein Publikum finden wird, so sollen Sie es wohlfeil haben.

Die zweite Hauptsache worüber ich Ihr be-

stimmtes Ja oder Nein erwarte, ist der unversümmelte Druck des Buches. Sie haben meiner Mutter gesagt, daß Sie es ohne Censur drucken. Ich rechne darauf, denn ohne diese Bedingung müßte ich es in Leipzig oder in Stuttgart drucken lassen, von wo aus mir in dieser Beziehung die besten Anträge gemacht worden, als man merkte, daß wir über Censurquälereien mit einander hapereten. Ich habe Ihnen ebenfalls in meinem vorigen Brief gesagt, daß Sie mich darauf aufmerksam machen sollten, was Sie aus dem Buche ausgemerzt wünschten. Später ist es zu spät; ich kann mich dann nicht mehr auf Änderung einlassen. — Übrigens wissen Sie, daß ich im Buche sehr gemäßigt bin.

Damit durch heutigen Brief Alles haarklein besprochen und abgemacht sei, bemerke ich zum Schluss, daß ich, sobald ich eine bejahende Antwort von Ihnen erhalte, sogleich das Manuscript des „Börne“ an Sie abschicke. Schreiben Sie bald Antwort

Ihrem

H. Heine.

81. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1840.

Liebster Campe!

Geschäfte von der unerquicklichsten Art haben mich diese ganze Woche so verstimmt, daß ich erst heute Ihren Brief vom 14. März beantworte, ich wollte Ihnen eine fremdartige Mißlaune nicht entgelten lassen, was sehr leicht geschehen konnte, da Sie mich in mehre überflüssige Schreibereien hineingezogen; diesen wenigstens will ich heute ein Ende machen.

Was Sie mir in Betreff Wandsbeck's sagen, ist sehr gut; nur rechne ich drauf, daß nichts Anderes gestrichen wird, als der Passus, wo ich dem König von Baiern (dem edelsten Fürsten, der jemals einen Thron geziert) Gerechtigkeit widerfahren lasse*). Liebster Campe, ich hoffe, Sie sind Ihrer Sache sicher, denn sonst müßte ich darauf bestehen, daß das Buch ganz ohne alle Censur gedruckt wird. Sagen Sie mir umgehend hierüber die bestimmteste Wahrheit. Ich will lieber mit der Absendung noch

*) Siehe die betreffende Stelle, Bd. XII, S. 128. ff.

vierzehn Tage warten. Sa, ich würde das ganze Buch lieber liegen lassen, als daß ich, schnöden Ehrenrücks halber, meine Ehre selber aufs Spiel setzen sollte. Sie begreifen nicht, wie viel Überwindung es mir kostet, so gemäßigt zu schreiben, wie ich es jetzt thue; wird mir da noch an irgend einer Äußerung Etwas abgezwackt, so rischiere ich, ganz schmähslich verkannt zu werden. Ich habe schon so viel gelitten durch solches Mißgeschick! — Schreiben Sie mir also gleich Antwort, und Sie erhalten unverzüglich Manuscript, bei welcher Gelegenheit ich die Hälfte des Honorars in kurzem Termin auf Sie traifiere und die andere Hälfte in einem längeren Termin, den Sie gefälligst selbst bestimmen wollen. — Hab' in der That sehr viel Geld nöthig in diesem Jahr, und wenn ich heute noch Zeit hätte, würde ich über Herausgabe eines vierten „Salon“-Theils mich mit Ihnen besprechen; für diesen aber, Das versteht sich, zahlen Sie jetzt das gleiche Honorar wie für die früheren Bände, und ich werde ihn durch zeitgemäße Materialienzuthat aufs beste ausstatten; kann ihn aber, da ich etwas Besonderes dazu schreiben will, erst Mitte Juni liefern. Sagt Das Ihnen zu, so ist die Sache gleich abgemacht, ich beschäftige mich damit ernstlich, und weiß, daß ich noch eine Summe auf dem Budget habe, worüber

!

ich nicht mehr zu diskutieren brauche. Und nun leben Sie wohl!

Ihr Freund

H. Heine.

82. An Julius Campe.

Paris, den 18. April 1840.

Liebster Campe!

Eine Last der verdrießlichsten Geschäfte erlaubt mir erst heute, Ihren Brief vom 5. April zu beantworten und das Manuscript des „Börne“ abzuschicken. Wegen des neu hinzugekommenen Buches (das Ihnen hoffentlich gefallen wird), mußte ich das ganze Manuscript umpaginieren; ich bring' es in einer Stunde zur Post. Ich bin froh, endlich mit Ihnen aufs Reine zu sein und auch, daß das Honorar des vierten „Salon“-Bandes bestimmt ist; ich werde mich nun gleich dran machen, und ich denke, in sechs Wochen erhalten Sie Manuscript; will das Buch schon hübsch zustugen. — Thun Sie nur alles Mögliche für den „Börne“, und drucken Sie nicht zu viel Exemplare, damit ich durch eine zweite Auflage für meine grenzenlosen Mühseligkeiten entschädigt werde. Daß der Druck so sorgfältig als

möglich sein wird, hoffe ich ebenfalls, so wie auch, daß außer dem Passus über den König von Baiern Nichts unterdrückt wird. Ich soll Sie gewähren lassen — aber ich muß Sie nochmals drauf aufmerksam machen, daß das Buch, trotz einiger starken Ausdrücke, dennoch im Grunde nicht von der Art ist, daß es den Regierungen mißfiele; am allerwenigsten die Preußen werden damit unzufrieden sein, und dieses Buches wegen werden Sie wahrlich nicht verfolgt werden. — Sie dürfen es daher getrost drucken, ohne sich durch die Gnade Sieveking's eine Art Censurdeckung zu erbitten. — Zeigen Sie das Buch keinem Menschen und lassen Sie es plötzlich vom Stapel laufen. — Ich habe — auf die Gefahr hin, verkannt zu werden — alle eigne Doktrin im Buche ausgelassen, und mehr, als die Regierungen, werden die Revolutionären über mich ungehalten sein, weil ich sie table, ohne etwas Positives, die eignen Ideen, auszusprechen. Das Buch hat einundzwanzig Bogen, und Sie dürfen es getrost ohne Censur drucken, Sie haben hier Nichts zu riskieren. Lassen Sie bei Leibe vom Inhalte des Buches vor dem Erscheinen Nichts verlauten. — Ich wiederhole Ihnen, daß ich bei der Abfassung des Buches Ihre Censurnöthen im Auge hatte, daß ich die Selbstcensur sehr gewissenhaft übte, und daß ich sogar

ängstlich bin, des Guten zu Viel gethan zu haben. Ich bitte, sorgen Sie, daß in dieser Beziehung die öffentliche Meinung nicht irre geleitet wird. Ich hinge lieber alles Bücherschreiben an den Nagel, als daß ich mich des Servilismus beschuldigen ließe. Ich befinde mich wohl und so heiter, als es möglich ist bei den vielen Arbeiten und Quälereien, die auf mir lasten. — Leben Sie wohl, und wahren Sie mit Gewissenhaftigkeit meine Interessen; ich verspreche, Dasselbe zu thun für die Ihrigen.

Freundtschaftlich grüßend,

H. Heine.

83. An Julius Campe.

Paris, den 8. Mai 1840.

Liebster Campe!

Sie haben mir den Empfang meines Manuscripts noch nicht angezeigt; ich hoffe, daß es wohlbehalten angelangt und in Druck bereits gegeben ist. Ich bitte Sie, schicken Sie mir während des Druckes jedesmal die Aushängebogen unter Kreuzkouvert hierher. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bereits einmal gemeldet habe, ist: „Ludwig Börne, eine Denkschrift von H. Heine.“ — Ich

werde das Buch an Jemand dediciere und werde Ihnen solche Dedication nächste Woche zuschicken. — Ich werde Paris nicht eher verlassen und ins Bad reisen, ehe ich nicht den vierten Band des „Salons“ für Sie bereitet habe. Ich werde denselben mit einer großen ungedruckten Arbeit bereichern, die sehr zeitgemäß sein wird. Ich arbeite sehr viel und habe auch viel Privatbeschäftigungen, die mich sehr in Anspruch nehmen.

Ihr Freund

H. Heine.

84. An Dr. Gustav Kolb*).

Liebster Kolb!

Ich weiß es jetzt ganz bestimmt, daß Herr Spazier sich dazu brauchen läßt, für das hiesige Ministerium in die Leipziger Zeitung und vielleicht auch in andre deutsche Blätter bezahlte Artikelchen einzuschmuckeln. Ein Artikel in der Leipziger Zeitung, aus Leipzig datirt und die Damaskus-Geschichte im Sinne des hiesigen Ministeriums

*) Ohne Datum, aber, laut Poststempel, aus Paris den 15. Mai 1840.

besprechend, ist von ihm und ist gleichlautend mit den Notizen, welche aus dem Ministerium für andre Blätter gegeben wurden. Hinter der Damaskus-Geschichte *) stecken die französischen Alliierten unserer alten Münchener Freunde; ich kenne meine Pappenheimer und will ihnen ernsthaft begegnen. Auf die Kolonnen der Allgemeinen Zeitung rechne ich, wenn die syrische Judenverfolgung vor das Tribunal Ali Mehemed's in Alexandrien gezogen und die interessanteste Erscheinung bieten wird. — Trotz der vielen Affensprünge ist hier Alles still und kaum des Besprechens werth. — Wie angenehm ist es mir, liebster Kolb, Sie zuweilen unter meinen Artikeln im Fluge grüßen zu können!

Ihr Freund

H. Heine.

P. S. Daß Ratti-Menton, wie ich gemeldet, von Tiflis fortgejagt worden, hat dieser Tage Graf Medem bei Tische erzählt, mit grellen Details.

*) Vgl. Heine's Berichte über die Judenverfolgungen zu Damaskus in Bd. IX, S. 67 ff., 73 ff., 82 ff. und 143 ff.

85. An Julins Campe.

Paris, den 10. Juni 1840.

Liebster Campe!

Ich habe vergebens auf Aushängbogen meines „Börne“ gewartet. Jetzt muß das Buch ja ganz gedruckt sein — ich bitte, schicken Sie mir unter Kreuzfouvert recht bald die Bogen. Da ich Ihnen keine Dedikation geschickt, so werden Sie wohl von selbst gemerkt haben, daß ich das Buch mit keiner Dedikation versehe; ich werde dieselbe für den vierten „Salon“-Band sparen, den ich Ihnen vor meiner Abreise nach Granville schicke: ich bin mit dem Abschreiben beschäftigt, und ich glaube, das Buch wird gut aufgenommen werden. — An den zweiten Band des „Buchs der Lieder“ kann ich erst in Granville oder bei meiner Rückkehr gehen; je länger ich hier aufschiebe, desto schöner wird er mit neuen Gedichten ausgestattet. Ich arbeite viel und hab’ viel Angriffe abzuwehren. Es heißt hier, ich sei dem Ministerium verkauft, für 100,000 Francs; ich habe im „Constitutionnel“ dagegen reklamieren müssen*). — Unterdessen bin ich arm wie Hiob,

*) Die betreffende Nummer des „Constitutionnel“ war bisher nicht zu erlangen.

und, beschäftigt bloß mit höhern Interessen, verschwand mir das Geld allmählich in der Tasche; und Sie dürfen mir's glauben, ich muß meine Feder zu exploitieren suchen, wenn ich nicht idealisch wie ein deutscher Dichter verhungern will.

Ihr Freund

H. Heine.

86. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 3. Juli 1840.

Liebster Varnhagen!

Der Überbringer dieser Zeilen ist Herr Carnot, ein Sohn würdig des väterlichen Namens, was Viel sagen will. Ich glaube also nicht vieler Worte zu bedürfen, um ihn zu empfehlen, und gar bei Ihnen, der Sie offenen Blickes und voller Theilnahme sind für jede sich selbst empfehlende Persönlichkeit. Herr Carnot wird Ihnen über manche Dinge, die Sie interessieren, sehr genaue Nachricht geben können; wir kennen uns schon seit zehn Jahren, wo ich ihn im sacré collègue der Saint-Simonisten fand; Das waren brillante Zeiten, — jetzt ist Herr

Carnot nur Mitglied der Deputiertenkammer. —
Ich umarme Sie

Heinrich Heine.

87. An Julius Campe.

Paris, den 17. oder 18. Juli 1840.

Liebster Campe!

Ich habe gestern Ihren Brief vom 10. dieses erhalten, und seit diesen Morgen früh bin ich beschäftigt, das Manuscript zum vierten „Salon“-Theile zu besorgen. Damit Sie gleich beschwichtigt werden, eile ich, noch vor Abgang der Post Ihnen das Nöthige zu melden. Der vierte Theil besteht:

1) aus einem ungedruckten Sittengemälde, wovon ich nur noch ein Fragment besaß (der Rest verbrannte bei meiner Mutter), und welches ich hier ergänzen wollte. Ich ergänze es jetzt nothdürftigst, es wird etwa sieben bis acht Bogen betragen, und ich schicke Ihnen das Manuscript in zwei Sendungen mit der Briefpost. Übermorgen sende ich schon die erste Partie, so daß der Druck gleich beginnen kann.

2) etwa einen oder zwei Bogen neuer Gedichte.

3) die Briefe aus Lewald's Theaterrevue, wovon ich nur die Hälfte in diesem Augenblick besitze (das Ende fehlt mir), werde sie aber bald erhalten. Aus Vorsorge suchen Sie sich ebenfalls das Buch zu verschaffen. Nur wenige Zeilen habe ich an der ganzen Arbeit zu ändern, und da diese Briefe in der Lewald'schen Theaterrevue sehr eng gedruckt sind, so schick' ich dieses gedruckte Manuscript ebenfalls mit der Briefpost, und Sie werden nicht viel Porto dafür zu zahlen haben. Sie erhalten also das ganze Buch in der kürzesten Frist und auf dem schnellsten Wege. — Leider ist diese Eile dran Schuld, daß ich nicht noch einige brillante Blätter hinzuschreiben kann.

Ich war im Begriff, nach Granville abzureisen, und des verdamnten Buches wegen muß ich nun acht bis zehn Tage länger in dem heißen Paris bleiben.

Ich bin nämlich der Meinung, daß Sie aus wohlkalkuliertem Buchhändler-Interesse den vierten „Salon“-Theil jetzt mit dem „Börne“ zugleich in die Welt schicken wollen, damit das Standalbuch, der brüllende Löwe, das sanftere Buch, das unschuldige Lamm, was der vierte „Salon“-Theil in der That ist, mit fortreißt — die Censur ist ein Nebengrund — doch gleichviel, ich werde immer Ihren Wünschen gern nachkommen.

Der „Börne“ ist indessen politisch nicht so ein wildes Thier, wie Sie fürchten; manches Bedenkliche steht freilich drin, aber das Ganze wird keinem höchsten Mißfallen begegnen.

Aber, um des lieben Himmels willen, wir waren überein gekommen, daß die Stelle über den König von Baiern gestrichen werde, ich habe es ausdrücklich zugestanden — und zu meiner lachendsten Vermunderung sehe ich in den Aushängenbogen, daß Sie diese Stelle ganz unverfälscht abdrucken ließen. Nur diese Stelle kann dem Buche Ungelegenheiten verursachen, und ich rathe Ihnen, in den Exemplaren, die nach Baiern kommen könnten, einen Karton zu drucken, wo die verfängliche Stelle nur durch weißes Papier repräsentiert würde. Pagina 174, von der dritten Zeile an*), müßte die ganze Stelle unterdrückt werden. Ein Karton macht freilich viel Schererei, aber, haben Sie wirklich Furcht, so wäre es doch nöthig. Leben Sie wohl, übermorgen mehr!

Ihr Freund

H. Heine.

*) Sämmtliche Werke, Bd. XII, S. 128, Zeile 10 ff.

88. An Julius Campe.

Paris, den 21. Juli 1840.

Liebster Campe!

Beiliegend erhalten Sie den Anfang des vierten „Salon“-Theils; etwa noch zweimal so Viel beträgt die Fortsetzung, das geschriebene Manuscript, das ich Ihnen in zwei Briefen dieser Tage nachschicke. Hierauf schicke ich das gedruckte Manuscript, so daß Sie das Buch schleunigst fördern können. — Die Aushängbogen des „Börne“ habe ich richtig erhalten, jedoch noch nicht ganz nachlesen können; vielleicht schicke ich Ihnen eine Errata-Lese. Da, wie ich sehe, noch Zeit ist, so haben Sie die Güte, den „Börne“ mit folgender Zueignung zu versehen:

Seinem geliebten Freunde

H e i n r i c h L a u b e

widmet

diese Denkschrift

der Verfasser.

Ich bitte Sie, tragen Sie nur ängstlich Sorge, daß Niemand Nichts vom „Börne“ zu Gesicht bekommt und zu frühe Lärm schlagen kann.

Der Titel des ersten Stücks des vierten „Salon“-Theils ist angeklebt; ginge das Blättchen verloren, so bemerke ich nochmals, der Titel heißt:

Der Rabbi von Bacharach.

Ein Fragment.

Ich habe dieses mittelalterliche Sittengemälde vor etwa fünfzehn Jahren geschrieben, und was ich hier gebe, ist nur die Exposition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verfolg traten die feigerichsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.

Bitte nur recht sorgfältig die Korrektur durchzulesen. — Sobald mein Manuscript fertig, reise ich ab nach Granville.

Ihr Freund

H. Heine.

89. An Julius Campe.

Paris, den 24. Juli 1840.

Liebster Campe!

Gestern sandte ich Ihnen das zweite Kapitel des „Rabbi“; heute schicke ich Ihnen das dritte, welches den Schluß bildet. In zwei oder drei Tagen schicke ich Ihnen auch die Gedichte und die revidierten „Theaterbriefe.“ — Ich hoffe, daß Ihnen der „Rabbi“ gefällt, und ich glaube, daß das Thema zeitliche Interessen und Sympathien berühren wird; wenigstens wird das Buch als ein beachtenswerthes Originalwerk unter meinen andern Büchern eine honette Stellung einnehmen. Die etwa zwanzig Gedichte, die ich gebe, sind auch nicht von Stroh.

Aber nun eine höchst wichtige Sache.

Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich den 23. Bogen des „Börne“, nebst Titel des Umschlags. Diesen Titel kann ich durchaus nicht genehmigen, und ich kann nicht begreifen, wie Sie zu diesem Mißgriff kommen. Der Titel des Buches wie ich Ihnen bestimmt genug geschrieben, heißt:

Edwig Börne.

Eine Denkschrift

von

H. Heine.

Ich hoffe, daß dieser Titel ganz genau aufs Buch gestellt wird. Aber auch auf dem Umschlag muß dieser Titel stehen, und meinen Sie etwa, daß auf dem Umschlag mein Name obenan stehe, so setzen Sie immerhin:

H. Heine's

D e n k s c h r i f t

über

L. Börne.

Ich weiß nicht warum, aber das Ganzaus-schreiben meines Vornamens Heinrich choßte mich hier, und dann habe ich nicht eigentlich eine Schrift über Börne geschrieben, sondern über den Zeitkreis, worin er sich zunächst bewegte, und sein Name war hier vielmehr nur ein Buchtitel. Haben Sie nur einen Moment darüber nachgedacht, so begreifen Sie leicht, daß mir der Umschlagtitel „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ ein Greul sein muß, und daß ich Sie schleunigst anhehe, ihn zu verändern*). Sagen Sie mir auch umgehend, ob

*) Der ursprüngliche Titel konnte in der vorliegenden Gesamtausgabe leider nicht wiederhergestellt werden, da das obige Schreiben dem Herausgeber erst später bekannt wurde.

meine Dedikation für den „Börne“ noch zeitig genug angelangt. Widrigensfalls dediciere ich an Laube den „Rabbi“.

Die Ausgehängbogen habe noch nicht nachlesen können; hab' aber schon schreckliche Druckfehler erblickt. — Um Gotteswillen, halten Sie sich nur genau an meine Interpunction.

Ihr Freund

H. Heine.

90. An Julius Campe.

Paris, den 8. August 1840.

So eben, liebster Campe, erhalte ich Ihren Brief vom 1. August. Bin sehr verdrießlich wegen des Titels. — Ich war einige Tage unpäßlich, auch bedrängt durch die einstürzenden Kriegstöne, so daß ich erst gestern Ihnen Manuscript und heute den Schluß schicken konnte. Sie haben nun das Ganze, und ich hoffe, daß es über zwanzig Bogen; die Gedichte dürfen bei Leibe nicht zusammengedrängt werden, und hier kann der Setzer hinlänglich Papier aufgehen lassen, wenn etwa mein Manuscript nicht hinreichend. Auf jeden Fall sorgen Sie bei den Gedichten für die ängstlich genaueste

Korrektur. — Dienstag reise ich nach Granville, und wenn Sie mir schreiben, so adressieren Sie den Brief nur gleich an H. H. à Granville, Département de la Manche. — Was hat denn Gustav im „Telegraphen“ von mir gesagt? Ich liebe das Blatt nicht. Überhaupt melden Sie mir gleich, was gegen mein Buch ausgeheckt wird. Übrigens überlasse ich dasselbe ganz seinem Schicksal. Es mag sich allein herumbeißen. Genug, es ist mit Zähnen auf die Welt gekommen. In großer Eil,

Ihr Freund

H. Heine.

91. An August Lewald.

Granville, den 31. August 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider schickte man sie mir aber nicht sous bande, sondern in einem Brief, so daß ich siebzehn Franken und sechs Sous dafür zahlen mußte — wodurch ich fast vor Schrecken gestorben und noch jetzt krank bin, so daß ich deshalb die Seebäder gebrauchen muß. Heute freilich befinde ich mich sehr wohl und heiter, und ist es nun das schöne Sommerwetter oder das glänzend stolze

meine Dedikation für den „Börne“ noch zeitig genug angelangt. Widrigenfalls dediciere ich an Laube den „Rabbi“.

Die Aushänggebogen habe noch nicht nachlesen können; hab' aber schon schreckliche Druckfehler erblickt. — Um Gotteswillen, halten Sie sich nur genau an meine Interpunktion.

Ihr Freund

H. Heine.

90. An Julius Campe.

Paris, den 8. August 1840.

So eben, liebster Campe, erhalte ich Ihren Brief vom 1. August. Bin sehr verdrießlich wegen des Titels. — Ich war einige Tage unpäßlich, auch bedrängt durch die einstürzenden Kriegstöne, so daß ich erst gestern Ihnen Manuscript und heute den Schluß schicken konnte. Sie haben nun das Ganze, und ich hoffe, daß es über zwanzig Bogen; die Gedichte dürfen bei Leibe nicht zusammengedrängt werden, und hier kann der Setzer hinlänglich Papier aufgehen lassen, wenn etwa mein Manuscript nicht hinreichend. Auf jeden Fall sorgen Sie bei den Gedichten für die ängstlich genaueste

Korrektur. — Dienstag reise ich nach Granville, und wenn Sie mir schreiben, so adressieren Sie den Brief nur gleich an H. H. à Granville, Département de la Manche. — Was hat denn Gutzkow im „Telegraphen“ von mir gesagt? Ich sehe das Blatt nicht. Überhaupt melden Sie mir gleich, was gegen mein Buch ausgeheckt wird. Übrigens überlasse ich dasselbe ganz seinem Schicksal. Es mag sich allein herumbeißen. Genug, es ist mit Zähnen auf die Welt gekommen. In großer Eil’,

Ihr Freund

H. Heine.

91. An August Lewald.

Granville, den 31. August 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider schickte man sie mir aber nicht sous bande, sondern in einem Brief, so daß ich siebzehn Franks und sechs Sous dafür zahlen mußte — wodurch ich fast vor Schrecken gestorben und noch jetzt krank bin, so daß ich deshalb die Seebäder gebrauchen muß. Heute freilich befinde ich mich sehr wohl und heiter, und ist es nun das schöne Sommerwetter oder das glänzend stolze

Selbstgefühl, eine kostbare Stimmung beseelt mich in diesem Augenblick, wo ich dem alten Freunde die Hand ergreife und ihn um einen Dienst, einen Liebesdienst angehe. In heftigen Lebensnöthen habe ich Sie immer so hilfreich und thätig für mich erfunden! — Heute sind die Dinge weniger trübe, aber ich habe Ihrer dennoch nöthig. Indem Sie mich aber jetzt in einer Sache, die eben von keiner bedeutenden Lebenswichtigkeit, verpflichten, zerstören Sie auch manche Missemmpfindung, die Andre mir einflößen. — Ich erfahre jetzt, daß Gutzkow bei dem Erscheinen meines Buches über Börne das ganze Arsenal seiner Hinterlist aufgeboten hat, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden, um das Buch, was er selber über denselben Gegenstand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben. Es würde zu weit führen, und würde auch meine gute Laune trüben, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie er sich Campe's zu bemeistern und ihn zu meinem Nachtheil auszubenten wußte.

Sie haben keinen Begriff, welch einen Luxus von Infamien es giebt, die ich Ihnen erzählen werde, so bald ich Sie wiedersehe, denn es ist mir immer, als erwartete ich Sie für den nächsten Tag. Doch Sie kennen die hamburgischen und überhaupt die literarischen Kloaken Deutschlands

zu gut, um nicht das Meiste zu errathen. Bei der Anarchie unserer Tageblätter wird es dem edlen Gutzkow leicht gelingen, durch seine Rotte in den deutschen Zeitungen eine Menge perfide Artikelchen gegen mich einzuschmuggeln. — Diesem Unfug sollen Sie nun entgegenwirken, und Ihrer Klugheit überlasse ich die Art und Weise. Ich lebe im Ausland, stehe in keinem literarischen Verkehr, mit Niemand, bin ganz insoliert, und die anonyme Presse kann daheim mit der größten Bequemlichkeit meinen Namen meucheln. — Handeln Sie also schnell, jede Zögerung bringt Gefahr. —

Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist ebenso moralisch, wie der beste in Krähwinkel. — In diesem Augenblick erscheint bei Campe der vierte Theil des „Salon,“ ein Buch, dem ich mehre sehr gute Gedichte und die „Theaterbriefe“ einverleibt habe. — Ich bleibe etwa noch acht Tage hier, durchstreife dann die Bretagne, und in fünfzehn Tagen denke ich wieder in Paris einzutreffen. — Dort hoffe ich alsdann auch Briefe von Ihnen vorzufinden. Aber kommen Sie lieber selber. —

92. An Heinrich Laube*).

Liebster Laube!

Mein Brief ist gestern nicht abgegangen, und ich eile, das Wichtigste hinzuzufügen. Leider ist mein Kopf ganz betäubt, und ich kann kaum schreiben. Gestern Abend erfuhr ich durch das Journal des Débats ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meere und

*) Ohne Datum. Wahrscheinlich aus Granville, Anfangs September 1840. Der Anfang des Briefes ist verloren gegangen.

sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlichst Ihre Frau. Ich empfehle mich ihrem innigsten Bedauern. Trotzdem daß sie die Jagd liebt, so zweifle ich doch, ob ihr die Läusejagd, die mir bevorsteht, eine angenehme Unterhaltung dünken mag. Ich wünschte, sie bald wieder in Paris zu sehen, wir haben eine neue Wohnung bezogen; und wunderhübsch eingerichtet hat mich meine Frau.

Ich bin, sonderbar genug, sehr guter Laune, und kann mich noch gar nicht dazu entschließen, mich zu ärgern. Es ist vielleicht Apathie, nicht Gesundheit. — Morgen oder übermorgen reise ich nach Paris, wo ich nächsten Donnerstag eintreffe; schreiben Sie mir daher bald. Meine Adresse ist Rue Bleue No. 25, à Paris.

Hallberger beklagte sich, daß W . . . 's Übersetzung der Bückler'schen Gartenkunst schlecht sei, und schickte ein Gutachten mit aus der Feder des ersten Übersetzers. Das Wahre an der Sache ist, daß das erste Drittel des Buches ganz vortrefflich übersetzt ist (ich habe es selbst während zwei Tagen genau durchgesehen), und daß der Schlingel den Rest mir ohne genaue Durchsicht zum Abschieden

übergeben. — In einigen Tagen schreibe ich Ihnen aus Paris.

Ihr Freund

H. Heine.

93. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1840.

Liebster Campe!

Seit vorgestern Abend bin ich in Paris heimgekehrt, nach einer angenehmen Reise in der Bretagne, wo ich die köstlichsten Volkslieder gesammelt. Bereits in Saint-Lo fand ich Ihren Brief, und mein Befremden löste sich erst, nachdem ich hier auch den „Telegraphen“ erhielt; in diesem Augenblicke, vor einer halben Stunde, erhielt ich auch die anderen Blätter, die Sie nach Granville schickten und die mir hieher nachliefen.

Ich gestehe Ihnen, nur wenig und kaum bis zur Haut, werde ich berührt von den Schändlichkeiten, die der große Intrigant, in Verbindung mit dem Frankfurter Pack, gegen mich ausgesponnen; mein inneres Gemüth bleibt froh und ruhig. Denn an Schimpfen bin ich gewöhnt, und ich weiß: die Zukunft gehört mir. Selbst wenn ich heute stürbe,

so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und, schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Übergangsperiode, auf die Nachwelt kommen. Das neue Geschlecht wird auch die beschissenen Windeln sehen wollen, die seine erste Hülle waren. — Was mich aber verdrießt, liebster Campe, Das ist, daß Sie wieder in die Hände meiner Feinde gerathen, als Spielzeug und Waffe gegen mich. Ich weiß jetzt schon Alles, und deshalb zürne ich Ihnen nicht. Ja, da ich glaube, daß Sie es mit dem Intriganten & Konforten nicht lange mehr aushalten — denn Ihr besseres Ich wird sich doch am Ende nicht mehr von vorgespiegelten Nothwendigkeiten beschwichtigen lassen — so will ich den Leuten nicht den Gefallen thun, mit Ihnen zu brechen, obgleich Alles darauf abzielte, mich dazu zu zwingen. — Sie haben ganz Recht, es wird Niemand glauben, daß Sie den Aufsatz des Monsieur Gutzkow nicht lasen, ehe er gedruckt war, und zwar gedruckt in einem Blatte, welches Ihr ehrlicher Name als verantwortlicher Redakteur vertreten muß.

Was ich thun werde, weiß ich noch nicht. Hab' auch bei meiner Rückkehr weit dringendere

Geschäfte vorgefunden. — Ich bin geduldig, denn ich bin ewig, sagt der Herr!

Sie haben unverantwortlich gegen mein Buch gehandelt, Sie kennen sehr gut die Schmiede, worin die verschiedenen Artikel gegen mich fabriciert worden, womit man mein Buch präjudicieren will — und Sie wollen mir glauben machen, auch Sie hielten Dergleichen für unparteiisch öffentliche Meinung — —

Jeden Augenblick, während ich Ihnen schreibe, werde ich gestört. Ich will Ihnen später mehr schreiben. Leben Sie wohl. Meine Adresse ist jetzt Rue Bleue No. 25.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

94. An Julius Campe.

Paris, den 25. September 1840.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich Ihren Brief, so wie auch die Nr. der „Eleganten Welt“ und der „Hallischen Jahrbücher,“ die Sie mir schickten; in Ihrem Brief erwähnen Sie ebenfalls einer „Po=

saune," die einen Artikel gegen mich enthielte und Ihrem Briefe beiliege, aber Letzteres ist nicht der Fall, und ich bitte, mir den Artikel zu schicken, so wie überhaupt Alles, was gegen mich erscheint. Fürchten Sie nur nicht, daß Dergleichen mich bedeutend betrüben möge; an dem goldnen Harnisch, den ich trage, prallen alle diese Pfeile ab. Auch das Buch des edlen Gutzkow über Börne bitte ich mir per Kreuzkouvert umgehend zu schicken. Auch was Derselbe nach dem Erscheinen meines Buches in den Text des seinigen hinein setzte, haben Sie vor dem Druck nicht gesehen, eben so wenig wie Sie von Dessen Artikel im „Telegraphen“ vor dem Drucke Etwas wußten.

Auch gut; bedenklicher bleibt mir nur der traurige Titel*), den Sie mir anhefteten, und den ich nicht ohne Gfcl betrachten kann. Mißverstehen Sie mich nicht; ich beschuldige Sie keines Einverständnisses mit meinen Feinden; aber ich bin verdrießlich, daß ich Ihnen diese Filzläuse verdanke, ich habe sie in Ihrem Laden gefangen; ohne Sie hätten Gutzkow & Konsorten mir nie nahen können. Ich habe Dieselben nie einer Antwort gewürdigt; nur als sie hinter Ihren Namen sich steckten, um

*) Des Buches über Börne.

Geschäfte vorgefunden. — Ich bin geduldig, denn ich bin ewig, sagt der Herr!

Sie haben unverantwortlich gegen mein Buch gehandelt, Sie kennen sehr gut die Schmiede, worin die verschiedenen Artikel gegen mich fabriciert worden, womit man mein Buch präjudicieren will — und Sie wollen mir glauben machen, auch Sie hielten Dergleichen für unparteiisch öffentliche Meinung — —

Jeden Augenblick, während ich Ihnen schreibe, werde ich gestört. Ich will Ihnen später mehr schreiben. Leben Sie wohl. Meine Adresse ist jetzt Rue Bleue No. 25.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

94. An Julius Campe.

Paris, den 25. September 1840.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich Ihren Brief, so wie auch die Nr. der „Eleganten Welt“ und der „Hallischen Jahrbücher,“ die Sie mir schickten; in Ihrem Brief erwähnen Sie ebenfalls einer „Po=

saune," die einen Artikel gegen mich enthielte und Ihrem Briefe beiliege, aber Letzteres ist nicht der Fall, und ich bitte, mir den Artikel zu schicken, so wie überhaupt Alles, was gegen mich erscheint. Fürchten Sie nur nicht, daß Dergleichen mich bedeutend betrüben möge; an dem goldnen Harnisch, den ich trage, prallen alle diese Pfeile ab. Auch das Buch des edlen Gutzkow über Börne bitte ich mir per Kreuzkoubert umgehend zu schicken. Auch was Derselbe nach dem Erscheinen meines Buches in den Text des seinigen hinein setzte, haben Sie vor dem Druck nicht gesehen, eben so wenig wie Sie von Dessen Artikel im „Telegraphen“ vor dem Drucke Etwas wußten.

Auch gut; bedenklicher bleibt mir nur der traurige Titel*), den Sie mir anhefteten, und den ich nicht ohne Gfcl betrachten kann. Mißverstehen Sie mich nicht; ich beschuldige Sie keines Einverständnisses mit meinen Feinden; aber ich bin verdrießlich, daß ich Ihnen diese Filzläuse verdanke, ich habe sie in Ihrem Laden gefangen; ohne Sie hätten Gutzkow & Konsorten mir nie nahen können. Ich habe Dieselben nie einer Antwort gewürdigt; nur als sie hinter Ihren Namen sich steckten, um

*) Des Buches über Börne.

mich der Unwahrheitlichkeit zu verdächtigen, mußte ich mich aussprechen.

Lassen Sie immerhin meinen vierten „Salon“ Theil vom Stapel laufen, aber schicken Sie gleich Exemplare an alle Leute, die mir befreundet, z. B. Laube, Barnhagen, fügen Sie auch ein Exemplar des „Börne“ hinzu, und sorgen Sie mit demselben Eifer für wahrheitsliebende Artikel, wie Monsieur Gutzkow für erlogene sorgt. Schicken Sie mir das Buch Gutzkow's umgehend unter Kreuzkowitz. Ich will sehen, ob Sie bei dem Druck desselben in politischer Hinsicht eben so ängstlich waren, wie bei dem Druck des meinigen, worüber Sie klagten, daß der darin enthaltene Jakobinismus Sie ins Unglück stürze, in Ketten und Bande — Ich war Narr genug, aus Angst für die Sicherheit des Freundes, auch um den Druck des Buches in Ihrem Verlag möglich zu machen, die Selbstcensur bis zur Schwäche zu treiben. Ich sage Ihnen Das, nicht aus Unmuth, denn meine Seele ist heiter und zutrauungsvoll, aber um Sie fühlen zu lassen, wie Viel Sie jetzt für mich thun müssen —

Ihr Freund

H. Heine.

95. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1840.

Liebster Campe!

Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen; die darin erwähnte Broschüre, die bei Sauerländer erschienen*), möchte ich gern lesen, und ich bitte Sie, mir dieselbe unter Kreuzkouvert herzusenden. Ehrlich gestanden, interessieren mich die literarischen Angriffe in diesem Augenblick sehr wenig, wo ich Angriffe von weit ernsterer Art zu bestehen habe — nämlich die, welche die Natur jedem sterblichen Körper am Ende zuführt. — Von vielen Seiten kommen mir die wunderlichsten Freundschaftsversicherungen zu, sogar aus Hamburg, und ich kann nicht umhin, aus einem jener Briefe ein Stück abschreiben zu lassen und Ihnen zu schicken.

Und nun leben Sie wohl und sorgen Sie für Ihre Gesundheit; ich versichere Sie, letztere ist für den Autor und den Verleger weit wichtiger, als die ganze Literatur, mitjammt den dazu gehörigen Gaunern und Dieben, die im ehrlichsten Falle Bücher stehlen. — Freudigst grüßend,

Ihr Freund

H. Heine.

*) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine.

96. An Dr. Gustav Kolb.

Liebster Kolb!

Einliegender Artikel ist von dem hiesigen Herrn A. Weill, der viel Geist hat, auch gut unterrichtet ist, aber leider nicht sehr methodisch denkt und schreibt. Er bat mich, Ihnen denselben für die „Allg. Ztg.“ zu schicken, und ich entledige mich hiermit dieses Auftrags. Ich selber leide in diesem Augenblicke an einem sehr hartnäckigen Kopfübel, wobei mir der Arzt alles Schreiben untersagte. Sie werden daher in diesem Monat selten Brief von mir erhalten; nur in wichtigen Momenten werden Sie mich immer auf meinem Posten finden. Ich glaube den Lärm dieses Jahres zu rechter Zeit vorausgesehen zu haben. Jetzt bin ich der Meinung, daß die Dinge wieder ihren ruhigen Lauf nehmen. Die Gesandten sind hier wüthend, daß Thiers die eleusinischen Geheimnisse der Diplomatie vor aller Welt enthüllte. — Die hiesigen deutschen Radikalen sind in diesem Augenblick mehr als je gegen die „Allg. Ztg.“ erbozt, ich weiß nicht weßhalb.

Paris, den 1. December [1840].

Ihr Freund

H. Heine.

(25, rue Bleue.)

Grüßen Sie mir Lebret.

97. An den Baron Georg von Cotta.

Paris, den 3. März 1841.

..... Was das Bezahlwerden betrifft, so bin ich wie eine Köchin, die sehr zartfühlend die Bemerkung macht, daß sie in ihrem Dienste weniger auf Geld sehe, als auf gute Behandlung.
Herrscht politische Meeresstille, so schreibe ich wenig; manchen Monat gar nicht; so bald es aber wieder fluthet und losstürmt, dürfen Sie auf die gewöhnlichste Tagesberichterstattung rechnen. Ich bin jetzt sehr sehr in Paris und verstehe mich auf die Wirkungen.

98. An Julius Campe.

Paris, den 11. März 1841

Sehr geehrter Herr!

Mein Wunsch, welche Anstellung sich für mich als früherer Schriftsteller in der Presse findet, ist nicht nur von der ganzen Literatur abhängig, sondern auch von der Lage der Dinge in der Presse selbst. Ich habe mich sehr sehr in Paris und verstehe mich auf die Wirkungen.

Freude ersah ich daraus, daß Sie eine vierte Auflage des Liederbuchs veranstalten müssen. Zu diesem Zwecke muß ich aber die dritte Auflage noch einmal durchsehen, denn obgleich ich keine Veränderungen drin vornehmen will, so giebt's doch Druckfehler darin, die nicht wiederholt zu werden brauchen. In vierzehn Tagen, spätestens, erhalten Sie daher das Verzeichniß etwaiger Verbesserungen, und Sie mögen dann den Druck beginnen; einige Wochen später schicke ich Ihnen vielleicht auch noch ein kleines Vorwort. — Wie gesagt, diese vierte Auflage macht mir Vergnügen, da sie eine Manifestation des eigentlichen Publikums, das an Zeitungsintrigen gegen mich weder Theil nahm, noch Gefallen fand; es sind in dieser Beziehung die rührend schmeichelhaftesten Briefe an mich ergangen. Ein alter Mann schrieb mir auf dem Todtbette Worte der schauerlichsten Begeisterung und Erkenntnis.

Ehrlich gestanden, ein noch weit größeres Vergnügen würden Sie mir bereitet haben, wenn Sie mir eine neue Auflage des „Börne“ angekündigt hätten. Obgleich mir wohl bekannt worden, welche Unzahl Exemplare Sie gedruckt, so glaubte ich doch, daß der gegen mich erregte Spektakel wenigstens dazu beitragen würde, die zweite Auflage zu beschleunigen — ich weiß sehr gut, daß Sie dieselbe

bald nöthig erachten, aber ich hätte sie jetzt gewünscht. Sagen Sie mir daher einmal, in wie viel Zeit ich auf die zweite Auflage rechnen kann? Sehen Sie eine baldige zweite Auflage voraus und erlauben mir über den Honorarbetrag auf Sie zu trassieren — gleichviel auf welchen Termin, — so wär' mir Das in diesem Augenblick, wo ich krank bin, sehr ersprießlich — denn Sie haben keinen Begriff davon, wie viel' Geldausgaben mein Zustand nöthig macht. —

Ich würde Ihnen heute mehr schreiben, aber meine Augen erlauben es nicht. — Grüßen Sie mir Gathy, den ich hier leider wenig sah; denn er wußte nicht, daß ich krank war, und aus Bescheidenheit mißdeutete er, warum ich ihn nicht eifriger aufsuchte. —

Und nun leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

99. An Dr. Gustav Kolb*).

Cauterets, Hautes Pyrénées,
den 3. Juli 1841.

Ich schreibe Ihnen heute, und zwar eigenhändig, um Ihnen zunächst zu beweisen, daß ich weder blind, noch sterbenskrank und am allerwenigsten todt bin, wie die französischen Journale behaupten. Ich bin aber sehr abgemattet, in Folge der Bäder, die

*) Die Augsburger „Allg. Ztg.“, Nr. 196, Beilage, vom 15. Juli 1841, enthielt obigen Brief, eingeführt durch die redactionelle Bemerkung: „Der Redaktion war dieser Privatbrief des Herrn Heine mitgetheilt, und sie läßt ihn, nach dem ihr ausgedrückten Wunsche, mit wenigen Auslassungen, abdrucken, da die Anklage durch viele deutsche Blätter gelaufen ist, Heine sei in der letzten Zeit durch einen Frankfurter, der sich durch sein vor etwa zwölf Monaten erschienenen Buch über Börne verletzt gefühlt, in Paris thätlich insultiert worden. Uns selbst schrieb keiner unserer Korrespondenten ein Wort darüber, und so erwähnten wir eine Sache nicht, die, mochte sie so oder so sein, jedenfalls ein widriges Schauspiel gab, das man den Franzosen in diesem Augenblick nicht in den Straßen ihrer Hauptstadt hätte aufführen sollen. Übrigens haben wir durch unser früheres Urtheil über Heine's Buch gezeigt, daß wir das Wahre darin nicht verkannt, das Tadelnswerthe nicht verborgen haben. Mit dem vorliegenden Streit möchten wir möglichst unbehelligt bleiben, um so mehr, als er, so wie er liegt, nicht vor dem Publikum ausgefochten werden kann.“

ich hier gebrauche, sehr abgemattet, und es kostet mir Mühe, die Feder in der Hand zu halten.

Cauterets ist eine der wüsten Schluchten der Pyrenäen, doch nicht so unzugänglich, wie manche ehrliche Leute glauben, die sich wohl einbildeten, ich erführe gar Nichts von den Lügen, die sie gegen meinen guten Reumund ausheckten; wenigstens, dachten sie, würde ein etwaiger Widerspruch von meiner Seite erst bei meiner Rückkehr in Paris zu erwarten sein, wenn sie nicht gar auf mein gewöhnliches Stillschweigen rechneten. Durch Zufall jedoch kam mir bereits heute eine Nummer der „Mainzer Zeitung“*)

*) Die „Mainzer Zeitung“ ist uns nicht zur Hand; wir entnehmen die Schilderung des an Heine angeblich verübten Insults daher der „Hamburger Neuen Zeitung“, Nr. 149, vom 29. Juni 1841:

„Paris, vom 12. Juni. Dem Dichter Heinrich Heine ward endlich, auf seine seit Jahren wiederholten Verleumdungen so vieler in Deutschland geachteter Namen, der gerechte Lohn. Er bekam hier auf offener Straße, nicht fern von der Opéra comique und im Beisein vieler Menschen, von Hrn. S., dem Gatten der (als Freundin Börne's bekannten) Madame Wohl, welche er so feige verunglimpft hatte, Ohrfeigen. In seiner Angst verlor der berühmte Verfasser des Bacharacher Rabbiner (zugleich mit dem Hute) so den Kopf, daß er seine Karte der Hand darbot, die er eben so unsanft auf seiner Wange gefühlt. Es war nun zu erwarten, der herausfordernde Verletzte würde Genugthuung fordern, aber Hr. Heine hatte nichts Eiligeres zu

zu Handen, worin das schändliche Märchen, das Sie gewiß mit Verwunderung gelesen. Ich kann kaum meinen Augen trauen! Auch keine Silbe daran ist wahr. Ich bin wahrlich nicht das Lamm, das sich auf der Straße, mitten in Paris, ruhig insultieren ließe, und das Individuum, das sich Dessen rühmte, ist gewiß von allen Löwen der letzte, der Dieses wagen dürfte! Das ganze Begegnis reducirt sich auf einige hingestotterte Worte, womit jenes Individuum krampfhaft zitternd sich mir nahte, und denen ich lachend ein Ende machte, indem ich ihm ruhig die Adresse meiner Wohnung gab, mit dem Bescheid, daß ich im Begriff sei, nach den Pirenäen zu reisen, und daß, wenn „man mit mir zu sprechen habe,“ man wohl noch einige Wochen bis zu meiner Rückkehr warten könne, indem „man schon zwölf Monate mir Nichts geschenkt.“ — Dies ist

thun, als nach den Pirenäen zu fliehen, in Begleitung seiner ihm treu gebliebenen Geliebten. Wahrscheinlich will er dort, ein zweiter Don Diego, einen Eid zum Rächer sich erwerben und noch obendrein die Thaten dieses Rächers selbst besingen.“

Man wolle beachten, daß diese Korrespondenz bereits vom 12. Juni datirt ist, während der in Rede stehende Vorfall, nach Aussage der von Herrn Strauß inspirierten Herren Kolloff, Schuster und Hamberg (vgl. die Note auf S. 285 dieses Bandes) erst am 14. Juni passiert sein soll.

das ganze Begegnis, dem freilich kein Zeuge beiwohnte, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: in dem Strudel der Geschäfte, womit Einem der Tag vor der Abreise belastet ist, entschlüpfte es fast meiner besondern Beachtung. Aber, wie ich jetzt merke, eben die Umstände, daß ihn kein Augenzeuge zu rechtweisen könne, daß nach meiner Abreise seine alleinige Aussage auf dem Platze bliebe, und daß meine Feinde seine Glaubwürdigkeit nicht allzu genau untersuchen würden, ermuthigten das erwähnte Individuum, jenen Schmähartikel zu schmieden, den die „Mainzer Zeitung“ abgedruckt hat . . . Ich habe es hier mit der Blüthe des Frankfurter Ghetto und einem rachsüchtigen Weibe zu thun . . . — ich brauche mich eigentlich nicht zu wundern. Aber was soll ich von Zeitungsredaktionen und Korrespondenten sagen, die aus Leichtsinne oder Parteiwuth dergleichen Unwesen unterstützen? . . .

Ich werde in acht, höchstens zehn Wochen von meiner Reise oder, wie meine muthigen Feinde behaupten, von meiner Flucht wieder in Paris zurückgekehrt sein, und ich denke mit der heitersten Ausbeute . . . Vor meinem Fenster stürzt sich über Felsblöcke ein wildes Bergwasser, genannt le Gave, dessen beständiges Geräusch alle Gedanken einschläfert und alle sanften Gefühle weckt. Die Natur ist

hier wunderschön und erhaben. Diese himmelhohen Berge, die mich umgeben, sind so ruhig, so leidenschaftslos, so glücklich! Sie nehmen nicht im mindesten Theil an unsern Tagesnöthen und Parteikämpfen; fast beleidigen sie uns durch ihre schauerliche Unempfindlichkeit — aber Das ist vielleicht nur ihre starre Außenseite. Im Innern hegen Sie vielleicht Mitleid mit den Schmerzen und Gebrechen der Menschen, und wenn wir krank und elend sind, öffnen sich die steinernen Abern, woraus uns die warmen Heilkräfte entgegen rieseln. Die hiesigen Bergquellen üben täglich Wunderkuren, und auch ich hoffe zu genesen. — Von der Politik erfährt man hier Wenig. Das Volk lebt hier ein stilles, unfriedetes Leben, und man sollte kaum glauben, daß Revolution und Kriegstürme, die wilde Jagd unserer Zeit, ebenfalls über die Pirenäen gezogen. In ihren hergebrachten Verhältnissen wurzeln diese Leute so fest, so sicher, wie die Bäume in dem Boden ihrer Berge; nur die Wipfel bewegt manchmal ein politischer Windzug, oder es flattert darin ein pfeifender Gedankenzeisig.

Ihr

Heinrich Heine.

culum in mora, Sie müssen unverzüglich zu den dortigen Redaktionen gehen. Ihre Autorität müssen Sie überhaupt anwenden, damit nicht bloß meine Erklärung gedruckt wird, sondern auch ein Wort über die schändliche Exploitation der Presse gesagt wird . . . Meine Erklärung wird wahrscheinlich zur Folge haben, daß bei einigen Schuften ihre Feigheit offenbar ist — wenn sie sich nicht mit mir schlagen. Lieber Gott, Das wäre meine Wonne. Ich glaube, diese Sache wird großen Einfluß auf die Schriftwelt haben und die Pöbelei zähmen. — Sonst, wenn diese nicht weicht, verdienen wir nicht den Namen eines Volkes, und noch weniger eines freien Volkes. — Ich bleibe noch drei Wochen hier. Eilen Sie mit dem Abdruck meiner Erklärung. In großer Eile,

Ihr Freund

H. Heine.

„Hamburger Neuen Zeitung“ vom gleichen Datum, und in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Juli 1841 abgedruckt.

101. Vorläufige Erklärung.

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literarische Schelsucht, politische Parteiwuth, Misère jeder Art, haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontrollieren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuheizen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Mißstimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Muth, gegen schnöde Pressbengelei, eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle

anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und daß der königlichste Genius gehalten sein muß, dem schäbigsten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf Desselben nicht mit dem gehörigen Respekte gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm' sich unser, Alle gleich! Das ist die Konsequenz jener demokratischen Principien, die ich selber all mein Lebtag verfochten. Ich habe Dieses längst eingesehen und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitschaft. Wer Dieses bezweifelte, hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahin lautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der „Mainzer Zeitung“ behauptet wird, ist, eben so wie die dabei mitgetheilte Erzählung von einer Insultierung meiner Person, eine reine oder vielmehr schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entfern-

testen von irgend Jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eignes alleiniges Zeugnis, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenworts, bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der, im Dienste eines listigen Weibes, bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Diesmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel der „Mainzer Zeitung“, und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pirenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe Etwas erfahren und es zerstören konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch diesmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Berechnungen. — Was soll ich aber von einem Korrespondenten der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ sagen, der jener bösen Nachrede so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der

miserabelste Gewährsmann genügte, wo es galt meinem Leumund zu schaden? — An einem geeigneteren Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutscher Blätter, die den oberwähnten Lügen eine so schnelle Publicität angedeihen ließen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit eben so bereitwillig zu fördern.

Gauterets, den 7. Juli 1821.

Heinrich Heine.

102. Mittheilung. *)

Der beifolgende Brief, gerichtet an Herrn Heinrich Heine, wirft das erste Licht auf das befremdliche Zeugniß, womit die Herren E. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und A. Hamburg gegen jene Erklärung aufgetreten, worin Heinrich Heine

*) Diese, von H. Heine zur Veröffentlichung in einem Hamburger Journal an Julius Campe gesandte Erklärung wurde in Nr. 194 des „Korrespondenten“ vom 18. August 1841 abgedruckt. Das oben erwähnte Zeugniß der H. Kolloff, Schuster und Hamburg findet sich in der Anmerkung auf S. 285 f. dieses Bandes.

behauptet habe, daß die verschiedenen genannten Zeitungsartikel, welche seine Ehre in hohem Maße gefährdeten, aus denselben Schmelz hervorgegangen und nur von der alleinigen Ausgabe eines einzigen rachsüchtigen Menschen herrühren werden können. Das Original des mitgetheilten Ehrenbriefs liegt Jedem zur Ansicht vor in der Subbandlung von Hoffmann und Camde. —

Paris, den 11. August 1841.

Werther Herr Landsmann!

Ihrem Wunsche gemäß, wiederhole ich Ihnen schriftlich, daß ich aus dem Munde des Herrn Kolloff gehört habe, daß er nicht Augenzeuge der Scene gewesen, welche am 14. Juni d. J. zwischen Ihnen und Herrn Strauß aus Frankfurt vorgefallen sein soll, daß er vielmehr durch den Letztern von dem Hergange dieses Auftritts in Kenntnis gesetzt worden sei.

Ihr ergebenster

Aug. Rochau.

103. An Julius Campe.

Paris, den 23. August 1841.

Liebster Campe!

So möge denn immerhin die vierte Auflage des „Buchs der Lieder“ ohne Vorwort in die Welt gehen. Geben Sie das Buch unverzüglich aus, und lassen Sie gleich auf der Stelle die Annonce, wo möglich aus einer guten Feder, in die dortigen Blätter drucken. Versteht sich, daß in dieser Annonce nur rein Literarisches gesagt werde — ist Wienbarg mir nicht so abhold, wie man mir sagt, so dürfte er dazu wohl am geeignetsten sein. Aber es müßte gleich geschehen. Ist Gauthy noch dort, so lassen Sie es von Gauthy schreiben. Finden Sie keine geeignete Feder, so annoncieren Sie das Buch, ohne nur ein Wort hinzuzufügen — ja, das wäre vielleicht das Beste. —

Monsieur Straus will sich noch immer nicht schießen, erst Mittwoch weiß ich ein Resultat. Aber wir haben desto größere Kampflust, und ohne Pulverdampf wird doch wohl die Sache nicht verrauchen. Ich bin auf Alles gefaßt, und während die Gegner schimpfen und lärmten, handle ich mit Entschlossenheit und Ruhe. Das aber imponiert am meisten und

culum in mora, Sie müssen unverzüglich zu den dortigen Redaktionen gehen. Ihre Autorität müssen Sie überhaupt anwenden, damit nicht bloß meine Erklärung gedruckt wird, sondern auch ein Wort über die schändliche Exploitation der Presse gesagt wird . . . Meine Erklärung wird wahrscheinlich zur Folge haben, daß bei einigen Schuften ihre Feigheit offenbar ist — wenn sie sich nicht mit mir schlagen. Lieber Gott, Das wäre meine Wonne. Ich glaube, diese Sache wird großen Einfluß auf die Schriftwelt haben und die Pöbelei zähmen. — Sonst, wenn diese nicht weicht, verdienen wir nicht den Namen eines Volkes, und noch weniger eines freien Volkes. — Ich bleibe noch drei Wochen hier. Eilen Sie mit dem Abdruck meiner Erklärung. In großer Eile,

Ihr Freund

H. Heine.

„Hamburger Neuen Zeitung“ vom gleichen Datum, und in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Juli 1841 abgedruckt.

101. Vorläufige Erklärung.

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literarische Schelsucht, politische Parteiwuth, Misère jeder Art, haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontrollieren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuheizen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Missstimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Muth, gegen schändliche Preßbengelei, eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle

anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und daß der königlichste Genius gehalten sein muß, dem schäbigsten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf Desselben nicht mit dem gehörigen Respekte gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm' sich unser, Alle gleich! Das ist die Konsequenz jener demokratischen Principien, die ich selber all mein Lebtag verfochten. Ich habe Dieses längst eingesehen und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitschaft. Wer Dieses bezweifelte, hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahin lautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der „Mainzer Zeitung“ behauptet wird, ist, eben so wie die dabei mitgetheilte Erzählung von einer Insultierung meiner Person, eine reine oder vielmehr schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entfern-

testen von irgend Jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eignes alleiniges Zeugnis, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenworts, bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der, im Dienste eines listigen Weibes, bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Diesmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel der „Mainzer Zeitung“, und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pirenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe Etwas erfahren und es zerstören konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch diesmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Berechnungen. — Was soll ich aber von einem Korrespondenten der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ sagen, der jener bösen Nachrede so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der

miserabelste Gewährsmann genügte, wo es galt meinem Reumund zu schaden? — An einem geeigneteren Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutscher Blätter, die den oberwähnten Lügen eine so schnelle Publicität angedeihen ließen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit eben so bereitwillig zu fördern.

Gauterets, den 7. Juli 1821.

Heinrich Heine.

102. Mittheilung. *)

Der beifolgende Brief, gerichtet an Herrn Heinrich Heine, wirft das erste Licht auf das fremdliche Zeugniß, womit die Herren E. Rolloff, Dr. Schuster aus Hannover und A. Hamburg gegen jene Erklärung aufgetreten, worin Heinrich Heine

*) Diese, von H. Heine zur Veröffentlichung in einem Hamburger Journal an Julius Campe gesandte Erklärung wurde in Nr. 194 des „Korrespondenten“ vom 18. August 1841 abgedruckt. Das oben erwähnte Zeugniß der H. Rolloff, Schuster und Hamburg findet sich in der Anmerkung auf S. 285 f. dieses Bandes.

behauptet hatte, daß die verschiedenen deutschen Zeitungsartifel, welche seine Ehre so bedenklich gefährdeten, aus derselben Schmiede hervorgegangen und nur von der alleinigen Aussage eines einzigen rachsüchtigen Menschen vertreten werden könnten. Das Original des mitgetheilten Aktenstücks liegt Jedem zur Ansicht vor in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe. —

Paris, den 11. August 1841.

Werther Herr Landsmann!

Ihrem Wunsche gemäß, wiederhole ich Ihnen schriftlich, daß ich aus dem Munde des Herrn Kolloff gehört habe, daß er nicht Augenzeuge der Scene gewesen, welche am 14. Juni d. J. zwischen Ihnen und Herrn Strauß aus Frankfurt vorgefallen sein soll, daß er vielmehr durch den Letztern von dem Hergange dieses Auftritts in Kenntniß gesetzt worden sei.

Ihr ergebenster

Aug. Rochau.

103. An Julius Campe.

Paris, den 23. August 1841.

Liebster Campe!

So möge denn immerhin die vierte Auflage des „Buchs der Lieder“ ohne Vorwort in die Welt gehen. Geben Sie das Buch unverzüglich aus, und lassen Sie gleich auf der Stelle die Annonce, wo möglich aus einer guten Feder, in die dortigen Blätter drucken. Versteht sich, daß in dieser Annonce nur rein Literarisches gesagt werde — ist Wienbarg mir nicht so abhold, wie man mir sagt, so dürfte er dazu wohl am geeignetsten sein. Aber es müßte gleich geschehen. Ist Gathy noch dort, so lassen Sie es von Gathy schreiben. Finden Sie keine geeignete Feder, so annoncieren Sie das Buch, ohne nur ein Wort hinzuzufügen — ja, das wäre vielleicht das Beste. —

Monsieur Strauß will sich noch immer nicht schießen, erst Mittwoch weiß ich ein Resultat. Aber wir haben desto größere Kampflust, und ohne Pulverdampf wird doch wohl die Sache nicht verrauchen. Ich bin auf Alles gefaßt, und während die Gegner schimpfen und lärmern, handle ich mit Entschlossenheit und Ruhe. Das aber imponiert am meisten und

zeigt auch, auf wessen Seite die Wahrheit und das Recht. — Haben Sie den Artikel gegen das noble Kleeblatt in der „Allgemeinen Zeitung“ *) gelesen? Dieser

*) In Nr. 229 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, vom 17. August 1841 war nachfolgender Aufsatz abgedruckt:

Paris, den 10. August. Wenn Männern, die ein Volk unter seine hervorragendsten Geister zählt, Schuld gegeben wird, sie hätten etwas Entehrendes gethan oder ohne Auflehnung erduldet, so ist ein genaues Ansehen und doppelte Prüfung der Verhältnisse für Alle, die ein Urtheil zu fällen sich erlauben, unabweisbare Pflicht. Denn die Schmach Dessen, der keinen Ruhm besitzt, ficht nur ihn selbst oder die Wenigen, die um ihn sich kümmern, an, die Schande eines berühmten Menschen aber muß Allen, die ihn bewundern, nahe gehen. Diese Betrachtung bewog den Verfasser dieser Zeilen, zu untersuchen, welche Ansprüche auf historische Echtheit das seit bald acht Wochen in allen Klatzstuben deutscher Zunge so viel besprochene Drama der Rue Richelieu vor den Richterstuhl der Kritik zu bringen vermöge. In der zweiten Hälfte des verflossenen Junius theilten mehrere deutsche Blätter mit einer, wie es scheint, kaum anständigen Bereitwilligkeit und Schnelle, und in einem Tone, der nicht schicklicher war, die Neuigkeit mit, Herr Heine sei von einem Herrn S., den ohne den Verfasser der „Reisebilder“ Niemand wohl außer Frankfurt nennen gehört hätte, den 14. genannten Monats an der Ecke der Straße Richelieu und St. Marc in Paris mit einer Ohrfeige überrascht worden und hierauf in die Pirenäen geflohen. Diese Nachricht, von der Herr Heine in der Pirenäen Kunde erhielt, wurde von ihm sogleich als Verleumdung erklärt,

diesem Widerspruch aber durch das Auftreten der H. Kolloff, Hamburg und Schuster, welche der ursprünglichen Angabe mit ihrem Zeugnisse zu Hilfe kamen, unverweilt begegnet. Welchen Glauben verdient nun das Faktum selbst, welche Gewähr bietet die Aussage der bekräftigenden Zeugen? Herr Heine, heißt es, wurde am hellen Tage in einem der bevölkertsten Theile von Paris körperlich beschimpft, die Sache erregte einen großen Zusammenlauf, und am andern Morgen weiß Paris, mit Ausnahme des deutschen Dorfes, kein Wort von der Sache, in der zusammenströmenden Menge findet sich zufällig nicht der Schatten eines Municipalgardisten, um den Beleidigten zu schützen, allein die Leute kommen von allen Seiten herbei, um an dem ergötzlichen Schauspiel sich zu laben. Die Franzosen wurden schon tüchtig verkehrt und verschwärzt, es giebt schwerlich ein Volk, dem man so viel Schlechtes nachgesagt, allein weder Zahn, noch Arndt, noch Menzel haben ihnen jemals vorgeworfen, sie hätten der Mißhandlung eines Menschen, zumal eines Fremden, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Wohlgefallen zugeesehen. Wäre die Ohrfeige wirklich — wie Hr. Strauß, hierin mit den öffentlichen Blättern einig, in einem Briefe, den er dieser Tage an Herrn Heine schrieb, vorgiebt — so ganz ohne vorläufige Erklärung, in dem ersten Anlauf brutalen Zorns, mit formlosem Ungefüg gegeben worden: die Entrüstung der herbei geeilten Masse würde sich unfehlbar gegen den Angreifer gewendet und ihm ein anständigeres Benehmen auf vielleicht etwas derbe Weise empfohlen haben. Wäre selbst fragliche Ohrfeige nach allen Regeln des Ehrenbegriffs ertheilt worden, so würde das Publikum diesen Akt der Selbsthilfe auf öffentlicher Straße als höchst ungeeignet durch unverzügliche Äußerung verdammt haben. Daß aber das Volk seine Freude an der Sache bewiesen hätte, Das ist mehr als eine Lüge, Das ist

.

eine Abgeschmacktheit, die der ganzen Erzählung den Stempel der Erfundenheit auf das deutlichste aufdrückt. Diese Bemerkungen drängen sich jedem Unbefangenen von selbst auf, und als Herrn Heine's Erklärung aus den Pirenäen ankam, wurde von der Mehrheit der hiesigen Deutschen wenigstens die Sache allgemein in die Kategorie schlecht erdachter Fabeln verwiesen. Das Beispiel der falschen Briefe, sagte man, müsse seine Früchte tragen, und falsche Ohrfeigen sind ein so völlig neuer und kurioser Artikel, daß die Ankündigung desselben nicht geringes Aufsehen versprechen mochte. Kein Wunder also, daß ehemännischer Haß und spießbürgerliche Rachsucht zu einem Mittel griffen, von dem ein so großer Skandal zu erwarten war. Allein Herr S. ließ sich durch dergleichen Kommentare nicht so schnell aus dem Sattel heben, er erinnerte sich der inhaltsschweren Worte, die Mephistopheles an Madame Schwertlein richtete:

Durch zweier Zeugen Mund
Wird allerweg's die Wahrheit kund;

ja, er war so glücklich, noch Einen mehr, als unumgänglich nöthig war, zu finden; denn er trieb drei menschliche Wesen auf, die sich dazu hergaben, die Wahrheit seiner Heldenthat mit dem Ansehen ihres männlichen Namens zu be-
theuern. Welchen Werth nun hat das Zeugniß dieser Herren? Sie erklären, die Wahrheit des in Frage stehenden Vorfalls in der von der „Mainzer“, „Hamburger Neuen“ und „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Form auf ihre Ehre zu bekräftigen. Heißt Dies so Viel, als hätten die Unterzeichner der hier erwähnten Erklärung das große Ereigniß als Augenzeugen mit angesehen? Keine Kunst der Hermeneutik vermag dem angeführten Satze diese Deutung zu geben. Die Wahrheit eines Vorfalls auf seine Ehre bekräftigen, ist, wenn es überhaupt Etwas heißt, ge-

wiß nicht synonym mit der Behauptung, daß man eine Begebenheit aus eigener Anschauung zu bestätigen vermöge. Und wäre dies Letztere der Fall gewesen: ist es glaublich, ist es denkbar, daß sie es verschwiegen hätten? Würden Die, denen an der Demüthigung Heine's so Viel lag, daß sie die befremdende Ehre nicht scheuten, der historischen Feststellung einer Ohrfeigengeschichte als öffentliche Werkzeuge zu dienen, würden sie, frag' ich, über den Punkt ihrer Stellung als Augenzeugen so leicht hinweggegangen sein? Nein, noch einmal, Das ist nicht denkbar. Ist es alsdann wahrscheinlich, daß Herr S., der in seinem oben angezogenen Briefe von einem zufälligen Zusammentreffen mit Herrn Heine (*rencontre fortuite*) redet, das Trio seiner Zeugen, wie Ludwig XIV. seine Historiographen, durch alle Straßen von Paris mit sich herumgeführt habe, um seine Großthaten der Mit- und Nachwelt ohne Säumnis mitzutheilen? Wie endlich, wenn es mindestens von einem der drei Herren Befräftiger auf das bestimmteste nachzuweisen wäre, daß er die ganze Geschichte nur vom Hörensagen kennt? Was muß vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung aus der Glaubwürdigkeit der beiden andern Zeugen werden, wenn ihr Name so friedlich neben dem eines Kollegen steht, der diese Würde offenbar usurpierte! Dazu kommt noch, daß Derselbe als Einsender eines Aufsatzes in die „Rosen“, worin die Ohrfeigengeschichte mit der ungebührlichsten Leidenschaftlichkeit erzählt wird, von der Redaktion dieser Zeitschrift für die gebildete Welt offen genannt wird, und bei einer nur etwas aufmerksamen Vergleichung der eben besprochenen Mittheilung an die „Rosen“ mit einer Pariser Korrespondenz der „Leipziger Allgemeinen“ die Identität des Verfassers beider Arbeiten sich auf das unverkennbarste herausstellt, und so der Bestätiger einer fremden Behauptung ganz einfach zum Wiederholer seiner eigenen Angabe wird.

Artikel hat hier den Ausschlag gegeben, und nun kommt noch der Brief von Sichel!*) Vielleicht wird

Welcher Schluß aus der Zusammenziehung dieser Daten zu ziehen sei, Dies zu entscheiden, überlassen wir vertrauensvoll der Einsicht des deutschen Publikums; wir erwarten allerdings die Anklage der Sophistik, allein wir werden nur dann vor dieser Beschuldigung erzittern, wenn sie von einer triftigen Widerlegung unserer Syllogismen begleitet ist.

*) Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, Beilage zu Nr. 236, vom 24. August 1841, enthielt folgende

Mittheilung.

Die „Mainzer“, die „Leipziger Allgemeine“, und die „Neue Hamburger Zeitung“, und nach ihnen mehrere andere deutsche Blätter, meldeten jüngst in übereinstimmender Form, Herr Heinrich Heine sei am 14. Juni auf der Rue Richelieu zu Paris von einem Herrn Str. aus Frankfurt thätlich insultiert worden. In einer vorläufigen Erklärung, inseriert in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Juli, erklärte Herr Heine dieses Geschichtchen für eine Lüge, für eine Prahlerei jenes Individuums, das kein anderes Zeugniß vorbringen könne, als seine alleinige Aussage. Hierauf erschien in der „Allgemeinen Zeitung“ und andern deutschen Blättern eine vom 24. Juli 1841 datierte und von Ed. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und Anton Hamburg unterzeichnete Erklärung, welche wörtlich lautete:

„In einer vorläufigen Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung“ leugnet Hr. Heine die Thatsächlichkeit eines ihm am 14. Juni in Paris zugestoßenen Begegnisses, wie es von vielen deutschen Blättern berichtet worden. Unterzeichnete sehen sich daher veranlaßt, die Wahrheit des Vor-

mein Triumph noch größer, wenn der Strauß selbst retraktiert oder, außs Neue in die Enge getrieben, sich auch jetzt nicht schießt. Ich habe ihm nämlich

falls in der von der „Mainzer“, „Hamburger Neuen“ und „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Form hiermit auf ihre Ehre zu bekräftigen“.

Wir enthalten uns aller wehmüthigen Betrachtungen über diese Erklärung und publicieren hierbei einen Brief, den Herr Dr. Sichel, der berühmte Arzt, an Herrn Heinrich Heine geschrieben, und zwar im Beisein des Dr. Schuster, der alle Ausdrücke gebilligt und sich vorher mit seinen Freunden Kolloff und Hamburg besprochen hatte. Das Original des Briefes liegt zur beliebigen Ansicht in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg.

„Lieber Heine!

„Herr Dr. Schuster (aus Hannover), den ich seit Jahren als einen sehr ehrenwerthen Kollegen kenne, hat auf meine Anfrage, wie die von ihm und den H^H. Kolloff und Hamburg unterzeichnete Erklärung vom 24. Julius 1841 zu verstehen sei, unumwunden geantwortet, daß keiner dieser Herren bei dem zwischen Ihnen und Herrn Strauß stattgehabten Vorfalle zugegen gewesen. Eine schriftliche Erklärung zu geben, hält Herr Dr. Schuster um so mehr für unnöthig, als weder er noch seine Freunde ihrer Erklärung den Sinn beigelegt haben, daß sie Augenzeugen des Ereignisses gewesen, welches sie vielmehr nur aus Herrn Straußens Munde kennen.

„Von meinem Briefe dürfen Sie, lieber Heine, den Gebrauch machen, den Sie für nöthig erachten.

„Paris, den 15. August 1841.

Sichel, Dr. med.“

neue Invektiven auf den Hals geschüttet. — Die spaßhafte Rolle in dieser Geschichte spielt Ihr unglücklicher Landsmann Monsieur Gabriel Rieffer*),

*) Derselbe veröffentlichte in den Anzeigespalten des „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten“ vom 23. Juli 1841 folgende

Erwiderung.

Eine in dem heutigen Blatte dieser Zeitung abgedruckte, von Heinrich Heine unterzeichnete Erklärung legt mir die unerfreuliche Verpflichtung auf, einige Worte darüber zu sagen. Würde Dergleichen an einem Orte gedruckt, wo die geschmähten Verhältnisse und Personen hinlänglich bekannt sind, wo man die Frau, die von Herrn Heine als ein „listiges Weib“ und ihren Mann, der als ein „gehörnter Siegfried, armer Schlucker, Ritter von der traurigsten Gestalt“ bezeichnet wird, kennt und hochachtet, ich würde sie mit großer Gleichgültigkeit lesen und würde sicherlich darüber schweigen; denn dort weiß Jeder, was er von diesen Abscheulichkeiten zu halten hat, und dort würden sich, wenn es noth thäte, zahlreiche berufenere und bessere Stimmen, als die meinige, erheben, um diese neue Schändlichkeit auf das Haupt Dessen, der sie zu Tage gefördert, zurückzumwälzen. In dem Kreise aber, den diese Zeitung zunächst berührt, sind die Menschen und Dinge, von denen es sich handelt, unbekannt; hier kann die Lüge leicht durch ihre Frechheit einigen Glauben finden. Da ich nun hier am Orte vielleicht der Einzige bin, der jene Verhältnisse genauer kennt, da ich es mir zur Ehre rechne, mit den beleidigten Personen befreundet zu sein, so halte ich es für meine Pflicht, allen Denen, bei welchen mein Wort irgend Etwas gelten möchte, die Versicherung

der bereits ohne den mindesten Beruf sich in diese Sache mischte, Alles darauf anlegte, hier genannt

zu geben, daß die schändlichen Mittheilungen in Heine's Buch über Börne, auf die in der gedachten Erklärung angespielt wird und die ganz allein zu Dem, was jetzt vorgefallen sein soll, Anlaß gegeben haben, in der Gegend, in welcher Börne gelebt hat, in welcher seine höchst achtungswerthe Freundin und ihr gleich ehrenwerther Gatte noch jetzt leben, von Jedermann als ein Gemebe elender Verleumdung angesehen werden. Ob Herr Heine die öffentlichen Mißhandlungen, von denen die Zeitungen erzählen, erlitten hat, weiß ich nicht; es wird vielleicht, wenn nicht Zeugen auftreten, für Viele immer ungewiß bleiben; es ist auch in der That Wenig daran gelegen. Ob er sie aber verdient hat, darüber möge das Urtheil aller Ehrenmänner in Deutschland entscheiden; und darauf allein kommt ja im Grunde Alles an. Vor dem Richterstuhle wahrer Ehre schändet eine Handlung der Gewalt, wenn sie unverdient war, allein Den, der sie übte; wenn sie verdient war, wenn der Arm, der sie vollzog, das Todesurtheil vollstreckte, daß die öffentliche Meinung über die Ehre des Beschimpften ausgesprochen hat, dann — und dann allein — entehrt sie den Beschimpften, nicht weil sie geübt, sondern weil sie verdient worden, und ohne darum selbst in diesem Fall Den, der sie übte, zu ehren. — Daß übrigens der Vorfall dann wahr ist, wenn er wirklich, wie Herr Heine voraussetzt, von dem Urheber der Beschimpfung verbreitet worden, davon halte ich mich bei der unzweifelhaften Wahrscheinlichkeit dieses Mannes überzeugt. Zudem habe ich den gleichfalls geleugneten Inhalt der einen Hälfte des Artikels der „Mainzer Zeitung“ im Wesentlichen gleichlautend — so nämlich, daß Herr Heine mit der erst nach Börne's Tod

zu werden, und jetzt vielleicht wirklich seinen Zweck erreicht, aber wahrlich nicht zu seinem Vortheil. Ist es Donquixoterie oder Wichtigmacherei, was ihn antrieb, mir dieser Tage durch einen meiner Freunde seinen Aufsatz selber zuzuschicken und mir anzubieten, er wolle nach Paris kommen und mir Satisfaction

ausgeführten Schändlichkeit schon bei Dessen Lebzeiten gedroht hat, daß er dafür von demselben Manne, den er jetzt beleidigt, mit den härtesten Worten gezüchtigt worden und keinen Versuch gemacht hat, dafür die ihm zu Gebote stehende Genugthuung zu erhalten — aus dem Munde eines völlig unparteiischen und glaubwürdigen Zeugen vernommen, dessen geachteten Namen ich für jetzt zu nennen noch nicht berechtigt bin, von dessen Ehrenhaftigkeit ich aber erwarten darf, daß er auch sein öffentliches Zeugniß in einer Sache, die ganz allein durch Heine's Schuld zur Oeffentlichkeit gebracht worden, wenn es noth thut, nicht versagen wird. — Man möge nun beurtheilen, in wie fern Der, welcher Verhältnisse entstellt und erdichtet hat, die, selbst wenn sie wahr wären, nicht öffentlich gegen einen Dahingeshiedenen durften geltend gemacht werden, der das Andenken eines edlen Todten, der ihn einst seiner Freundschaft würdigte, die Ehre einer trefflichen, dem Greisenalter nahen Frau und ihres achtbaren Gatten durch empörende Verleumdungen hat beflecken wollen, berechtigt ist, von „schöner Presßbengelei“ zu reden, sich über Verbreitung gehässiger Märchen über sein Privatleben zu beklagen und unter den Literaten Deutschlands die Gesetze der persönlichen Ehre einführen zu wollen!

Hamburg, den 17. Juli 1841.

G. Rieffer, Dr.

geben! So wie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des Briefes, der ihm als Antwort dienen konnte und worin ich die Offerte durchaus nicht ganz ablehnte, sondern mir vorbehielt, je nachdem der Ausgang der Straus'schen Affaire mir genügend, auch jenem lächerlichen Champion heimzuleuchten! Wie ich aber höre, ist Alles drauf berechnet, auf meine Kosten Aufsehen zu erregen, und es heißt schon im Publikum, daß auch Herr Riesser nach Paris reise u. s. w.!

Sein Sie nur ruhig, ich werde diesen Narren entweder mit der Rolbe laufen oder mit seiner eignen Britsche so zudecken, daß man über ihn lachen soll! Was sagen Sie zu dieser Blüthe der Narrheit und des Dünkels! Bei solchem Unsinn steht mir selber der Verstand still! So wie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des erwähnten Antwortschreibens, für Ihr Archiv, und damit man wenigstens nicht glaube, daß ich die Narrheit ganz theile*). Glauben Sie Nichts, was Sie nicht von mir selber erfahren haben.

Und nun, leben Sie wohl. — Literarische Blätter lese ich hier gar nicht, und so erfahre ich nicht, wie drüben die Straus'sche Geschichte durchgeträtscht

*) Diese Kopie hat sich nicht vorgefunden.

worden. Ich sehe nur die politischen. — In der „Mainzer Zeitung“ stand wieder eine schändliche Infamie in Betreff meiner Frau. — Sonst, glaub’ ich, ist die ganze politische Presse mir günstig, und man möchte mir gern eine gewisse Genugthuung geben für die Leichtgläubigkeit, womit man sich von Strauß und seinem Triumvirate anführen lassen. Was Sie mir von Herrn Wille sagen, freut mich. Auch er wird leicht Gelegenheit finden, das Unrecht, woran auch die „Neue Hamburger Zeitung“ theilnahm, erfreulichst gutzumachen.

Ihr Freund

H. Heine.

104. An Julius Campe.

Paris, den 1. September 1841.

Liebster Campe!

Ihren Brief nebst Einlage (der Sichel'sche Brief im „Hamburger Korrespondenten“) habe ich richtig erhalten. Dem armen Sichel gehen die Drei jetzt entsetzlich zu Leibe; sie sind, eben so wie Strauß, in der öffentlichen Meinung verloren. In Betreff des Letztern kann ich Ihnen heute noch keinen Abschluß

melden; in einigen Tagen erst kann Dieses geschehen. Er war schon ganz bereit zum Widerruf und Eingeständnis einer Lüge; aber die Drei zwingen ihn, endlich die Pistole zur Hand zu nehmen, und er erbittet nur noch einige Tage Zeit, um seine Geschäfte für etwaigen Todesfall zu ordnen; — er hat also nie an ein ernstes Duell gedacht!*)

*) Über die vielfachen Verzögerungen des Duells vgl. man den nachstehenden Artikel der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“:

Paris, vom 13. August. Der in jeder Weise beklagenswerthe Skandal, der in Bezug auf Heinrich Heine erhoben worden ist, in Folge eines angeblichen Vorfalls, der von der einen Seite als wahr behauptet, von der andern geleugnet wird, ohne daß sich darüber für Dritte etwas Gewisses ermitteln ließe, da wenigstens der eine der drei Herren, welche auf ihre Ehre denselben bekräftigen, freiwillig erklärt, daß er durchaus nicht Augenzeuge desselben gewesen, betrifft einen in der Literatur so bedeutsamen Mann, daß es nicht ohne Interesse sein wird, zu erfahren, wie Derselbe sich nach der letzten in dieser Sache abgegebenen Erklärung benommen hat. Heine ist sogleich von Gauterets herbei geeilt, nachdem ihn Freunde diese Erklärung übersendet. Er hat durch seine Freunde Gautier und Rayer dem Herrn Strauß ein schriftliches Dementi seiner Angabe, daß es ihm, sich an Heine thätlich zu vergreifen, gelungen sei, zustellen und sich zu der in solchen Fällen üblichen Satisfaktion bereit erklären lassen. Darüber ist hin und her verhandelt worden. Die erste Schwierigkeit, die sich erhob, war die Weigerung Heine's, zu Zeugen des Gegners

Ich habe dieser Tage viel' Ausgaben gehabt wegen einer häuslichen Geschichte, woron ich heute

einen jener Männer anzunehmen, welche die erwähnte Erklärung in den Zeitungen veröffentlicht haben, da sie in den Augen Jemandes, der den Vorfall für erfunden erklären müßte, dazu weder passend noch berechtigt schienen. und er Herrn Strauß nur deshalb zur Verantwortung ziehe, weil Derselbe ihn gemißhandelt zu haben sich rühme. Die Gegner beharrten so hartnäckig auf ihrem Verlangen, daß Heine, um nicht den Anschein zu haben, als suche er Vorwände zu Ausflüchten, jene Bedingung annahm, trotzdem da's nach der allgemeinen Ansicht das Recht der Weigerung auf seiner Seite war. Kaum war diese Schwierigkeit beseitigt, so erhob sich eine zweite. Heine hatte, wie hier bei Duellen von Civilpersonen in der ganzen Welt üblich, namentlich bei so ernstesten Vorfällen, wo es sich um thätliche Mißhandlungen handelt, Pistolen als Waffe vorgeschlagen. Indess man entgegnete ihm, daß nicht er, sondern sein Gegner der Beleidigte sei, und zwar durch das Heine'sche Buch, daß Jener somit die Wahl der Waffen habe, und Säbel zu wählen beliebe. Dagegen ward erwidert, daß, wenn die Mißhandlung wirklich geschehen sei, oder auch nur, wenn man sich rühme, dieselbe vollzogen zu haben, man sich natürlich in die Stellung des Beleidigers und des gröbern versetzt, und namentlich eine Handlung begangen habe, die allein ein Duell motiviere, was bei einem literarischen Angriffse selten der Fall, ohnehin da auf denselben keine Forderung erfolgt sei. Über diesen Punkt wird nun noch unter den Zeugen hin und her verhandelt, und wiewohl Heine in dem Falle, wo man ihm eine andere Satisfaction zu verweigern fortfahren wird, auch in dieser letzten Beziehung nachzugeben, durch die Stellung, die ihm gemacht

noch Nichts melden will, und bin daher doch gezwungen, die bereits abvisierte Summe auf Sie

worden, gezwungen sein dürfte, so scheinen doch diese Thatfachen von der Art, daß durch das Bekanntwerden derselben überhaupt das Urtheil über diese Sache, wie es von so manchen Seiten gebildet worden, sich sehr modificieren möchte."

Mit diesen Angaben stimmt im Wesentlichen auch die nachstehende Privatmittheilung in Nr. 197 der Breslauer Zeitung", Beilage, vom 25. August 1841, überein:

Paris, den 18. August. Sie werden aus deutschen Blättern bereits erfahren haben, daß Heine seit elf Tagen in Paris angekommen und unmittelbar nach seiner Ankunft durch die Herren Théophile Gautier und Alphonse Royer dem Frankfurter Helden in Paris ein Kartell zugesandt hat. Ich enthielt mich bisher, Ihnen hierüber zu berichten, weil ich eine entschiedene Wendung der Angelegenheit abwartete, um dann einen summarischen Bericht und ein Schlussurtheil darüber abgeben zu können. Allein der Frankfurter Thersites setzt meine und seines Gegners Geduld auf eine so grausame Probe, daß ich mich veranlaßt sehe, wenn nicht den bestimmten Ausgang der Sache, oder wenigstens eine entscheidende Wendung derselben, doch ein vorläufiges, aber sicheres Urtheil über das Verfahren des Herrn Strauß und seiner dienstfertigen Freunde mitzutheilen. Bei Empfang des Kartells ernannte Herr Strauß Herrn Raspail, den berühmten Chemiker, und Herrn Kolloff, einen deutschen Literaten, zu seinen Zeugen. Letzterer ist einer der drei Herren, welche in einigen deutschen Blättern mit ihrem Ehrenworte die Wahrheit des über den Vorfall zwischen Heine und Herrn Strauß erschienenen Berichtes in der „Allg. Leipz. Zeitung“ bekräftigten. Was konnte man wohl unter einer solchen

zu trassieren. Ich bitte, diese Tratte gefälligst zu acceptieren. — In größter Eil' grüßt Sie herzlich

Ihr

H. Heine.

Beträchtigung auf Ehrenwort Anderes verstehen, als daß die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg Augenzeugen des Vorfalls waren, dessen wahrhaftigen Bericht sie mit ihrer Ehre verbürgten? Nun war es hier durch die Aussagen der Freunde des Frankfurter Helden, wie der entschiedensten Feinde Heine's, ja durch die früheren Äußerungen jener drei Ehrenbürger selbst notorisch, daß bei dem vorgeblich verübten Handstreich weder ein Bekannter Heine's noch seines heroischen Gegners Augenzeuge war; Heine hatte daher wenig Mühe, Herrn Dr. Schuster eine Erklärung abzubringen, worin Dieser im Namen seiner Ehrenkollegen anerkennt, daß Keiner von ihnen Augenzeuge jenes Vorfalls war. Diese Erklärung wurde bereits den obengenannten Blättern zur Veröffentlichung zugesandt, und ich überlasse es denselben, diese Mystification, deren Opfer sie und ihre Leser waren, zu ahnden. Welches Vertrauen aber kann Heine zu einem Zeugen (Kolloff) haben, der mit solchem Leichtfinn seine Ehre verpfändet und das deutsche Publikum mystificiert? Er machte daher gerechte Einsprache gegen Herrn Kolloff; fügte sich jedoch, als man ihm bemerkte, daß man nach französischer Sitte keinen Zeugen zurückweisen könne. Nachdem diese Schwierigkeit beseitigt war, wurde eine Menge anderer von Seiten des Herrn Strauß und seiner Sekundanten erhoben. Man warf die Frage auf, wer eigentlich der Beleidigte sei und somit die Wahl der Waffen habe. Oftbesagter Herr Strauß nahm Dessen Recht ausschließlich und unbedingt in Anspruch und bestand darauf,

105. An Julius Campe.

Paris, den 5. September 1841.

Liebster Campe!

Heute melde ich Ihnen ein Begebnis, welches ich Ihnen bereits mehre Tage vorenthielt — nämlich

sich auf Säbel zu schlagen. Heine bemerkte dagegen mit Recht, daß es sich jetzt zunächst um die ihm zugefügte Insulte handle, welche eine Verleumdung und schwere Beleidigung sei, wofür nach französischer Sitte die Pistole die ausschließlich angemessene Waffe, es sich ferner jetzt weniger um eine Genugthuung, als um den Beweis handle daß er (Heine) nicht feig sei, was man durch Verbreitung jenes Gerüchts feststellen wollte; die Pistole überdies eine Waffe ist, die man keinem Gegner, er sei Beleidiger oder Beleidigter, verweigern könne; daß er, obwohl ihm das Recht des ersten Schusses zukomme, darauf verzichte und dem Loos die Entscheidung anheimstelle. Die Verhandlung aber dieser und ähnlicher Vorfragen dauert nun seit 9 Tagen, und ich müßte den ganzen Raum Ihres Blattes in Anspruch nehmen, wenn ich Ihnen darüber einen genügenden Bericht abstellen wollte. Bei der Unmöglichkeit, die beiden Parteien zu verständigen, haben sich deren beiderseitige Zeugen zurückgezogen. Hierauf schrieb Heine einen Brief an Herrn Strauß, worin er ihm mit der geeigneten Energie des Letztern Benehmen als muthlose Ausflucht bezeichnet, und auf den von ihm gestellten Bedingungen unwiderruflich zu beharren erklärte. So entschieden sich Heine in dieser Zuschrift aussprach, so schüchtern empfindsam und selbst weinerlich ist die Antwort seines Gegners auf dieselbe. Herr Strauß, der

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

THESE CHANGES ARE

105. An Julius Campe.

Paris, den 5. September 1841.

Liebster Campe!

Heute melde ich Ihnen ein Begebnis, welches ich Ihnen bereits mehre Tage vorenthielt — nämlich

sich auf Säbel zu schlagen. Heine bemerkte dagegen mit Recht, daß es sich jetzt zunächst um die ihm zugefügte Insulte handle, welche eine Verleumdung und schwere Beleidigung sei, wofür nach französischer Sitte die Pistole die ausschließlich angemessene Waffe, es sich ferner jetzt weniger um eine Genugthuung, als um den Beweis handle daß er (Heine) nicht feig sei, was man durch Verbreitung jenes Gerüchts feststellen wollte; die Pistole überdies eine Waffe ist, die man keinem Gegner, er sei Beleidiger oder Beleidigter, verweigern könne; daß er, obwohl ihm das Recht des ersten Schusses zukomme, darauf verzichte und dem Loose die Entscheidung anheimstelle. Die Verhandlung aber dieser und ähnlicher Vorfragen dauert nun seit 9 Tagen, und ich müßte den ganzen Raum Ihres Blattes in Anspruch nehmen, wenn ich Ihnen darüber einen genügenden Bericht abstellen wollte. Bei der Unmöglichkeit, die beiden Parteien zu verständigen, haben sich deren beiderseitige Zeugen zurückgezogen. Hierauf schrieb Heine einen Brief an Herrn Strauß, worin er ihm mit der geeigneten Energie des Letztern Benehmen als muthlose Ausflucht bezeichnet, und auf den von ihm gestellten Bedingungen unwiderruflich zu beharren erklärte. So entschieden sich Heine in dieser Zuschrift aussprach, so schüchtern empfindsam und selbst weinerlich ist die Antwort seines Gegners auf dieselbe. Herr Strauß, der

meine Vermählung mit dem schönen und reinen Wesen, das bereits seit Jahren unter dem Namen Mathilde Heine an meiner Seite weilte, immer als meine Gattin geehrt und betrachtet ward, und nur von einigen Klatzschüchtigen Deutschen aus der Frankfurter Klicke mit schnöden Epitheten eklaboussiert ward. Die Ehrenrettung durch gesetzliche und kirchliche Autorität betrieb ich gleichzeitig mit der Angelegenheit meiner eignen Ehre, die, wenig gefährdet

früher die Annahme seiner Vorschläge als die *conditio sine qua non* seines Zweikampfes mit Heine hingestellt hatte, versuchte nun einen Mittelweg, durch den, wie bei den Befestigungen die äußern Vorwerke mit der Ringmauer, der Säbel mit der Pistole kombiniert werden sollte. Zuerst sollte die blanke Waffe, sodann, wenn kein entscheidendes Ergebnis aus dem anfänglichen Kampfe hervorgegangen wäre, die Feuerwaffe in Anwendung kommen. Heine aber, der durch die Abreise des Herrn Royer zwei andere Zeugen, einen reichen Gutsbesitzer aus der Vendée, Herrn Tessier de Molo, und den deutschen Literaten Heinrich Seuffert, zu nehmen genöthigt war, gab zwar den Gebrauch beider Waffen zu, wollte jedoch die Anwendung derselben umgekehrt wissen, indem das zuerst gegebene Kartell auch zuerst an die Reihe kommen müsse, dann jedoch auch Herr Strauß die beleidigte Ehre seiner Gattin mit dem Damascener rächen könne. So weit sind die Sachen bis jetzt gediehen, die mit ziemlicher Gewissheit beweisen, daß der edle Thersites aus Frankfurt eine unüberwindliche Abneigung für jede Art lebensgefährlichen Spieles hat, und es ihm nur darum zu thun ist, den Schein des Muthes zu retten.“

noch Nichts melden will, und bin daher doch gezwungen, die bereits advisierte Summe auf Sie

worden, gezwungen sein dürfte, so scheinen doch diese Thatfachen von der Art, daß durch das Bekanntwerden derselben überhaupt das Urtheil über diese Sache, wie es von so manchen Seiten gebildet worden, sich sehr modificieren möchte."

Mit diesen Angaben stimmt im Wesentlichen auch die nachstehende Privatmittheilung in Nr. 197 der Breslauer Zeitung", Beilage, vom 25. August 1841, überein:

Paris, den 18. August. Sie werden aus deutschen Blättern bereits erfahren haben, daß Heine seit elf Tagen in Paris angekommen und unmittelbar nach seiner Ankunft durch die Herren Théophile Gautier und Alphonse Royer dem Frankfurter Helden in Paris ein Kartell zugesandt hat. Ich enthielt mich bisher, Ihnen hierüber zu berichten, weil ich eine entschiedene Wendung der Angelegenheit abwartete, um dann einen summarischen Bericht und ein Schlussurtheil darüber abgeben zu können. Allein der Frankfurter Thersites setzt meine und seines Gegners Geduld auf eine so grausame Probe, daß ich mich veranlaßt sehe, wenn nicht den bestimmten Ausgang der Sache, oder wenigstens eine entscheidende Wendung derselben, doch ein vorläufiges, aber sicheres Urtheil über das Verfahren des Herrn Strauß und seiner dienstfertigen Freunde mitzutheilen. Bei Empfang des Kartells ernannte Herr Strauß Herrn Raspail, den berühmten Chemiker, und Herrn Kolloff, einen deutschen Literaten, zu seinen Zeugen. Letzterer ist einer der drei Herren, welche in einigen deutschen Blättern mit ihrem Ehrenworte die Wahrheit des über den Vorfall zwischen Heine und Herrn Strauß erschienenen Berichtes in der „Allg. Leipz. Zeitung“ bekräftigten. Was konnte man wohl unter einer solchen

zu trassieren. Ich bitte, diese Tratte gefälligst zu acceptieren. — In größter Eil' grüßt Sie herzlich

Ihr

H. Heine.

Bekräftigung auf Ehrenwort Anderes verstehen, als daß die Herren Kolloff, Schuster und Hamburg Augenzeugen des Vorfalls waren, dessen wahrhaftigen Bericht sie mit ihrer Ehre verbürgten? Nun war es hier durch die Aussagen der Freunde des Frankfurter Helden, wie der entschiedensten Feinde Heine's, ja durch die früheren Äußerungen jener drei Ehrenbürger selbst notorisch, daß bei dem vorgeblich verübten Handstreich weder ein Bekannter Heine's noch seines heroischen Gegners Augenzeuge war; Heine hatte daher wenig Mühe, Herrn Dr. Schuster eine Erklärung abzu-
dringen, worin Dieser im Namen seiner Ehrenkollegen anerkennt, daß Keiner von ihnen Augenzeuge jenes Vorfalls war. Diese Erklärung wurde bereits den obengenannten Blättern zur Veröffentlichung zugesandt, und ich überlasse es denselben, diese Mystification, deren Opfer sie und ihre Leser waren, zu ahnden. Welches Vertrauen aber kann Heine zu einem Zeugen (Kolloff) haben, der mit solchem Leichtfinn seine Ehre verpfändet und das deutsche Publikum mystificiert? Er machte daher gerechte Einsprache gegen Herrn Kolloff; fügte sich jedoch, als man ihm bemerkte, daß man nach französischer Sitte keinen Zeugen zurückweisen könne. Nachdem diese Schwierigkeit beseitigt war, wurde eine Menge anderer von Seiten des Herrn Strauß und seiner Sekundanten erhoben. Man warf die Frage auf, wer eigentlich der Beleidigte sei und somit die Wahl der Waffen habe. Oftbesagter Herr Strauß nahm Dessen Recht ausschließlich und unbedingt in Anspruch und bestand darauf,

105. An Julius Campe.

Paris, den 5. September 1841.

Liebster Campe!

Heute melde ich Ihnen ein Begebnis, welches ich Ihnen bereits mehre Tage vorenthielt — nämlich

sich auf Säbel zu schlagen. Heine bemerkte dagegen mit Recht, daß es sich jetzt zunächst um die ihm zugefügte Insulte handle, welche eine Verleumdung und schwere Beleidigung sei, wofür nach französischer Sitte die Pistole die ausschließlich angemessene Waffe, es sich ferner jetzt weniger um eine Genugthuung, als um den Beweis handle daß er (Heine) nicht feig sei, was man durch Verbreitung jenes Gerüchts feststellen wollte; die Pistole überdies eine Waffe ist, die man keinem Gegner, er sei Beleidiger oder Beleidigter, verweigern könne; daß er, obwohl ihm das Recht des ersten Schusses zukomme, darauf verzichte und dem Loose die Entscheidung anheimstelle. Die Verhandlung aber dieser und ähnlicher Vorfragen dauert nun seit 9 Tagen, und ich müßte den ganzen Raum Ihres Blattes in Anspruch nehmen, wenn ich Ihnen darüber einen genügenden Bericht abstellen wollte. Bei der Unmöglichkeit, die beiden Parteien zu verständigen, haben sich deren beiderseitige Zeugen zurückgezogen. Hierauf schrieb Heine einen Brief an Herrn Strauß, worin er ihm mit der geeigneten Energie des Letztern Benehmen als muthlose Ausflucht bezeichnet, und auf den von ihm gestellten Bedingungen unwiderruflich zu beharren erklärte. So entschieden sich Heine in dieser Zuschrift aussprach, so schüchtern empfindsam und selbst weinerlich ist die Antwort seines Gegners auf dieselbe. Herr Strauß, der

meine Vermählung mit dem schönen und reinen Wesen, das bereits seit Jahren unter dem Namen Mathilde Heine an meiner Seite weilte, immer als meine Gattin geehrt und betrachtet ward, und nur von einigen Flatschsuchtigen Deutschen aus der Frankfurter Rinde mit schnöden Epitheten eflaboussiert ward. Die Ehrenrettung durch geistliche und kirchliche Autorität betrieb ich gleichzeitig mit der Angelegenheit meiner eignen Ehre, die, wenig gefährdet

früher die Annahme seiner Vorschläge als die *conditio sine qua non* seines Zweikampfes mit Heine hingestellt hatte, versuchte nun einen Mittelweg, durch den, wie bei den Befestigungen die äußern Vorwerke mit der Ringmauer, der Säbel mit der Pistole kombiniert werden sollte. Zuerst sollte die blanke Waffe, sodann, wenn kein entscheidendes Ergebnis aus dem anfänglichen Kampfe hervorgegangen wäre, die Feuerwaffe in Anwendung kommen. Heine aber, der durch die Abreise des Herrn Royer zwei andere Zeugen, einen reichen Gutsbefitzer aus der Vendée, Herrn Tessier de Molo, und den deutschen Literaten Heinrich Seuffert, zu nehmen genöthigt war, gab zwar den Gebrauch beider Waffen zu, wollte jedoch die Anwendung derselben umgekehrt wissen, indem das zuerst gegebene Kartell auch zuerst an die Reihe kommen müsse, dann jedoch auch Herr Strauß die beleidigte Ehre seiner Gattin mit dem Damascener rächen könne. So weit sind die Sachen bis jetzt gediehen, die mit ziemlicher Gewissheit beweisen, daß der edle Thersites aus Frankfurt eine unüberwindliche Abneigung für jede Art lebensgefährlichen Spieles hat, und es ihm nur darum zu thun ist, den Schein des Muthes zu retten.“

durch die alleinige Aussage eines Straus, durch das infame Dreimännerzeugniß sehr in Noth gerieth — ich muß es gestehen, nie war mein Gemüth so niedergeschlagen, als an dem Tage, wo ich jene infame Erklärung las, und wär' es mir nicht gelungen, diese Hundsfrötter zu entlarven und zu entkräften, so hätte ich zu den furchtbarsten Mitteln, zu den entsetzlichsten, meine Zuflucht genommen. Setzt laufen sie wie tolle Hunde ohne Ehre herum, und wollen mich durchaus zu Manifestationen verleiten, wodurch sie sich an die Stelle des Straus placieren könnten — Aber ich lasse mich nicht vom rechten Wege ablenken, Diesen will ich aufs Terrain haben, und obgleich er alle möglichen Ausflüchte sucht, so hoffe ich doch noch meinen Zweck zu erreichen. Vor einigen Tagen war ich schon im Begriff, mich zu schlagen, als in der Nacht mir mein Sekundant meldet, daß einer der Straus'schen Sekundanten nicht erscheinen könne, und daß das Duell, welches am Morgen in der Frühe statt finden sollte, wieder aufgeschoben sei*). Setzt behauptet Straus, die Polizei wolle sein

*) Übereinstimmend hiermit lesen wir in einer Korrespondenzmittheilung der „Breslauer Zeitung“, Nr. 212. Beilage, vom 11. September 1841:

„Paris, den 4. September. In einer gestrigen Beratung, die nicht weniger als 8 Stunden, sage acht Stun-

theures Haupt schützen und man beobachte ihn — aber Das ist nur eine Galgenfrist, er muß mir aufs Terrain, und müßte ich ihn dahin schleppen bis an die chinesische Mauer. Wer sich schlagen will, kann alle Hindernisse überwinden. Man will mich ermüden, aber es wird nicht gelingen. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

106. An Julius Campe.

Paris, den 9. September 1841.

Liebster Campe!

Ich melde Ihnen in der Kürze den Abschluß der falschen Ohrfeigengeschichte, wie man sie zu

den, dauerte, haben die beiderseitigen Zeugen der Herren Heine und Strauß das Duell auf Pistolen in einer Entfernung von 30 Schritten mit einer Barrière auf 20 Schritte auf heute Morgen festgesetzt. Um 11 Uhr in der Nacht wurde daselbe, unter dem Vorgeben, Herr Strauß habe vorerst eine Rente auf den Namen seiner Frau zu überschreiben, auf Montag verlegt. Heine hat am 31. v. M. die Frau, mit der er seit mehreren Jahren lebt, in aller Form geheirathet, vorgestern sein Testament gemacht und sie zum Universal-erben eingesetzt.“

nennen pflegt. Vorgestern um sieben Uhr hatte ich endlich die Genugthuung, den Herrn Strauß auf dem Terrain*) zu sehen. Er zeigte mehr Muth, als ich ihm zutraute, und der Zufall begünstigte ihn über alle Maßen. Seine Kugel streifte meine Hüfte, die in diesem Augenblick noch sehr angeschwollen und kohlen schwarz; ich muß noch zu Bett liegen und werde so bald nicht gut gehen können. Der Knochen hat wahrscheinlich nicht gelitten, sondern nur einen erschütternden Druck genossen, den ich noch immer empfinde. Ganz glücklich ist die Sache also nicht für mich abgelaufen — in physischer Beziehung, nicht in moralischer. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

*) Das Duell fand im Thale von St. Germain statt. Außer Herrn Dr. Schuster, der als Arzt bei demselben fungierte, waren auch die Herren Kolloff und Hamberg zugegen, der Eine als Bevollmächtigter des Herrn Strauß bei den vorausgehenden Unterhandlungen, der Andere als Zeuge des Letzteren.

107. An Julius Campe.

Paris, den 4. Oktober 1841.

Theuerster Freund!

Ihren Brief vom 26. September habe ich richtig erhalten und danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie darin meinen persönlichen Angelegenheiten zuwenden. — Ich würde Ihnen und meiner Mutter Wünschen herzlich gern entsprechen und auf einige Zeit dort einen Besuch abstatten, aber erstens erlaubt es meine Kassa nicht, neue Ortsveränderungen zu machen, und zweitens dürfte meine Abreise sehr bösslich mißdeutet werden. — Übrigens hat mir das dortige Winterklima nie zugesagt, und ich befinde mich in diesem Augenblick sehr leidend; die unterbrochene Badeskur hat meinem armen Kopfe sehr geschadet.

Über das saubere Aleeblatt habe ich noch keine Zeile geschrieben, mehr aus Ekel, denn aus Besorgnis. Ich habe wahrlich weder diese Leute, noch ihre Feder zu fürchten. Aber so eben erhalte ich die „Breslauer Zeitung,“ worin ein mir ganz unbekannter Vertreter die Sache so treffend bespricht, daß ich Sie bitte,

diesen Artikel*) in einer Hamburger Zeitung, wo möglich im „Korrespondenten,“ abdrucken zu lassen.

*) Derselbe stand in No. 224 der „Breslauer Zeitung“, vom 25. September 1841, und lautet, wie folgt:

Über die Erklärung der Herren Kolloff,
Schuster und Hamberg.

Die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg, die sich in der Heine'schen Angelegenheit eine traurige Berühmtheit erworben haben, versuchen in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vom 17. September, indem sie eine längst abgemachte und vor dem Richterstuhle des Publikums längst entschiedene Sache aufs Neue auf das Tapet bringen, in einer auf ihre Weise abgefaßten Erklärung, dem öffentlichen Urtheil wiederum eine andre Wendung zu geben. Es gehört in der That ein ziemlich großer Grad von Dreistheit dazu, jetzt, nachdem das lächerliche Komplott gegen Heinrich Heine längst enthüllt, (Augsburger „Allgemeine Zeitung“ vom 28. August) und die Theilnehmer desselben in ihrer ganzen Niedrigkeit vor die Augen Aller hingestellt sind, nachdem sich bereits die öffentliche Meinung in allen Blättern auf das entschiedenste über das perfide Benehmen der genannten Herren ausgesprochen hat, nach Alledem, statt durch Stillschweigen ihre Schande vergessen machen zu wollen, von Neuem diese Sache mit einer Frechheit, die nie zu ermüden und keine Grenzen zu kennen scheint, anzuregen, in der vergeblichen Hoffnung, durch wiederholte Unwahrheiten und wiederholte Zweideutigkeiten sich rein waschen zu können. — Die ganze Heine'sche Geschichte ist ziemlich spaßhaft, und dürfte vielleicht einen Beitrag zur Charakteristik des Tages liefern. Sokrates soll, als ihm einer seiner Freunde einmal erzählte, daß die Sophisten, wenn er nicht dabei wäre, Böses von

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich weder direkt, noch indirekt diesen Artikel veranlaßt habe

ihm redeten, geantwortet haben: „Wenn ich nicht dabei bin, mögen sie mich auch schlagen.“ Hievon vielleicht ausgehend, kam Herr Strauß mit seinen Verbündeten auf die eklatante Idee, Heine hinter seinen Rücken Ohrfeigen zu verabreichen, indem sie sorgfältig den Tag wählten, wo Heine nach Cauterets abgereist war. Wozu aber damals Sokrates ruhig lächeln konnte, Das konnte Heinrich Heine in unserem Jahrhundert, wo die Meinung Alles gilt, nicht mit Stillschweigen hingehen lassen. Herr Strauß mochte vielleicht darauf gerechnet haben, daß Heine, das Gerücht belächelnd, nicht eher Schritte thun würde, dasselbe zu vernichten, als bis es sich in die öffentliche Meinung eingenistet haben und es dann zu spät sein würde. Aber Heine, der mit seinem richtigen Blick sogleich erkannt hatte, von woher der Schlag käme, und welche Maßregeln man dagegen ergreifen müsse, lehrte sofort nach Paris zurück, schrieb seine „Vorläufige Erklärung“, indem er dabei auf seine gewohnte energische Weise verfuhr. Man hatte ausbreitet, Heine sei, um einem Duell auszuweichen, nach Cauterets gereist; Dem zu begegnen, schickte er Herrn Strauß sofort seine Herausforderung zu. — Die Folge dieses energischen Verfahrens zeigte sich auch sogleich. Herr Strauß, der gerne auf Heine den Verdacht der Feigheit hatte werfen wollen, zeigte durch sein Zögern, wie wenig physischer Muth unter seine Eigenschaften gehöre; das Publikum wurde enttäuscht, und inzwischen wurde bewiesen, daß jene Ehrenmänner, welche sich nicht entblödet hatten, jenes Gerücht als Thatsache öffentlich zu bekräftigen, der vorgeblichen Scene nicht beigewohnt haben konnten. Jetzt ward auch die Sache zwischen Heine und Herrn Strauß beigelegt; rein ging Heine hervor, trotz allen Verleumdungen,

und keine Ahnung habe, wer der Verfasser. Der Artikel ist dadurch um so besser; suchen Sie Ihren

mit denen man ihn überschüttet hatte, und alle Schande fiel auf die genannten Herren zurück. Das fühlten sie wohl auch, und daher kommt der letzte Versuch, in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ sich zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung nun, die, mit der gewöhnlichen, nichtsagenden Polemik dieser Herren abgefaßt, nur Den zu täuschen im Stande wäre, der sie nicht kennt, wollen wir etwas näher beleuchten.

Nachdem sie sich im Anfang wegen ihres Stillschweigens entschuldigt haben — eine Entschuldigung, die wir um so lieber gelten lassen, als uns dieses Stillschweigen in jeder Beziehung äußerst erfreulich war, und wir den Wunsch von ihm nicht unterdrücken können, daß es die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg auch fernerhin beibehalten möchten — gehen sie unmittelbar zu ihrer höchst sinnreichen Vertheidigung über, die jedoch in nichts Anderem, als in einer Invektive gegen Heine, besteht. Das Merkwürdigste aber ist, daß sie selbst eingestehen, der Scene nicht beigewohnt zu haben, ohne zu fühlen, wie ihnen Dies jedes Recht nimmt, als Zeugen aufzutreten. Denn wie kann man die Nichtachtung vor dem Publikum so weit treiben, daß man öffentlich einen Vorfall zu behaupten wagt, den man nicht selbst mit angesehen hat, den man nur vom Hörensagen kennt? Das öffentliche Urtheil soll durch dieses Zeugniß bestimmt werden, und dies Zeugniß selbst ist auch erst auf die Aussage eines Andern begründet! — Höchstens könnten die Herren Kolloff u. s. w. dann bescheinigen, daß ihnen Herr Strauß Das und Das aufgebunden habe; mit dem Factum selbst hat ihre Aussage dann Nichts mehr zu thun. Wahrlich nicht genug zu bewundern ist die Naivetät des Herrn

Einfluß geltend zu machen, daß er dort abgedruckt wird, und zwar mit einigen hinzugefügten Worten

Kolloff und seiner Freunde, welche so weit geht, daß sie nicht einsehen, wie in einem solchen Falle nur ein Zeugniß de visa zulässig ist! — Aber Herr Kolloff will auch nicht, daß sein Zeugniß seiner Wahrhaftigkeit wegen geglaubt werde. Er spricht es ja deutlich genug aus: nur durch seinen Namen will er imponieren! Freilich, der Name des Herrn Kolloff, bekannt genug durch die preußische Gesandtschaftsgeschichte, würde allein schon hinreichen, jeden Zweifel daniederzuschlagen, sein Name allein hinreichen, dem eines Heinrich Heine gegenüber jede Lüge in Wahrheit zu verkehren! — Aber das Alles genügt den Herren noch nicht. Hier, wo es sich ganz einfach nur darum handelt, eine Thatsache zu bekräftigen oder für unwahr zu erklären, hier fangen diese Herren an, Heine und sein Wirken zu kritisieren, oder — um einen richtigeren und der Verfahrungsweise dieser Herren angemesseneren Ausdruck zu wählen — zu bekritteln. Indem sie ihm zur Last legen, ein Persönlichkeits-System erfunden zu haben, erschöpfen sie sich, in denselben Fehler verfallend, in niedrigen Persönlichkeiten gegen ihn. Mit derselben Naivetät, die wir schon oben erwähnt haben, wundern sich die Herren, daß jetzt nach Heine's Vertheidigung alle Schmach sie und Herrn Strauß trifft. Unbekannt scheinen ihnen Goethe's Worte zu sein:

„Die Lüge trifft, ein abgedrückter Pfeil,
Versagend und von einem Gott gewendet,
Den Schützen selbst.“

Wenn es ferner in dem Schluß heißt, daß keiner der Unterzeichneten mit Heine je in nähere Berührung getreten ist, so ist Das allerdings wahr, aber die Folgerung, die sie

Heine's Werke. Bd. XXI. 20

über das Duell, von welchem der Verfasser keine Kunde zu haben schien. Das Duell war das beste Argument. — Schicken Sie mir unter Kreuzfouwert die Gedichte von Hebbel. — Ich wünsche sehr, daß Sie diesen Winter endlich die Gesammtausgabe meiner Werke lieferten; ich würde mich unverzüglich mit größter Sorgfalt diesem Geschäfte unterziehen. Vorher hätte ich Lust, den zweiten Band des Niederbuchs endlich herauszugeben, aber in ganz anderer

daraus ziehen wollen, daß ihr Urtheil nicht der Parteilichkeit verdächtig sein könne, diese ist falsch. Nur deshalb sind sie nie mit Heine persönlich in Berührung gekommen, weil Heine, der überhaupt etwas difficil in seinem Umgange ist, stets derlei Leute von sich fern zu halten wußte; daß sie ihn aber mit ihrer kleinlichen Rache schon längst verfolgen, daß Heine selbst längst bekannt ist, wie niedrige Menschen aus niedrigem Reid ihn zu verleumden bemüht sind, darüber giebt ein' Brief, der in der „Breslauer Zeitung“ vom 31. August von einem Freund Heine's veröffentlicht und schon vom August 1838 datiert ist, interessante und beweisende Aufschlüsse.

Doch genug davon. Umsonst wollen uns die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg mit ihren Kunstgriffen glauben machen, die öffentliche Meinung habe sich noch nicht entschieden; die öffentliche Meinung hat längst entschieden, und vor ihrem Richterstuhl ist keine Appellation mehr möglich.

Breslau, den 24. September 1841.

F.

Gestalt, als früher projiziert, und mit anderen Zusammenstellungen; eine neue Höllenmühe, für mich, der ich nicht gern abschreibe. — Ich bin ausgezogen, und wohne Faubourg Poissonnière No. 46. — Leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir Wienbarg und Gattin. —

Ihr Freund

H. Heine.

108. An August Lewald.

Paris, den 13. Oktober 1841.

— Wenn ich auf Ihr freundliches Schreiben erst heute antwortete, so liegt die Schuld ganz an meinem armen Kopf, der, seit ich meine Badefur in den Pirenäen so traurig unterbrach, an dem alten Übel sehr leidet; ja, letzteres hat sich so verschlimmert, daß mir mein Arzt gänzlich Feder und Tinte untersagt hat. Meine Feinde rechneten nicht bloß auf meine Abwesenheit, sondern auch auf meinen kranken Zustand, als sie das schändliche Komplott gegen mich losließen, das ich, gottlob! so gründlich enthüllt. Ob aber der große Haufe jetzt die ganze Büherei einsieht, eben so gut wie die Verständigen im Publikum, Das weiß ich nicht, .glaub' ich auch

nicht, in dieser Hinsicht ist es gewiß gut, wenn noch Etwas geschieht, um die ganze Scheußlichkeit des Pressfrevels, der gegen mich verübt worden, nachträglich zu beleuchten. —

— Zu meiner größten Freude erhielt ich dieser Tage den beiliegenden Artikel der „Breslauer Zeitung,“ der mir ganz aus der Seele geschrieben, obgleich ich ganz fremd dabei bin und den Autor nicht weiß; leider ist dieses Blatt nicht im Süden sehr repandiert, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie in einigen Blättern — am liebsten wäre mir der „Nürnberger Korrespondent“ — diesen Artikel nochmals abdrucken ließen mit einer Zuthat über das Duell, wovon der Verfasser noch keine Kunde gehabt zu haben schien. — Selbst wenn der Wiederabdruck Ihnen im „Nürnberger Korrespondenten“ Etwas kosten sollte, müßte es geschehen, und ich will Ihnen gern Das vergüten, nur muß nicht erwähnt werden, daß es Inserat. — Die Büberei, womit ich leider zu thun habe, ist so groß, daß ich meine Freunde angehen muß, sich in der deutschen Presse jetzt, eben jetzt, zu meinen Gunsten zu regen. —

— Ich stehe ganz allein — aber ich habe Etwas, worauf ich baue: ich habe nie die geringste zweideutige Handlung mir zu Schulden kommen lassen, und meine Feinde haben immer zu Lügen

ihre Zuflucht nehmen müssen, die in sich selbst zerfielen. — Ich danke Ihnen für den liebevollen Wunsch, zu Ihnen nach Deutschland zu kommen; es läßt sich jetzt nicht ausführen. — Daß ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Position in der Welt zu sichern, in die Nothwendigkeit versetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. — Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns Beiden getödtet, ist gewiß gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Strauß aus der Frankfurter Judengasse! Welche Fülle von Intrigen und Bosheiten von dieser Seite gegen mich seit Jahr und Tag ausgegangen, davon haben Sie keinen Begriff. — Damastus ist wahrlich kein Märchen! —

— Grüßen Sie mir herzlich Fr. R., die ich gern mal wiedersehen möchte — ich hätte bald die Augen zugemacht für immer. —

Dieser Tage bin ich umgezogen, und meine Adresse ist jetzt: H. H. Faubourg Poissonnière 46. Ich wohne sehr hübsch, und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutschen Dichter zu sein. —

109. An Julius Campe.

Paris, den 1. December 1841.

Liebster Campe!

Ich schreib' in der größten Eil', einige Minuten vor Abgang der Post. Ich las eben im „Hamburger Korrespondenten“ die Anzeige einer Zeitschrift, betitelt „Mephistofeles“, die in Leipzig erscheinen soll und „Jugendbriefe von H. Heine“ enthalte*). Ich bitte Sie, mir schleunigst per Kreuzkourier dieses Journal zu schicken, damit ich sehe, was es für eine Bewandnis hat mit jenen Briefen, durch deren Publikation entweder das Publikum mystificiert oder an mir ein Verrath geübt wird; vielleicht ist Beides der Fall, und ich sehe mich genöthigt, öffentlich zu reklamieren. Daher Eile.

Herr Dingelstedt ist hier, hab' ihn aber noch wenig gesehen; ein äußerst liebenswürdiger Mensch; schönes Talent, viel Zukunft, aber in der Prosa.

Dass sich Monsieur Gutzkow mit einem Schriftseher Mendelssohn balgen muß, hab' ich mit Ergötzen

*) Die drei Briefe Heine's an Friedrich Steinmann, welche in Band XIX enthalten sind, wurden zuerst in dem von Steinmann herausgegebenen „Mephistofeles“, 1. Heft, (Leipzig, Fr. Fleischer, 1842) abgedruckt.

gesehen. Und nun hat er gar eine Polemik mit Saphir, diesem alten durchgeprügelten Affen!

Ich lebe hier ruhig und ziemlich heiter. Mache auch mitunter Gedichte, z. B. auf den Ehestand. — Gathh seh' ich fast gar nicht. — Meine Augen sind sehr schwach.

Ihr Freund

H. Heine.

Schicken Sie mir auch, was der Monsieur Mendelssohn gegen den Monsieur Gutzkow geantwortet.

110. An Gustav Kühne.

Paris, den 6. Januar 1842.

Auf Das, liebster Kollege, was mir Weill in Beziehung Ihrer mittheilte, antwortete ich durch eine Einsendung für die „Elegante,“ die Sie durch dieselbe Vermittlung bereits erhalten und abgedruckt haben werden *). Heute ein kleiner Nach=

*) Es waren die Gedichte: „Deutschland“ (Bd. XVII), „Unterwelt“ (Bd. XVI), und „Die Wasserleute“, später „Begegnung“ betitelt (Bd. XVI), welche in der „Zeitung für die elegante Welt,“ Nr. 11, vom 15. Januar 1842, abgedruckt wurden.

trag*); — möge er keinem Mißverständnisse be-
gegnet, wie mein armes Buch, das Sie gewiß nicht
gelesen hatten, als Sie den Stab darüber brachen*).
Sie sind nicht der Einzige, der durch die Machination
der Intriganten getäuscht worden. Die Ohrfeigen-
Lüge mag auch Ihnen die Augen geöffnet haben;
ich verdanke derselben eine heilsame Reaktion im
Gemüthe vieler edlen Menschen, die man mir ab-
trünnig machen wollte. — Grüßen Sie mir Laube,
wenn Sie ihn sehen; seinen Wunsch, über jene
miserable Geschichte das Thatsächlichste zu schreiben,
dürfe ich noch nicht erfüllen, sonst würde man mich
der Leidenschaft bezichtigen, und doch lebt in meiner
Seele nur die kälteste Verachtung für die Klicke,
die an meiner Ehre einen beispiellosen Meuchelmord
begehen wollte, und auch ein bitteres Mitleid über

*) „Schwarz=roth=goldene Gedichte“ („Bei des Nach-
wächters Ankunft in Paris“, „Die Tendenz“, „Das Kind“
und „Verheißung“, Bd. XVII). Der Censor, Professor
Bülau, strich die Gesamtüberschrift, sowie die Schluß-
strophen des ersten Gedichtes. Die drei andern Gedichte
wurden daher allein in Nr. 19 der „Zeitung für die ele-
gante Welt“, vom 27. Januar 1842, abgedruckt.

**) Nach Erscheinen von Heine's Buch über Börne ver-
öffentlichte die „Zeitung für die elegante Welt“ (in Nr. 174,
195, 196 und 219, vom 5. September, 5. und 6. Oktober
und 7. November 1840) einige, zum Theil sehr scharfe An-
griffe gegen Heine.

ein respectives Publikum, das sich durch die plumpsten Täuschungen irre machen ließ. — Leben Sie wohl, und bleiben mir freundlich wieder zugethan, und sein Sie meiner Hochschätzung, meiner besondern Theilnahme überzeugt.

H. Heine.

Bitte, mir Abdruck meiner Gedichte unter Kreuzband zu schicken.

III. An Julius Campe.

Paris, den 28. Februar 1842.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 28. dieses (?) habe ich vorgestern erhalten. Auch hat mir Dingelstedt seiner Zeit Ihren Brief an ihn mitgetheilt. Was soll ich darüber sagen! Ich verstumme vor Unwillen. Die Ungerechtigkeit, die man gegen Sie ausübt *), über-

*) Zur Erläuterung dieses Briefes entnehmen wir der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, Nr. 10, Beilage, vom 10. Januar 1842, nachstehende Mittheilung:

Breslau, den 27. December 1841.

Die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ und die „Unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben,

steigt alle Begriffe, und der Zorn, den ich darüber empfinde, hat nicht bloß darin seinen Grund, weil

zweiter Theil“ sind hier nicht nur verboten, sondern haben Veranlassung gegeben, daß der gesammten künftigen Thätigkeit der Verleger im Bereich der preussischen Monarchie eine Grenze gestellt ist, wie folgendes Verbots-Cirkular darthut:

Verbots-Cirkular.

Die dem Censurwesen vorgesetzten königlichen Ministerien haben sich veranlaßt gefunden, mittelst Verfügung vom 8. d. M. alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erscheinenden oder als Kommissions-Artikel von derselben ausgegebenen Schriften, Blätter 2c., von welcher Art sie auch immer sein mögen, innerhalb der königlich preussischen Staaten zu verbieten. Demgemäß dürfen alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erscheinenden dergleichen Schriften jeglicher Art weder öffentlich angekündigt und verkauft, noch in Leihbibliotheken und öffentlichen Lesezirkeln oder von Antiquaren gehalten werden.

Sämmtliche hiesige wohllobliche Buchhandlungen werden von diesem Verbot mit der Auflage hierdurch in Kenntniß gesetzt, ihr „legi“ hierunter zu vermerken. —

Breslau, den 16. December 1841.

Königl. Polizei-Präsidium.

Herr Campe veröffentlichte hierauf die nachstehende

Offene Erklärung.

Mit dem größten Erstaunen hat die unterzeichnete Buchhandlung das gegen sie erlassene Interdikt in Erfahrung gebracht, und sieht sich dadurch, um weder bei den

auch meine Interessen zugleich gekränkt sind. Sie wollen meine bestimmte Meinung? Nun, so hören

hohen Regierungen, noch bei dem gesammten deutschen Publikum in einem falschen Lichte zu erscheinen, zu folgender Erklärung dringend veranlaßt. Sie hat sowohl die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“, als die „Unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, zweiter Theil“ (der erste ist in Preußen erlaubt), unter der strengsten Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften gedruckt und befindet sich im Besiz des legitimen Imprimaturs für beide Werke, so daß sie sich beim Druck derselben keines Verstoßes gegen bestehende Gesetze bewußt ist. Um so schmerzlicher hat es sie daher berühren müssen, daß im vorliegenden Falle eine im deutschen Buchhandel bisher unerhörte und im Geiste unserer Pressgesetze durch Nichts motivierte Strenge gegen sie in Anwendung gebracht worden ist.

Indem die unterzeichnete Buchhandlung, im beruhigenden Bewußtsein, kein bestehendes Gesetz verlegt oder umgangen zu haben, hiermit den reinen wahren Thatbestand zur öffentlichen Kenntniß bringt, erwartet sie von der anerkannten Gerechtigkeitsliebe eines hohen preußischen Ministeriums, daß diese einfache Anzeige genügen werde, eine Maßregel zurückzunehmen, die in ihrer Strenge eben so unerhört, wie in ihrer Veranlassung durch keine einzige uns zu Schulden kommende Übertretung bestehender Gesetze gerechtfertigt ist.

Hamburg, den 4. Januar 1842. .

Hoffmann und Campe.

Daß preußische Verbot des Hoffmann und Campe'schen Verlages blieb indeß nicht lange in Kraft; es ward schon im Mai 1842 nach dem Hamburger Brande, ohne besonderes Ansuchen des Herrn Campe, wieder aufgehoben.

Sie: ich rathe zu einem offenen Krieg mit Preußen auf Tod und Leben. In der Güte ist hier Nichts zu erlangen. Ich habe, wie Sie wissen, die Mäßigung bis zum bedenklichsten Grade getrieben, und Sie werden meinen Rath keiner aufbrausenden Hitzköpfigkeit zuschreiben. Ich verachte die gewöhnlichen Demagogen und ihr Treiben ist mir zuwider, weil es zunächst immer unzeitig war; aber ich würde den schäbigsten Tumultuanten jetzt die Hand bieten, wo es gilt, den Preußen ihre infamen Tücken zu vergelten und ihnen überhaupt das Handwerk zu legen.

Wenn die deutschen Buchhändler Ihnen in diesem Kriege nicht beistehen, so sind dieselben die größten Esel. Von den Autoren habe ich keine große Meinung; unseren großen Dramatiker habe ich sogar im Verdacht des geheimen Einverständnisses mit preussischen Regierungsbeamten. — Was von meiner Seite geschehen kann, soll geschehen. Weder Rücksichten der Vergangenheit noch der Zukunft nöthigen mich zur Schonung; mit klareren Worten: nie habe ich von unseren Regierungen Etwas gefordert, noch erhalten, und mein Herz ist auch unbesfleckt von servilen Hoffnungen. — Das ist klarer Wein, den ich Ihnen heut einschenke. — Sie werden dadurch merken, wie wenig die Art und

Weise, in welcher Sie meiner verjährtten Vorrede bei dieser Gelegenheit öffentlich erwähnten, mich verstimmen konnte; Sie hatten aber Unrecht, mich so bloß zu stellen, da Sie doch nicht wissen konnten, wie frei, wie reichsunmittelbar frei ich der Regierung gegenüberstehe. — Aber in Ihrer Lage ist Alles verzeihlich; eine schändlichere Ungerechtigkeit ist noch nie ausgeübt worden. — Da ich mich nicht in verhüllender Form darüber aussprechen kann, sondern das Ding bei seinem rechten Namen nennen müßte, so schwieg ich bis jetzt. So bald es nothwendig, will ich gern bestimmt auftreten. Wie mir jede Polemik in eignen persönlichsten Angelegenheiten zuwider ist, so sehr reizt sie mich bei uneigennützigen, ideellen Anlässen. — Sorgen Sie jetzt zunächst für eine Firma, unter deren Namen man Alles drucken lassen kann, ja für zwei Firmas, die eine für politisch starke, die andre für unpolitische Schriften. — Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, die Ihnen zunächst diese Noth eingebracht, sind spottschlecht, und vom ästhetischen Standpunkte aus hatte die preußische Regierung ganz Recht, darüber ungehalten zu sein: schlechte Späßchen, um Philister zu amüsieren bei Bier und Tabak. —

Ich schreibe Viel; darüber nächstens mehr. Obgleich unwohl, werde ich dies Jahr nicht mehr ins

Bad reisen und vielmehr aufs Land hinausziehen und einige Bücher fertig machen. Unterdessen haben Sie Ihre Angelegenheiten reguliert. Haben Sie Lust, den Druck der Gesamtwerke jetzt zu beginnen, oder wollen Sie noch warten? Ich stehe Ihnen in dieser Beziehung jeden Augenblick zu Willen. — Wie ist es mit dem „Börne“? werde ich endlich die zweite Auflage genießen? Schreiben Sie mir hierüber etwas ganz Bestimmtes; es ist nicht bloß des Geldes wegen, sondern auch weil ich etwas Wichtiges, und sogar Viel hinzuzuschreiben habe und Zeit mir nehmen will. Die Gedichte werde ich nicht so bald herausgeben, da ich im Zuge bin, die schwachen durch neue und bessere zu ersetzen, und überhaupt ein Buch liefern will, wo ich sicher bin, daß es in Vergleichung mit dem „Buch der Lieder“ nicht den Kürzern zieht. In dieser Beziehung hätte ich Ihnen viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich bin überzeugt, daß ich jetzt meine bedeutendsten lyrischen Produkte geben kann. Nur Ruhe muß ich mir schaffen und mich von meinem bösen Kopfübel etwas heilen. Meine Verdrießlichkeiten vom vorigen Jahr haben nicht bloß meine Finanzen ruiniert, sondern auch meine physische Heilung hintertrieben. Geld ist nicht die Hauptsache, Gesundheit ist viel mehr, die Ehre aber ist Alles.

auch nichts Gutes ist, nur Neues. Das Alte langweilt mich schrecklich.

Heiter und freundschaftlich

H. Heine.

112. An Gustav Kühne.

Ich danke Ihnen, liebster Kollege, für Ihre freundlichen Zeilen. — Anbei erhalten Sie noch einige Gedichte. Was das Honorar für solche kleine Beiträge betrifft, so stelle ich Ihnen gern anheim, darüber zu verfügen für gute Zwecke. Nur bei größeren, voluminöseren Arbeiten werde ich das Honorar für die eignen Fonds in Anspruch nehmen und Dieses alsdann ausdrücklich bemerken.

Suchen Sie doch unter der Hand zu erfahren, wie Viel ich für einen Band Gedichte, eben so stark wie mein „Buch der Lieder,“ von den dortigen Buchhändlern bekommen könnte? Das bleibt aber ganz unter uns, denn es ist noch immer möglich, daß ich mich mit Campe in Hamburg noch eine Weile fortquäle. Sie erzeigen mir dadurch einen kleinen Liebesdienst.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

Paris, den 16. April 1842.

113. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1842.

Liebster Campe!

Es läßt sich kaum sagen, welche tiefe Erschütterung das Unglück, das euch betroffen*), in Paris hervorgebracht, und welche wahrhafte Theilnahme die Franzosen an den Tag gelegt. Was mich betrifft, der ich den dortigen Verhältnissen näher stehe und meine Lieben dort in Noth wußte, so können Sie denken, in welcher Stimmung ich mich befand, als ich noch keine Nachricht über die Meinen hatte und noch nicht das Ende der Katastrophe voraussehen konnte. Es erzeugte sich bei mir eine Betäubung, die ich noch jetzt nicht bemeistern kann, und mein Kopf ist öde und wüßt.

Welches Schrecknis! Ich hoffe, von Ihnen bald direkte Nachricht zu erhalten; indirekt erfahre ich, daß Sie durch fluge Vorsicht vor der materiellen Schwere des großen Unglücks geschützt sind — Dies bestätigt zu hören, wird mir großes Vergnügen machen.

Es ist ein schauderhaftes Ereignis, und der

*) Der große Brand.

Verlust ist ungeheuer; ich sehe wohl ein, daß hier nicht Alles mit Geld ersetzt werden kann. Aber durch neu geweckte Thätigkeit, durch neu aufgeregte Kräfte, durch eine moralische Wiedergeburt wird vielleicht dem Unglück selbst der reichlichste Segen abgewonnen werden. — Ob der einschläfernden Zufluenza des Friedens ward vielleicht von der Vorsehung solche aufrüttelnde Feuermédecin ordonniert.

Hier haben wir unterdessen ebenfalls manchen bitteren Löffel schlucken müssen; das Unglück, das auf der Versailler Eisenbahn arriviert, ist gräßlich, über alle Vorstellung gräßlich.

Sobald Sie, liebster Campe, wieder ein Bißchen Athem schöpfen können, wollen wir von Druckerei sprechen. Unterdessen leben Sie wohl und bleiben Sie meiner freundschaftlichsten Gesinnungen in Betreff Ihrer Person treuherzigst versichert.

H. Heine.

114. An Georg von Cotta.

Paris, den 17. Oktober 1842.

. Ich habe vor einiger Zeit durch Dingelstedt Ihnen andeuten lassen, daß ich ein kleines humoristisches Epos gedichtet, das seiner Form wegen

(es besteht nämlich aus sehr kurzen Stücken, wie der Eid) und auch wegen des Inhalts (es ist nämlich das absichtliche Gegentheil von aller Tendenzpoesie) sehr geeignet wäre für den Abdruck im „Morgenblatte.“ Es bedarf nur noch der letzten Feile, und ich könnte es schon nächsten Monat einsenden; aber ich möchte vorher durch ein Wort von Ihnen beruhigt werden, daß es nicht durch die Hände des Herrn Pfizer geht, der, wie man mir sagt, den metrischen Theil des Morgenblattes redigiert.

115. An August Lewald.

Paris, den 17. Oktober 1842.

— So eben kommt Meyerbeer und erinnert mich wieder lebhaft an Sie, indem er sich nämlich beklagt, daß er in deutschen Blättern so hart mitgenommen werde. Ich hoffe, daß man ihm Übertriebenes gemeldet, denn ich kann mir gar nicht denken, daß Dergleichen der Fall sei. Er verdient es wahrlich nicht, er ist so gut und wacker! Ich lieb' ihn sehr, und diese Liebe für einen Freund treibt mich, einem andern Freunde zu schreiben. —

Mein Frau läßt grüßen. Sie treibt heut ihre

Hauswirthschaft mit vielem Geräusch. In diesem Augenblick zankt sie mit der Magd. Sie ist durchaus keine stille Seele, wird aber täglich forpulenter.

116. An Heinrich Laube.

Paris, den 7. November 1842.

Liebster Laube!

Ihr Brief hat mir viel Vergnügen gemacht. Daß Sie wieder die „Elegante“ eingenommen, ist gewiß für uns Alle sehr erfreulich; ich sage „uns“ und verstehe darunter den hohen Adel der Literatur, die letzten vornehmen Köpfe, die noch nicht guillotiniert sind. Aber wird der herrschende Plebs sich jetzt nicht noch inniger zusammenrotten und gegen uns loschimpfen? Ich sehe die Sachen aus der Ferne besser ein, und wenigstens für mich sehe ich ein schlimmeres Schicksal voraus, als die Vergessenheit, wenn ich mit euch jetzt Opposition bilde gegen den Phrasenpatriotismus und Zeitgeschmack. Es ist der feigen Lüge eines Guklow und Konsorten bereits gelungen, meine politischen Überzeugungen zu verdächtigen, und ich, der ich vielleicht der entschiedenste aller Revolutionäre bin, der ich auch keinen

Fingerbreit von der graden Linie des Fortschrittes gewichen, der ich alle großen Opfer gebracht der großen Sache — ich gelte jetzt für einen Abtrünnigen, für einen Servilen! Was wird Das erst geben, wenn ich in direktem Gegensatz gegen die Scheinhelden und Maulpatrioten und sonstigen Vaterlandsretter auftrete? — Doch ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich voraussehe, welchen Rückzug meine Popularität nehmen wird, bei euch, in der großen Retirade!

Ich weiß aber nicht, ob meine Besorgnisse in so fern begründet sind, daß Sie nicht mit Entschiedenheit auftreten. Kann ich auf letztere zählen, so will ich den Muth nicht sinken lassen. Sedenfalls aber werde ich die „Elegante,“ weil sie Ihr Blatt, mit treuester Liebe unterstützen und fördern. So viel es mir mein leidender Kopf gestattet (ich bin wirklich oft nicht im Stande zu arbeiten, wegen dieses Übels), werde ich für die „Elegante“ schreiben. Auch meine Freunde fordere ich dazu auf. Namentlich den Dr. Seuffert, der in der „Allgemeinen Zeitung“ unter dem ♂ Zeichen schreibt, habe ich bereits für Sie gewonnen, und er wird für die „Elegante“ eine laufende Korrespondenz über die hiesigen Zustände liefern. Er wird Das ganz vorzüglich ausführen. Ob ich ebenfalls Dergleichen

unternehme, kann ich noch nicht ganz bestimmt zusagen, ich glaube aber, daß ich diesen Winter mich besser befinden werde, und dann will ich gern eine reiche und, will's Gott! interessante Korrespondenz regelmäßig schicken.

Liebster Freund! wir dürfen nicht die preussischen Doktrinäre spielen, wir müssen mit den „Hallischen Jahrbüchern“ und mit der „Rheinischen Zeitung“ harmonieren, wir müssen unsre politischen Sympathien und socialen Antipathien nirgends verhehlen, wir müssen das Schlechte beim rechten Namen nennen, und das Gute ohne Weltrücksichten vertheidigen, wir müssen Das wahrhaft sein, was Herr Gutzkow nur scheinen will. — Anders geht es uns noch schlimmer — schlecht geht es uns auf jeden Fall.

Wie gesagt, ich werde die „Elegante,“ so viel es mir nur irgend möglich, unterstützen. Ich hoffe, in dieser Beziehung mehr zu leisten, als ich heute verspreche. Der Zufall will es, daß ich bereits etwas Außerordentliches thun kann, wodurch den Blättern des ersten Monats sogleich ein sehr großer Schwung gegeben werden dürfte. Ich habe nämlich ein kleines humoristisches Epos geschrieben, das großen Lärm machen wird. Es sind etwa 400 vierzeilige Strophen in 20 Abtheilungen, indem ich auf das „Morgenblatt“ Rücksicht nahm, für welches ich die Arbeit

bestimmte. Leider — und Das macht mich sehr verdrießlich — habe ich bereits mit Cotta darüber referiert, hab's ihm versprochen, und er hat mir viel Freundliches geantwortet. Nichts desto weniger entschieße ich mich, diese Arbeit in der „Eleganten“ drucken zu lassen, und Sie haben keinen Begriff davon, welche wichtige Interessen ich hier sacrificiere. Wichtige Interessen in pekuniärer Beziehung, da ich Cotta gern mir gewogen erhalte — an dem Morgenblätterruf selbst liegt mir Nichts. Ich bin bereits seit vierzehn Tagen mit dem Durchfeilen des Gedichtes beschäftigt, und in acht Tagen ist es fix und fertig und eigenhändig abgeschrieben. Ich will jetzt noch unablässiger mich diesem Geschäfte unterziehen. Da es aber eine sehr große Arbeit ist, die bereits auf meinem diesjährigen Budget steht, müssen Sie Sorge tragen, daß der Verleger der „Eleganten“ mir wenigstens in Beziehung des Honorars Dasselbe zahlt, was ich von Cotta für das „Morgenblatt“ erhalten hätte. Ich hatte ganz besonders deshalb bei ihm angefragt. Es ist zehn Louis'dor per Druckbogen. Ich glaube, sie wird ihm gewiß das Geld werth sein, da diese Arbeit in zwanzig Nummern der „Eleganten“ durchlaufen und derselben als eine kolossale Annonce dienen wird; es ist nämlich, unter uns gesagt, das Bedeutendste,

was ich in Versen geschrieben habe, Zeitbeziehungen in Fülle, fecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung, und es wird für das Publikum gewiß ein Evenement sein. Ich bin ungemein neugierig, was Sie dazu sagen werden. Sie sehen, ich hab' wohl daran gedacht, etwas ganz Neues zu liefern und durch neues Geschrei die Vergangenheit zu vertuschen. — Der Held meines kleinen Epos ist ein Bär, der einzige der zeitgenössischen Helden, den ich des Besingens werth hielt. Ein toller Sommer-nachtstraum. — Meine Adresse ist Faubourg Poissonnière No. 46. Ich wohne jetzt besser, ja sogar ziemlich elegant, seitdem ich legitim verheirathet bin. Ja, lieber Freund, ich lebe jetzt im ernsthaftesten Ehestand. Ich treibe Monogamie. Sonst lebe ich ziemlich zurückgezogen. Meine Frau läßt sich Madame Laube recht artig empfehlen, und auch ich lasse meine freundlichsten Grüße nachflattern. Madame Laube hat hier bei meinen kleinen Französinen eine ungewöhnliche Erinnerung zurückgelassen, und ich habe noch oft von ihrer Grazie sprechen hören, die eine Französin nicht so leicht einer Deutschen zugesteht. — Über die Vorfälle des vorigen Jahres, wo ich mit dem schäbigen Gesindel mich herumschlagen mußte, um Zeitungslügen nicht bloß durch das Wort, sondern auch durch die That

zu begegnen, schreibe ich Ihnen ein andermal. — Antworten Sie mir nur umgehend in Bezug auf Herrn Voss, den Verleger Ihrer Zeitung, ob er mit meiner Honorarforderung einverstanden. Auch sagen Sie mir, ob ich das Manuscript alsdann per Postwagen schicken soll oder per Briefpost; es wird nämlich etwa 23 bis 24 Bogen, wie das Papier, worauf ich diesen Brief schreibe, betragen. Ich bin, wie gesagt, unermüdlich damit beschäftigt und werde es sogleich abschicken, nachdem ich Ihre Antwort erhalten. — Sie sprachen mir von Modeblättern. Werden Sie auch Musikbeilagen geben? Für diesen Fall kann ich von Meherbeer sehr hübsche Liedermelodien gratis erhalten.

Und nun leben Sie wohl, theurer Freund, und bewahren Sie mir die liebevolle Gesinnung und das schöne Vertrauen, das Sie mir so frei gewidmet, und das ich immer als eine meiner kostbarsten Erregenschaften in diesem Leben betrachtete.

Heinrich Heine.

Für den Fall, daß Sie mein humoristisches Epos anzeigen wollen, bemerke ich Ihnen, der Titel ist: „Atta Troll, von H. Heine“*).

*) Zuerst abgedruckt in Nr. 1—10 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 4. Januar bis 8. März 1843.

117. An Heinrich Laube *).

— — Was Sie mir von dem „Mufenalmanach“ des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüsieren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloser Absicht gespielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Mufenalmanach zeigen lassen, und ich autorisiere Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, daß die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift H. Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfaßt, noch überhaupt jemals von mir zum Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte**) nur

*) Diese Stelle aus einem verloren gegangenen Briefe an Heinrich Laube wurde in Nr. 6 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 8. Februar 1843, abgedruckt und klingt wie ein antecipierter Protest gegen den industriösen Herausgeber des als freche Fälschung entlarvten sogenannten H. Heine'schen Nachlasses.

**) „Wenn ich bei meiner Liebsten bin“ (Bd. XV). Das Gedicht wurde dem Musiker Joseph Klein in Köln zur Komposition übergeben und in früherer Zeit auch in einem Journal abgedruckt.

die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig Jahren einem Freunde zum Komponieren mitgetheilt habe, und die wahrscheinlich auch seitdem als Musiktext erschienen; von dem anderen Gedichte*) habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, daß es um dieselbe Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter andern Selbstpersifflagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floss. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datiert und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthalts bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubnis und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe

*) „Ich wollte, meine Lieder“ (Bd. XV). Außerdem ward in dem Steinmann'schen „Musen Almanach. 1843“ (Leipzig, Fr. Fleischer) noch das zuerst im: „Zuschauer“, Nr. 3, vom 5. Januar 1822, mitgetheilte Jugendgedicht Heine's: „Deutschland. Ein Traum.“ (Bd. XVII.) — und zwar gleichfalls mit der Bezeichnung: „Paris“ — wieder abgedruckt. Alle drei Pièces scheint Steinmann nach den Abschriften kopiert zu haben, welche Heine auf der Universität dem gemeinschaftlichen Freunde Christian Sethe gegeben hatte.

von mir drucken ließ*). Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübende Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs bestimmteste protestieren, und Sie können, liebster Freund, zu diesem Zwecke meine eigenen Ausdrücke einem verehrungswürdigen Publika mittheilen.

118. An Maximilian Heine.

Paris, den 12. April 1843.

Liebster Bruder!

Wenn ich dir nicht schreibe, so ist der Grund sehr einfach: Ich hätte dir so Viel zu sagen, daß ich nicht weiß, womit anfangen und wie endigen. Aber beständig denke ich an dich, fast täglich spreche ich von dir mit meiner Frau, die dich so gern einmal sähe, und in meinen bittersten Nöthen stärkt

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Briefe Nr. 109 auf S. 310 dieses Bandes.

mich oft das Bewußtsein, daß ich einen getreuen Bruder habe, der mit ganzer Seele mir ergeben ist. Und es hat mir an Rößen in den letzten Jahren nicht gefehlt! — Ich lebe in diesem Augenblicke ziemlich ruhig, es herrscht ein Waffenstillstand zwischen mir und meinen Feinden, die aber darum nicht minder rührig im Geheimen agieren, und ich muß mich auf alle mögliche Ausbrüche des tödlichsten Hasses und der feigsten Niederträchtigkeit gefaßt machen. Das hat aber Alles nicht Viel zu bedeuten, trüge ich nicht meinen schlimmsten Feind in meinem eigenen Leibe, nämlich in meinem Kopfe, dessen Krankheit in letzter Zeit in eine sehr bedenkliche Phase getreten. Fast die ganze linke Seite ist paralytisch, in Bezug auf die Empfindung; die Bewegung der Muskeln ist noch vorhanden. Über der linken Augenbraue, wo die Nase anfängt, liegt ein Druck wie Blei, der nie aufhört, seit beinaß zwei Jahren ist dieser Druck stationär; nur in Momenten des starken Anstrensens beim Arbeiten empfand ich ihn weniger, nachher aber war die Reaktion desto größer, und wie du denken kannst, darf ich wenig jetzt arbeiten. Welch ein Unglück! Damit ist auch das linke Auge sehr schwach und leidend, stimmt oft nicht zusammen mit dem rechten, und zu Zeiten entsteht dadurch eine Verwirrung des Gesichtes, die

weit unleidlicher, als das Dunkel der vollen Blindheit. Seit zwei Monat habe ich im Genick ein Haarseil, aber das ist nur Palliativ, und ich habe zu keinem Heilmittel Vertrauen. Ich erzähle dir Das, nicht weil ich von dir Rath erwarte, sondern weil ich deine ärztliche Neugier zufrieden stellen will. Ich habe wenig Hoffnung des Besserwerdens und sehe einer trüben Zukunft entgegen. — Meine Frau ist ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launisch wie nur irgend eine Französin sein kann, und sie erlaubt mir nicht, in melancholisches Träumen, wozu ich so viel Anlage habe, zu versinken. Seit acht Jahren liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die ans Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Qual und Seligkeit in entsetzlichster Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen konnte. Werde ich jetzt die nüchterne Bitterniß des Bodensatzes schlucken müssen? Wie gesagt, mich graut vor der Zukunft. — Aber wer weiß, es geht vielleicht besser, als mein getrübler Sinn es ahnet. — Bleibe du mir nur zugethan, theuerster Bruder, und ich gebe meinem Herzen einen Halt an deiner Brudertreue, an deiner sicheren Bruderliebe.

In Hamburg scheint Alles in floribus zu sein.

Daß Mariachen eine so gute Fannie mache*), ist ein groß Glück, für welches ich dem lieben Gott danke. Welche Freude für unsere Schwester und unsere Mutter! Letztere altert sehr, aber Das liegt in einem allgemeinen Menschenickthum; ich hoffe, sie wird lange bei uns bleiben, die gute, vortheilhafte Mutter.

Mit der Familie stehe ich gut genug, auch mit Onkel Heine, er giebt mir jährlich achttausend Francs, ungefähr die Hälfte von Dem, was ich brauche. Bin aber zufrieden jetzt, wo ich körperlich leidend bin und auf meine Arbeit nicht gut rechnen kann, eine fixe Pension zu haben. — Nach Deutschland gehe ich nie und nimmermehr zurück. Ich lebe hier unzufrieden, wenigstens in Bezug auf äußere Berührung. — Und nun, theurer Bruder, lebe wohl, und schreib mir bald. Meine Adresse ist: Faubourg Poissonnière Nr. 46.

Möge dich dieses Blatt in guter Gesundheit und glücklicher Stimmung antreffen.

H. Heine.

Außer meinem Kopf bin ich leiblich und geistig ganz gesund.

*) Marie Embden, die älteste Tochter von Heine's Schwester, hatte sich um diese Zeit mit einem Herrn Honoré de Voss verheirathet.

119. An Julius Campe.

Paris, den 27. April 1843.

Und auch heute, liebster Campe, kann ich Ihnen noch nicht ordentlich schreiben, und diese Zeilen sollen Sie nur mit der nothdürftigsten Beantwortung Ihrer jüngsten Anfrage in Betreff des zweiten „Reisebilder“-Bandes und des Niederbuchs beschwichtigen. Ich autorisiere Sie nämlich, den zweiten Band der „Reisebilder“ in neuer Auflage erscheinen zu lassen, und zwar, indem Sie ein Exemplar der zweiten Auflage dieses zweiten Bandes so genau als möglich abdrucken lassen. Ich denke nämlich, daß keine sonderlichen Druckfehler in jener zweiten Auflage enthalten, und ich will keine neuen Veränderungen drin vornehmen. Wenn ich in diesem Buche etwas umändern oder ausmerzen will, so ist es für Sie jedenfalls besser, daß Vergleichen in der Gesamtausgabe der Werke geschieht, mit deren Druck Sie, nebenbei gesagt, jetzt nicht mehr lange zögern sollten. Sobald Sie mir anzeigen, daß dieser Druck beginnen soll, schicken Sie mir zugleich die vier „Reisebilder“-Theile, und ich gehe sie genau durch, corrigiere und ordne, und eröffne mit denselben die Gesamtausgabe.

Wenn es Ihnen recht ist, sollen die „Reisebilder“ in dieser neuen Form nur zwei Bände betragen, indem ich nämlich die Gedichte ausscheide und sie zum Beschluß der Gesamtausgabe liefere. Unterdessen glaube ich noch einen fünften Theil „Salon“ zu geben, aber auch dieser (der ganze „Salon“) soll zusammengedrängt in der Gesamtausgabe nur drei Theile betragen. Ich bemerke Ihnen Dieses, damit Sie, wenn Sie etwa Lust hätten, die Gesamtausgabe jetzt anzukündigen, dem Publika anzeigen, daß das Ganze acht sehr starke Bände betragen, und daß zwei Bände „Reisebilder“ die Avantgarde bilden würden. —

Was die neue Auflage des „Buchs der Lieder“ betrifft, so autorisiere ich Sie ebenfalls, dieselbe nach der zweiten Auflage ganz genau abdrucken zu lassen, so genau als möglich, damit nicht die Druckfehler zu sehr emporblühen, und ich werde Ihnen (Sie können sich drauf verlassen) recht bald eine kleine Vorrede zu dieser neuen Auflage übersenden.

Ich leide so stark an den Augen, daß ich fast gar nicht schreiben kann.

Wie man mir aus Deutschland meldet, soll der „Telegraph“ wieder die niederträchtigsten Insinuationen gegen mich enthalten, und ich bitte Sie, schicken Sie mir so bald als möglich ein Exemplar,

damit ich ermesse, in wie weit ich mich über Ihre Unziemlichkeit und Lieblosigkeit zu beklagen habe. Sedenfalls geschieht mir hier von Ihnen die größte Unbill, und Jeder sagt mir, daß ich wie ein Niais handle, wenn ich mir Dergleichen ruhig gefallen lasse . . . Gäbe ich auch nach im Momente, so bliebe doch eine bittere Verstimmung zurück, die uns später alle Lust verleiden würde. Wie kann ich den Mann als einen Freund behandeln, welcher Blätter in die Druckerei schickt oder honoriert, worin Heinrich Heine verunglimpft wird? Ich bitte Sie, ich bitte Sie, thun Sie mir dieses Ärgernis aus den Augen — auf Ehre, es ist dringendst nothwendig.

Ihr Freund

H. Heine.

120. „An Mathilde Heine.

Bremen, den 28. Oktober 1843.

Lieber Schatz!

Ich bin so eben hier angelangt, nachdem ich zwei Tage und zwei Nächte durch gefahren; es ist acht Uhr Morgens, und ich werde noch heute Abend weiter reisen, so daß ich morgen in Hamburg eintr esse. Sa, morgen bin ich am Ziel meiner Pilgerfahrt, welche höchst langweilig und ermüdend war.

Ich bin ganz erschöpft. Ich hatte viel Ungemach und schlechtes Wetter. Alle Welt reist hier im Mantel, ich in einem elenden Paletot, der mir nur bis an die Kniee reicht, welche steif vor Kälte sind. Bei Alledem ist mein Herz voller Sorgen: ich habe mein armes Lamm in Paris gelassen, wo es so viel Wölfe giebt. Ich bin die arme Hälfte eines Hahns. Ich habe schon über hundert Thaler verbraucht. — Adieu, ich umarme dich! — Ich schreibe dir in einem Zimmer, das voller Leute ist; das Geschrei um mich her verursacht mir die entsetzlichsten Kopfschmerzen. — Tausend Grüße von mir an Madame Darté und unsre vortreffliche, phantastische Aurecia!*) Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heine.**)

*) Während der Abwesenheit Heine's befand sich seine Frau, in Gesellschaft ihrer Freundin Aurecia, in der Pension der Madame Darté, Chaillôt Nr. 101, zu Paris.

**) Während Heine's Briefe an seine Frau — gegen die sonstige Gewohnheit des Dichters, wenn er an Franzosen schrieb oder seinen Namen unter französischen Übersetzungen seiner Arbeiten drucken ließ — sämtlich mit „Henri Heine“ unterzeichnet sind, ist auf den Rouvert-Adressen an Madame Henri Heine niemals der Accent aigu dem Schlußbuchstaben seines Namens beigefügt. Sämtliche Briefe an Mathilden sind in französischer Sprache geschrieben, und werden hier in wortgetreuer Übersetzung mitgetheilt.

121. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 31. Oktober 1843.

Schönster Schatz!

Seit zwei Tagen befinde ich mich in Hamburg, wo ich all' meine Verwandten in bestem Wohlsein angetroffen habe, mit Ausnahme meines Oheims; obgleich er sich augenblicklich etwas erholt hat, ist sein Zustand doch beunruhigend, und man fürchtet, ihn bei einem nächsten Anfälle seiner Krankheit zu verlieren. Er hat mich mit großer Herzlichkeit, ja mit zuvorkommender Artigkeit empfangen, und da er sieht, daß ich nicht nach Hamburg komme, um Geld zu verlangen, sondern einzig, um ihn und meine Mutter wieder zu sehen, so stehe ich hoch in seiner Gunst. Er hat sich bei mir sehr angelegentlich nach dir erkundigt, und stets aufs rühmlichste von dir gesprochen. Ich sehe mit Freuden, daß man im Allgemeinen gut von dir spricht, hier in Hamburg, wo man sich grimmiger als anderswo verlästert; es ist ein Nest voll Klatschereien und Schmähsucht.

Liebe Tante!

Ich habe mit vielem Vergnügen von meinem lieben Onkel gehört, daß Sie sich

vollkommen wohl befinden; aber ich bedauere sehr, daß Sie nicht mitgekommen sind, uns in Hamburg zu besuchen. Jeder, der so glücklich war, Sie zu sehen, spricht mit Bewunderung von Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und ich bin höchst begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Unsere ganze Familie denkt viel an Sie, und wir hoffen Alle, daß Sie uns nächstens mit Ihrem liebenswürdigen Besuche in Hamburg erfreuen werden.

Ich habe die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen, und verharre

Ihr ergebenster Neffe
Ludwig.

Obige Zeilen sind von meinem Neffen*), welcher mich so eben besuchte und meinem Briefe einige Worte beizufügen wünschte. Meine Schwester befindet sich wohl, meine Nichte Madame de Voss ebenfalls; alle Beide sind zart wie Bernstein.

Was meine Mutter betrifft, so finde ich sie sehr verändert. Sie ist sehr schwach und entkräftet. Sie ist durch Alter und Sorgen zusammen geschrumpft.

*) Ludwig Embden, Sohn von Heine's Schwester Charlotte.

Ängstlich, wie sie ist, regt die geringste Kleinigkeit sie schmerzlich auf. Ihr größtes Übel ist der Stolz. Sie geht nirgends hin, da sie nicht die Mittel hat, bei sich Besuch zu empfangen. Seit dem Brande bewohnt sie zwei kleine Zimmer; es ist ein Sammer! Sie hat Viel durch den Brand verloren, da sie bei einer Gesellschaft versichert war, die nicht bezahlen konnte.

Mein neuer Nefse, Herr de Voss, ist ein sehr junger und liebenswürdiger Mann. — Karl Heine scherzt immer über meine Eifersucht und wundert sich, daß ich mich habe entschließen können, dich in Paris zu lassen! — Du bist meine arme geliebte Frau, und ich hoffe, daß du artig und vernünftig bist. Ich bitte dich inständigst, dich nicht zu viel öffentlich zu zeigen, auch nicht nach der Heilanstalt zu gehen; ich hoffe, daß du den obersten der Tröpfe nicht bei dir empfangen wirst; glaube mir, du hast Freundinnen und ehemalige Freundinnen, welche Nichts sehnlicher verlangen, als dich mir gegenüber zu kompromittieren. — Tausend freundliche Grüße von mir an Madame Darte und Aurecia!

Dein armer Gatte

Henri Heine.

122. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 2. November 1843.

Schönster Schatz! geliebte Nonotte!*)

Ich hoffe, daß es dir wohlgeht; mir geht es wohl. Nur leidet mein abscheulicher Kopf etwas an jener nervösen Krankheit, welche du kennst. Gestern dinierte ich bei meinem Oheim, der sehr verstimmt war; der arme Mann steht schreckliche Leiden aus. Es gelang mir jedoch, ihn zum Lachen zu bringen. Heute speise ich bei meiner Schwester mit dem jungen Ehepaar und meiner alten Mutter. Das Wetter ist schön und so milde, daß ich hier nur meinen kleinen Oberrock trage. — Ich denke nur an dich, meine liebe Nonotte. Es ist ein großer Entschluß, daß ich dich allein in Paris gelassen, in diesem schrecklichen Abgrunde! Vergiß nicht, daß mein Auge immer auf dir ruht; ich weiß Alles, was du thust, und was ich jetzt nicht weiß, werde ich später erfahren.

*) Diesen Scherznamen gab Heine seiner streng katholischen Frau mit Anspielung auf den Jesuiten Nonotte, der sich durch seine Polemik gegen Voltaire bekannt gemacht hatte.

Ich hoffe, daß du nicht versäumt hast, Stunden bei einem Schüler von Favarget zu nehmen, und daß du deine jetzige Muße wohl benutzest.

Ich bin überzeugt, daß du in diesem Augenblick keinen Sou mehr in deiner Börse hast. Künftige Woche werde ich dir die nöthige Quittung senden, um in meinem Namen meine monatliche Pension bei Fould erheben zu lassen, und ich werde dir gleichzeitig mittheilen, wie ich über diese Summe zu disponieren gedenke.

Ich habe keinen Brief von dir erhalten; wenn du noch nicht geschrieben hast, so bitte ich dich, das Schreiben nicht länger aufzuschieben. Du hast doch nicht meine Adresse verloren: „An Herrn H. H., Adr. Herren Hoffmann und Campe, Buchhändler in Hamburg.“

Ich kann noch nicht den Tag meiner Abreise bestimmen; wahrscheinlich wird sich mein Aufenthalt hier in Hamburg bis zur Mitte dieses Monats verlängern. Glaub mir, es ist keine verlorene Zeit. Meine Geschäfte mit meinem Buchhändler sind verwickelt, und ich habe hier in dieser Hinsicht Viel zu thun.

Grüße von mir Madame Darte, der ich mein Theuerstes auf der Welt anvertraut; ich habe von ihr mit mehreren Leuten gesprochen, die sich bei

mir nach den französischen Pensionaten erkundigten.
Meine Empfehlungen an Aurecia!

Von ganzem Herzen

Dein Mann
Henri Heine.

123. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 5. November 1843.

Geliebte Nonotte!

Ich habe noch keine Nachricht von dir erhalten, und ich fange schon an, mich darüber recht zu beunruhigen. Ich bitte dich dringend, mir so bald als möglich zu schreiben, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg, welche ich dir schon angegeben. Ich werde hier wahrscheinlich noch vierzehn Tage bleiben, und bei meiner Abreise werde ich meine Vorichtsmaßregeln treffen, damit deine Briefe nach Paris zurückgesandt werden, falls sie zu spät anlangen sollten. Ich werde hier von aller Welt gehätschelt. Meine Mutter ist glücklich; meine Schwester ist außer sich vor Entzücken, und mein Oheim findet an mir alle erdenklichen guten Eigenschaften. Auch bin ich sehr liebenswürdig. Welch saure Arbeit! ich muß den uninteressantesten Leuten

gefallen! Bei meiner Rückkehr werde ich so sauer-
töpfisch wie möglich sein, um mich von den An-
strengungen meiner Liebenswürdigkeit zu erholen.

Ich denke beständig an dich, und ich vermag
nicht ruhig zu sein. Unbestimmte und trübe Sorgen
quälen mich Tag und Nacht. Du bist die einzige
Freude meines Lebens — mache mich nicht unglücklich!

Al' meine Verwandten machen mir Vorwürfe,
daß ich dich nicht nach Hamburg mitgebracht. Ich
habe jedoch wohlgethan, das Terrain ein wenig
zu studieren, bevor ich in deiner Begleitung
käme. Wahrscheinlich werden wir den Frühling und
Sommer hier verbringen. Ich hoffe, daß du für
deine jetzige Langeweile hinreichend belohnt werden
wirst. Ich werde das Mögliche thun, dich dafür
schadlos zu halten. — Adieu, mein Engel, meine
Liebste, mein armes Kind, mein gutes Weib!

Vergiß nicht, Madame Darte tausend Artig-
keiten von mir zu sagen. Ich hoffe, daß du mit
der guten Aurecia auf bestem Fuße stehst. — Ich
beschwöre dich, keine Leute zu besuchen, mit welchen
ich schlecht stehe, und welche dich eines Tags ver-
rathen würden, wenn du dich mit ihnen überworfen
hast. — Morgen oder übermorgen werde ich dir
die nöthigen Papiere senden, um meine Pension zu
erheben.

Mein Gott! mein Gott! seit vierzehn Tagen hab' ich dich nicht zwitschern hören. Und ich bin so fern von dir! Es ist ein wahres Exil — Ich küsse dich auf das kleine Grübchen deiner rechten Wange.

Henri Heine.

124. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 8. November 1843.

Geliebter Engel!

Beifolgend sende ich dir Brief und Quittung für den Kassierer der H^H. Fould; du wirst ihm diesen Brief durch einen zuverlässigen Mann schicken, welcher dir 400 Francs zurück bringen wird. Sieh wohl Acht, diesen Brief nicht zu verlieren; denn um dir jede Unterschrift zu ersparen, habe ich den Namen des Inhabers nicht bezeichnet. Ich bitte dich, unserm Portier die Summe von 100 Francs zu übergeben, mit dem Bemerken, daß er sie für mich aufheben möchte, und daß ich ihn wissen lassen würde, wie ich darüber disponieren will. Es bleiben dir 300 Francs, wovon du 150 Francs an Madame Darte geben kannst, um sie deinem Konto gut=

zuschreiben. 50 Franks wirst du an Madame Morin und 50 Franks an Mademoiselle Bauplan senden; die 50 Franks, welche dir übrig bleiben, wirst du in deiner Tasche verwahren, und ich hoffe, daß du sie nicht für Lappalien ausgeben wirst. Ich komme wahrscheinlich ohne einen Sous zurück, und ich will keine Schulden vorfinden.

Ich bin noch immer ohne Nachricht von dir; ich muß noch vierzehn Tage in Hamburg bleiben. In einigen Tagen werde ich dir ausführlicher schreiben; inzwischen umarme ich dich von ganzem Herzen.

Henri Heine.

125. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 9. November 1843.

Mein theurer Varnhagen!

Für Ihren lieben herzlichen Brief vom 6. meinen vorläufigen Dank; beantworten aber kann ich ihn noch nicht. Nur so Viel: wenn es nur irgend möglich ist, will ich Sie zu sehen suchen. — Ich reiste hierher in der Absicht, nur meine Verwandten zu besuchen, durcheilte Deutschland so rasch

als möglich, und wollte eben so rasch und direkt wieder nach Paris zurückkehren, wo mir meine Frau nur auf einen Monat Urlaub gab. Deshalb hatte ich in Bezug der resp. deutschen Regierungen gar keine Vorkehrungen genommen und besitze gar keine Sicherheitsgarantien. Wozu auch Anfragen? Eine solche ist bereits eine Concession, und ich werde wahrhaftig keine machen. Nicht die preussische Regierung, sondern ich bin der Gefränkte, der in seinem Privatvermögensinteresse widerrechtlich Gefränkte — und ich sollte eine demüthige Anfrage machen, ob ich auch sicher sei, keine persönliche Beleidigung zu erleiden, wenn ich nach Berlin käme?

Sie rathen mir, mich an Herrn v. Humboldt zu wenden. Er hat sich in der That immer liebreich für mich erwiesen. Aber, ehrlich gestanden, wie Viel ich auch von seiner Macht halte, so Wenig halte ich von seinem Willen, mir zu nutzen. Er hat vielleicht auch nicht mehr die nöthige Energie, gegen allerhöchste Präventionen ein Wort zu sprechen.

Ich will reiflich darüber nachdenken, ob ich es wagen soll, auf einen Tag nach Berlin zu kommen, wo ich alsdann nur Sie sehen würde. Dieser Gedanke führt mich auf die Idee, von hier zuvörderst nach Leipzig zu gehen, von wo die Eisenbahn mich entweder rasch zu Ihnen führt, oder Ihnen, wenn

Sie nicht eben unpässlich sind, es möglich macht, mit Bequemlichkeit mir eine kleine Strecke entgegen zu kommen. Gott bewahre, daß ich Ihnen eine große Fatigue zumuthen möchte!

Vierzehn Tage bleibe ich noch hier, und gegen Ablauf derselben schreibe ich Ihnen meine bestimmte Resolution. Bis dahin verharre ich mit ganzer Seele
Ihr Freund

H. Heine.

Meine Adresse ist immer richtig, wenn Sie den Brief an Salomon Heine adressieren oder an Hoffmann und Campe hieselbst.

126. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 10. November 1843.

Meine Liebe!

Ich habe noch keine Zeile deines Gefirgels empfangen. Ich denke mir, daß du das Schreiben bis zu dem Tage aufgeschoben hast, wo du die Nachricht von meiner Ankunft hieselbst erhieltest. Schreibe mir ruhig; ich werde bei meiner Abreise die Ordre hinterlassen, mir die Briefe nach Leipzig

zu schicken, wo ich einige Tage verweilen werde, und wenn die Briefe mich in Leipzig nicht mehr treffen, so wird man mir sie nach Paris zurücksenden. Es sind hauptsächlich meine Buchhändleraffären, die mich hier noch eine Woche festhalten werden. Mein Buchhändler ist der größte Schelm von der Welt, und es kostet mich viel Mühe, meine Interessen ins Reine zu bringen. — Ich hoffe, daß du meinen letzten Brief empfangen hast, welcher die nöthige Quittung enthielt, um die 400 Francs bei Fould zu erheben; vergiß nicht, mir sofort mitzutheilen, ob man sie ohne Schwierigkeit ausbezahlt hat. — Mein Oheim befindet sich besser seit einigen Tagen, und ich stehe auch besser mit ihm. Alle Welt macht mir Vorwürfe, daß ich dich nicht hieher mitgebracht. Wie hätte ich mich gefreut, wenn du gestern Abend hier gewesen wärest; meine Nichte Madame de Voss gab mir zu Ehren eine große Abendgesellschaft: es wurde getanzt, das Souper war vorzüglich, und Nichts fehlte, als du. Meine Nichte wohnt wie eine Prinzessin, und all ihr Luxus hat etwas Solides und Komfortables. Die Kinder meiner Schwester sind sehr niedlich, und fragen mich unaufhörlich nach ihrer Pariser Tante. Sie werden sie, so Gott will, nächstes Frühjahr sehen, das wir, so wie auch den Sommer, hier verbringen werden.

Aber ich sage selbst nicht, daß ich diese Absicht habe; hüte dich wohl, Etwas davon an Karl Heine zu verrathen, der im Februarmonat nach Paris kommen wird. Ich bitte dich, so bald als möglich Unterrichtsstunden in der deutschen Sprache zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daß du dich gegenwärtig des Schönschreibens befleißigst, was dringend nothwendig ist. Benutze deine Muße gut!

Adieu, meine Liebe! Ich denke stets an und für dich. Mache meine Empfehlung an Madame Darte und Mademoiselle Aurecia. Schreibe mir viel, und betrage dich, wie ich es verdiene.

Dein armer Sklav (chien) und Gatte

Henri Heiné.

Sage Madame Varien nicht, was ich dir schreibe, du thätest gut, sie überall nicht zu besuchen, aus wichtigen Gründen.

127. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 19. November 1843.

Geliebteste Freundin!

Ich hoffe, daß es dir wohlgeht; was mich betrifft, so spielt mein abscheulicher Kopf mir immer

noch Pöffen und hindert mich, meine Geschäfte in Hamburg schnell zu beenden. Ich bin leidend und langweile mich, denn ich denke immer an dich; ich bin fast toll, wenn meine Gedanken die Richtung nach Chailôt einschlagen — Was macht jetzt meine Frau, die Tollste der Tollen? Es war Tollheit von mir, dich nicht mit hieher zu bringen. — Um Gotteswillen, thue Nichts, worüber ich bei meiner Rückkehr böse werden könnte. Verhalte dich so still wie möglich in deinem Nestchen, arbeite, studiere, langweile dich rechtschaffen, spinne Wolle, wie die biedere Lucretia, welche du im Odeon gesehen hast. — Heute will ich dir einen Auftrag geben. Ich brauche zwei Damenhüte, einen für meine Schwester, den andern für meine Nichte. Gehe zur Modistin, und wähle dort zwei der modernsten Hüte aus, die du findest. Wenn Nichts nach deinem Geschmacke im Magazin vorrätzig ist, so bestelle die Hüte. Sie brauchen nicht allzu reich, sie brauchen nicht allzu sehr mit Spitzen garniert zu sein, und selbst wenn sie nicht von Sammet sind, hat Das Nichts zu sagen, wenn sie nur recht modern und elegant sind und guten Effekt machen. Keine dunkle Farbe, sondern helle Farben: weiß oder rosa oder jede andere Farbe, ausgenommen blau, welches meine Schwester nicht liebt. Ich glaube, auch grün ist

eine wenig empfehlenswerthe Farbe. Meine Nichte hat einen kleinen Kopf, und ihr Hut darf nicht zu groß sein, es muß etwas Kleines und Zierliches sein. Übrigens kannst du dich dabei auf das Gedächtnis von Aurecia verlassen, welche das kleine Persönchen gesehen hat. Meine Schwester hat einen langen und schmalen Kopf, und sie trägt Schmachtlöcken, die ihr bis auf die Schultern hinab fallen. Ihr Hut muß also tiefer hinab gehen, als der meiner Nichte, und er darf, wegen ihres gelockten Haares, inwendig nicht zu viel garniert sein. — Deine Modistin muß die Verpackung und sogar die Absendung besorgen. Ich weiß nicht, ob das Dampfschiff noch jeden Sonnabend von Havre abgeht; wo nicht, so muß die Schachtel auf dem Landwege geschickt werden. Aber deine Modistin wird Das auf dem Bureau der Messageries royales erfahren, welche die Beförderung der Schachtel übernehmen, die gut verpackt sein und unten stehende Adresse tragen muß.

Nichte den Auftrag gut aus. Du kannst deiner Modistin sagen, wenn sie mich diesmal gut bediente, so würde meine ganze Familie mir ihre Rundschaft schenken, und ich würde ihr viel' Hüte ablaufen. Es ist wirklich ein Versuch.

Adieu, mein geliebter Engel. Meine Empfeh-

lung an Madame Darte! Freundliche Grüße an Aurecia!

Dein armer Mann

Henri Heine.

Folgendes ist die Adresse, welche auf die Hutschachtel gesetzt werden muß:

An Madame Honoré de Voss.

Alter Wandrahm No. 58.

Hamburg.

128. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 20. November 1843.

Geliebte Frau!

Ich habe dich gestern beauftragt, bei der Modistin zwei Hüte zu kaufen, einen für meine Schwester, den andern für meine Nichte. Aber meine Nichte sagt mir so eben, daß sie augenblicklich keinen Hut will, weil sie noch zwei prachtvolle Hüte hat und zu Ende des nächsten Monats ihre Niederkunft erwartet, was sie verhindern wird, so bald einen neuen Hut zu gebrauchen. Aus diesem Grunde brauchst du nur den Hut für meine Schwester zu kaufen, welcher beschaffen sein muß, wie ich dir

gestern schrieb. Sie ist von schwächtiger Figur, aber keine große Frau; sie ist ungefähr von derselben Größe wie Elisa. Wenn der schlichte Sammt oder der krause Sammt am modernsten ist, so nimm einen Hut von diesem Stoffe; aber ich wiederhole, er darf nicht zu theuer sein. Die Schachtel muß adressiert sein, wie ich es in meinem gestrigen Briefe beorderte. — Adieu, ich umarme dich. Meine Angelegenheiten stehen sehr gut und ich bin im Begriffe, meine Interessen mit meinem Buchhändler auf sehr günstige Art zu ordnen. Es war sehr nothwendig, daß ich herkam — ich verliere nicht meine Zeit. Du wirst hier Alles wohl vorbereitet finden. Leb wohl! Ich denke nur an dich, und ich liebe dich wie ein Toller, der ich auch bin.

Henri Heine.

129. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 25. November 1843.

Mein armes Lieb!

Ohne Nachrichten von dir seit so langer Zeit! Mein Gott! Ich versichere dir, es ist schrecklich! Dennoch muß ich noch bis Ende der nächsten Woche hier bleiben (heute ist Sonnabend). Ich werde direkt

nach Paris zurück kehren, ohne mich irgendwo aufzuhalten, so daß ich in vierzehn Tagen dich, mein Schatz, wiedersehen werde. Inzwischen sei ruhig, fleißig und verständig. — Ich habe meine Zeit hier gut angewandt. Meine Angelegenheiten mit meinem Buchhändler sind ins Reine gebracht. Alles ist geordnet, selbst für die Zukunft. Ich übertrage ihm das Recht, meine Werke für alle Zeit auszubeuten, statt des Terminges, welcher in vier Jahren ablief. Er zahlt mir dafür seinerseits eine lebenslängliche Rente von 1200 Mark Banco (Das sind ungefähr 2400 Francs). Wenn ich vor dir sterbe, so wird diese Rente auf dich übergehen, und mein Buchhändler muß dir alljährlich dieselbe Summe auszahlen. Diese Rente beginnt erst mit dem Jahre 1848 (nach vier Jahren); aber wenn ich in diesen vier Jahren sterbe, verpflichtet sich mein Buchhändler, schon von da ab dir deine 2400 Francs per Jahr zu bezahlen; so daß dir von heute an diese Summe für dein ganzes Leben gesichert ist. Das ist die Basis unsres Kontraktes. Es ist ein großes Geheimnis, das ich Niemanden mittheile; aber da du Details von mir zu hören wünschst, vermag ich dir dies neue Arrangement nicht zu verschweigen, das mir in vier Jahren 200 Francs monatlich mehr verschafft, um unseren Lebensunterhalt zu be-

streiten. Zugleich ist es ein Anfang, deine Einnahmen nach meinem Tode zu fixieren, der übrigens nicht so bald eintreten wird, denn ich befinde mich vorzüglich. — Es ist die Pflicht jedes Mannes, für das Schicksal seiner Frau in seinem Todesfalle zu sorgen und seine Wittve nicht Streitigkeiten ausgesetzt zu lassen. Das ist kein Verdienst, sondern eine Pflicht. — Leider hat mein Freund Christiani nicht so gedacht, und der Wicht hat das ganze Vermögen verplempert, welches meine arme Cousine ihm als Mitgift zugebracht, 140,000 Franks, die mein Oheim ihr geschenkt hatte, und er hat unter lügnerischen Vorwänden eine andere enorme Summe meinem Oheim abgepresst, der Nichts mehr von ihm wissen will. Er hat das Alles im Spiel verloren, und man hat Alles bei ihm versteigert, bis auf die Nippsachen seiner Frau herab. Welch ein Unglück! Dieser Vorfall hat die ganze Familie betrübt, und ich habe mir die Sache tief zu Herzen genommen. — Meinem Oheim geht es besser. Unsere ganze Familie befindet sich wohl. Ich höre nicht auf, von dir mit meinen Nichten zu sprechen, die vor Begierde brennen, ihre Tante Mathilde zu sehen. Gestern war eine Tanzgesellschaft bei meinem Onkel Henry. Lieber Gott, wie glücklich hätte es mich gemacht, dich dort mit deinem dicken Popo

herumwirbeln zu sehen! Ich muß meine Abreise beschleunigen, denn es grämt mich zu sehr, daß du nicht bei mir bist. — Adieu, mein Schatz! Übe fleißig deine Handschrift. Was die Stunden im Deutschen betrifft, so denke ich, daß du sie erst bei meiner Rückkehr nehmen wirst. — Ich bin in diesem Augenblick mit Geschäften überhäuft. — Meine freundschaftlichsten Grüße an Madame Darte, der ich nicht genug danken kann für die Sorge, welche sie dir widmen wird. Sie hat so viel Geist und Geduld, und sie weiß den Schatz unerschöpflicher Güte, den du im Herzen trägst, hinlänglich zu würdigen, um dir gern jenen Ungestüm zu verzeihen, welcher so schnell verfliegt. Was Aurèce betrifft, so sage ihr, daß ich recht oft an sie denke, und daß ich auch auf ihr gutes Herz rechne. Ich hoffe sie gesund und munter wieder zu sehen. — Verzeihe mir, wenn ich nicht oft genug an dich schreibe. Ich habe so Vielerlei im Kopfe. Vor meiner Abreise werde ich dir noch schreiben. Ich liebe dich von ganzem Herzen, und ich denke, daß du mich bei meiner Rückkehr mit Freuden umarmen wirst.

Dein Mann

Henri Heine.

130. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 6. December 1843.

Meine liebe kleine Frau!

Morgen reise ich ab. Ich habe nicht früher abreisen können wegen meiner Geschäfte und wegen der Grippe, an welcher ich heute noch leide. Gestern hat mein Buchhändler den Kontrakt unterzeichnet, von welchem ich dir geschrieben; du hast keine Vorstellung davon, wie viel' Scherereien ich wegen dieses Kontrakts gehabt. Er ist köstlich! Ich bin entzückt davon. —

Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, wenn ich an dich denke, die mir so lange nicht geschrieben. Ich hatte dich gebeten, mir unter allen Umständen zu schreiben, und du hast es nicht gethan. — Ich habe heute Kopfschmerz. — Was für hübsche Geschenke ich dir von Hamburg mitbringe! Selbst meine Kousine Therese (die Tochter meines Onkels Salomon Heine) interessiert sich aufs liebenswürdigste für dich, und sie hat mir einen Schmuck für dich gegeben, den sie selbst getragen. Das freut mich doppelt, vor Allem wegen Madame Karl — — Leb wohl! Tausend Grüße an deine Freundinnen! Ich bin sehr in Eile.

Henri Heine.

131. An Mathilde Heine.

Bückeburg, den 10. December 1843.

Geliebter Engel!

Ich bin überzeugt, daß du nicht weißt, wo Bückeburg, eine sehr berühmte Stadt in den Annalen unsrer Familie, liegt. Aber Das thut Nichts, die Hauptsache ist, daß ich unterwegs bin, daß ich mich wohlbefinde, daß ich dich herzlich liebe, und daß ich dich wahrscheinlich Sonnabend umarmen werde. Ich gedenke fast einen Tag in Köln zu bleiben, und ich weiß noch nicht, wie ich von Brüssel nach Paris reise. Ich werde dir schreiben, so bald ich in Brüssel eintreffe, damit du genau die Stunde meiner Ankunft wissest. Ich werde von Sorgen deinethalb gequält. So lange Zeit ohne Nachrichten von dir zu sein, o Gott, wie schrecklich! Auch bin ich dir deshalb böse, und werde dir bei meiner Ankunft nur fünfhundert Küsse statt tausend geben.

Ich hoffe, daß du noch auf bestem Fuße mit Madame Darte und Aurecia stehst, und ich bitte dich, ihnen die schönsten Grüße zu sagen von deinem armen Manne

Henri Heine.

132. An Julius Campe.

Paris, den 29. December 1843.

Liebster Campe!

Seit zehn Tagen bin ich wieder hier in meinem Hauptquartier, wo ich Alles besser antraf, als ich mir vorstellte; der Mangel an Nachrichten von Paris verleidete mir meine letzten Tage in Hamburg, so daß mir dort der Kopf davonlief. Jetzt fällt mir noch Tausenderlei ein, was ich dort noch hätte thun können. Von meinem Oheim, der mich durchaus nicht fortlassen wollte, schied ich fast ohne Abschied. Die wichtigsten Notizen, die ich einsammeln wollte, rein vergessen. Es freut mich unsäglich, daß ich wenigstens in Bezug auf Sie Alles aufs erfreulichste für uns Beide geordnet, und die sichere Grundlage für ein gemeinsames Zusammenwirken erreicht habe; die Verwicklungen, die sich durch eine dreizehnjährige Abwesenheit bilden mußten, haben wir entwirrt, uns dadurch die Gegenwart erheitert, und wir dürfen auf eine schöne Zukunft rechnen. — Vor der Hand wünsche ich Ihnen auch Glück und Segen zum neuen Jahre!

In Hannover habe ich mich weitläufig mit Detmold über den „Telegraphen“ besprochen. Er

versprach, Ihnen gleich darüber zu schreiben, und er wird Ihnen also selbst seine Ansichten mitgetheilt haben. Ich glaube, so behindert er auch durch außerordentliche Umstände in diesem Momente ist, dürfen wir doch auf ihn rechnen. Er ist ebenfalls der Meinung, daß Sie, um dem „Telegraphen“ einen bedeutenden Absatz zu sichern, ihm eine bestimmte politische Richtung geben müssen; er müßte nur eine literarische Färbung, nicht Farbe, behalten. Ja, nur in solcher Weise ist Etwas damit anzufangen. Sind Sie zu solcher Umwandlung entschlossen, so bietet sich mir hier die Gelegenheit, die schiffbrüchigen Trümmer der ehemaligen „Rheinischen Zeitung“, nämlich die Redaktoren, besonders Dr. Hess und seinen schreibenden Anhang, auch den Anhang des lesenden Publikums, für den renovierten „Telegraphen“ zu erwerben. Dr. Hess ist eine der ausgezeichnetsten politischen Federn, und er wäre sogar geeignet, wenn Detmold zögert, die Hauptredaktion zu leiten. So lange Sie, sagt mir Detmold, den Schirges beibehalten, sind Sie von Gutkow nicht los, und Derselbe wird Sie immer noch in Verdrießlichkeit verspinnen können. Keines Abbrechen mit Diesem sei nöthig, und wenn man auch Senen dadurch ein bißchen vor den Kopf stößt. Als Mitarbeiter den Schirges, so viel Sie wollen,

aber auf keinen Fall seinen als Lieutenant von Guklow kompromittierten Namen zur Redaktion genommen. A. Weill lässt sich Ihnen angelegentlichst empfehlen und möchte gar gern am „Telegraphen“ weiter arbeiten, wenn Sie ihn anständig honorieren. — Wie gesagt, Sie antworten mir bald in Betreff der Ruge'schen Koterie (Sie sehen, ich nenne die Sache bei ihrem Namen). Was mich selbst betrifft, so gehöre ich nie zu einer Koterie als solcher, unterstütze aber Alles, was mir gut und löblich dünkt. Für die Ruge'sche Zeitschrift*) habe ich daher gleich einen Beitrag geschrieben und ihn bereits abgeliefert. Es sind drei Spottgesänge auf Ludwig von Baiern**), das Sanglanteste, was ich je geschrieben, und habe ich Zeit, werde ich Ihnen gelegentlich eine Abschrift davon mittheilen; die Revue wird nämlich erst Februar erscheinen.

Hab' auch auf meiner Reise mancherlei Verse gemacht, die mir mit größerer Leichtigkeit gelingen, wenn ich deutsche Luft athme. Von künftigen Aufgehalten in Deutschland verspreche ich mir viel poetische Früchte, und ich kann es als Poet noch

*) Deutsch-französische Jahrbücher, herausgegeben von Arnold Ruge und Karl Marx. Paris, 1844.

**) Abgedruckt in Band XVII.

zu Etwas bringen. Zur Ausstattung meiner „Neuen Gedichte“ (Das ist des Buchs Titel) werde ich alles Mögliche aufbieten, und nächste Woche gehe ich schon ans Redigieren und Ordnen. — Ich befinde mich ziemlich wohl, aber ein bißchen kopftrübe; weiß jedoch nicht, ob jene Kopfvertrübniß ein Schnupfen oder wirkliche Dummheit ist. Thätig werde ich aber mich jedenfalls zeigen im Laufe des neuen Jahrs. — Damit Sie ebenfalls in Thätigkeit erhalten werden, werde ich gleich mit dem Beginn des Jahrs die besprochene Summe auf Sie trassieren; ich bitte, solche bei Vorkommen zu honorieren. — Die Reise hat meinen Säckel ziemlich erschöpft, und (was Niemand glaubt) ich habe dort meinen Oheim für keinen Schilling in Anspruch genommen. Wir haben uns wechselseitig mit der größten Delikatesse behandelt.

Ich habe noch keine passende Gelegenheit gehabt, mit Rothschild in Betreff des bewußten Manuscripts*) zu sprechen; gegen Neujahr umwogt

*) Friedrich Steinmann hatte Herrn Campe eine „Geschichte des Hauses Rothschild“ eingesandt welche zum Theil sehr scharfe Invektiven gegen die Mitglieder jener Familie enthielt. Herr Campe zahlte dem Verfasser das von ihm geforderte Honorar, ließ aber das Buch nicht erscheinen.

ihn ein Weltmeer von Geschäften, und erst einige Wochen nachher, wo die Brandung ein bißchen nachläßt, wo der Strudel nicht mehr so betäubend, kann ich ihm Rede abgewinnen. Werde ihn also erst gegen Ende Januar sprechen; unterdessen aber bitte ich Sie, geben Sie das Manuscript bei Leibe nicht zurück. Das zu zahlende Honorar garantiere ich Ihnen aus meiner Tasche. Ja, wollen Sie mir eine rechte Liebe und Freundschaft erzeigen, so schicken Sie mir das Manuscript hieher nach Paris — ich bin dann im Stande, Etwas zu zeigen, und entgehe jedenfalls dem Verdachte, als existierten nicht in der Wirklichkeit die grellen Angriffe, wogegen ich Schutzmittel anböte, oder als hätte ich gar dieselben selber nachträglich ins Leben gerufen, etwa aus Depit. Ich möchte, ich gestehe es, gar zu gern die schönen, liebreichen Dienste, die mir Rothschild seit zwölf Jahren erwiesen hat, so viel es honetterweise nur möglich ist, zu vergelten suchen, aber der bloße Gedanke schon, daß er glauben könnte, ich wollte ihn ausbeuten, schüchtert mich ein, macht mich fast feige. Sie haben sich in Betreff dieser Angelegenheit so nobel gegen mich ausgesprochen, daß ich hoffen darf, Sie lassen auch mich nicht in einem peinlichen Verdachte und erleichtern mir meinen Freundschaftseifer für Rothschild, indem

Sie mir das feindselige Manuscript umgehend durch die Post zuschicken. Mein Ehrenwort mag Ihnen dafür bürgen, daß ich es nicht aus den Händen gebe und zu Ihrer Verfügung behalte; ich will nur seine Existenz ausweisen, und kann ich nicht das Wünschenswerthe erzielen, so bin ich wenigstens gegen den widerwärtigen Argwohn gedeckt, als hätte ich das Ganze imaginiert, wo nicht gar **provociert**. Sie thun mir einen großen Gefallen; mehr will ich aus Delikatesse nicht sagen.

Und nun, theuerster Freund, leben Sie wohl. — Ich habe ein dunkles Arbeitszimmer und kann fast nicht mehr sehen, was ich schreibe. Lassen Sie mir bald Antwort zukommen in Betreff des „Telegraphen“ und Rothschild's, und grüßen Sie mir dort die Freunde und Gesinnungsgenossen. Ich bin wohl und heiter und verschnupft. — Wie ungern ich von Hamburg diesmal abreiste, davon haben Sie keinen Begriff! Eine große Vorliebe für Deutschland grassirt in meinem Herzen, sie ist unheilbar.

Ihr Freund

H. Heine.



H. Heine's

s ä m m t l i c h e W e r k e.

Heinrich Heine's
sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zweiundzwanzigster Band.
Briefe. Viertes Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Briefe

von

H e i n r i c h H e i n e .

Vierter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1876.

Inhalt.

Vormort des Herausgebers	Seite XI
------------------------------------	-------------

Briefe.

1844—1856.

<p>214. An Julius Campe.</p> <p>215. An Denselben.</p> <p>216. An Denselben.</p> <p>217. An Denselben.</p> <p>218. An Denselben.</p> <p>219. An Mathilde Heine.</p> <p>220. An Dieselbe.</p> <p>221. An Dieselbe.</p> <p>222. An Dieselbe.</p> <p>223. An Dieselbe.</p> <p>224. An Dieselbe.</p> <p>225. An Dieselbe.</p> <p>226. An Dieselbe.</p> <p>227. An Dieselbe.</p> <p>228. An Julius Campe.</p> <p>229. An Denselben.</p> <p>230. An Denselben.</p> <p>231. An Denselben.</p>	<p>20. Februar 1844 . 1</p> <p>17. April „ . 3</p> <p>3. Mai „ . 8</p> <p>23. Juni „ . 12</p> <p>11. Juli „ . 13</p> <p>12. August „ . 15</p> <p>16. „ „ . 18</p> <p>20. „ „ . 20</p> <p>27. „ „ . 22</p> <p>30. „ „ . 24</p> <p>2. September „ . 25</p> <p>11. „ „ . 28</p> <p>1. Oktober „ . 31</p> <p>4. „ „ . 32</p> <p>18. „ „ . 34</p> <p>4. November „ . 35</p> <p>19. December „ . 37</p> <p>8. Januar 1845 . 38</p>
--	--

		Seite
232. An Julius Campe.	13. Januar 1845	. 41
233. An Denselben.	4. Februar „	. 43
234. An Denselben.	28. März „	. 55
235. An Heinrich Laube.	5. Mai „	. 58
236. An Denselben.	24. „ „	. 59
237. An Julius Campe.	21. Juli „	. 62
238. An Denselben.	31. Oktober „	. 64
239. An Dr. L. Wertheim.	22. December „	. 69
240. An Barnhagen von Ense.	3. Januar 1846	. 71
241. An Julius Campe.	3. „ „	. 75
242. An Alexander von Humboldt.	11. „ „	. 76
243. An Julius Campe.	5. Februar „	. 78
244. An den Redakteur des „Un- parteiischen Korrespondenten“	5. „ „	. 79
245. An Julius Campe.	6. „ „	. 80
246. An Ferdinand Lassalle.	10. „ „	. 84
247. An Denselben.	11. „ „	. 89
248. An Denselben.	? „ „	. 92
249. An Denselben.	27. „ „	. 97
250. An Julius Campe.	1. September „	. 99
251. An Heinrich Laube.	19. Oktober „	. 103
252. An Julius Campe.	12. November „	. 105
253. An Dr. Arnold Mendelssohn.	12. December „	. 112
254. An Julius Campe.	14. „ „	. 113
255. An Denselben.	19. „ „	. 115
256. An Denselben.	26. „ „	. 116
257. An Benjamin Lumley.	27. Februar 1847	. 117
258. An Heinrich Laube.	3. April „	. 119
259. An Denselben.	5. „ „	. 120
260. An Benjamin Lumley.	7. „ „	. 121
261. An Denselben.	3. Mai „	. 122
262. An Barnhagen von Ense.	4. „ „	. 126

		Seite
263. An Julius Campe.	20. Juni 1847	. 127
264. An Betty Heine.	28. August „	. 132
265. An Julius Campe.	30. September „	. 134
266. An Betty Heine.	5. Oktober „	. 135
267. An Alfred Meißner.	12. März 1848	. 136
268. An Julius Campe.	25. April „	. 137
269. An Denselben.	14. Mai „	. 140
270. Erklärung.	15. „ „	. 141
271. An Julius Campe.	7. Juni „	. 145
272. An Denselben.	10. „ „	. 149
273. An Denselben.	9. Juli „	. 151
274. An Maximilian Heine.	12. September „	. 154
275. An Julius Campe.	15. Januar 1849	. 158
276. Berichtigung.	15. April „	. 161
277. An Julius Campe.	30. „ „	. 164
278. An Denselben.	30. Juni „	. 168
279. An Denselben.	16. November „	. 169
280. An H. Laffalle.	30. April 1850	. 172
281. An Julius Campe.	1. Juni „	. 173
282. An Denselben.	28. September „	. 176
283. An Alfred Meißner.	1. November „	. 181
284. An Julius Campe.	21. April 1851	. 183
285. An Besque von Büttlingen.	22. Juni „	. 185
286. An Professor Oppenheim.	25. Juli „	. 189
287. An Julius Campe.	21. August „	. 190
288. An Denselben.	28. „ „	. 193
289. An Denselben.	7. September „	. 196
290. An Denselben.	10. „ „	. 199
291. An Denselben.	20. „ „	. 202
292. An Denselben.	23. „ „	. 205
293. An Denselben.	1. Oktober „	. 209
294. An Denselben.	8. „ „	. 214

— VIII —

295. An Julius Campe.	13. Oktober 1851	Seit . 216
296. An Denselben	15. „ „	. 221
297. An Denselben.	21. „ „	. 224
298. An Denselben.	27. „ „	. 226
299. An St. René Taillandier.	3. November „	. 230
300. An Georg Weerth.	5. „ „	. 233
301. An Julius Campe.	17. „ „	. 238
302. An St. René Taillandier.	21. „ „	. 240
303. An Julius Campe.	24. „ „	. 244
304. An Denselben.	8. December „	. 245
305. An Sigmund Engländer.	8. Januar 1852	. 252
306. An Julius Campe.	28. „ „	. 253
307. An Benjamin Lumley.	21. Februar „	. 255
308. An Alfred Reikner.	1. März „	. 257
309. An Julius Campe. 18. u.	22. „ „	. 261
310. An Georg von Cotta.	26. „ „	. 273
311. An Julius Campe.	31. „ „	. 276
312. An Denselben.	6. April „	. 279
313. An Denselben.	14. „ „	. 282
314. An Denselben.	7. Juni „	. 286
315. An Denselben.	12. August „	. 290
316. An Denselben.	24. „ „	. 302
317. An Denselben.	12. September „	. 307
318. An Alfred Reikner.	13. Oktober „	. 316
319. An Julius Campe.	15. „ „	. 319
320. An St. René Taillandier.	25. „ „	. 323
321. An Julius Campe.	25. November „	. 324
322. An Denselben.	14. December „	. 326
323. An den Redakteur des „Journal des Débats“.	10. Januar 1853	. 329
324. An Julius Campe.	9. Februar „	. 334
325. An Denselben.	30. April „	. 336

		Seite
326. An Julius Campe.	5. October 1853	. 340
327. An Denselben.	27. „ „	. 343
328. An Denselben.	7. März 1854	. 345
329. An Denselben.	10. „ „	. 352
330. An Denselben.	19. „ „	. 354
331. An Denselben.	23. „ „	. 356
332. An den Fürsten H. Büdler.	1. April „	. 357
333. An Denselben.	3. „ „	. 359
334. An Denselben.	8. „ „	. 360
335. An Julius Campe.	15. „ „	. 362
336. An den Fürsten H. Büdler.	15. „ „	. 365
337. An Julius Campe.	21. „ „	. 367
338. An Denselben.	22. „ „	. 369
339. An Denselben.	2. Mai „	. 371
340. An Alfred Meißner.	4. „ „	. 375
341. An Michael Schloß.	4. „ „	. 376
342. An den Fürsten H. Büdler.	9. „ „	. 380
343. An Julius Campe.	20. „ „	. 382
344. An Denselben.	30. „ „	. 384
345. An Michael Schloß.	10. Juni „	. 385
346. An Julius Campe.	26. „ „	. 387
347. An Denselben.	1. Juli „	. 389
348. An Denselben.	13. „ „	. 392
349. An Denselben.	15. „ „	. 393
350. An Denselben.	18. „ „	. 395
351. An Denselben.	1. August „	. 397
352. An Denselben.	3. „ „	. 399
353. An Denselben.	10. „ „	. 400
354. An Denselben.	21. „ „	. 402
355. An Michael Schloß.	25. „ „	. 403
356. An Julius Campe.	3. September „	. 404
357. An Denselben.	7. „ „	. 406

		Seite
358. An Julius Campe.	14. Septemb. 1854	. 408
359. An Denselben.	16. „ „	. 410
360. An Denselben.	21. „ „	. 412
361. An Denselben.	8. Oktober „	. 414
362. An Joseph Lehmann.	5. „ „	. 417
363. An Julius Campe.	5. „ „	. 421
364. An Denselben.	12. „ „	. 423
365. An den Fürsten G. Büdler.	17. „ „	. 426
366. An Julius Campe.	24. „ „	. 431
367. An Denselben.	8. November „	. 435
368. An Michael Schloß.	9. „ „	. 438
369. An St. René Laillandier.	9. „ „	. 440
370. An Denselben.	14. „ „	. 442
371. An Julius Campe.	14. „ „	. 443
372. An Alexandre Dumas.	8. Februar 1855	. 445
373. An Michael Schloß.	19. „ „	. 452
374. An Julius Campe.	30. Mai „	. 455
375. An Denselben.	26. August „	. 457
376. An Alexandre Dumas.	Sommer od. Herbst „	. 459
377. An St. René Laillandier.	8. September „	. 460
378. An Adolf Stahr.	7. Oktober „	. 461
379. An Julius Campe.	1. November „	. 463
380. An die Mouche.	? „ „	. 465
381. An Dieselbe.	? „ „	. 466
382. An Dieselbe.	1. Januar 1856	. 467
383. An Dieselbe.	Anfangs „ „	. 468
384. An Dieselbe.	Mitte „ „	. 469

Nachträge zum einundzwanzigsten Bande.

An Ferdinand Hiller.	24. Februar 1832	. 473
An Denselben.	19. November 1836	. 475
An Denselben.	7. Oktober 1839	. 477
An Dr. Gustav Kolb.	1. December 1840	. 478

Vorwort des Herausgebers.

Der vorliegende Band führt die Sammlung der Heine'schen Briefe — und mit ihnen die von uns besorgte Ausgabe der sämtlichen Werke des Dichters — zum Abschlusse. Der Herausgeber hat sich bestrebt, dem Publikum ein möglichst vollständiges Korrespondenzbild des Lebensdramas zu liefern, das mit so tragischer Steigerung in der Matragengruft der Avenue Matignon endete, und er ist in seinem Bemühen, wie er mit Dank anerkennt, durch die Einsendung zahlreicher werthvoller Beiträge von nah und fern unterstützt worden.

Die Briefe an Heinrich Laube, Alfred Meißner, Joseph Lehmann, Professor Oppenheim, Sigmund Engländer, Adolf Stahr, Michael Schloß, Freiherrn Besque von Büttlingen und Ferdinand Lassalle wurden uns durch die Güte der Adressaten selbst zur Benützung mitgetheilt. Dem letztgenannten Herrn

verdanken wir gleichfalls die Veröffentlichung der Briefe an Dr. Arnold Mendelssohn und an H. Cassalle. Der Brief an Georg Weerth wurde uns von Herrn Karl Ziegler in Detmold eingesandt. Das Original des Schreibens an Alexander von Humboldt (Nr. 242) befindet sich in der Radowitzschen Autographensammlung in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Die Briefe an Dr. L. Wertheim (Nr. 239) und Baron Georg von Cotta (Nr. 310), sowie die „Erklärung“ (Nr. 270) und die „Berichtigung“ (Nr. 276), wurden in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, die Briefe an den Redakteur des Hamburger „Unparteiischen Korrespondenten“ und den Redakteur des „Journal des Débats“ in den genannten Tagesblättern, die beiden Zuschriften an Alexandre Dumas im „Mousquetaire“ abgedruckt. Herr St. René Taillandier hatte die Freundlichkeit, uns seine in französischer Sprache geführte Korrespondenz mit dem verstorbenen Dichter im Original mitzutheilen. Die Briefe an Benjamin Lumley sind Dessen „Reminiscences of the Opera“ (London, Hurst & Blackett, 1864), die Briefe an den Fürsten Bückler und Barmhagen von Ense den Veröffentlichungen des Fräuleins Ludmilla Assing, die Briefe an Mathilde Heine dem Supplementbande zu H. Heine's sämtlichen Werken, die Briefe an Betty und Maximilian Heine den Erinnerungen

des Letzteren, und die kurzen Billette an die „Mouche“ den Erinnerungen Alfred Meißner's an Heinrich Heine entnommen. Die Briefe an Ferdinand Hiller wurden uns von dem Herrn Adressaten leider zu spät eingesandt, um noch für den einundzwanzigsten Band benutzt werden zu können, und mußten daher unter den „Nachträgen“ des vorliegenden Bandes Platz finden. Das ebendasselbst mitgetheilte Schreiben an Dr. Gustav Kolb ist im Besitze des Buchhändlers M. Hartung in Leipzig, welcher uns gütigst den Abdruck gestattete.

Unter dem Titel: „Correspondance inédite de Henri Heine“ ist bei Michel Lévy frères in Paris eine wörtliche Übersetzung der beiden ersten Bände unsrer Ausgabe der Heine'schen Briefe, mit Einschluß sämtlicher Anmerkungen, erschienen. Die literarische Ehrlichkeit hätte wohl erfordert, daß Übersetzer und Verleger minder schweigsam in Betreff der Quelle gewesen wären, aus der sie geschöpft, statt durch Titel und Vorrede den Schein zu verbreiten, als hätten sie selbst jene Briefe gesammelt, und als würden dieselben jetzt von ihnen zum ersten Male dem Publikum mitgetheilt.

Adolf Strodtmann.

Briefe.

(1844—1856.)

214. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1844.

Liebster Campe!

Ihren Brief habe ich bereits vor acht Tagen erhalten, und auch heute bin ich noch nicht im Stande, Ihnen ordentlich zu schreiben. Denn seit zehn Tagen ist mein schreckliches Augenübel, schrecklicher als je, wieder eingetreten, und ich schreibe Ihnen diese Zeilen mit der größten Mühe; ich kann kaum die Buchstaben sehen. War just mitten in einer großen Arbeit, als das Malheur wieder kam. Hab', seitdem ich zurück, viel gearbeitet, z. B. ein höchst humoristisches Reise-Epos*), meine Fahrt nach Deutschland, ein Cyclus von 20 Gedichten, gereimt, Alles gottlob fertig; werde eine Portion Prosa hinzuschreiben und Ihnen also recht bald das nothwendige Bändchen geben. Sie werden sehr mit mir zufrieden sein, und das Publikum wird mich in meiner wahren Gestalt sehen. Meine Gedichte, die neuen,

*) Deutschland, ein Wintermärchen.

sind ein ganz neues Genre, versifizierte Reisebilder, und werden eine höhere Politik athmen, als die bekannten politischen Stänkerreime. Aber sorgen Sie frühe für Mittel, Etwas, was vielleicht unter 21 Bogen, ohne Censur zu drucken. —

In Betreff Rothschild's*), schreibe ich Ihnen nächste Woche, habe dorthin noch nicht gehn können. Unterdessen aber danke ich Ihnen herzlich, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich diesen Leuten verbindlich zu zeigen. Ich zweifle nicht, daß Dieses mir nützlich eben so wie erfreulich sein wird, denn die Influenz dieser Leute auf die deutschen Kanzleien ist sehr groß, und ich habe derselben vielleicht nöthig, wenn ich noch mehre Gedichte schreibe, wie die einliegenden — was ich aber bleiben lasse.

Ich schicke Ihnen nämlich anbei meine Gedichte**) aus der Ruge'schen Revue, die Probebogen, die Sie aber Niemand zeigen dürfen, ehe die Revue dort angekommen, damit kein Halloh vorher entsteht. Dieses Gedicht wird den hohen Herren Schrecken einjagen — denn sie sehen, wessen ich fähig bin, wenn ich will. Aber Sie, liebster Campe, wissen doch, daß ich der höchsten Mäßigung gleich-

*) Vergl. den Schluß des vorhergehenden Briefes, Bd. XXI, S. 365—366.

**) Die Bd. XVII, S. 258 ff. abgedruckten „Lobgesänge auf König Ludwig von Baiern“.

falls fähig bin, wo eingelenkt werden muß im Interesse Ihres Verlags.

Nächste Woche will ich mal versuchen zu diktieren; gelingt Das mir, so haben Sie das neue Büchlein bald, und ich kann dann sogar noch mehr Manuscript liefern, als in der alten Weise. — Aber welch ein Unglück, dieses Augenleid — es macht mich halb verrückt. Bin gesund an Geist und Seele.

Ihr Freund

H. Heine.

215. An Julius Campe.

Paris, den 17. April 1844.

Liebster Campe!

Seit vier Wochen bin ich wieder von meinem Augenübel hergestellt. Vorher war ich fast blind. — Nicht schreiben können, und, was noch schrecklicher ist, nicht lesen können — Sie haben keinen Begriff von dem Unmuth, der mich verzehrte. Zum Glück war mein großes Gedicht fast vollendet. Nur der Schluß fehlte, und ich habe ihn vielleicht sehr nothdürftig ersetzt. Seitdem beschäftige ich mich mit dem Abschreiben dieser Arbeit, und das schöne, reinliche Manuscript liegt jetzt vor mir. Ich will es nur

noch mal durchgehn, mit der Lupe, und dann schicke ich es Ihnen direkt zu über Havre. Es ist ein gereimtes Gedicht, welches, vier Strophen die Seite berechnet, über 10 Druckbogen betragen mag und die ganze Gährung unserer deutschen Gegenwart in der fecksten, persönlichsten Weise ausspricht. Es ist politisch=romantisch und wird der prosaisch=bombastischen Tendenzpoesie hoffentlich den Todesstoß geben. Sie wissen, ich prahle nicht, aber ich bin diesmal sicher, daß ich ein Werkchen gegeben habe, das mehr Furore machen wird, als die populärste Broschüre, und das dennoch den bleibenden Werth einer klassischen Dichtung haben wird.

Ich hatte Anfangs die Absicht, noch 10 bis 12 Bogen Prosa hinzu zu schreiben und hier die merkwürdigen Veränderungen zu besprechen, die ich in Deutschland vorgefunden. Aber während meiner Blindheit verarbeitete sich dieser Stoff in meinem Kopfe weitläufiger aus, und jetzt sehe ich ein, daß dieser Stoff, wenn ich noch durch eine zweite Reise nach Deutschland das mangelnde Material sammle, eines meiner bedeutendsten Werke hervorbringen kann. Schon allein die Personenschilderungen der seit 13 Jahren verstorbenen Freunde und Bekannten in der Literatur könnten einen großen interessanten Band liefern: Hegel, Gans, Cotta, Immermann, M. Beer, Schenk, Arnim, Chamisso, Fouqué, Frau von Barn-

hagen, Roberts, Maltitz, und noch eine Menge kleiner und großer Röter — nicht zu vergessen Grabbe, den wichtigsten — kurz, ein Buch von lauter Personen, die mir plastisch vor Augen stehen. Deshalb schicke ich Ihnen nur mein metrisches Gedicht, und wenn ich noch Etwas hinschreibe in Prosa, so sind es etwa 2 bis 3 oder 4 Bogen.

Aber jetzt stellt sich nun die Hauptfrage hervor: wie können Sie das Buch drucken?

Damit Sie genau wissen, wie und was es ist, schicke ich es Ihnen unverzüglich, mit vollem Vertrauen.

Sobald Sie es gelesen, werden Sie leicht einsehen, daß, wenn es als kleines Büchlein von 10 oder 12 Bogen erscheint, die Bogue ungeheuer sein wird, daß es ein großes Geschäft ist, daß der enormste Absatz in diesem Momente sicher ist. Aber zugleich werden Sie sehen, daß dieses Büchlein durch keine Censur gehen kann, und wahrlich, ich habe bei der Abfassung auf alle Censur verzichtet und mir für den schlimmsten Fall einen Abdruck in Paris gedacht. — Also von Censur kann gar nicht die Rede sein. Ob Sie Ihre Firma auf den Titel setzen sollen, mögen Sie selbst beurtheilen; ich glaube, Sie können's. Nun stellt sich also die Frage: können Sie ein Buch unter 20 Bogen dort ohne Censur gedruckt bekommen? Ist Dieses nicht der Fall, so

muß ich das Buch durch Zufügung von Allotria zu 20 Bogen anschwellen, und in diesem Falle schlage ich Ihnen vor, den „Atta Troll“ hinzuzuthun, nämlich in der Gestalt, wie er jetzt noch ist, und in der neuen Gedichtsammlung würde ich ihn mit Thaten vollständiger geben. Doch ungern entschloß' ich mich dazu. Prosaische Aufsätze hinzu zu geben, würde dem Buche seinen poetischen Charakter rauben. — Schreiben Sie mir umgehend über diesen Punkt, welcher der wichtigste. Unterdessen schicke ich Ihnen das Manuscript, zunächst auf höchste Verschwiegenheit rechnend, und dann meine Interessen Ihnen unbedingt ans Herz legend. Ich muß ganz sicher auf Sie zählen können, dann kann ich auch Großes thun. Dann habe ich Muth und sogar Talent. Über Honorar habe ich, ich schwör' es Ihnen, noch nicht nachgedacht, und als die wichtigste Frage lag mir der unverstümmelte Druck meines Gedichtes im Sinn. In dieser Beziehung kann ich nicht umhin, Ihnen zu gestehen, daß Personen, die keine Zeile von meinem Gedichte kennen, aber den Zeitinhalt ahnen, mir die glänzendsten Propositionen gemacht, es hier in Paris drucken zu lassen. — Ich habe, wie gesagt, Niemanden eine Zeile von meinem Gedichte gezeigt, lasse auch keine Zeile (obgleich manche hochpoetisch unverfängliche Stücke drin sind) bei Laube drucken oder anderswo. Kurz, ich will über=

raschen, einen Schlag machen — und rechne auf Ihre Klugheit und Freundschaft. Auch Hamburg habe ich (zu Ihrem Ergötzen und Nutzen) mit harmlosem Humor bedacht. — Liebster Campe! nur stumm wie ein Fisch. — Der Titel des Buches ist: „Deutschland, ein Wintermärchen“.

Ich habe Ihnen über Rothschild nicht weiter geschrieben, nicht sowohl wegen meines Augenübel, als auch weil ich durch eine seltsame Fatalität ihn nie recht treffen konnte und nicht mit ihm ordentlich gesprochen. Setzt aber, wo ich freier bin, will ich ihn doch sprechen, und ich denke, unterdessen ist dort Nichts gegen ihn geschehen. Mitte nächster Woche schreibe ich Ihnen hierüber. — Unsre ehemaligen Revolutionäre sind fast zu Mouchards der hiesigen Ambassaden herabgesunken; Das hat sich bei Gelegenheit der Ruge'sche Revue gezeigt. Letztere wird in andrer Form fortgesetzt; das Mißgeschick entstand durch die Uneinigkeit, nicht durch Geldmangel, noch weniger durch Mangel an gutem Manuscript (noch gestern erbot sich Jemand, 40,000 Francs herzugeben, wenn ich mich als Redakteur nennen wollte, was ich aber bleiben lasse. Ich habe mich genug pro patria bloßgestellt). Letzte in Darmstadt proponiert, sie in Deutschland als Bücher von 21 Bogen zu drucken. Aus Köln bieten sogar Philister große Summen, damit die Revue fortgesetzt werde. Aus

Deutschland sind anonyme, aber vortreffliche Aufsätze eingeschickt. — Sie sehen, durch welche Lügen das Aufhören der Revue in deutschen Blättern als ein Zeichen des Mißfallens verleumdet wird. An Ruge ist übrigens nicht Viel, und die Partei hat ihn abgesetzt. Wir werden bald mündlich, hoffe ich, über Alles uns aussprechen.

Ihr Freund

H. Heine.

216. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1844.

Liebster Campe!

Ihre Briefe vom 13. und 22. April habe ich erhalten und aus letzterem ersehen, daß Sie Alles, was ich Ihnen über mein Opus geschrieben, nicht begriffen haben; denn sonst würden Sie mir die Zumuthung nicht machen, es durch Sieveking durch die Censur zu bringen. Wenn Dieser mein Vater wär', könnte er mir das Imprimatur nicht ertheilen; dazu kommt, daß das Gedicht am unleidlichsten Preußen und dessen König berührt, wo Sieveking also aus Staatsgründen und Privatsympathie

nicht gut für mich sein würde*). Von Censur ist keine Möglichkeit. Das Gedicht muß als 21 Bogen ohne Censur gedruckt werden, oder ich muß, wenn Ihnen Dies nicht möglich ist, das Gedicht hier oder in der Schweiz herausgeben. Anders sehe ich hier keinen Ausweg. Mit Censur kann es nicht gedruckt werden, obgleich ich bei der Durchsicht noch die grellsten Stellen strich, Ihretwegen, auch Ihretwegen bei der Konception mich zügelte und gewiß auch noch jetzt ein Übriges thäte. Denn ich habe ja das Ganze zunächst Ihretwegen geschrieben.

Melden Sie mir daher umgehend, ob Sie das Gedicht, durch Zugabe auf 21 Bogen ausgedehnt, ohne Censur drucken können. Ist Dies durchaus nicht möglich, so ist es rein überflüssig, daß ich Ihnen das Manuskript einschicke; können Sie es aber in angedeuteter Weise drucken, so schicke ich Ihnen das Manuskript unverzüglich, und es bleibt dann nur die Frage: was ich hinzugebe. Ich hatte Ihnen in dieser Beziehung den „Atta Troll“ vorgeschlagen, aber bei näherem Erwägen Ihrer Interessen habe ich ausgefunden, daß es viel besser wäre, wenn ich das neue Gedicht an die Stelle des „Atta Troll“ in den zweiten Gedichtband auf-

*) Trotz Heine's Befürchtung mußte Herr Campe dennoch das Imprimatur durch Vermittelung des Syndikus Sieveking zu erlangen.

nehme. Ich sichere dadurch diesem zweiten Band die ungeheuerste Bogue, ich gebe ihm einen Schwung, über den Sie erstaunen werden. Den „Atta Troll“ würden Sie alsdann als besonderes Opus allein herausgeben, und mit einigen Hinzufügungen, die mir noch im Geiste liegen, würde auch dieses Büchlein sich lustig in der Welt herum trollen; da ich dies Jahr wieder ein Gebirgsbad nehme, wird die Bärenmuße mich gewiß zur Vollendung des Gedichts frisch unterstützen.

Ich bleibe nur noch vier Wochen hier, dann muß ich meiner Augen wegen (ich bin wieder halb blind) durchaus ins Bad reisen. Leuf in der Schweiz wird mir von den Ärzten angerathen. Ich hab' es durchaus nöthig, wenn ich nicht ganz erblinden will. Im Verlauf der letzten 14 Tage habe ich vier große Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, die, mein Augenübel vermehrend, mir mehr kosten, als sie mir einbringen. Das ist Schriftsteller-Misère: die kranken Augen anstrengen, um die Heilungskosten zu erschwingen. —

In Betreff Rothschild's hätte ich Ihnen zu Viel zu schreiben, als daß es mir meine armen Augen heute erlauben. Ich hab' ihn gesprochen und will Ihnen nächste Woche die Unterhaltung mittheilen; in wie weit er es verdient, geschont zu werden, mögen Sie dann selbst ermessen. Die Sache hat sich

schon so lange hingezogen, daß es Ihnen wohl um eine Woche mehr nicht ankommen wird. — Ich schreibe Ihnen heute nur der wichtigeren Sache wegen. Antworten Sie mir aber sogleich.

Wahrscheinlich trifft Sie mein Brief in Leipzig; Sie können mir also einen Dienst leisten, um den ich Laube nicht angehen will. Ich habe nämlich Behufs meines zweiten Bands Gedichte eine Abschrift nöthig von den Gedichten, die ich seit einigen Jahren in der „Eleganten Welt“ drucken ließ. Kann ich die gedruckten Nummern haben, so ist es mir lieb; wo nicht, müssen Sie mir von diesen Gedichten sehr deutlich geschriebene Abschriften verfertigen lassen, und zwar jedes Gedicht auf ein einzelnes Blättchen Postpapier. Ich weiß, Sie haben in der Messe Viel zu thun, aber ich muß Sie dennoch mit dieser Kommission belästigen. Bitte, schicken Sie mir nur recht bald die Blättchen, denn ich will jedenfalls, ehe ich ins Bad reise, das Manuscript zurecht machen.

Ohne die geringste Schuld von meiner Seite, hat Laube sich schmähend gegen mich benommen. Anfangs war ich darüber zu Tode betrübt, ich weinte wie ein Kind; Das war der Mensch, auf den ich am meisten baute unter Allen, den ich wie einen Bruder liebte, und den ich, selbst wenn er Hofrath geworden wäre oder Censor, dennoch nie

verleugnet hätte. Jetzt bin ich auch darüber getröstet, ich empfinde nur noch wie Katzenjammer. Vielleicht in einigen Wochen lache ich darüber und sehe ein, wie wenig ich verloren habe.

Ihr Freund

H. Heine.

217. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juni 1844.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen könnte ich schon Antwort von Ihnen haben auf meinen letzten Brief. Und hatte Ihnen doch so dringend ans Herz gelegt, daß ich ins Bad reisen muß und eher Paris nicht verlassen kann, ehe ich über das Schicksal meines jüngsten poetischen Kindes beruhigt bin. Ihr Stillschweigen läßt mich zwar hoffen, daß Sie in Allem mit mir einverstanden und das Buch gleich in die Presse gegeben. Dennoch will ich nicht eher abreisen, ehe ich von Ihnen Brief erhalten. Haben Sie daher noch nicht geschrieben, so eilen Sie. Wahrhaftig, durch diese Verzögerung geschieht meiner Gesundheit ein großer Schaden. — Ist das Buch in die Presse,

so binden Sie doch dem Setzer auf die Seele, daß er in Betreff der Interpunction sehr aufmerksam sei und namentlich vor einem Gedankenstrich keinen Punkt setze, wie oft geschieht. — Einliegend drei Flöhe*), die Sie, wenn sie Ihnen nicht mißbehagen, den politischen Gedichten einverleiben können; doch will ich, wegen des Königs von Preußen, nicht bestimmt dazu rathen. In Eil' vor Abgang der Post.

Ihr Freund

H. Heine.

218. An Julius Campe.

Paris, den 11. Juli 1844.

Liebster Campe!

Schon seit 4 bis 5 Tagen könnte ich Antwort auf meinen letzten Brief von Ihnen haben, worin ich Ihnen die Verlegenheit meldete, die mir Ihr Stillschweigen verursacht. Letzteres ist mir ungreiflich, und beunruhigt mich in einer Weise, die

*) Vermuthlich die in Band XVII, S. 254—258 abgedruckten Gedichte: „Schloßlegende“ und „Der neue Alexander“.

ich unmöglich schildern kann. Was geht mit Ihnen vor? Sind Sie krank? Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Plagt Sie der Teufel? Oder bin ich selbst toll? Da lasse ich die schöne Jahreszeit dahingehn, wo ich wegen meines Kopfsübels nothwendig ins Bad gehen müßte, und bleibe hier auf dem brennenden Asphaltpflaster von Paris, in dem dumpfen Wagengerassel, nach grünen Bäumen und reiner Luft lechzend, die Nerven fieberhaft irritiert, vor Ungeduld unfähig die Feder in der Hand zu halten — und das Alles, weil ich keine Zeile von Ihnen erhalte! Sind geringfügige Ursachen hier im Spiel, wenn nicht gar merkantilische, so wär' Das unverzeihlich. An meiner Gesundheit leide ich einen Schaden, der wahrlich nicht zu ersetzen ist, und von Zeitverlust will ich gar nicht reden, und beklage ihn nur in Bezug auf die Verspätung meiner Reise. Ich werde wahrscheinlich, indem ich bis Ende der nächsten Woche noch auf Brief von Ihnen warte, gar nicht mehr ins Bad gehn können. — Haben Sie Dies gewollt, haben Sie etwa meine Reise nach der Schweiz ungern gesehen, so ist es Ihnen gelungen, sie mir zu vereiteln. — Aber, der Teufel! warum lassen Sie einen Freund in dieser Noth? Sie wissen doch, daß ich keine Ruhe habe, ehe ich über das Schicksal meines Manuscripts Gewißheit erlange. — Ich glaube, ich werde es zuletzt nicht

mehr aushalten können und über Hals und Kopf nach Hamburg eilen. — Gestern ging ich mit Hebbel drei Stunden lang auf und ab, und da er ebenfalls keine Nachricht von Ihnen hat, brachen wir uns vergebens die Köpfe. Ich schließe, denn die Feder fällt mir aus der Hand.

Ihr Freund

H. Heine.

219. An Mathilde Heine.

Hamburg, Montag, den 12. August 1844.

Meine liebe Nonnotte!

Ich bin seit Deiner Abreise zu Tode betrübt.*) Wenn Du diesen Brief empfängst, wirst Du Dich hoffentlich schon von den Anstrengungen Deiner Reise erholt haben. Du hast schönes Wetter gehabt, keinen

*) Mathilde, die ihren Gatten Ende Juli 1844 nach Hamburg begleitet hatte, kehrte von dort bald wieder nach Paris zurück, wo sie sich, wie bei dem vorjährigen Aufenthalte H. Heine's in Hamburg, in der Pension der Madame Darte, Chailôt No. 101, einquartierte. Die Briefe Heine's an seine Frau sind sämtlich in französischer Sprache abgefaßt und hier in wörtlicher Übersetzung mitgetheilt. Er tituliert seine streng katholische, jeder religiösen Freigeisterei abholden Frau „Nonnotte“, mit scherzhafter Anspielung auf den gleichnamigen, durch seine Polemik wider Voltaire bekannten Jesuiten.

Wind, und die Ueberfahrt muß weniger unangenehm als auf der Herreise gewesen sein. Alle Welt hier, besonders meine arme Mutter, ist betrübt wegen Deines Fortgangs. Schon drei Tage, daß ich Dich nicht gesehn habe. Diese Tage sind mir wie Schatten entschwunden. Ich weiß nicht, was ich thue, und ich denke gar Nichts. — Sonnabend erhielt ich einen Brief von meinem Oheim, worin er mich wegen seiner Anschauereien fast um Verzeihung bittet; er gesteht auf eine rührende Weise, daß sein leidender Zustand und die Arbeiten, mit denen er überhäuft, die Ursachen jener schlechten Laune sind, welche bei jeder Gelegenheit losplakt. Obschon ich an meiner schrecklichen Migräne litt, mußte ich doch gestern, Sonntag, bei ihm speisen. Er war sehr liebenswürdig. Aber mein Kopf ist heute wie ein gebratener Apfel. Du kennst jenen Zustand von Stumpfsinn, in welchem ich mich am nächsten Tage befinde, wenn ich, trotz meiner Migräne, mich angestrengt habe. Ich vermag kaum zu schreiben; ich hoffe, daß Du mein Gefrickel lesen kannst. Schreibe mir bald und viel; Du brauchst Dich vor mir nicht zu genieren. Laß mich wissen, ob Du wohl und munter angekommen bist, ohne Unfall, ohne bestohlen zu sein, ob die Douane Dich nicht chifaniert hat, ob Du gut untergebracht bist, ob Du Dich wohlbefindest, und ob ich Deinethalb ruhig

sein kann. Halte Dich still in Deinem Neste bis zu meiner Rückkehr. Laß die Deutschen nicht Deinen Schlupfwinkel aufspüren; sie haben vielleicht aus dem Geschwätz einiger deutschen Blätter erfahren, daß Du ohne mich nach Frankreich zurückgekehrt bist. Wir kennen Einen von ihnen, der nicht-allzu zartfühlend ist, und der fähig wäre, nach der Pension zu kommen; vergiß nicht, für diesen Fall Deine Vorsichtsmaßregeln zu treffen. — Viele Grüße von mir an Mademoiselle Pauline*), an Mademoiselle Clotilde, und vor Allem an Madame Darte. Auch an Aurecia; ich hoffe ihren Vater zu sprechen, wenn Karl zurück kommt. — Ich liebe Dich mehr als je!

Von Herzen Dein

Henri Heine.**)

*) Die nachmalige treue Gesellschafterin Mathildens, welche sich, wie die anderen der oben genannten Damen, gleichfalls in der Pension der Madame Darte befand.

**) Während die Briefe Heine's an seine Frau — gegen die sonstige Gewohnheit des Dichters, wenn er an Franzosen schrieb oder seinen Namen unter französischen Übersetzungen seiner Werke drucken ließ — sämtlich mit „Henri Heine“ unterzeichnet sind, ist auf den Rouvert-Adressen an Madame Henri Heine niemals der französische accent aigu seinem Namen beigelegt.

220. An Mathilde Heine.

(Hamburg, den 16. August 1844.)

Meine liebe Nonnotte!

Man hämmert neben mir, meinem Kopfe geht's noch nicht besser, ich bin trübselig wie eine Nachtmütze, ich bin dreihundert Stunden von Dir entfernt, mit einem Worte, ich bin nicht glücklich. Ich erwarte mit Ungeduld Brief von Dir; ich beschwöre Dich, mir wenigstens zweimal die Woche zu schreiben, denn wenn ich Deinetwegen nicht ruhig bin, so verliere ich den Kopf, und doch bedarf ich mehr als je dieses armen Kopfes, da der Horizont sich verfinstert und meine Angelegenheiten sich verwirren. Ich brauche zwei Monate, um meine Angelegenheiten zu ordnen — wenn ich inzwischen nicht regelmäßig Nachricht von Dir erhalte, und wenn ich wild werde wie voriges Jahr, so würden daraus unberechenbare Verluste erwachsen. Vergiß nicht mir aufs genaueste zu schreiben, wie's Dir geht, ob Du Dich wohlbefindest. Ich habe wohl nicht erst nöthig, Dir recht viel Vorsicht in Allem, was Du thust, anzuempfehlen — Du weißt, wie sehr ich die Persidie der Deutschen und zuweilen selbst der Franzosen zu fürchten habe.

Meinem alten Oheim geht es viel schlimmer; ich hätte ihm Vielerlei zu sagen, aber es scheint,

daß er nicht mehr Zeit haben wird, es in dieser Welt zu hören. O mein Gott, welches Unglück! Er wird dieses Jahr nicht überleben. Ich werde ihn heute besuchen; mir wird das Herz schwer bei dem bloßen Gedanken, ihn in demselben Zustand wie vorige Woche zu sehen.

Meine Mutter befindet sich bewundernswürdig wohl, und sie spricht immer von Dir mit ihrer Dame d'Atour, ihrem Faktotum, ihrem weiblichen Sancho Panza, kurz, mit Sette. Meiner Schwester und ihren Kindern geht es gut, sie erwarten mit Ungeduld Nachricht von ihrer Tante.

Ich rathe Dir, Unterricht im französischen Stil zu nehmen . . . Pauline kann Dir Stickerie-Unterricht geben, laß Dir diese Gelegenheit nicht entgehen. Verne Etwas während meiner Abwesenheit; ich bin mit Allem einverstanden, was Du für die Ausbildung Deiner Anlagen ausgeben wirst; Das ist gut angewandtes Geld. — Leb wohl! Tausend Grüße an Deine Freundinnen und tausend Küsse für Dich!

Henri Heine.

221. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 20. August 1844.

Mein geliebter Schatz!

Seit Deiner Abreise thue ich Nichts als seufzen. Ich denke unaufhörlich an Dich. Ich leide an meinem gewöhnlichen Kopfsweh, und diese Schmerzen werden immer gesteigert und genährt durch die Unruhe meines Herzens. Ich will nicht mehr von Dir getrennt sein! Wie schrecklich! Ich fühle mehr als je die Nothwendigkeit, Dich immer vor Augen zu haben. Sage Dir einmal, wie es mich aufregen muß, daß ich noch keine Nachrichten von Dir habe. Schreibe mir, ich beschwöre Dich, so oft wie möglich, wenigstens zweimal die Woche, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe; der Faktor giebt mir in Person meine Briefe, er weiß mich überall zu finden. In zwei Tagen verlasse ich mein großes Logis, ich werde ein Zimmer beziehen, das mir nicht so Viel kostet, und wo ich während der Nacht kein Hundegebell höre, wie in meiner jetzigen Wohnung. Es hat sich hier eine ganze Meute gegen meinen Schlaf verschworen; Das macht mich jede Nacht wüthend.

Schreibe mir, ob Du viel an der Seekrankheit gelitten hast, ob Du nicht von der Douane chifaniert

worden bist, ob Du unterwegs Nichts verloren hast, und vor Allem, ob Du in der Pension gut aufgehoben bist. Ich bitte Dich inständig, mir in dieser Hinsicht die volle Wahrheit zu sagen; denn wenn Du es nicht gut hast, werde ich meine Rückkehr noch mehr beschleunigen, als ich es so schon thue. Sage mir, ob Deine Lage einigermaßen erträglich ist, dann kann ich meine Geschäfte mit mehr Muße und Ruhe beenden. — Der Stand der Dinge ist hier noch derselbe. Alle Welt fragt mich nach Neuigkeiten von Dir, und da ich selbst noch keine habe, bin ich um so besorgter. — Ich hoffe, daß Du mein Gefäß lesen kannst; ich habe keine Tinte mehr, und meine Feder ist abscheulich. — Meine Komplimente an Madame Darte und an Deine jungen Freundinnen; ich hoffe, daß Pauline mir einen langen Brief voller Details über Dich schreiben wird. Sag ihr, daß ich noch immer der Bewunderer ihres schönen Beines sei. — Bleibe ruhig in Deinem Nest, mein armes Täubchen; zeige Dich nicht öffentlich, damit Niemand meiner Bekannten erfahre, daß Du ohne mich in Paris bist.

Dein armer Hund

Henri Heine.

222. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 27. August 1844.

Meine liebe Nonnotte!

Endlich, Gott sei Dank, endlich habe ich Deinen Brief erhalten. Es war letzten Sonntag in dem Momente, wo ich es vor Unruhe nicht mehr aushalten konnte, wo ich in eine Abspannung versunken war, von welcher Du Dir keine Vorstellung machen kannst. Bei dem bloßen Anblick Deines Briefes jauchzte mein Herz, ich trällerte, ich tanzte und ich ging ins Theater, um mich an Gesang und Tanz zu ergötzen. Man gab „die Stumme“, und ich verschlang vier Akte davon. Ob gut gespielt wurde, weiß ich nicht, denn ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt, daß ich des Stücks vollständig vergaß — ich dachte nur an Dich, meine arme Freundin, die eine so gefährvolle Überfahrt gehabt, die so schrecklich von dem nichtsnutzigen Neptun herumgerüttelt worden, der durchaus nicht galant gegen hübsche Frauen ist, der alte Nichtsnutz von Heidengott, an welchem ich mich durch ein Spottgedicht rächen werde. Der verruchte Bösewicht! sich an Nonnotte, meinem armen Lamm, zu vergreifen! — Ich bin ebenfalls wüthend auf die schändlichen Douaniers, welche Dir 20 Franken für die Strümpfe

abgepreßt haben — Du hast ihnen also nicht gesagt, daß einige darunter für das schönste Wein in Chaillôt bestimmt waren? Übrigens glaub' ich, daß es zum Theil meine Schuld ist, denn ich hätte die Strümpfe tiefer unten im Koffer verstecken müssen. Ich freue mich aber sehr, daß Du Deine Sachen nicht verloren hast, und daß man Dir nicht, wie Drry in der Rolle des Bilboquet, zugerufen hat: „Il n'y a pas de Malle!“ — Wenn ich aber Dich selbst durch einen Schiffbruch oder durch einen Korsaren verloren hätte! Dann würde mir auf all' meine Fragen: „Wo ist meine Frau?“ die Antwort gekommen sein: „Il n'y a pas de Mal!“

Ich befinde mich besser, seit ich Nachricht von Dir habe; schreibe mir oft, sonst versinke ich wieder in meine schwarze Laune. Alle befinden sich wohl; mein Oheim hat einen tollen Streich gemacht: trotz seiner Krankheit ist er auf einige Tage nach Travemünde gereist. Tausend Komplimente an Madame Darte. Viele Grüße an Pauline, deren kurze Zeilen mich sehr erfreut haben.

Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heine.

223. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 30. August 1844.

Liebster Schatz!

Ob schon ich heut meine Migräne habe — (und Du weißt, was Das heißt!) — will ich Dir doch einige Zeilen mit dem heute Abend abgehenden Dampfer senden. So eben habe ich Deinen zweiten Brief nebst demjenigen von Madame Darte erhalten, der mir sehr wohl gethan hat. Ich bitte Dich, Madame Darte recht viel Angenehmes von mir zu sagen.

Seit ich Nachrichten von Dir empfang, bin ich ruhiger und beende meine Geschäfte mit gewohnter Sicherheit, fast hätte ich gesagt: mit gewohnter Hitze. — Alle hier befinden sich wohl; Karl und Therese, die von ihrer Bummelfahrt zurück gefehrt sind, haben Deine Abreise sehr bedauert. — Ich verabscheue das Meer, seit ich weiß, wie viel Leiden es Dir bereitet hat. — Und die Trennung! welch ein Unglück! Wenn man von einander getrennt ist, fühlt man erst recht, wie lieb man einander hat! Wie glücklich werde ich sein, Dich bald wieder zu sehen!

Was Du von Aurecia schreibst, nimmt mich nicht sehr Wunder. Ich habe nie bezweifelt, daß

ihr Herz eben so kupferbraun ist, wie ihr Teint! Aber ich begreife noch nicht, wie man mich irgend wie in die Klätschereien hinein gezogen haben kann. Ich habe mich vorsichtig genug benommen, um außerhalb derselben zu bleiben, um mich nicht im geringsten zu kompromittieren, um der Bosheit keine Waffen in die Hand zu geben. Der Teufel, sagt ein Sprichwort, beneidet alle glücklichen Ehen und sucht seine Eier der Zwietracht dort einzuschmuggeln. Meine Liebe, suchen wir immer uns vor der Bosheit der bösen Zungen zu bewahren! Ich hoffe, daß man meiner Ruhe nicht zu schaden vermag, wenn man mir Alles berichtet, was Du in meiner Abwesenheit gethan hast — man wird Das unfehlbar thun, bedenke Das wohl! — Adieu, Geliebte! Ich denke stets an Dich. Viele Grüße an meine kleine Melone! — Nächstes Jahr um diese Zeit werden wir in Italien sein. Schreibe mir recht oft.

Dein armer Mann

Henri Heine.

224. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 2. September 1844.

Liebster Schatz!

Ich weiß wohl, daß Du nicht sehr schreiblustig bist, daß Briefe zu schreiben für Dich ein sehr

langweiliges Geschäft ist, daß es Dich ärgert, Deine Feder nicht mit verhängtem Zügel von selbst galoppieren lassen zu können — aber Du weißt wohl, daß Du Dich vor mir nicht zu genieren brauchst, und daß ich Deine Gedanken errathe, wie schlecht sie auch ausgedrückt sein mögen. Ich habe in diesem Augenblick viel zu arbeiten, und da ich nur Deutsch spreche und schreibe, macht es mir auch schon einige Mühe, Französisch zu schreiben. Das mag Dir zugleich erklären, weshalb ich Dir weniger oft und nicht so lange Briefe schreibe, wie ich es gern möchte; denn ich denke stets an Dich, und ich habe Dir Tausenderlei zu sagen. Das Wichtigste, was ich Dir mitzutheilen habe, ist, daß ich Dich liebe bis zum Wahnsinn, meine liebe Frau.

Ich hoffe, daß Du die deutsche Sprache noch nicht vergessen hast.

Ich habe für Dich einen Brief von George erhalten, nebst einem Briefe von Pauline; letzterer ist voll Zärtlichkeit, die fast nach Empfindsamkeit duftet. Tausend Grüße an mein sentimentales Melönchen! Was das Sendschreiben von George betrifft, so ist es unleserlich; er schreibt wie ein großer Mann, welcher es unter seiner Würde erachtet, auf den Leser Rücksicht zu nehmen. Ich habe mit Mühe entziffert, daß seine ganze Familie sich wohlbefindet. Gleichzeitig hab' ich für Dich einen Brief

von Madame Rencuarc und einen Brief von Jenny*) erhalten. Der Brief von der Mutter ist traurig, und die arme Frau scheint viel zu leiden; ich hoffe, sie weiß nicht, daß Du in Paris bist; sei auf der Hut, denn es könnte Unannehmlichkeiten geben, z. B. weil sie mit Madame Marie zerfallen ist. Jenny ist in ihrem Briefe, wie sie in Paris ist: ein Porzellanpüppchen, veritabler Cérès, niedlich, amüsant, von gutem Ton, und ein bißchen rotot. — Ich werde Dir diese ganze Korrespondenz in Paris übergeben, um nicht die Post zu bereichern. — Noch ein Brief! und wieder von Herrn Weill, welcher die Absicht hat, mich anzupumpen. Sieh wohl Acht, daß dieser Herr Dir nirgends begegnet, und daß er nicht Deine Anwesenheit in Paris erfährt. Durch seine Taktlosigkeit, durch seine Verbindungen und durch seine zudringliche Frechheit ist er gefährlicher, als ein Feind. Du weißt, daß ich immer Recht habe in solchen Dingen, und daß meine Rathschläge strengstens befolgt werden müssen.

Wir befinden uns Alle recht wohl; selbst meinem Oheim geht's besser, und er ist umgänglicher. Ich bin wohlangeesehen bei Hofe. Über meine Abreise habe ich noch Nichts bestimmt. Ich bin in derselben Wohnung geblieben, nur bin ich ins zweite Stock-

*) Über Mademoiselle Jenny vgl. Alfred Reissner's Erinnerungen an 14 und 195.

werk hinauf gezogen, um nicht 125 Mark Miethc zu bezahlen; ich zahle jetzt nur 45 Mark monatlich. Gewöhnlich esse ich bei meiner Mutter, so daß ich Wenig verbrauche. Ich hoffe, daß auch Du nicht Viel ausgiebst; meine Geschäfte sind nicht sehr einträglich. Auf jeden Fall werde ich Dir nächste Woche Geld senden.

Leb wohl, meine geliebte Nonnotte. Meine Empfehlung an Madame Darte.

Dein armer Mann

Henri Heine.

225. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 11. September 1844.

Geliebter Engel!

Mein Augenleiden hat sich verschlimmert, und das Schreiben macht mir große Mühe; da ich jedoch weiß, daß dies Leiden vorübergehend ist und einer gewissen Periodicität unterliegt, so beunruhigt es mich weniger. Nur hindert es mich, meine Affären so rasch zu beenden, wie ich gewünscht hätte, und ich glaube nicht, daß ich am 24. dieses Monats zur Abreise bereit sein werde. Wahrscheinlich werde ich mich acht Tage später auf den Weg machen. Ich will hier Nichts verabsäumen, und die Dinge liegen ziemlich

verzwickt. — Ich erhalte keine Nachrichten von Dir, und doch solltest Du mir allwöchentlich einmal, wenn nicht zweimal, schreiben. Ich bitte Dich dringend, mich nicht ohne Brief zu lassen, sondern mir Viel und so oft wie möglich zu schreiben. Vergiß nicht, daß ich nur für Dich lebe, und wenn Du in diesem Augenblicke nicht glücklich bist, so beunruhige Dich nicht; die Zukunft gehört uns.

Beifolgend sende ich Dir eine Anweisung auf 250 Franks, zahlbar sofort bei den Herren Fould (Rue Bergère No. 10). Ich habe sie mir von meinem Onkel Henry geben und sie an Deine Ordre ausstellen lassen. Wenn Du hinschickst, um das Geld holen zu lassen, so vergiß nicht, auf die Rückseite dieser Anweisung, ungefähr wo ich die kleinen Punkte gemacht habe, die Worte zu setzen:

Pour acquit

Mathilde Heine.

Schreibe mir sofort, daß Du meinen Brief erhalten und daß die Anweisung bezahlt worden ist. Du magst über dies Geld nach Gutdünken verfügen, und ich unterlasse es, Dir Sparjamkeit zu empfehlen. Du kennst ja hinlänglich meine Finanzlage. — Ich schicke Dir gleichzeitig einen kleinen Brief meines Schwagers, den Du sofort beantworten mußt, indem Du Paulinens Feder dazu leihst. — Ich habe viel an diese junge Dame gedacht; neulich speiste ich bei meinem Oheim

und es gab dort eine sehr schöne Melone. Ich sagte, daß ich die Melonen liebe, aber nicht esse. — Leb wohl, mein Lieb! Bis zum letzten Blutstropfen Dein
Henri.

N. S. Ich wiederhole Dir, lieber Schatz, die dringlichsten Ermahnungen Betreffs Deiner Lebensweise in diesem Augenblick, damit Niemand Dir in Paris begegne. Du weißt, wie schlecht die Welt ist. Ich bin augenblicklich Verfolgungen ausgesetzt, die um so gefährlicher sind, weil sie gut maskiert sind. Man zettelt dunkle Intrigen gegen mich an, welche ich nur durch List und Ruhe vereiteln kann. Ich bin genöthigt, in meinem Herzen den gerechtesten Zorn zurück zu drängen und Denjenigen Sammetpfötchen zu geben, welche nicht aufhören, mir Böses zu thun. Vergiß Das nicht, dann wirst Du nachsichtiger gegen meine Reizbarkeit sein, selbst wenn sie Dir verdrießlich wird. Mache mir keinen Kummer, und liebe mich von Herzen. — Mein neues Buch*) ist schon gedruckt und wird in etwa zehn Tagen ausgegeben. — Ich umarme Dich zärtlich!

Henri Heine.

*) Die „Neuen Gedichte“, mit dem Wintermärchen „Deutschland“.

226. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 1. Oktober 1844.

Meine Heißgeliebte!

Ich bin ganz von meinen Geschäften in Anspruch genommen, welche ich vor meiner Abreise erledigen will; mit meinen Augen hat sich's gebessert, aber ich leide noch immer am Kopfe, und durch diesen kränklichen Zustand habe ich viel Zeit verloren; um das Maß der Annehmlichkeiten voll zu machen, muß ich heute ausziehen, da mein Zimmer vermiethet ist — Du siehst wohl, daß ich keine Zeit habe, Dir lange Briefe zu schreiben. Meine Abreise bleibt auf nächsten Sonnabend, den 5. Oktober, festgesetzt, und ich werde diese wenigen Tage im Hause meiner Schwester schlafen. Ich hoffe, daß Du die 100 Francs, welche ich Dir vorige Woche schickte, erhalten hast. Ich bin in guter Stimmung, wenn auch nicht heiter. Wie könnte ich heiter sein, ferne von Dir, meine geliebte Nonnotte, mein theures Lieb, mein armer Schatz, meine einzige Freude auf dieser Erde! Vergiß nicht, was ich Dir auf die Seele gebunden. Meine elenden Deutschen wissen, daß Du in Paris bist — sei wohl auf der Hut, daß sie Dir nicht nahe kommen. Mein Gott, der bloße Gedanke, daß Du ohne mich in Paris bist, macht mich zittern. Mein armes Lamm, Du bist

222. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 27. August 1844.

Meine liebe Nonnotte!

Endlich, Gott sei Dank, endlich habe ich Deinen Brief erhalten. Es war letzten Sonntag in dem Momente, wo ich es vor Unruhe nicht mehr aushalten konnte, wo ich in eine Abspannung versunken war, von welcher Du Dir keine Vorstellung machen kannst. Bei dem bloßen Anblick Deines Briefes jauchzte mein Herz, ich trällerte, ich tanzte und ich ging ins Theater, um mich an Gesang und Tanz zu ergötzen. Man gab „die Stumme“, und ich verschlang vier Akte davon. Ob gut gespielt wurde, weiß ich nicht, denn ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt, daß ich des Stücks vollständig vergaß — ich dachte nur an Dich, meine arme Freundin, die eine so gefährvolle Überfahrt gehabt, die so schrecklich von dem nichtsnutzigen Neptun herumgerüttelt worden, der durchaus nicht galant gegen hübsche Frauen ist, der alte Nichtsnutz von Heidengott, an welchem ich mich durch ein Spottgedicht rächen werde. Der verruchte Bösewicht! sich an Nonnotte, meinem armen Lamm, zu vergreifen! — Ich bin ebenfalls wüthend auf die schändlichen Douaniers, welche Dir 20 Franks für die Strümpfe

abgepreßt haben — Du hast ihnen also nicht gesagt, daß einige darunter für das schönste Wein in Chaillôt bestimmt waren? Übrigens glaub' ich, daß es zum Theil meine Schuld ist, denn ich hätte die Strümpfe tiefer unten im Koffer verstecken müssen. Ich freue mich aber sehr, daß Du Deine Sachen nicht verloren hast, und daß man Dir nicht, wie Dorn in der Rolle des Bilboquet, zugerufen hat: „Il n'y a pas de Malle!“ — Wenn ich aber Dich selbst durch einen Schiffsbruch oder durch einen Korsaren verloren hätte! Dann würde mir auf all' meine Fragen: „Wo ist meine Frau?“ die Antwort gekommen sein: „Il n'y a pas de Mal!“

Ich befinde mich besser, seit ich Nachricht von Dir habe; schreibe mir oft, sonst versinke ich wieder in meine schwarze Laune. Alle befinden sich wohl; mein Oheim hat einen tollen Streich gemacht: trotz seiner Krankheit ist er auf einige Tage nach Travemünde gereist. Tausend Komplimente an Madame Dartc. Viele Grüße an Pauline, deren kurze Zeilen mich sehr erfreut haben.

Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heine.

223. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 30. August 1844.

Liebster Schatz!

Ob schon ich heut meine Migräne habe — (und Du weißt, was Das heißt!) — will ich Dir doch einige Zeilen mit dem heute Abend abgehenden Dampfer senden. So eben habe ich Deinen zweiten Brief nebst demjenigen von Madame Darte erhalten, der mir sehr wohl gethan hat. Ich bitte Dich, Madame Darte recht viel Angenehmes von mir zu sagen.

Seit ich Nachrichten von Dir empfang, bin ich ruhiger und beende meine Geschäfte mit gewohnter Sicherheit, fast hätte ich gesagt: mit gewohnter Hitze. — Alle hier befinden sich wohl; Karl und Therese, die von ihrer Bummelfahrt zurück gefehrt sind, haben Deine Abreise sehr bedauert. — Ich verabscheue das Meer, seit ich weiß, wie viel Leiden es Dir bereitet hat. — Und die Trennung! welch ein Unglück! Wenn man von einander getrennt ist, fühlt man erst recht, wie lieb man einander hat! Wie glücklich werde ich sein, Dich bald wieder zu sehen!

Was Du von Aurecia schreibst, nimmt mich nicht sehr Wunder. Ich habe nie bezweifelt, daß

ihr Herz eben so kupferbraun ist, wie ihr Teint! Aber ich begreife noch nicht, wie man mich irgend wie in die Klätschereien hinein gezogen haben kann. Ich habe mich vorsichtig genug benommen, um außerhalb derselben zu bleiben, um mich nicht im geringsten zu kompromittieren, um der Bosheit keine Waffen in die Hand zu geben. Der Teufel, sagt ein Sprichwort, beneidet alle glücklichen Ehen und sucht seine Eier der Zwietracht dort einzuschmuggeln. Meine Liebe, suchen wir immer uns vor der Bosheit der bösen Zungen zu bewahren! Ich hoffe, daß man meiner Ruhe nicht zu schaden vermag, wenn man mir Alles berichtet, was Du in meiner Abwesenheit gethan hast — man wird Das unfehlbar thun, bedenke Das wohl! — Adieu, Geliebte! Ich denke stets an Dich. Viele Grüße an meine kleine Melone! — Nächstes Jahr um diese Zeit werden wir in Italien sein. Schreibe mir recht oft.

Dein armer Mann

Henri Heine.

224. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 2. September 1844.

Liebster Schatz!

Ich weiß wohl, daß Du nicht sehr schreiblustig bist, daß Briefe zu schreiben für Dich ein sehr

langweiliges Geschäft ist, daß es Dich ärgert, Deine Feder nicht mit verhängtem Zügel von selbst galoppieren lassen zu können — aber Du weißt wohl, daß Du Dich vor mir nicht zu genieren brauchst, und daß ich Deine Gedanken errathe, wie schlecht sie auch ausgedrückt sein mögen. Ich habe in diesem Augenblick viel zu arbeiten, und da ich nur Deutsch spreche und schreibe, macht es mir auch schon einige Mühe, Französisch zu schreiben. Das mag Dir zugleich erklären, weshalb ich Dir weniger oft und nicht so lange Briefe schreibe, wie ich es gern möchte; denn ich denke stets an Dich, und ich habe Dir Tausenderlei zu sagen. Das Wichtigste, was ich Dir mitzutheilen habe, ist, daß ich Dich liebe bis zum Wahnsinn, meine liebe Frau.

Ich hoffe, daß Du die deutsche Sprache noch nicht vergessen hast.

Ich habe für Dich einen Brief von George erhalten, nebst einem Briefe von Pauline; letzterer ist voll Zärtlichkeit, die fast nach Empfindsamkeit duftet. Tausend Grüße an mein sentimentales Melönchen! Was das Sendschreiben von George betrifft, so ist es unleserlich; er schreibt wie ein großer Mann, welcher es unter seiner Würde erachtet, auf den Leser Rücksicht zu nehmen. Ich habe mit Mühe entziffert, daß seine ganze Familie sich wohl befindet. Gleichzeitig hab' ich für Dich einen Brief

von Madame Renouard und einen dito von Senny*) erhalten. Der Brief von der Mutter ist traurig, und die arme Frau scheint viel zu leiden; ich hoffe, sie weiß nicht, daß Du in Paris bist; sei auf der Hut, denn es könnte Unannehmlichkeiten geben, z. B. weil sie mit Madame Darte zerfallen ist. Senny ist in ihrem Briefe, wie sie in Person ist: ein Porzellanpüppchen, veritabler Sèvres, niedlich, amüsant, von gutem Ton, und ein bißchen rofoko. — Ich werde Dir diese ganze Korrespondenz in Paris übergeben, um nicht die Post zu bereichern. — Noch ein Brief! und wieder von Herrn Weiß, welcher die Absicht hat, mich anzupumpen. Sieh wohl Acht, daß dieser Herr Dir nirgends begegnet, und daß er nicht Deine Anwesenheit in Paris erfährt. Durch seine Taktlosigkeit, durch seine Verbindungen und durch seine zudringliche Frechheit ist er gefährlicher, als ein Feind. Du weißt, daß ich immer Recht habe in solchen Dingen, und daß meine Rathschläge strengstens befolgt werden müssen.

Wir befinden uns Alle recht wohl; selbst meinem Oheim geht's besser, und er ist umgänglicher. Ich bin wohlangesehen bei Hofe. Über meine Abreise habe ich noch Nichts bestimmt. Ich bin in derselben Wohnung geblieben, nur bin ich ins zweite Stock-

*) Über Mademoiselle Senny vgl. Alfred Meißner's Erinnerungen an Heinrich Heine, S. 14 und 195.

werf hinauf gezogen, um nicht 125 Mark Miethe zu bezahlen; ich zahle jetzt nur 45 Mark monatlich. Gewöhnlich esse ich bei meiner Mutter, so daß ich Wenig verbrauche. Ich hoffe, daß auch Du nicht Viel ausgiebst; meine Geschäfte sind nicht sehr einträglich. Auf jeden Fall werde ich Dir nächste Woche Geld senden.

Leb wohl, meine geliebte Nonnotte. Meine Empfehlung an Madame Darte.

Dein armer Mann

Henri Heine.

225. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 11. September 1844.

Geliebter Engel!

Mein Augenleiden hat sich verschlimmert, und das Schreiben macht mir große Mühe; da ich jedoch weiß, daß dies Leiden vorübergehend ist und einer gewissen Periodicität unterliegt, so beunruhigt es mich weniger. Nur hindert es mich, meine Affären so rasch zu beenden, wie ich gewünscht hätte, und ich glaube nicht, daß ich am 24. dieses Monats zur Abreise bereit sein werde. Wahrscheinlich werde ich mich acht Tage später auf den Weg machen. Ich will hier Nichts verabsäumen, und die Dinge liegen ziemlich

verzwickt. — Ich erhalte keine Nachrichten von Dir, und doch solltest Du mir allwöchentlich einmal, wenn nicht zweimal, schreiben. Ich bitte Dich dringend, mich nicht ohne Brief zu lassen, sondern mir Viel und so oft wie möglich zu schreiben. Vergiß nicht, daß ich nur für Dich lebe, und wenn Du in diesem Augenblicke nicht glücklich bist, so beunruhe Dich nicht; die Zukunft gehört uns.

Beifolgend sende ich Dir eine Anweisung auf 250 Franks, zahlbar sofort bei den Herren Fould (Rue Bergère No. 10). Ich habe sie mir von meinem Onkel Henry geben und sie an Deine Ordre ausstellen lassen. Wenn Du hinschickst, um das Geld holen zu lassen, so vergiß nicht, auf die Rückseite dieser Anweisung, ungefähr wo ich die kleinen Punkte gemacht habe, die Worte zu setzen:

Pour acquit

Mathilde Heine.

Schreibe mir sofort, daß Du meinen Brief erhalten und daß die Anweisung bezahlt worden ist. Du magst über dies Geld nach Gutdünken verfügen, und ich unterlasse es, Dir Sparjamkeit zu empfehlen. Du kennst ja hinlänglich meine Finanzlage. — Ich schicke Dir gleichzeitig einen kleinen Brief meines Schwagers, den Du sofort beantworten mußt, indem Du Paulinens Feder dazu leihst. — Ich habe viel an diese junge Dame gedacht; neulich speiste ich bei meinem Oheim

und es gab dort eine sehr schöne Melone. Ich sagte, daß ich die Melonen liebe, aber nicht esse. — Leb wohl, mein Lieb! Bis zum letzten Blutstropfen Dein
Henri.

N. S. Ich wiederhole Dir, lieber Schatz, die dringlichsten Ermahnungen Betreffs Deiner Lebensweise in diesem Augenblick, damit Niemand Dir in Paris begegne. Du weißt, wie schlecht die Welt ist. Ich bin augenblicklich Verfolgungen ausgesetzt, die um so gefährlicher sind, weil sie gut maskiert sind. Man zettelt dunkle Intrigen gegen mich an, welche ich nur durch List und Ruhe vereiteln kann. Ich bin genöthigt, in meinem Herzen den gerechtesten Zorn zurück zu drängen und Denjenigen Sammetpfötchen zu geben, welche nicht aufhören, mir Böses zu thun. Vergiß Das nicht, dann wirst Du nachsichtiger gegen meine Reizbarkeit sein, selbst wenn sie Dir verdrießlich wird. Mache mir keinen Kummer, und liebe mich von Herzen. — Mein neues Buch*) ist schon gedruckt und wird in etwa zehn Tagen ausgegeben. — Ich umarme Dich zärtlich!

Henri Heine.

*) Die „Neuen Gedichte“, mit dem Wintermärchen „Deutschland“.

226. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 1. Oktober 1844.

Meine Heißgeliebte!

Ich bin ganz von meinen Geschäften in Anspruch genommen, welche ich vor meiner Abreise erledigen will; mit meinen Augen hat sich's gebessert, aber ich leide noch immer am Kopfe, und durch diesen kränklichen Zustand habe ich viel Zeit verloren; um das Maß der Annehmlichkeiten voll zu machen, muß ich heute ausziehen, da mein Zimmer vermiethet ist — Du siehst wohl, daß ich keine Zeit habe, Dir lange Briefe zu schreiben. Meine Abreise bleibt auf nächsten Sonnabend, den 5. Oktober, festgesetzt, und ich werde diese wenigen Tage im Hause meiner Schwester schlafen. Ich hoffe, daß Du die 100 Francs, welche ich Dir vorige Woche schickte, erhalten hast. Ich bin in guter Stimmung, wenn auch nicht heiter. Wie könnte ich heiter sein, ferne von Dir, meine geliebte Nonnotte, mein theures Lieb, mein armer Schatz, meine einzige Freude auf dieser Erde! Vergiß nicht, was ich Dir auf die Seele gebunden. Meine elenden Deutschen wissen, daß Du in Paris bist — sei wohl auf der Hut, daß sie Dir nicht nahe kommen. Mein Gott, der bloße Gedanke, daß Du ohne mich in Paris bist, macht mich zittern. Mein armes Lamm, Du bist

in Paris, in der Hauptstadt der Werwölfe — Nimm Dich wohl in Acht, einige von ihnen haben ein sehr sanftes Aussehen; die schlimmste Sorte ist die, welche Glacéhandschuh trägt. Du weißt wohl, daß Du nur sicher bist unter der Hut Deines treuen Schäfers, welcher zugleich Dein Hund ist. Ich schreibe Späße nieder, und das Herz blutet mir. —

Tausend Grüße an Deine jungen Freundinnen, besonders an Pauline, welche ich sehr liebe; ich ziehe diese Melone den schönsten Ananas vor. Welch schönes Herz! welch schönes Bein! — Leb wohl, mein gutes Weib, und betrage Dich, wie ich es wünsche, beweise mir, daß Du alles Dessen würdig bist, was ich für Dich empfinde.

Dein Mann
Henri Heine.

227. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 4. Oktober 1844.

Geliebteste!

Ich war bereit, heute Abend abzureisen; aber es ist ein abscheuliches Wetter, und meine Mutter erhebt ein großes Geschrei. Ich füge mich also darin,

noch einige Tage länger zu bleiben und das nächste Dampfschiff abzuwarten. Mir bleiben nur noch ein paar Minuten, um diesen Brief zu expedieren, da ich meinen Onkel Henry erst um sechs Uhr sprechen konnte, um von ihm eine fernere Anweisung auf 100 Francs zu erhalten, welche ich Dir einliegend sende. Ich schicke Dir dies Geld, obschon ich nicht gut bei Kasse bin und Dich noch nicht auf dem Trockenen glaube; aber ich fürchte immer bei Dir eine Geldverlegenheit. Ich bitte Dich also, Nichts davon auszugeben, es sei denn für nothwendige Dinge. Leb wohl, mein Lamm!

Nicht wahr, es ist Dir Recht, daß ich mich nicht den Nordseestürmen aussetze? — Du erhältst diesen Brief durch das Dampfschiff; ich werde Dir noch vor meiner Abreise schreiben.

Von Herzen Dein

Henri Heine.

228. An Julius Campe.

Paris, den 18. Oktober 1844.

Liebster Campe!

Nebenstehend die Vorrede*), der ich leider nur wenige Augenblicke widmen konnte. Sie ist dennoch nützlich. Ich habe eine Masse von Geschäften vorgefunden, stecke bis am Hals in Trödeleien, und kann Ihnen erst in einigen Tagen ordentlich schreiben. Ich erwarte mit Sehnsucht Brief von Ihnen über das Schicksal meines Buchs in Bezug auf die Autoritäten. In der Presse soll die „Trierer Zeitung“ (Gott weiß, durch welche Intrige) schon die heftigsten Angriffe gegen mich enthalten. Die „Allgemeine Zeitung“ hat sich sehr flug benommen und widmet mir einen Artikel, der tadelnd ist, aber auf das Buch die Aufmerksamkeit lenkt; man sieht, es ist keine Kameraderie. Leider scheint Kolb nicht in Augsburg zu sein. Das „Vorwärts“**) spricht heute von meinem Buch und giebt die ganze Vor-

*) Zur zweiten Auflage der „Neuen Gedichte“. Diese Vorrede, welche zu spät eintraf, um noch mit abgedruckt zu werden, findet sich jetzt in H. Heine's sämtlichen Werken, Bd. XVI, S. 3 und 4.

**) Eine Pariser deutsche Zeitung, die von Bernays und H. Börnstein herausgegeben ward.

rede. Schicken Sie mir doch sous bande, wenn dort Etwas erscheint, was mich betrifft. Auch ein Exemplar des „Telegraphen“, worin meine Vorrede, als Kuriosität. Meine Reise war glücklich. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

229. An Julius Campe.

Paris, den 4. November 1844.

Liebster Campe!

Ich war wieder vier Wochen blind; jetzt sehe ich zwar etwas besser, doch sind meine Augen so schwach, daß ich wenig schreiben kann. Daher schreibe ich Ihnen nur das Nothdringlichste.

Zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch ob der Verlobung Ihrer Tochter; eine Nachricht, die mich sehr erfreute.

Den „Atta Troll“ will ich bald vornehmen; ich thäte es schon jetzt, aber ich bekomme in diesem Augenblick eine Arbeit über den Hals, die nicht aufschiebbar; auch ein kleiner Feldzug steht mir bevor, den mir die hiesige Agentatur der deutschen Regie=

rungen und meine alten Pappenheimer eingebrocht. Schnöde Dinge, über die Sie sich wundern werden, plänkern auf mich los. Man rechnet wieder auf mein Stillschweigen, und man verrechnet sich. Künftig mehr hierüber. — Da mir ein Feldzug bevorsteht, so will ich meine Kriegskasse in Ordnung bringen, und da ich dieses Jahr noch 1000 *Mk* Bco. bei Ihnen zu Gut habe, so wünsche ich darüber zu verfügen. — Ich kann kaum lesen, was ich schreibe, so traurig sind meine Augen.

Übrigens befinde ich mich ganz wohl, und werde hoffentlich diesen Winter mehr Thätigkeit entwickeln können, als es den Anschein hatte. Die Nachrichten aus Deutschland in Betreff. meiner „Neuen Gedichte“ sind, wie ich sie erwartet, und ich freue mich, nicht geirrt zu haben; aber daß Sie Nichts thun, um in der Presse der preußischen Unterdrückung meines Namens entgegen zu arbeiten, ist sehr unrecht. Leben Sie wohl, liebster Campe, und schreiben Sie mir bald und Viel.

Ihr Freund

H. Heine.

230. An Julius Campe*).

Paris, den 19. December 1844.

Schreiben Sie mir gleich, damit ich Ihnen mit erleichtertem Gemüthe über eine Publikation schreiben kann, die sehr drängt; ich muß nämlich eine Reihe Briefe über Deutschland publicieren, voll der wichtigsten Polemik. Schreiben Sie mir umgehend, und rauben Sie mir keine Zeit durch unnütze Auseinandersetzungen.

Ich zögerte mit dem „Atta Troll“, weil ich einige Stücke hinzufügen und diese auf dem Schauplatze des Gedichtes in den Pirenäen dieses Frühjahr schreiben wollte. Epische Gedichte müssen überhaupt mehrfach umgearbeitet werden. Wie oft änderte Ariost, wie oft Tasso! Der Dichter ist nur ein Mensch, dem die besten Gedanken erst hintennach kommen. Das Wintermärchen ist auch in der jetzigen Gestalt

*) Der weggelassene Anfang dieses Briefes enthält lange unerquickliche und gereizte Auseinandersetzungen über eine Gelddifferenz zwischen Autor und Verleger, die auf einem bloßen Mißverständnis beruhte und sich rasch zu Beider Zufriedenheit aufklärte. Nur der letzte Absatz dieses Briefes ist von Heine's eigener Hand geschrieben. — Über die schönen Insinuationen des Herrn Maximilian Heine in Betreff obiger Weglassung vgl. H. Heine's Leben und Werke, von A. Strodtmann, Bd. II, S. 581 ff., Anm. 103.

unvollendet; es bedarf bedeutender Verbesserung, und die Hauptstücke darin fehlen. Ich habe den heissesten Wunsch, diese so bald als möglich zu schreiben und Sie zu bitten, eine umgearbeitete und stark vermehrte neue Ausgabe des Gedichtes zu veranstalten. Sie werden sehen, wie es dadurch vollendet sein wird, und welcher Nachjubiläum entsteht.

Meine Augen sind im schlechtesten Zustand, und ich habe diktieren müssen. Gott verzeih' es Ihnen, daß Sie mich eben jetzt belästigt, wo ich mit meinen Briefen über Deutschland beschäftigt, die gleichzeitig hier und dort erscheinen sollen. Ich habe gute Laune nöthig, und Sie rauben mir dieselbe. Und sind so reich jetzt, und habe das Meinige dazu beigetragen, Sie zu fördern, und Sie wollen mir noch meine paar Sous nehmen — Ich glaub' es nicht, es ist fabelhaft — ein schnödes Wintermärchen.

H. Heine.

231. An Julius Campe.

Paris, den 8. Januar 1845.

Liebster Campe!

Ich weiß, daß trotz unserer jüngsten Differenz Sie mir doch als Freund beistehen, und in der

delikatesten Sache wende ich mich an Ihre fluge Thätigkeit. Sie werden die Sache leicht begreifen. Ich schicke Ihnen zwei Briefe: der eine ist ein Brief von Karl Heine, den Sie mir gefälligst aufbewahren wollen. Sie sehen daraus, was man mit mir vorhat. Ich glaube, daß, wenn ich mich knebeln lasse, mir die Pension nach wie vor ausbezahlt würde; man will mich nur in Händen haben, daß ich wegen des Testaments schweige und daß ich gegen die Foulds, nämlich Karl Heine's Frau und Schwiegermutter, deren Interessen ich gekreuzt, Nichts unternehme. Dann schicke ich Ihnen einen Brief für Karl Heine, den Sie lesen und in Abschrift für mich aufbewahren müssen. Das Original schicken Sie unverzüglich versiegelt an Karl Heine. — Ich schreibe in der größten Eile. So Viel werden Sie merken, daß ich einen Todeskampf beginne und neben den Gerichten auch die öffentliche Meinung für mich gewinnen will, im Fall Karl Heine nicht nachgiebt. Ich will mein Recht, und müßte ich es mit meinem Tode besiegeln. Sprechen Sie mit Sieveking, daß er durch Halle*), der dabei Viel verschuldet, meinen Vetter zu stimmen suche. Wissen Sie sonst Jemand, der mit ihm rede? Ich schreibe in der größten Eil'. Est periculum in mora.

*) Dr. Adolf Halle, Salomon Heine's Schwiegersohn und Verfasser von dessen Testament.

In einigen Tagen schicke ich Ihnen eine Vollmacht für einen Advokaten. Wen wähle ich? Ich glaube Karl Heise. Dann schicke ich die auf Beweisführung bezüglichen Papiere; kurz, ich werde ohne Zaudern handeln, obgleich ich krank und elend bin und kaum die Feder in der Hand halten kann. Aber welch ein Unglück! ich provocierte wahrlich Nichts. Welcher Mistkarren von Dreck — an letzteren bin ich gewöhnt — Andere sind nicht daran gewöhnt, und bedenken sich vielleicht, ehe sie das Signal geben, wobei der Pöbel ein Gaudium hat. Ich bin auf Alles gefasst — erbittert durch unerhörte Dinge. Seit zwei Tagen sitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und spricht kein Wort: das Unerhörte hat sie wie versteinert. Ich bin nie so entschlossen gewesen wie jetzt, und die klugen Leute haben eine große Dummheit begangen, daß sie mich nicht geschont. Handeln Sie für mich.

Ihr Freund

H. Heine.

Vergessen Sie nur nicht, von dem Brief an Karl Heine eine Abschrift zu behalten.

Konferieren Sie gefälligst mit meiner Schwester.

232. An Julius Campe.

Paris, den 13. Januar 1845.

Liebster Campe!

Ich kann Ihnen auch heute noch nicht mit Ruhe schreiben. Ich bin so krank, ich kann so wenig sehen, und es drängt dabei so viel Unheimliches auf mich ein. Lever de bouclier meiner Feinde, die den Augenblick günstig glauben. Mr. Straus und Konsorten laufen in allen Zeitungsbureaux und verleumden und zahlen sogar Inserate. Dabei wird der Zustand meiner Frau bedenklicher, und die Nächte sind böse. Aufrecht erhält mich nur mein sittliches Bewusstsein, die Verachtung des Schlechten und mein beleidigtes Rechtsgefühl. Letzteres will ich um jeden Preis befriedigen, und es ist hier nicht bloß eine Geldfrage. Auf geschmeidigen Wegen und durch die gemeinen Mittel könnte ich die Gelddifferenz wohl beseitigen. Ich hab' vergessen, Ihnen zu bemerken, daß sogar die Summen von Karl Heine falsch angegeben wurden; seit meiner Verheirathung erhielt ich von meinem Oheim jährlich 4800 Franken (früher hatte er nur 4000 Franken stipuliert); monatliche Auszahlung von 400 Franken, Lebenslänglichkeit, und übergehend auf meine Frau nach meinem Tode. Ich liege und krame in Papieren, wobei mancher be-

ruhigender Fund. E. Arago und Cremieux haben sich unverzüglich konsultiert, so daß ich den Proceß, wenn ich ihn machen muß, mit gutem Winde führe. Aber welch ein Unglück, diese Extremität! Und doch setzt man mich in die Nothwendigkeit.

Ich habe noch Niemand hier gefunden, der den deutschen Proceßgang kennt, und habe daher noch keine Vollmacht zu formulieren gewusst; ich verstehe, obgleich Dr. Juris, verflucht Wenig von der Advokaterie. Ich weiß noch nicht, wen ich nehme. Auf den Dr. Karl Heise, wenn Dieser annimmt, reflektiere ich zunächst.

So eben erhalte ich einen höchst freundschaftlichen Brief vom Präses Adolf Halle. Er feiert darin den Verstorbenen mit dem höchsten Lobe; ja, die Erbschaft hat sein kaltes Blut sogar mit Begeisterung durchglüht. Er ist wegen meiner Gesundheit sehr besorgt, rathet mir eine ernstliche Kur, und erkundigt sich auch mit Interesse nach meinen literarischen Arbeiten — Andre erzürnen mich durch ihr plump hämisches Beileid, Dieser durch seine kluge Höflichkeit, sein feines Umgehen meiner materiellen Noth, die er, wo nicht befördert (Gott bewahre mich vor einer Anklage!), doch ruhig entstehen ließ; er stand gelassen dabei, als man mich meuchelte. Doch halte ich ihn für den Besten von Allen, und ich

habe kein Recht, zu fordern, daß er mehr Herz zeige, als ihm die Natur verliehen.

In diesem Augenblick kommt der Arzt und ist wüthend, daß ich schreibe, gegen sein ausdrückliches Verbot. Grüßen Sie mir die Freunde.

Ihr ergebener

H. Heine.

233. An Julius Campe.

Paris, den 4. (?) Februar 1845.

Liebster Campe!

Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die sich in Ihrem jüngsten Briefe ausspricht, und Ihre Vermittlung ist mir ganz recht; wahrlich, was auf friedlichem Wege zu erlangen ist, darf nicht verabsäumt werden. Ich hätte Ihnen bereits schon früher wieder geschrieben, aber seit 14 Tagen stecke ich bis am Hals in einer Heze von Quälnissen, hauptsächlich in Folge der preussischen Verfolgungen gegen Alle, die am „Vorwärts“ geschrieben; heute muß schon Marx weg, und ich bin rein wüthend. Dabei

kommen die Umtriebe gemeiner Frankfurter Juden und ihrer Spadassins gegen mich, von feigster Art. Meine Frau krank, und ich halb blind. Sie sehen, ich könnte den hamburger Successionskrieg wohl entbehren — können Sie mir ihn vom Halse schaffen, desto besser, und ich führe meine anderen Kriege mit desto mehr Macht. Dr. Heise lass' ich herzlich danken für den mir versprochenen juristischen Beistand; er irrt sich aber, wenn er glaubt, Karl Heine werde es nicht zum Eklat kommen lassen; ich kenne Karl Heine besser, Der ist eben so starrköpfig wie verschlossen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er ist in dieser Beziehung das Gegentheil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling schmeichelte; Karl Heinen ist es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenschaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. Wenn ich die hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müsste er bald nachgeben. Seine Cigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber seine Ruhe. Hier ist die Lücke des Harnisches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Proceß, der nur der Rahmen sein soll zu den Tribulationen, die ich aushecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren schreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmischen, bei jedem Incidenzpunkt einen Eid schwören

lassen more majorum — nein, Das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gotteswillen aufzuhören — ehe ich noch den Proceß verloren habe. Ob ich, um ihn zu gewinnen, hinreichende Beweisthümer besitze, ist Nebensache, obgleich ich auch da gut versorgt bin. Aber ich kenne zu gut die Fatalität des Ortes und der richterlichen Willkür, um auf ein Gewinnen allein zu rechnen.

Vor etwa acht Tagen kam mir ein hamburger Artikel zu Gesicht, der aus der „Kölner Zeitung“ in das „Frankfurter Journal“ und andre Blätter übergegangen und die schönödeste Insinuation in Bezug auf Dr. Halle enthielt. Hätte man etwa von Oppenheimer Dergleichen gemeldet, von dieser alten Wanze, die aus einer dicken Kravatte hervor lächelt, so würde ich vielleicht der Sache Glauben schenken. Aber so plump handelt nimmermehr der feine, gebildete, taktvolle Halle! In der ersten Regung meines Herzens wollte ich schon in der „Allg. Ztg.“ den Leumund des Angegriffenen großmüthig vertreten, aber bei reiferem Nachdenken merkte ich, daß ich auf dem Wege war, eine sentimentale Dummheit zu begehen. Übrigens weiß ich jetzt, welche Feindschaft mein Familienunglück gern ausbeuten möchte, um dem Dr. Halle Etwas ans Zeug zu flicken und mich auf ihn loszuheben. Dieser Tage musste ich im schlechtesten Wetter, durch Dick

und Dünn, von einem Zeitungsbureau zum andern wandern, um durch persönliche Intervention einen Artikel aus Hamburg zu hintertreiben, von dem ich Wind bekommen, daß er gedruckt werden solle, und vorzüglich zwar gegen den Senat, insbesondere aber ganz furchtbar gegen Dr. Halle gerichtet sei. Und ich versichere Ihnen, er war nicht von Zucker. Aber verdient es der Mann, daß ich mir solche Unbill zu Gemüthe führe. Wenn er auch nie Etwas gegen mich gethan, so hat er doch niemals Etwas für mich gethan, er kannte meine Zukunft in bestimmten Zahlen, und er machte mich sorglos in der Gegenwart — er hat wenigstens stillschweigend Viel an mir verbrochen. Er, der jede Stunde bei meinem Oheim überwachte, mittelbar oder unmittelbar, er hätte durch ein Wort die Gefahr abwenden können. Nein, er stand ruhig dabei, als das Messer gewetzt wurde, das mich ins Herz treffen mußte, und als ich wirklich blutend zu Boden sank, schreibt er mir einen lebenswürdigen Brief, worin er die größte Theilnahme für meine Gesundheit und meine literarische Thätigkeit ausspricht, wie ich Ihnen schon geschrieben! Indessen, er kann zu seiner Rechtfertigung sagen, daß ich ihn nie mit meinen Interessen ausdrücklich beauftragt. Das ist wahr, und weit entfernt, in ihm einen Widersacher zu sehen, habe ich nach reiflichem Nachdenken sogar beschlossen,

ihm jetzt meine Interessen vertrauensvoll in die Hände zu legen und ihn zum Vermittler zwischen mir und Karl Heine zu machen. Dieses ist der Hauptzweck meines heutigen Briefes, und ich bitte Sie, in meinem Namen zu Dr. Halle zu gehen und seine gütige Vermittlung für mich in Anspruch zu nehmen. Er wird vielleicht diese Gelegenheit gern ergreifen, um mir seinen generösen Dienstleister zu beweisen, und er wird gewiß seinen ganzen Kredit bei Karl Heine aufbieten, um der fatalen Streitsache so schnell als möglich ein Ende zu machen. Er ist gescheit genug, in der Tiefe einzusehen, daß hier wirklich *periculum in mora* ist. — Wahrlich, was jetzt noch als ein unbedeutendes Fünklein glimmt, prasselt bald in lichte Flammen auf, und unversehens steht der ganze Wald in Brand, und nicht bloß die Wölfe und Füchse, sondern sogar die unschuldigsten Hasen können dabei lebendig gebraten werden. Dr. Halle hat mehr Intelligenz und Einsicht als die Andern, er weiß auch, daß jetzt, wo der furchtbare Tyrann todt ist, vor dem ich zitterte, die Familie gar keine Garantie meiner Unterwürfigkeit mehr besitzt, daß Beschränkung in meinen Finanzen mich mehr erbittert als zähmt, daß ich, schonungslos behandelt, auch ohne Schonung handeln kann, daß ich, zum Äußersten gebracht, mich ganz ruhig an den Pranger stellen werde, aber um-

geben von meiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger stehen und weit verdrießlichere Gesichter schneiden wird, als ich, der ich an Vergleichen schon etwas gewöhnt bin und mich übrigens alsdann in dem Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann. Oû peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!

Aber hoffentlich kommt es nicht dazu — und deshalb gebe ich Ihnen unbedingte Vollmacht, entweder direkt mit Karl Heine, wenn Derselbe dazu geneigt wäre, oder indirekt durch die Vermittlung des Dr. Halle meine Pensionsfrage auszugleichen. Da sowohl meine Finanzen als meine Ehre Ihnen am Herzen liegen, so ertheile ich Ihnen die weiteste Befugnis. Als mein Ultimatum bestimme ich Ihnen zwei Punkte:

1) Die lebenslängliche Pension muß mir unbedingt und unverkürzt, wie ich sie in den letzten Jahren bezog (nämlich 4800 Franken jährlich) legal zugesichert werden, damit ich, wenn ich meinen armen Vetter überlebe (was der Himmel verhüte!), von seinen Rechtsnachfolgern nicht gekränkt werden kann; daß die Hälfte der Pension, im Fall ich vor meiner Frau sterbe, Derselben zu Gute kommen solle, wird gewiß Karl Heine schon aus Großmuth bewilligen, da er ja doch die Wittwe von Heinrich Heine nicht vor Hunger sterben lassen darf.

2) Ich meinerseits bin bereit, einen Revers auszustellen, worin ich mein Ehrenwort gebe, nie eine Zeile zu schreiben, die meine Familie verletzen könnte. Die Abfassung dieser Verpflichtung mag so bindend als möglich sein — hat dieselbe Ihre Billigung, so wird die Unterzeichnung unverzüglich erfolgen. Kann ich den Frieden mir sichern, so werde ich eben so zahm und lenksam sein, wie ich wild und zähe bin, wenn ich Krieg führen muß.

Daß die mir im Testamente vermachten 8000 M. & mir ebenfalls ausbezahlt werden müssen, versteht sich von selbst; diese haben Nichts mit meiner Pensionsfrage zu schaffen. Schon vor acht Tagen habe ich bei einem Notar eine Vollmacht aufsetzen lassen, wodurch ich Ihnen die Befugnis ertheile, jene Summe für mich in Empfang zu nehmen. Wegen der vielen gerichtlichen und gesandtschaftlichen Formalitäten werde ich diese Vollmacht erst in einigen Tagen Ihnen schicken können. Ich habe Ihnen darin zugleich in Betreff meiner Pension die hinlänglichsten Befugnisse ertheilt, meine Rechtsansprüche gerichtlich geltend zu machen und auch zu diesem Behufe einem Advokaten die hinlängliche Bevollmächtigung zu ertheilen. Zahlt man Ihnen die erwähnte Summe gleich aus, so bitte ich Sie, mir dieselbe hierher in einem Wechsel auf Paris zu remittieren. Werde Ihnen dieser Tage noch besonders deswegen schreiben.

Was Sie mir von einer Testamentsklausel sagen, wodurch man wegen gerichtlicher Klage sein Legat einbüßen könne, so ist Das eitel Spiegel-
fechtereie, wie Dergleichen bei vielen Testamenten vor-
kömmt; wäre sie ernsthaft durchzuführen, so brauchte
der Universalerbe eigentlich gar kein Legat auszu-
zahlen; denn wegen Chikanen muß man doch klagen,
sonst bekömmmt man Nichts von gewissen Leuten; —
und nun sollte eben diese Klage das Resultat haben,
daß man Nichts bekäme? Wie können vernünftige
Leute sich durch ein solches Dilemma des Unsinn
verblüffen lassen! Nein, liebster Freund, mein Legat
wird nicht präjudiciert durch eine Klage zur Erlan-
gung meiner Pension; eben so wenig, wie letztere
präjudiciert wird durch die Annahme des Legats —
doch Das führt zu weit. Für heute genug. Apro-
pos des Testamentes meines Oheims: suchen Sie
doch, aber ohne daß ich Kosten dadurch mir mache,
eine richtige Abschrift desselben zu bekommen. Ich
dürfte vielleicht später in den Fall kommen, dasselbe
mit Randglossen herauszugeben.

Suchen Sie doch die Revue des deux Mon-
des vom 15. Januar zu lesen; es ist ein großer
Artikel über mich darin, und Ew. Wohlgeboren
werden darin sehr huldreich erwähnt.

Und nun, leben Sie wohl, und machen Sie,

dass ich meine Familienärgernisse mir schnell vom
Halse schaffe; sie stören mich verflucht.

Ihr Freund

H. Heine.

Besonderer Zusatz.

Liebster Campe!

Zu dem beifommenden Briefe noch einige kom=
pletierende Worte:

Ich habe diesen Brief nicht bloß für Sie ge=
schrieben, sondern auch den Hintergedanken gehabt,
dass Sie ihn an Dr. Halle lesen lassen. Sie zeigen
ihm denselben, bitten ihn, genau zu lesen, damit
er Ihre Bevollmächtigung ermesse. Eile thue Noth.
Sie wissen, welche ungestüme Federn zunächst ins
Feld rücken wollen. Das ist wahr, ich brauch' nur
zu pfeifen, und gar die französische und englische
Presse! Jemand wollte hier einen Artikel im „Cha=
rivari“ drucken: comment on devient Senateur à
Hambourg; Halle wäre auf immer verloren, wenn
es geschähe. Vergleichen lassen Sie merken. Lassen
Sie den Anzug ungeheurer Mistfarren ein bißchen
riechen.

In Betreff meines Ultimatums bemerken Sie
noch Folgendes:

Von der Summe der Pension (4800 Franks) kann ich mir keinen Sou abkürzen lassen. Bestehen Sie auch so viel als möglich darauf, daß man die Hälfte nach meinem Ableben meiner Frau bewillige. Finden Sie unüberwindlichen Widerstand, so geben Sie diesen letzteren Punkt auf. Später denke ich, mit Karl Heine versöhnt, Dieses ergänzen zu können. Die Leute haben hier Gelegenheit, generöse zu sein oder es zu scheinen. Es ist mir ganz gleichgültig, daß sie sich das Ansehn geben mögen, Alles aus Generösität gethan zu haben. In dieser Beziehung mögen Sie, liebster Campe, ihnen allen möglichen Vorschub leisten. In der Erklärung, die Sie sich anheischig machen sollen zu drucken, um in der Presse das Ende des Handels anzukündigen, können Sie alle Schuld des Mißverständnisses auf mich schieben, die Großmuth der Familie hervorstreichen, kurz mich sacrificieren. Ich gestehe Ihnen heute offen, ich habe gar keine Eitelkeit in der Weise anderer Menschen, mir liegt am Ende gar Nichts an der Meinung des Publikums; mir ist nur Eins wichtig, die Befriedigung meines innern Willens — die Selbstachtung meiner Seele.

Was den Revers betrifft, den ich zu unterzeichnen erbötig bin, so liegt mir Wenig dran, daß Sie ihn so bindend als möglich ausstellen. Wahr=

lich, was ich schreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencensur, aber ich will gern meinen Privatgroll verschlucken und gar Nichts über das Lumpenpack schreiben, das sich alsdann seines obskuren Daseins ruhig erfreuen mag und seiner blöden Vergessenheit nach dem Tode sicher sei. Komme ich später mit Karl Heine auf besseren Fuß, so werde ich mich mit ihm leicht verständigen über Das, was ich jetzt unbedingt aufgeben. Sie können daher den Besorgnissen der Leute von meiner Seite die bestimmtesten Garantien geben und hier Frieden zustellen. Ich habe im Grunde bessere Personen zu schildern, als die Schwiegersöhne meines Oheims.

So haben Sie freie Hand, und ich bitte Sie, schaffen Sie Ruhe meinem Geiste, der wirklich eine bessere Beschäftigung verdient. Ich ward durch die Geschichte in der köstlichsten Arbeit unterbrochen, und die widerwärtigsten Gelddiskussionen ertödteten in mir alle Poesie. Und gar ein Proceß! Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich schmisße dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße. Zum Unglück ist mein Wille auch so starr wie der eines Wahnsinnigen — Das liegt in meiner Natur. Ich endige vielleicht im Irrenhause.

In einigen Tagen schicke ich Ihnen die notarielle Vollmacht zur Hebung des Legats. Ich zwei=

fele nicht, daß man es Ihnen unbedingt auszahlt, ohne Ehikane in der Abfassung der Quittung, widrigenfalls Sie mit noch größerem Skandal drohen. Man hat mich schon niederträchtig genug behandelt; hier, in der französischen Societät, in der vornehmen Welt, wo die Hinterlassenschaft von Salomon Heine Aufmerksamkeit erregt, ist man indigniert über die Handlungsweise meiner Sippschaft. Ich habe überall die öffentliche Meinung für mich.

Sorgen Sie nur, daß die Verschreibung, die ich von Karl Heine verlange, nicht durch späteren Letztwillen annulliert werden kann. Will man meine Verzichtleistung auf Publikation von Familienangelegenheiten darin als Verpflichtung von meiner Seite anführen, so mag es immerhin geschehen, und der Akt ist alsdann, glaub' ich, ein Kontrakt. Genug, die Form ist gleichgültig und ich will nur die Sache, die Sicherstellung der Pension, und da ich bona fide mein Versprechen zu halten gedenke, so ist mir auch gleichgültig, wie stark man mich bindet.

Und nun, leben Sie wohl, theurer Freund, handeln Sie mit Diskretion und Amönität, und bringen Sie die Sache zum schleunigsten Abschluß. Antwort nur bald.

Ihr Freund

H. Heine.

234. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1845.

Thuerster Freund!

Für die Freundschaftsbeweise, den Eifer, den Sie mir in dieser schlimmen Zeit bewährt, meinen gefühltesten Dank! Auf Ihren Brief vom 16. Februar, woraus ich ersah, mit welcher Thätigkeit Sie sich meiner annahmen, hätte ich längst geantwortet — aber seit 4 Wochen bin ich blinder als je, auch heute schreibe ich nur mit einem Auge, sehe kaum meine Buchstaben, und Diktieren giebt mir Kopfkrämpfe. Dabei zieht sich meine Lähmung über die Brust. Daher will ich Ihnen nur nothdürftig den Stand der Dinge ankündigen.

Daß sich die Negociation mit Halle zerschlagen, ist natürlich, da Derselbe keine Sympathie für mich hat und sein Hasenherz nicht erfuhr, daß er, wenn die Sachen für mich ganz schlecht gingen, persönlich gefährdet — denn er ist, nach Aller Meinung, doch der letzte Grund meines testamentarischen Mißgeschicks, und ihn brauche ich nicht zu schonen aus eingewurzelter Liebe, wie meinen Vetter Karl.

Ihre Unterredung mit Halle wird jedoch von günstiger Wirkung sein, und schon Das scheint mir von großem Nutzen, daß Karl Heine dadurch er-

fährt, wie milde und versöhnlich Sie für die Familie gestimmt sind und jede Verhandlung mit Ihnen nur von unverletzender Natur sein kann. Dieses bietet uns den Vortheil, daß, wenn es nöthig, Sie direkt mit Karl Heine verhandeln können, zur Schlichtung des verdrießlichen Handels. Es wird aber wahrscheinlich nicht nöthig sein. Vorgestern habe ich ihm den versöhnlichsten Brief geschrieben, ihn, für den Fall er beleidigt, um Verzeihung gebeten, und ihn bei aller Liebe und Freundschaft beschworen, mir direkt oder durch Sie ein Wort wissen zu lassen über seinen jetzigen Willen. — Sie sehen, daß ich Alles gethan, ehe ich zum Proceß schreite; in Bezug des letzteren bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Recht läuft mir nicht weg, und durch Übereilung kann ich hier auf immer den Familienfrieden zerstören. Der Proceß wäre gewiß eine unauslöschliche Beleidigung. Karl Heine kann und darf ihn nicht machen. Mein Recht ist zu klar und notorisch.

Ich habe an meinen Vetter, in dem erwähnten Briefe, zu gleicher Zeit geschrieben, daß ich Ihnen eine notarielle Vollmacht einsende, um das Legat von 8000 *Mk* Vco. in der Ihnen geeigneten Weise für mich zu erheben. Diese Vollmacht erhalten Sie nun einliegend, und ich überlasse Ihrem Gutdünken, ob Sie sich an die Testamentsexekutoren oder an Karl Heine direkt wenden wollen. Sie könnten

wohl diese Gelegenheit benutzen, um mit Letzterem überhaupt zu sprechen; und da Sie ihn, in Folge der Schritte, die ich gethan, in besänftigter Stimmung finden würden, so würden Sie gewiß mündlich Alles ausgleichen und die Sicherheiten von ihm erlangen können, die ich wünsche. Mein letzter Brief diene Ihnen in diesem Falle ebenfalls als Norm. Sie würden, wenn Sie Schriftliches erlangen, die Ruhe meiner Zukunft sichern. Ich bin auch der Meinung meiner Schwester, daß jetzt Alles beendigt wäre, wenn Sie mit Karl Heine selbst gesprochen hätten, wie Sie mit Halle sprachen.

Können Sie mein Gefrigel lesen? Ich nicht!

Sobald Sie die 8000 M \mathcal{R} für mich erhoben, so lassen Sie sich gefälligst für den Betrag von meinem Onkel Henry Heine einen Wechsel auf Paris geben und schicken mir denselben so bald als möglich; denn ich habe das Geld verflucht nöthig. Seit Januar habe ich keinen Sou verdient, auch meine Pension nicht erhoben (obgleich Karl Heine keine Gegenordre in Bezug derselben gegeben zu haben scheint), und ich habe Viel borgen müssen.

Vergessen Sie nicht, mir genau die Ausdrücke wissen zu lassen, in welchen mein Legat im Testamente ausgesprochen ist.

Literarisches melde ich Ihnen nicht; in meinem nächsten Briefe sollen Sie Dessen erfahren. Geschrie-

ben hab' ich Nichts, gedacht Viel diesen Winter.
Nochmals herzlichsten und dankbarsten Dank für
Ihren freundschaftlichen Pacifikationseifer.

H. Heine.

235. An Heinrich Laube.

Paris, den 5. Mai 1845.

Liebster Laube!

Der Überbringer dieser Zeilen ist Felicien David, der große Komponist. Ich empfehle Ihnen Denselben mit innigster Sympathie, die gewiß auch auf Sie übergehen wird. Ich zweifle nicht, daß er Ihnen als Mensch eben so sehr wie als Musiker gefallen wird.

Ich bin noch immer fast blind. Ja, mein Zustand hat sich verschlimmert, sonst hätte ich Ihnen schon längst geschrieben. Ich kann kaum meine Buchstaben sehen.

David kommt wahrscheinlich in Gesellschaft eines Mannes zu Ihnen, den Sie gewiß genau kennen — es ist der Vater Enfantin, das ehemalige

Oberhaupt der Saint-Simonisten — der bedeutendste Geist der Gegenwart.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

236. An Heinrich Laube.

Paris, den 24. Mai 1845.

Liebster Laube!

Ich hätte Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir in meinen Familiennöthen bewiesen, längst gedankt; aber der Zustand meiner Augen erlaubt mir wenig nur zu schreiben, und ich bin überhaupt seitdem sehr unpäßlich gewesen. Mein Übel ist eigentlich eine Paralyse, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar Nichts, kann keine sechs Zeilen hinter einander lesen und suche mich zu zerstreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, ist gesund.

Meine Familienangelegenheiten sind jetzt so halb und halb in Ordnung, und wären sie es nicht, so würde ich mich doch in einem Augenblick, wo ich körperlich so bedenklich angegriffen, wenig darum bekümmern. Meine Stimmung ist eine heitere, ja

eine lebenslustige, es fehlt mir nicht an Proviant, ja sogar an Glück, und bin obendrein verliebt — in meine Frau. Körperlich aber geht es mir hunds-föttisch schlecht!

Ich wollte nach den Pirenäen reisen, aber das Wetter ist zu schlecht, meine Augen würde später die Sonne zu sehr angreifen, und ich werde wohl bei Paris aufs Land gehn. Meine Frau, welche sich ebenfalls sehr unpaßlich befindet, läßt Sie und Madame Laube recht freundschaftlich grüßen; ich habe versprochen, diese Grüße neben den meinigen zu besorgen. Wann sehen wir Euch mal wieder in Paris? Da Sie sich jetzt so viel und mit so vielem Glück mit der Bühne beschäftigen, gäbe Ihnen Paris gewiß bessere Ausbeute, als in früherer Zeit.

Nochmals meinen Dank für Ihre thätige Unterstützung in der delikaten Angelegenheit. Sagen Sie mir jetzt, wie viel Inseratkosten Sie für mich gezahlt haben, und wie ich Ihnen dieselben zukommen lassen soll. — Gestern las ich in der „Allg. Zeitung“ eine Annonce von Raaker's Album, und in dem Inhaltsverzeichnis steht „Heine und seine Erbschaft“ angeführt. Ich möchte diesen Artikel gern lesen, und da das Buch in Leipzig erschienen, so bitte ich Sie, mir die auf mich bezüglichen Blätter umgehend unter Kreuzkouvert hierher zu schicken.

Grüßen Sie mir Freund Kuranda, dem ich ebenfalls herzlich danke für seinen Liebesseifer. Ich werde ihm schreiben, sobald meine Augen nur ein Leidliches sich bessern. Die „Grenzboten“, sagen Sie ihm gefälligst, die er hierher schicken wollte, sind bis jetzt noch nicht angekommen.

Ich lebe hier ganz isoliert; was dort vorgeht, weiß ich nicht, selten meldet mir Campe Etwas, und ich bitte Sie daher, mich in Kenntniß zu setzen, wenn sich bei Euch Etwas ereignet, was für mich von direktem Interesse.

Sind Sie mit Meyerbeer wieder ausgesöhnt? Ich habe Ihnen Felicien David empfohlen; persönlich ist er mir wenig bekannt. Er macht hier Furore, neben Tom Pouce und den Eisenbahnaktien.

Schreiben Sie mir bald; jedes Zeichen freundschaftlichen Interesses thut mir jetzt wohler als je, und Sie gehören zu den drei und ein halb Menschen, die ich in Deutschland liebe.

Ihr

Heinrich Heine.

237. An Julius Campe.

Montmorency, den 21. Juli 1845.

Theuerster Freund!

Ihren jüngsten Brief hätte ich gleich beantwortet, wenn ich nicht seit 14 Tagen auch bettlägerig gewesen wäre und dabei das Schreiben mit einem halben Auge mich doppelt angegriffen hätte. Heute stehe ich auf, matt und wie zerschlagen, doch mein Erstes sei, Sie über den Zustand meiner Gesundheit zu beruhigen. Er ist keineswegs so trostloser Art, wie man in Deutschland glaubt, nach den Briefen zu urtheilen, die ich empfangen. Zu dem Augenübel hat sich zwar auch eine Lähmung des Oberleibes gesellt, die aber hoffentlich schwindet. Ins Bad reisen konnte ich nicht, und ich zog aufs Land nach Montmorency, wo meine Frau mich liebevoll pflegt. Ich habe ganz meine Geistesheiterkeit bewahrt, denke viel, und erlaubt es später mein physischer Zustand, so werde ich mich noch dieses Jahr auf den literarischen Gebärstuhl setzen und Ihre Hebammendienste in Anspruch nehmen. Aber vor Allem Wiederherstellung meiner Gesundheit, sie ist mir die Hauptsache, alles Andere tritt in den Hintergrund, sogar meine Finanznöthen und Differenzen mit meiner Familie, die sich zwar auszu-

gleichem scheinen, aber noch nicht ganz beendet sind, da ich mich jetzt um keinen Preis aufregen und mit widerwärtigen Expektorationen beschäftigen darf — daher später das Nähere über meine Stellung zu Karl Heine. Dieser hat sich schrecklich an mir versündigt und ahnt nicht die Bedeutung seiner Missethat.

Ich habe Ihnen noch für Ihren vorletzten Brief zu danken; Ihr treuer Freundschaftseifer hat meinem Gemüthe wohlgethan; ich danke Ihnen aus innigstem Herzen. Zugleich gratuliere ich Ihnen nachträglich zu Ihrer Vermählung; möge der Himmel Ihnen auch in dieser Lotterie ein gutes Loos beschieden haben! Die Ehe ist überall eine gute Sache, in Deutschland aber ist sie eine Nothwendigkeit.

Es wäre gewiß gut, wenn ich nach Hamburg käme, auch hegte ich die Absicht, aber es ist rein unmöglich; ich muß mich auch vor Emotionen hüten. Lebe ich lange, so gleichen sich meine Familiendifferenzen von selbst aus, und lebe ich nicht lange, so könnte mir doch diese Ausgleichung Wenig nützen. So denke ich jetzt und genieße heute in ländlicher Ruhe einige schmerzlose Momente.

Ihren Wunsch, daß ich Ihnen endlich den „Atta Troll“ schicke, werde ich bald erfüllen. Er soll nächste Woche von mir aus dem Pult gezogen

werden und ich will mich ernsthaft mit ihm beschäftigen; Sie sollen ihn bald haben.

Sagen Sie an Detmold, daß ich ihm nicht schreibe, weil ich so sehr leidend. Ich habe ihm durch Beschreibung meines elenden Zustandes keinenummer machen wollen und er erhielt deshalb keinen Brief von mir seit 6 Monat.

Ihre Briefe werden mir richtig hierher geschickt. Grüßen Sie mir dortige Freunde. Die Feder fällt mir vor Müdigkeit aus der Hand.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

238. An Julius Campe.

Paris, den 31. Oktober 1845.

Mein theurer Freund!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, aus dem ganz einfachen Grunde, weil jeder Brief meine armen Augen entsetzlich angreift, und dann auch weil ich mich schäme, den längst versprochenen „Atta Troll“ noch nicht eingeschickt zu haben. Letzteres aber ist nicht meine Schuld, die Unglücksfälle dieses

Jahres haben so sehr mein Gemüth vertrübt, daß ich bis heute noch auf die heiteren Stunden vergebens geharrt, welche durchaus nöthig, damit ich die heiteren Stücke, die in dem Gedichte fehlen, mit gehöriger Laune schreibe. Ach, theurer Freund, man hat sich schrecklich an mir versündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder gesund sprudelt. Ein tieferer Ernst, ein unklarer Ungestüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigenthümlich furchtbare Ausbrüche gestattet in Prosa und Versen — aber Das ist doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einst süßestes Leben, jetzt Verdüsterung und Todeslust.

Mit dem „Atta Troll“ bitte ich Sie deshalb noch eine Weile, etwa 6 Wochen oder 2 Monate, zu warten. Ich möchte ihn leicht verderben durch meine jetzige Mißlaune. — Was Das mit meinen Augen geben wird, weiß der liebe Himmel; das linke ist seit Januar immer geschlossen, und auch das rechte ist trüb und lahm. Ich kann gar Nichts lesen, aber noch schreiben, und gehe einer gänzlichen Blindheit entgegen. Ich mache mir viel Bewegung, aber auf die Börse gehe ich doch nicht, wie Monsieur Börnstein in den verschiedenen deutschen Blättern insinuiert. Ich habe in dieses große Spielhaus seit

14 Jahren keinen Fuß gesetzt, aber das Eisenbahnwesen, dem meine Freunde (z. B. alle ehemaligen Saint-Simonisten, mit Enfantin an der Spitze) die merkwürdigste Thätigkeit widmen, hat auch mich in finanzieller wie geistiger Hinsicht interessiert und beschäftigt. Für die Folge erwarte ich große Vortheile davon, in der Gegenwart sind sie aber noch nicht realisiert. Ich bin noch immer in sehr engen Tagesnöthen und habe nur höchst dürftiges Auskommen. Ich sage Ihnen Das, damit Sie ganz bestimmt wissen, daß ich Ihrer bedarf.

Ich trassiere dieser Tage die Summe auf Sie, welche mir für 1845 laut Kontrakt noch zukommt. Sie sehen, wie pünktlich ich Ihre Verpflichtungen zur Erfüllung bringe. Es ist wahrhaftig nicht so sehr der Ordnung wegen, als des momentanen Geldbedürfnisses wegen, warum ich diese kleine Summe auf Sie trassiere.

Mit meinem Vetter Karl Heine stehe ich noch immer in der unerquicklichsten Position. Jeder, dem ich die Sache im Vertrauen gestehe, beschwört mich, der Zeit die Ausgleichung zu überlassen, der besseren Natur, die bei Karl Heine endlich hervortreten würde, zu vertrauen; ich würde auch keinen Pfennig einbüßen. Das sagte mir noch gestern Abend der wackere Meyerbeer, der mir jedes Deficit garantierte

aus eigenen Mitteln und mir überdies schon vor geraumer Zeit ein schriftliches Zeugnis darüber ausstellte, daß Salomon Heine, als er mir die Pension durch seine Vermittlung bewilligte, sie auf lebenslänglich konstituierte, indem sie namentlich dazu dienen sollte, mich in meinen alten Tagen vor Nahrungsorgen zu schützen und unterdessen meine Geistesfreiheit zu fördern. Aber an Beweisen und Dokumenten von meines Oheims eigener Hand fehlte es nicht, und doch hilft mir das Alles Nichts, weil ich keinen Proceß machen wollte und Karl Heine mit unbegreiflichster Hartnäckigkeit in seinem vor-gefaßten Unrecht beharrt. Ich sage ihm in jedem Brief, daß ein Keim zu bösen Ausbrüchen zurückbleibt, solange ich auch nur einen Schilling einbüße an der Pension, die er verpflichtet ist, im Namen seines Vaters zu zahlen, wenn ich auch, um mich in der Form nicht eigensinnig zu zeigen, für diese Auszahlung als für eine Gnadensache dankbar sein wolle, wenn sie unverkürzt und unbedingt stattfindet. Auf Bedingungen lasse ich mich jetzt gar nicht ein — meiner Autornwürde, meiner Federfreiheit, werde ich auch nicht das Geringste vergeben, wenn ich auch als Mensch den Familienrückichten mich unterwürfig zeige.

Was hören Sie von Detmold? Seit Februar habe ich ihm nicht geschrieben.

Ich hoffe, Sie sind glücklich in Ihrer Ehe; ich bin es so ziemlich in der meinigen. Meine Frau ist ein gutes, edles Kind, leider aber sehr leidend an einer sehr fatalen Krankheit. — Im März komme ich vielleicht nach Hamburg.

Ich schicke Ihnen unter Kreuzkouvert einen Artikel, den Philarete Chasles vor einiger Zeit in der „Revue des deux mondes“ abdruckte. Er will jetzt diese Arbeit erweitern, ein ordentliches Buch daraus machen, dasselbe unter seinen Augen von einem Deutschen übersetzen lassen und selbst das Buch in deutscher Sprache bei Hoffmann & Campe zu Hamburg herausgeben, wenn der Herr Verleger es honorieren will. Er hat dabei Übersetzungskosten zu zahlen, und ich glaube, das Buch wäre für Sie interessant und antiaristokratisch, ja antihannövrish-aristokratisch zeitgemäß. Was soll ich ihm antworten?

Leben Sie wohl, theurer Freund, und bleiben Sie mir so herzlich ergeben, wie ich es Ihnen bin. Grüßen Sie mir dort alle wohlwollende Mitfreunde. Was macht Wille? Grüße an Schirges! Vergessen Sie nicht Mendelssohn. Ich höre und sehe Nichts von dort, doch denke ich an Euch viel. Zumal jetzt, wo die schöne Auster-Zeit bei Euch beginnt, wo jede Nußschale wieder eine wahre Offenbarung, einen kost-

baren Seelentrost enthält! Leben Sie wohl, essen Sie wohl!

H. Heine.

239. An Dr. med. L. Wertheim*).

Liebster Doktor!

Ich theile ganz Ihre Ansicht über die Ehrhaftigkeit der Madame Strauß und das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte der Gemahl dieser Dame, als ich mich mit ihm geschossen hatte und verwundet ward, die in solchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlassen, so würde ich mich gewiß meinerseits beeifert haben, seiner Frau die bündigste Ehrenklärung zu geben, um so mehr, da ich schon damals die feste Überzeugung gewonnen, daß die Anzüglichkeiten, die ich mir in Betreff ihrer zu Schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundlosen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir dar-

*) Vergl. in Betreff dieses in Nr. 3 der „Augsb. Allg. Ztg.“ vom Jahre 1846 abgedruckten Briefes auch die Briefe Nr. 243, 244 und 245.

bietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurfunden. Ich veranstalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbesserte Gesammtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß darin die Stellen, welche Madame Strauß persönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerthen Dame diese Mittheilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daß jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im ursprünglichen Manuscripte standen, wie ich es nach Hamburg zum Drucke schickte, und daß sie erst später, als ich mir dasselbe wieder zur Durchsicht hierher zurückschicken ließ, flüchtig hineingeschrieben wurden, in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provokation.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 22. December 1845.

240. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 3. Januar 1846.

Theuerster Varnhagen!

Es ist Dieses der erste Brief, den ich in diesem neuen Jahre schreibe, und ich beginne ihn mit dem heitersten Glückwunsch. Möge in diesem Jahre leibliches und geistiges Wohlsein Sie beglücken! Daß Sie von körperlichen Leiden oft niedergedrückt, höre ich hier mit großer Betrübniß. Ich hätte Ihnen gern zuweilen ein tröstendes Wort zugerufen, aber Hefuba ist eine schlechte Trösterin. Mir ging es nämlich in der jüngsten Zeit spottschlecht, und das Schreiben erinnert mich beständig an mein körperliches Mißgeschick; ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge sehen, indem ich ein ganz geschlossenes und ein bereits sich schließendes Auge habe, und jeder Brief mir eine Pein. Ich ergreife daher mit innigster Freude die Gelegenheit, Ihnen durch einen Freund mündliche Nachrichten von mir zukommen zu lassen, und da dieser Freund eingeweiht ist in allen meinen Nöthen, kann er Ihnen umständlich mittheilen, wie entsetzlich mir von meinen Sippen und Magen mitgespielt worden, und was etwa in dieser Beziehung noch für mich zu thun wäre. Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist

ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefahelt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenfüßen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom

Häupte fortgeschmissen, und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen mich herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den „Atta Troll“, den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert und erschrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!

Ich bin durch Buchhändler-Vertrag verpflichtet, den „Atta Troll“ herauszugeben. Das soll in einigen Monaten geschehen, mit Vorsicht, damit man mir nicht den Proceß macht und mich köpft.

Sie merken, theurer Freund, wie vag, wie ungewiß mir zu Muth ist. Solche schwachmatische Stimmung ist jedoch zumeist in meiner Kränklichkeit begründet; schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Reif mir die Brust einflemmt, so wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, Das wird noch lange dauern.

Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heitrer Luft getroffen und fast tödtlich beschädigt. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmords-Versuch sehen; die schleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch Das eine alte Geschichte, die sich immer erneut.

Sa, ich bin sehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume, ist sie ein bißchen gebeugt, aber keineswegs welk, und sie wurzelt noch fest in der Wahrheit und Liebe.

Und nun leben Sie wohl, theurer Varnhagen; mein Freund wird Ihnen sagen, wie viel und wie unaufhörlich ich an Sie denke, was um so begreiflicher, da ich jetzt gar nicht lesen kann, und bei den langen Winterabenden nur von Erinnerungen mich erheitere.

Heinrich Heine.

241. An Julius Campe.

Paris, den 3. Januar 1846.

Liebster Campe!

Ich hoffe, daß das neue Jahr sich Ihnen angenehm eröffnet. — Veranlassung meines heutigen Schreibens sind zwei Dinge.

1) Wenn es noch möglich, so haben Sie die Güte, in meiner Vorrede*), wo es heißt: „die Opposition, wie Kuge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie“ die Worte: „wie Kuge sagt“ zu streichen, dagegen aber die citierte Stelle mit Gänsefüßchen zu versehen, damit man sieht, daß es fremde Worte sind. — Kuge hat nämlich, wie ich höre, wieder umgesattelt und gegen mich geschrieben; will ihn daher nicht erwähnen.

2) Liebster Freund, schicken Sie mir umgehend unter Kreuzkouvert ein kürzlich bei Hammerich in Altona erschienenenes und von einem Meyer verfaßtes Buch über Faust. Ich glaube, es behandelt Goethe's Faust insbesondere. Schicken Sie mir es gefälligst umgehend, da ich es eben brauchen könnte. Sagen Sie mir auch bestimmt, so bald als möglich, wann wohl der „Atta Troll“

*) Zum „Atta Troll.“

die Presse verläßt; ich muß es wissen einer Vorkehrung wegen, die eine Böswilligkeit vereiteln soll, wovon ich Ihnen später schreibe. — Leben Sie wohl und heiter. Mir bekömm't die Kälte verflucht schlecht, und muß beständig das Zimmer hüten, ohne lesen zu können.

Ihr Freund

H. Heine.

242. An Alexander von Humboldt.

Herr Baron!

Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermuthigt mich, Sie heute um einen Dienst anzufragen.

Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, theils um alte Freunde zu sehen, theils auch um die Berliner Ärzte über ein sehr bedenkliches Übel zu konsultieren.

Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner *atra cura* beängstigt werden, und ich

wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluß, mir von den resp. Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, daß ich von denselben während meiner Reise durch die königlich preussischen Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, welche auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiß sehr gut, daß ein solches Gesuch keineswegs in Einklang steht mit den dortigen administrativen Bräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exceptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die alte Registratur mit einer Rubrik für exceptionelle Zeitgenossen zu bereichern.*)

Empfangen Sie, Herr Baron, im Voraus meinen tiefgefühlten Dank, und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis der Verehrung, womit ich verharre,

Herr Baron,
Ihr ergebener und gehorsamer
Heinrich Heine.

(46. Faubourg Poissonnière.)

Paris, den 11. Januar 1846.

*) Trotz der eifrigen Verwendung Humboldt's, gelang es Demselben nicht, Heine die Erlaubnis zu einem Besuche in Berlin zu erwirken. Die Antwort Humboldt's findet sich in „H. Heine's Leben und Werke“ von A. Strodtmann, Bd. II, S. 510.

243. An Julius Campe.

Paris, den 5. Februar 1846.

Mein theurer Campe!

Ich bitte Sie, dafür zu sorgen, daß die einliegende Reklamation, nämlich mein Brief an den Redakteur des „Korrespondenten“, unverzüglich in dem „Korrespondenten“ abgedruckt wird. Ich wünsche, daß es ebenfalls im corps du journal geschehe. Dies kann Kunkel*) nicht verweigern. Weigert er sich überhaupt, den Brief zu drucken, so bezahlen Sie für mich Inserat. Sorgen Sie auch dafür, daß ihn die Blätter aufnehmen, die, etwa nach dem Vorgange des „Korrespondenten“, den schauderhaften Druckfehler propagandiert. Letzterer könnte meine Gesamtausgabe präjudicieren, zu deren In-Werkstellung ich im Frühjahr bei Euch eintreffen werde. Ich bin noch immer krank, war aber noch vor 14 Tagen so schlecht, daß ich nicht ausgehen konnte. Von Herzen bin ich gesund, und auch geistig thätig. Dieser Tage schreibe ich Ihnen mehr; zu dem Brief an Wertheim komme ich wie die Magd zum Kind.

Ihr Freund

H. Heine.

*) Der Redakteur jenes Blattes.

244. An den Herrn Redakteur des „Unparteiischen Korrespondenten“ in Hamburg.

Einen Brief von mir*), der ursprünglich nicht für Veröffentlichung bestimmt war und ohne äußere Veranlassung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geschrieben ward, haben Sie aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, wo er unter den Annoncen inseriert worden, in den inneren Spalten des „Hamburgischen Korrespondenten“ vom 26. Januar wieder abgedruckt. Leider haben Sie ihn aber mit einem sehr interessanten Druckfehler bereichert. Es ist nämlich in diesem Briefe die Rede davon, daß ich in Betreff einer Dame meine Meinung geändert, und es kommen da die Worte vor: „Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir darbietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurfunden.“ Da ich nun in den folgenden Zeilen darauf hinweise, ich sei mit der verbesserten Gesamtausgabe meiner Werke beschäftigt, so ist es mir eben nicht ganz gleichgültig, daß die oberwähnten Worte: „in jener Beziehung“ von dem Setzer des „Hamburger Korrespondenten“ in die Worte: „in jeder Beziehung“ verwandelt worden sind; und ich

*) Der unter Nr. 239 abgedruckte Brief an Dr. L. Wertheim.

bitte Sie, diese Berichtigung unverzüglich Ihrem geschätzten Publikum mitzutheilen. Hochachtungsvoll grüßend

Heinrich Heine.

Paris, den 5. Februar 1846.

Solche Redaktionen, welche den oben erwähnten Brief nicht direkt aus der „Allgemeinen Zeitung“, sondern aus diesen Blättern entlehnt haben, werden ersucht, auch diese Berichtigung aufzunehmen.

245. An Julius Campe.

Paris, den 6. Februar 1846.

Mein theurer Freund!

Ich habe Ihnen gestern mit etwas allzu großer Hast geschrieben. Ich wollte noch vor Abgang der Post im selben Augenblick, wo ich bei Galignani im Lesekabinet den schauderhaften Druckfehler bemerkte, denselben rektifizieren. Leider wird auch meine Reklamation das Gepräge dieser Eile tragen, und zwei Engländer, die neben mir saßen und quäkten, sind wohl Schuld daran, daß der Anfang dieser Reklamation so schändlich stilisiert ist, wie

mir später einfiel. Ist der Wisch noch nicht gedruckt, so bitte ich Sie, jenen Anfang durch folgende Worte zu ersetzen:

„Nr. . . des „Unparteiischen Korrespondenten“ enthält einen Brief, den ich, ohne äußere Veranlassung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geschrieben, und der also ursprünglich nicht für den Druck bestimmt war. Indem Sie denselben aus der „Augsb. Allg. Zeitung“, wo er mit meiner Erlaubnis unter den Annoncen inseriert worden, aufs Neue in den Korrespondenzspalten Ihres Blattes abdruckten, haben Sie ihn leider mit einem sehr interessanten Druckfehler bereichert. Es ist nämlich in diesem Briefe die Rede davon, daß u. s. w.“

Wenn es also noch Zeit ist (und müßten Sie deshalb auch in die Druckerei laufen), so lassen Sie diesen verbesserten Anfang meiner Berichtigung an die Stelle des gestern gesandten drucken*). Sie sehen, wie difficil ich bin in Stilistik. Bei unserer Gesamtausgabe werden Sie Das noch mehr erfahren. Anfangs Mai bin ich bei Euch in Hamburg. Dann will ich dort auch selbst den Druck des Atta Troll's besorgen, ob dessen Verzögerung ich mich nicht genug zu entschuldigen weiß; ich werde

*) Die Erklärung Heine's war bei Ankunft dieses Briefes schon in der Tags zuvor gesandten Form veröffentlicht.

Ihnen aber durch eine bedeutende Vorrede einige Vergütung bieten. Möge mein dortiger Aufenthalt, wo ich der heitersten Geistesruhe bedarf, durch keine Nachwehen oder gar Erneuerungen meiner Familienzwiste gestört werden. Indem ich Karl Heine jüngst ankündigte, weshalb ich nächstes Frühjahr nach Hamburg kommen müsse, bat ich ihn, um Gotteswillen vorher die Differenz, die noch obwaltet zwischen uns, zu schlichten. Aber leider, je mehr ich meinen Stolz kasteie und mich unterwürfig und flehend zeige, desto paziger und arroganter und beleidigender wird mein armer Better, der die Milde für Schwäche ansieht und nie begriff, daß ich gegen Jemand, den ich nicht wie ihn liebte, unbarmherzig meine ganze Stärke angewendet hätte.

Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, daß auch Sie, wie so viele Andere, die an die Großmuth von Karl Heine glaubten, mich zu solcher Selbstdemüthigung angetrieben und an die Macht der versöhnenden Zeit appellieren hießen. Da hab' ich nun den Weg der Güte versucht, den mir die Freunde und das eigne Herz, das sich zu einem Kriege mit Karl Heine nicht entschließen konnte, so leidend angerathen; so habe ich nun meinen weicheren Gefühlen gefolgt, während der kalte Erfahrungsverstand mir beständig in die Ohren zischte, daß man in dieser Welt selten durch Thränen und Flehen,

aber durch das Schwert Etwas erlangt von den harten Geldmenschen! Mein Schwert ist meine Feder, und dieses Schwert dürfte es am Ende wohl aufnehmen mit den Silberbarren und Advokatenkniffen, die meinem Vetter zu Gebote stehen! Dieser beständige Widerspruch, in welchem mein Gemüth und mein Verstand sich in jener Beziehung befanden, hat mich ein ganzes Jahr lang elend und zagend gemacht, und erst jetzt, wo ich einsehe, daß in Karl Heine's Brust kein menschliches Herz schlägt, nachdem ich bei ihm gebettelt, statt mein Recht zu verfechten, Alles um nicht nöthig zu haben, das Schwert zu ziehen gegen den Jugendfreund und Bruder, jetzt bleibt mir dennoch Nichts übrig als — — Ja, ich bin mit einem entsetzlichen Memoire beschäftigt, seit einigen Tagen, wo die Insolenz von Karl Heine dem Fasse den Boden ausgetreten. Den Proceß werde ich unterlassen, damit man sehe, es ist hier keine Geldfrage mehr — Alle Kniffe von Dr. Halle brauch' ich hier nicht zu fürchten, auf meinem eignen Feld, wo ich Präsident bin, und keinem reichstädtischen Schleudrian ausgesetzt. Meine Pension achte ich für verloren und ich schlage sie in die Schanze. Ich, wie mir meine Ärzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundschaft gestanden und weil sie wissen, daß ich ein Mann bin, den der Tod nicht schreckt, ich habe nicht lange mehr zu

leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloster und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, seit ich Alles gethan, was ein Mensch thun darf aus Liebe, ja mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität. — Sie sehen, theurer Freund, ich bin sehr zu bedauern, und es ist nicht meine Schuld, wenn ich jetzt keine heitere Bärenjagden und Wintermärchen schreibe. Leben Sie wohl und heiter, empfehlen Sie mich Ihrer Frau und allen Wohlwollenden dort aufs beste.

Ihr Freund

H. Heine.

246. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 10. Februar 1846.

Mein theuerster Lassalle! —

Väge es mir nicht lastend auf der Seele, daß ich Ihnen unverzüglich danken muß für so viel Liebesseifer, so würde ich Ihnen dennoch heute noch nicht schreiben, denn ich bin seit drei Wochen leidender

als je. — Vierzehn Tage lang mußte ich das Zimmer hüten, und jetzt muß ich ängstlich meinen kranken Kopf schonen, damit kein Gehirnfieber sich ausbildet. — Acht Tage lang nach Ihrer Abreise hatte ich gar zu anstrengend gearbeitet, um das Versäumte wieder einzuholen, und Das mag mir wohl die Krankheit befördert haben. Warum ich Ihnen den Brief wegen M. noch nicht geschickt, ist Ihnen jetzt begreiflich; in einigen Tagen werde ich Ihnen denselben zusenden. Heut beschränke ich mich darauf, Ihnen zu danken; noch nie hat Jemand so Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. — Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir Andern insurpieren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium — In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege. Ich sprach noch gestern Abend davon mit Grün, dem ich ein halb Duzend der übermüthigsten Gedichte für den Musenalmanach von Büttmann*) gegeben habe. —

Was Sie mir von Barnhagen sagen, freut mich; er ist der erfahrenste Mensch, der die Verhältnisse und Personen am besten kennt. — Achten

*) Erschien 1847 unter dem Titel: „Album. — Originalpoesien.“

Sie auf seine Worte, sogar auf Das, was er nicht sagt. — „Sein Sprechen ist belehrend, sein Schweigen ist bildend“ — wo steht Das? — Was z. B. Barnhagen über Siebeking in Hamburg sagt, ist gewiß richtig, und es ist mir von der äußersten Bedeutung. — Ich bin entzückt, daß der dortige Ministerresident von Hamburg und seine Frau für mich gewonnen, Das ist von einer größeren Wichtigkeit für die Folge, als Sie glauben. — Wenn Mendelssohn nicht schreiben will, so ist mir Das ganz recht, denn sein Schreiben würde doch in diesem Augenblick Nichts fruchten, wogegen später ein bloßer Antrag der Vermittlung von seiner Seite von entscheidendstem Nutzen sein kann. — An Humboldt's Sympathie hab' ich nie gezweifelt, sein Brief ist offenherzig, und es schlägt darin ein warmes Herz. — Dieffenbach's Freundschaft ist für mich ein tröstender Gedanke; ich sage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist mein Freund. Zum Glück habe ich keine eigentliche Schmerzen, sondern nur Lähmungen, Genuß- und Lebenshindernisse — Meine Lippen sind manchmal so lahm, daß ich ganze Abende schweigend neben meiner Frau am Kamin sitze. Quelle conversation allemande! ruft sie dann manchmal seufzend aus. — Was soll ich nun aber vom Fürsten Bückler sagen! —

welch ein grand Seigneur! Sein Brief ist nicht bloß ein schriftstellerisches Meisterstück, sondern auch ein bedeutsames Denkmal, bedeutsamer als es ihm selber dünken mag, in Bezug auf unsere socialen Verhältnisse und Umwälzungen. — Es versteht sich von selbst, daß dieser Brief gedruckt werden muß, er ist von dem allgemeinsten Interesse, und die Sehenden werden wohl merken, daß Diesß nicht eigentlich ein Schreiben Bückler's ist an A. B. in Sachen C. D., sondern daß hier einer der letzten Ritter der alten Geburtsaristokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldaristokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Besten des beleidigten Genius — Ja, die Lektion ist siegreich, der chevalereske Hochsinn zeigt sich hier auf seinem schönsten Turnierrosse und in seinem fleckenlosesten Harnisch, dem Point d'honneur und der Loyauté; das plumpe selbstische Krämerthum, ich hätte fast gesagt: das Bürgerthum, findet hier seine kläglichste Niederlage; und an Verhöhnung wird es nicht fehlen, zumal von Seiten der allermmodernsten Gegner der jetzigen Geldherrschaft — Sie wissen, welche Leute ich meine. Der Genius freilich spielt hier eine trübselige Figur; die Romantik, die er selber auf den Tod befiehlt, tritt hier großmüthig für ihn selbst in die Schranken, denn am Ende, wenn Bückler auch Fürst in

den Idealprovinzen des Geistes ist, so ist er es doch auch in dem preußischen Schlesien, und seine Handlungsweise ist eben so adlig als edel. —

Ich werde bei nächster Gelegenheit dem Fürsten schreiben; unterdessen melden Sie ihm gefälligst meinen gerührten Herzensdank. Sein Brief muß in jedem Falle publiciert werden. Das Beste wäre, Barnhagen schreibe einen Korrespondenz-Artikel für die „Allgemeine Zeitung“ und theilte den Brief mit in demselben, nach eingeholter Erlaubnis des Fürsten. — Den Artikel müßte Herr v. Barnhagen direkt an den Baron Cotta nach Stuttgart schicken, denn in Augsburg ist zwar Kolb mein innigster Freund, aber auf seinen Kollegen kann ich mich nicht verlassen; Cotta's ist man aber sicher, wo er die Namen Barnhagen, Büchler und Heine sieht.

Hier ist Alles still, oder vielmehr ich sehe und höre Nichts. Roger hat einen großen bal paré et costumé gegeben, wo ich aber nicht sein konnte. Hermance ist noch immer bettlägerig. Madonna habe ich noch nicht besucht, Eugenia ein einziges Mal — Schwäche, Dein Name ist — —! — Mit Rothschild sehr gespannt, aber eben in der geeignetsten Stellung zu meinem Projekt. — Mein Ballett* habe ich geschrieben, ist mir vorzüglich gelungen, —

*) Der „Doktor Faust.“

weiß aber noch nicht, ob es nicht zu spät angelangt — Hab' wieder angefangen, an der Börse zu spielen. Brauche noch immer die Homöopathie. — Aber die große Nachricht, die Sie jetzt längst wissen, Calmonius*) kommt in 8 Tagen hierher mit Ihrer Schwester! Gestern hab' ich Brief von ihm erhalten. Es scheint, daß das Zinkprojekt, wozu ich die Initiation gab, ihm im Kopfe steckt. Ich freue mich sehr, ihn und Ihre Schwester zu sehen. — Bin neugierig, ob sie auch so feine passionierte Lippen hat. — Ich liebe Sie sehr; es ist ja nicht anders möglich, Sie quälen ja Einen so lange, bis man Sie liebt.

Heinrich Heine.

247. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 11. Februar 1846.

Liebster Lassalle!

Sie haben in Ihrem letzten Brief vergessen, mir Ihre direkte Adresse mitzutheilen, und ich hege

*) Ein Spitzname, welchen Heine dem mit der Schwester Lassalle's verheiratheten, in Prag lebenden Stadtrathe Ferdinand Friedland gab.

ein Bedenken, über den wichtigsten Punkt Ihres Briefes Ihnen durch Beförderung dritter Hand meine unumwundene Ansicht zu sagen — Jedenfalls melde ich Ihnen, daß Alles, was Sie wünschen, geschehen soll. In Bezug Mendelssohn's — wie Sie auf diese unbedeutende Sache Werth legen können, begreife ich nicht — in Bezug Felix Mendelssohn's füge ich mich gern Ihrem Wunsche, und es soll keine böse Silbe mehr gegen ihn gedruckt werden — Ich habe Malice auf ihn wegen seines Christelns, ich kann diesem durch Vermögensumstände unabhängigen Menschen nicht verzeihen, den Pietisten mit seinem großen, ungeheuren Talente zu dienen. — Je mehr ich von der Bedeutung des letzteren durchdrungen, desto erboter werd' ich ob des schändlichen Mißbrauchs. Wenn ich das Glück hätte, ein Enkel von Moses Mendelssohn zu sein, so würde ich wahrlich mein Talent nicht dazu hergeben, die Piße des Lämmleins in Musik zu setzen. Unter uns gesagt, der nächste Grund, warum ich manchmal Mendelssohn prickelte, betraf einige hiesige Stockenthusiasten Desselben, die ich ärgern wollte, — z. B. Ihren Landsmann Frank, auch Heller, — und die unedel genug waren, jenen Angriffen das Motiv unterzulegen, ich wollte dadurch Meherbeer den Hof machen. — — —

Ich schreibe Ihnen alles Dieses mit Vorsatz

und ausführlich, damit Sie später die Gründe meines Zernüßnisses mit M. besser kennen mögen, als der Pöbel, dem man sie entstellt insinuiert wird. Bis dahin bleibt Alles unter uns. Ich werde Ihnen ausführlich schreiben, sobald ich Ihre direkte Adresse habe. Ich bin noch immer sehr leidend, kann fast gar nicht sehen, und meine Lippen sind so gelähmt, daß mir das Küssen verleidet wird, was noch unentbehrlicher als das Sprechen, dessen ich mich wohl enthalten könnte. — Ich freue mich sehr auf die Herkunft Ihres Schwagers und Ihrer Schwester. Hier ist Alles still; Maskenbälle und Oper; man spricht seit 8 Tagen von Nichts als von Halety's „Mousquetaires“, für welche meine Frau schwärmt. — Letztere befindet sich wohl und zankt in diesem Jahre so wenig, wie es von einer tugendhaften Frau nur irgend zu verlangen ist. — Leben Sie wohl und sein Sie überzeugt, daß ich Sie unaussprechlich liebe. Wie freut es mich, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch Niemanden habe ich je so viel getraut, — ich, der ich so mißtrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Muth und ich befinde mich besser.

Ihr Freund

H. Heine.

248. An Ferdinand Lassalle.

Paris, (ich weiß nicht genau) 1846.

Mein theuerster Waffenbruder!

Ich schreibe Ihnen heute, obgleich mein Kopf in einem entsetzlichen Zustande ist und jeder Brief mir ein Stück Leben kostet. Von meinen Augen spreche ich nicht; die Lippen, Zunge u. s. w. sind weit verdrießlicher angegriffen, und das Gehirn scheint nicht neutral zu bleiben. Die Kälte und der Pariser Tumult bekümmert mir so schlecht, und alle meine Hoffnungen sind auf den Süden gerichtet; — Das rathen mir auch die Ärzte. Den Plan mit Berlin gebe ich daher auch gerne auf, und wenn die Karl Heine'sche Angelegenheit vor der Hand geordnet, gehe ich gar nicht nach Hamburg, sondern unverzüglich nach Italien, um dort mich bloß mit der Herstellung meiner Gesundheit zu beschäftigen. — Das bleibt unter uns. — Ich bin so unglücklich und elend, wie ich es nie war, und ließe ich nicht ein hilfloses Weib zurück, so würde ich ruhig meinen Hut nehmen und der Welt Valet sagen. — Es ist mir seit vier Wochen nur Erfreuliches passiert, meine Finanzen heben sich, meine Frau ist lebenswürdiger als je, meiner Eitelkeit wird geschmeichelt, die Krankheit würde ich auch wohl in dieser Phase

mit Resignation ertragen — aber die — — Angelegenheiten, die ich auch schon mit Gelassenheit betrieb, fangen seitdem einen solchen Tumult an in meinem Gemüthe, daß ich wahrlich manchmal fürchte, verrückt zu werden. — Hat mich aber Etwas rein wahnsinnig gemacht, so ist es der Brief, den ich gestern Abend (leider vorm Schlafengehen) von Varnhagen erhielt, und deshalb schreib' ich Ihnen sogleich, trotz meines leidenden Kopfes. — Denken Sie sich, Varnhagen, der so erfahrene Weltmann, ist noch so abergläubisch, daß er — — — — mir das Ehapopeya vorsingt, womit man mich schon vor einem Jahre ins Verderben gesungen. — Ich soll wieder de- und wehmüthige Briefe an Karl Heine schreiben. — Das thu' ich ja seit vorigem Mai, und nach jedem solchen Gewinsel wirft er sich hochmüthiger in die Brust. — Mein erster Plan war, als mir das Unglück passierte, durch das entschiedenste Auftreten zu imponieren und jede Drohung gleich ins Werk zu setzen. — Diesen Plan durchkreuzten die Freunde, die anderer Ansicht waren, die für die erweichenden Mittel waren, und indem sie das Gegentheil thaten von Dem, was verabredet war, scheiterte Alles durch Inkonsequenz. — So sollte z. B. — — — — und statt Dessen legte er sich aufs Bitten, auf Sentimentalität, und Alles war verloren, und ich selber musste vom hohen Kampfsroß herabsteigen

und mich auf eine flennende Schindmähre setzen! — Durch diese Selbsterniedrigung habe ich den Leuten wieder den Muth eingeflößt, der ihnen schon abhanden kam, und der auch jetzt Reißaus nehmen wird, sobald sie Ernst sehen, sobald sie eine öffentliche Manifestation erleben, und bestimmt fühlen, daß man zu Vergleichen entschlossen sei — Sagen Sie das an Barnhagen, sagen Sie ihm: die Herzen der Geldpharaone seien so verstockt, daß das bloße Androhen von Plagen nicht hinreichend sei, obgleich sie wohl wissen, wie groß die Zaubermacht des Autors, der schon vor ihren eignen Augen so manches Schlangenkunststück verrichtet hat — Nein, diese Menschen müssen die Plagen fühlen, ehe sie daran glauben und ihren zähen Selbstwillen aufgeben, sie müssen Blut sehen, auch Frösche, Ungeziefer, wilde Thiere, San Hagel u. s. w., und erst beim zehnten Artikel, worin man ihre geliebte Erstgeburt todtschlägt, geben sie nach, aus Furcht vor dem noch größeren Übel, dem eignen Tod. — Wahrlich, hätte Moses sich mit der Güte befaßt, mit Halbdrohen und Vernunftreden, die Kinder Israel säßen noch heute in Ägypten. Sagen Sie an Barnhagen, Alles, was er rathe, sei schon versucht worden, und mein jetziger kläglicher Zustand sei eben das Resultat jener Versuche. Sie, theurer Cassalle, haben die Sache am besten begriffen. —

Ist Herr v. Barnhagen nicht geneigt, dieser Richtung beizutreten, so stehen Sie nur gleich ab von dem Wunsche, daß er den Artikel, der den Bückler'schen Brief einflechte, schreiben möge, und Sie, mein theurer Freund, schreiben ihn selbst; wird er alsdann, wie ich fürchte, für die „Allg. Ztg.“ zu jugendlich schneidend im Ausdruck, so suchen Sie ihn anderswo drucken zu lassen. — Lassen Sie sich auf keinen Fall durch die entgegengesetzte Meinung von Barnhagen in der Einheit Ihrer energischen Handlungsweise irre machen und zu einem Mittelweg verleiten, der mich schon einmal ins Verderben gebracht. — Will hingegen Herr v. Barnhagen in obigem Sinne den Artikel schreiben, so ist es gewiß gut, daß eben die härtesten Dinge und Androhungen in jenem milden und wunderbar lindernden Stile geschrieben werden, dessen nur Barnhagen fähig ist, und wodurch er eine Puissance geworden, die ihres Gleichen nirgends findet. — Er ist unser großer Stilist, ich habe noch dieser Tage darüber stundenlang gesprochen mit meinem Freunde Seuffert, der in dieser Beziehung einen Artikel über Barnhagen in der „Epoque“ geschrieben (wenn dieser Artikel, wie mir Seuffert gestern sagte, in der heutigen Nummer jenes Journals erscheint, schicke ich ihn Ihnen mit und Sie befördern ihn gefälligst an Barnhagen) — Ja, Barnhagen's Stil ist wahr-

lich die eiserne Hand mit einem Handschuh von Sammt, und der wird meinem Vetter einen Handschlag geben, den er nicht vergisst bis ans Ende seiner Tage. —

Schreibt Barnhagen den Artikel, so ist er vielleicht auch geneigt, ihn zu unterzeichnen, wie er bei einigen andern Artikeln in der „Allg. Zeitg.“ gethan hat. Dies wäre von einem erstaunlichen Gewichte, und meine schreckliche Lage erwägend entschließt sich vielleicht dazu der Freund, der sonst so behutjam. — Aber auch meinem Herzen, „meinem beleidigten Herzen“, wie Rachel sagen würde, dürfte es wohlthun, den vornehmen Barnhagen so rücksichtslos aus seiner Höhe mir öffentlich zur Hilfe beispringen zu sehen. X hat es gethan und sich ein ewiges Verdienst um mich erworben, der Pöbel wird ob seiner That sehr beschämt sein. Ich kann ihm noch nicht schreiben, denn jeder Brief kostet mir jetzt einen Fexen Gesundheit; — lassen Sie ihn Das wissen. Gewiss sind sehr schnöde Antworten von Hamburg angekommen. Ich möchte sie wohl kennen, obgleich ich sie errathe. — Und nun leben Sie wohl, theurer, geliebter Freund.

H. Heine.

249. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 27. Februar 1846.

Mein theurer Freund!

Ich hoffe, daß Sie die drei Briefe, die ich Ihnen unter Ihrer eignen Adresse geschrieben, erhalten und andere drei Ergänzungsbriefe, die ich an Herrn von Barmhagen schrieb, von Demselben mitgetheilt bekommen haben. — Unterdeß erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, worauf Wenig zu beantworten war. Ich glaubte Alles im besten Zug, da erhalte ich so eben einen Brief von Barmhagen, woraus ich ersah, daß er mir einen Strich durch die Rechnung macht. Er scheint die Sache, worauf es ankommt, gar nicht zu verstehen, und ich sehe wohl, daß er in seinem Moderantismus mit Ihnen nicht zusammen wirken kann. Den Artikel für die „Allg. Ztg.“, wo der Büdler'sche Brief interkalirt werden sollte, wird er also nicht schreiben, ja er bemerkte mir sogar, daß es unschicklich gegen den Fürsten gehandelt wäre, wenn man Dessen Schreiben veröffentlichte, und Dieser es nicht erlauben dürfe. Diese Bemerkung bestimmt mich, aus leicht begreiflichen Gründen, auf jenen Brief zu verzichten.

Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber Nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Rippen.

Auch der Gaumen und ein Theil der Zunge sind afficiert, und Alles, was ich esse, schmeckt mir wie Erde. Dieser Tage habe ich kaiserlich russische Bäder versucht, nach der strengsten Observanz. An Muth fehlt es mir nicht. —

Mit Ihrer Frau Schwester bin ich sehr viel zusammen, und ganze Stundenlang plaudern wir von Ihnen. Sie hat außerordentlich viel Geist und die köstlichste Ähnlichkeit mit Ihnen. Mit meiner Frau kommt sie sehr gut aus. In einigen Tagen will ich ihr bei mir ein großes Diner geben, wozu ich Roger, Balzac, Gautier, Goglan &c. einlade — könnte ich Sie dabei sehen! So auf 8 Tage möchte ich Sie wieder bei mir haben (nicht auf längere Zeit). Sogleich nach Ihrer Abreise, in zwei Morgenstunden, schrieb ich mein Ballett*), das vielleicht noch dies Jahr in London gegeben wird. Auch mit der Börse habe ich mich wieder beschäftigt, obgleich mit großem Malheur. Ich muß Das thun, sonst wird meine Familienmisère eine stationäre Idee, die mich verrückt machen könnte. Trotz meines elenden Körperzustandes such' ich mich zu zerstreuen,

*) Der Doktor Faust.

nur nicht bei Weibern, die mir jetzt den Varaus geben könnten; deshalb hatte ich auch noch nicht den Muth, Madonna zu besuchen — sie könnte aus Zerstreuthheit sich in der Person irren. Leben Sie wohl, ich dürfte darnach, zu wissen, wie es Ihnen geht. Ihren Charakter kennend, bin ich Ihretwegen nicht ohne die philisterhafteste Angst. — Mit Ihrem Schwager plaudre ich Geschäfte, die seinigen gehen gut, und er ist wahrhaftig ein Genie. —

Ihr Freund

Heinrich Heine.

250. An Julius Campe.

Paris, den 1. September 1846.

Liebster Campe!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, hoffend, es würde mit mir besser gehen, so daß ich Ihnen erfreulichere Dinge zu melden hätte, als heute; leider aber hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form angenommen, daß ich selbst erschreke. Während der ersten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geschöpft, aber seitdem ging es den

Schneckengang; meine Sprachwerkzeuge sind so gelähmt, daß ich nicht sprechen kann, und essen kann ich nicht seit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwesenheit des Geschmacks. Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich verschwunden, und ich sehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beständige Ohnmachten) haben mich nun bestimmt, nach Paris zurückzueilen, und gestern hab' ich Barèges verlassen. Ich bin keineswegs ängstlich, sondern sehr gefaßt, und trage, wie bisher, mit Geduld, was sich nicht ändern läßt und ein altes Menschenschicksal ist.

Meine Meinung geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, Das geht mich nicht an, Das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir Nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewusstsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. — Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt

einen Tod giebt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube.

Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete? *) Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu anderen Zeiten hätte ich drüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der „Allg. Ztg.“**), der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet.

So wie ich nach Paris komme, schreibe ich Ihnen in Betreff meiner Gesamtausgabe, die ich jetzt nicht länger verschoben sehen möchte. Ich bitte Sie, da jetzt noch Dampfschiffe gehen, schicken Sie mir gefälligst alle meine Bücher (die Expl., die ich hatte, sind alle verzettelt), und ich gebe mich gleich an die Durchsicht und Anordnung der Gesamtausgabe. Daß ich Ihnen den „Troll“ noch nicht geschickt, ist wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeschichten hatten mir alle gute Laune geraubt, und

*) Die „Deutsche Allg. Ztg.“ hatte in einer Korrespondenz aus der westlichen Schweiz gemeldet, daß H. Heine am 31. Juli im Berner Glockenthale bei Thun, wohin ihn die Aerzte der erfrischenden Luft halber gesandt hätten, einem wiederholten Schlaganfälle erlegen sei.

**) Die Korrespondenz aus Barèges vom 26. Juli 1846, — H. Heine's sämtliche Werke, Bd. X, S. 256 ff.

die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich so auszurüsten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es auch gehe, schnell fördern, und werde es bei meiner Ankunft in Paris schnell vornehmen. Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. Gott verzeihe meiner Familie die Verjündigung, die sie an mir verschuldet. Wahrlich nicht die Geldsache, sondern die moralische Entrüstung, daß mein intimster Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort seines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, Das hat mir die Knochen im Herzen gebrochen, und ich sterbe an diesem Bruch. — Wie ich höre, hat meine falsche Todesnachricht meinen Vetter sehr erschreckt; er hatte wahrlich erschreckende Gründe.

Unter den jetzigen Umständen ist es wohl überflüssig gewesen, Ihnen besonders zu melden, daß ich auf das Vergnügen, Ihr Söhnchen über die Taufe zu halten, verzichten muß. In diesem Jahr wäre ich sehr gern nach Hamburg gekommen, um meine alte Mutter noch einmal zu sehen und mich an heimischer Theilnahme in meinem Unglück zu trösten! Aber es sollte nicht sein. — Meine Finanzen sind schlecht, diese Krankheit und die Reise nach Barèges haben mich schier ausgebeutelt und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die zunehmenden

Lebenskosten diesen Winter erschwinge! Selbst indem ich die 200 Mk Bco., die ich dieses Jahr von Ihnen zu fordern habe, bei meiner Ankunft in Paris an die Ordre von A. Leo auf Sie abgebe, bin ich noch nicht sehr gefördert! Bloß meine Ärzte haben mir in einem Monat mehr gekostet! doch genug davon, ich gerathe hier auf das Kapitel, das in jedem deutschen Dichterleben so fürchterlich bitter rebaschiert wird. —

Leben Sie wohl und glücklich, und sein Sie überzeugt, daß ich es immer ehrlich und gut mit Ihnen gemeint und auch Ihre freundschaftliche Sympathie immer zu schätzen wußte. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde. — Ich habe in Paris meine Wohnung verändert und wohne jetzt: Faubourg Poissonnière Nr. 41. —

Ihr treu ergebener

H. Heine.

251. An Heinrich Laube.

Paris, den 19. Oktober 1846.

Liebster Laube!

Auf Ihren freundschaftsvollen Brief vom 10. Oktober kann ich heute noch nicht ordentlich antworten, weil ich noch extra leidend bin; doch

ich werde dieſer Tage bei beſſerem Leibeswetter das Verſäumte nachholen. Heute beſchränke ich mich darauf, Ihnen für Ihren Brief zu danken und meine Freude über den für mich wichtigſten Punkt deſſelben auszusprechen. Ich bin entzückt über Ihren Vorſatz, hierherzukommen. Führen Sie ihn nur bald aus. Sie müſſen ein bißchen eilen, denn obgleich meine Krankheit eine ruhig fortſchreitende iſt, ſo kann ich doch nicht einſtehen vor einem Salto mortale, und Sie könnten zu ſpät kommen, um mit mir über Unſterblichkeit, Literatenverein, Vaterland und Campe und ähnliche höchſte Fragen der Menſchheit zu reden; Sie könnten einen ſehr ſtillen Mann an mir finden. Ich bleibe dieſen Winter auf jeden Fall hier und wohne vor der Hand (ziemlich geräumig) Faubourg Poissonnière Nr. 41; und finden Sie mich nicht hier, ſo ſuchen Sie mich geſälligſt auf dem Cimetière Montmartre, nicht auf dem Père Lachaise, wo es mir zu geräuſchvoll iſt.

Auch meine Frau freut ſich, Monsieur et Madame Laube dieſen Winter hier zu ſehen, denn wir ſetzen voraus, daß Letztere mitkommt.

Schicken Sie mir doch meinen Nekrolog; eine ſolche Freude, ihren eignen Nekrolog zu leſen, wird ſelten den Sterblichen geboten. Die falſche Todesnachricht hat mich jedoch ſehr verſtimmt, und es thut mir leid, daß auch meine Freunde dadurch

afficiert wurden; zum Glück kam die rektifizierende Nachricht, wodurch mein Untod gemeldet ward, schnell hinterdrein. Sie wundern sich, daß so viele falsche Nachrichten über mich in Umlauf, und sagen, daß ich komplet mythisch werde. Ich könnte leicht den Schlüssel zu diesen Mythen geben und Ihnen überhaupt die Quellen anzeigen, woraus all' die mehr oder minder albernen, aber jedesmal bösgemeinten Notizen über mein Privatleben fließen. Der Monsieur Straus hier hat gestanden, daß er über 4000 Francs ausgegeben für Sournale und Journalisten, um seine roh irdachten und von den uns wohlbekannten Spiegelbergen verfeinerten Verunglimpfungen meines Privatlebens ins Publikum zu bringen. Ich habe nie dagegen reklamieren wollen, um den Leuten nicht Stoff zu Diskussionen zu liefern*).

252. An Julius Campe.

Paris, den 12. November 1846.

Liebster Campe!

Ich habe Sie bis heute auf Ihre zwei jüngsten Briefe ohne Antwort gelassen, weil mich das

*) Der Schluß dieses Briefes ist verloren gegangen.

Schreiben unsäglich anstrengt, nicht sowohl wegen meines schwachen letzten Auges, als wegen der Brust, deren Beklemmung Tag und Nacht dauert, daß mir bei dem beständigen Schlucken und Glucken schon jetzt in diesem Augenblicke, wo ich über den Schreibtisch mich lehne, das Wasser beständig aus dem Munde läuft und der Athem ausgehn will. Daher fass' ich mich heute nothdürftig kurz und erlasse Ihnen zunächst den Küffel für Ihren vorletzten Brief. Daß Sie an meine Krankheit nicht glaubten, erkläre ich mir daraus, daß Sie gewiß bei meiner Mutter Erkundigungen einzogen, die wahrlich nicht beunruhigend ausfallen konnten, da ich der alten Frau immer das Gegentheil meines Zustandes berichte.

In Bezug auf den „Atta Troll“ melde ich Ihnen nun, daß ich, obgleich Sie damit füglich warten konnten, dennoch jeder Verpflichtung gegen Sie mich so bald als möglich zu entledigen suchte und damit eilte, das Gedicht für den Druck bereit zu machen; es ging aber weniger schnell, als ich glaubte, ich mußte Vieles umändern, mehr neue Stücke hineindichten, und in diesem Augenblick hat es mein Abschreiber, sodaß ich nach erneuerter Durchsicht das Gedicht selbst in acht Tagen zuschicken kann, damit Sie es unverzüglich in Druck geben.

Was die Gesamtausgabe betrifft, so irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß ich für den Fall meines Todes nicht daran gedacht hätte, über die Anordnung Etwas gethan zu haben. Ich habe für diesen Fall in meinem Testamente die Freunde Detmold und Raube beauftragt, jene Ausgabe an meiner Statt zu besorgen, und was die Anordnung betrifft, wie ich sie selbst für die geeignetste halte, so will ich Ihnen heute darüber einige Worte sagen, damit Sie mir sagen, ob Sie mit mir einverstanden; denn ich habe seit zwanzig Jahren Ihre merkantilischen Interessen beständig im Auge behalten — die meinigen hab' ich immer vernachlässigt.

Ich schlage Ihnen vor, die Gesamtausgabe in neunzehn Bänden erscheinen zu lassen, wünsche jedoch zu wissen, in welchen Zeiträumen die verschiedenen Lieferungen erscheinen und aus wie viel Bänden sie bestehen würden.

Band I soll enthalten: { Die Harzreise und
Das Buch Legend.

Band II: { Den Almanach und
Den Ratcliff.

Band III: Das Buch der Lieder, mit Ausnahme der „Nordsee.“

Band IV: { Die Nordsee, nämlich die zwei poetischen und die dritte prosaische Abtheilung.
Der Rabbi von Bacharach.

Band V: Italien, erster Theil.

Band VI: Italien, zweiter und dritter Theil.

Band VII: { England (aus dem vierten Theil der Reisebilder.)
Fragment einer Übersetzung von Manfred.

Band VIII: { Schnabelewopski.
Pariser Kunstausstellung (aus dem ersten Theile des Salon.)

Band IX: Die romantische Schule.

Band X: Zur Geschichte der Philosophie in Deutschland (zweiter Theil des Salon.)

Band XI: { Elementargeister (aus dem dritten Theil des Salon.)
Florentinische Nächte (dito.)

Band XII: Französische Zustände, mit Ausnahme der kleinen Briefe am Schluß.

- Band XIII: { Die kleinen Briefe am Schluß der Zustände.
Vorrede der Zustände.
Vorrede zum Adel.
Vorrede zum Salon.
(Etwa als Unparteilichkeit mein Artikel über Menzel aus den Politischen Annalen.)
Der Denunciant.
Der Schwabenpiegel.
- Band XIV: Monsieur Louis Börne.
- Band XV: { Shakspeare's Frauen.
Theaterbriefe (aus dem vierten Theil des Salon.)
- Band XVI: Artikel aus der Allg. Zeitung.
- Band XVII: { Fortsetzung derselben.
Das Wintermärchen.
- Band XVIII: Neue Gedichte, mit Ausnahme des Wintermärchens.
- Band XIX: Atta Troll und spätere Gedichte, die ich seitdem geschrieben oder noch schreiben werde, sehr schöne und gut honorierte Gedichte. —

Sagen Sie mir, ob Ihnen diese Anordnung genehm ist, und Sie können bald den Druck anfangen, da ich die ersten zwei oder drei Bände nur

in druckfehlerlicher Beziehung durchzulesen brauche. Es versteht sich, daß Sie in keiner öffentlichen Ankündigung das Detail obiger Anordnung mittheilen; denn ich könnte Einiges abändern wollen.

Bedürfen Sie einer besondern Ankündigung für das Publikum, so verlangen Sie dieselbe von meinem Freunde Barnhagen v. Ense; Sie haben bald die beste Gelegenheit dazu, indem Sie ihm den „Atta Troll“ gedruckt zuschicken; er ist ihm nämlich dediciert.

Leider habe ich von den zwei ersten Bänden der „Reisebilder“ die letzte Ausgabe, und vom dritten und vierten Band die erste Ausgabe. Ich muß aber von den ersten zwei Bänden die zweite Ausgabe jetzt vornehmen (da ich diese noch in Deutschland selbst corrigiert), und aus demselben Grunde die erste Ausgabe von den zwei letzten Bänden. Halten Sie dieselben daher für mich bereit.

Daß Sie aus meinem letzten Brief Etwas drucken ließen*), ist an und für sich gewiß Unrecht aber ich bin überzeugt, Sie hatten eine freundschaft-

*) Campe hatte im „Telegraph für Deutschland“ einige Stellen des Heine'schen Briefes aus Tarbes vom 1. September 1846 veröffentlicht, um die falsche Todesnachricht gründlich zu widerlegen.

liche Absicht. — Die voreilige Nachricht meines Todes hat mir viele Theilnahme gewonnen; rührend edle Briefe in Menge. Auch Karl Heine schrieb mir den liebeichsten Freundschaftsbrief. Die kleine Trödelei, die lumpige Gelddifferenz, ist ausgeglichen, und Dieses that meinem verletzten Gemüthe wahrhaft wohl. Aber das Vertrauen zu meiner Familie ist dahin, und Karl Heine, wie reich er auch ist und wie liebeich er sich mir zuwendet, so wäre er doch der Letzte, an den ich mich in irgend einer Lebensnoth wenden würde. Ich habe hartnäckig darauf bestanden, daß er mir bis auf den letzten Schilling auszahle, wozu ich mich durch das Wort seines Vaters berechtigt glaubte, aber wahrhaftig, ich würde auch keinen Schilling mehr von ihm annehmen. Wir haben Beide große Thorheiten begangen, aber ich bezahle sie viel theurer, mit dem Rest meiner Gesundheit. Es sieht mit dieser sehr schlecht aus, es ist möglich, daß mein Tod Ihnen eine sehr vorzügliche Reklame macht für meine Gesamtausgabe; Sie werden mal sehen, wie viel populärer ich alsdann noch werde, obgleich, wie ich aus närrischen Buchhändlerbriefen sehe (nächstens schreibe ich Ihnen darüber) meine Popularität schon sehr groß sein muß. Für einen populären Abriss meines Lebens will einer mir das Erstaunlichste zahlen. — Sein Sie ruhig, ich schreibe gar Nichts. Ich will Ruhe

haben, und an meinem Ruhme ist mir am wenigsten gelegen.

Ihr Freund

H. Heine.

253. An Dr. Arnold Mendelssohn.

Hochgeehrtester Herr Doktor!

Sie überschätzen meinen Kredit in Augsburg und irren sich, wenn Sie glauben, daß ich mit der „Allg. Ztg.“ in beständiger Verbindung stände. Ich schreibe jetzt dorthin höchst selten. Indessen, wenn Sie es dringend wünschen, will ich in Bezug Ihrer dieser Tage nach Augsburg schreiben, und die Redaktion der „Allg.“ in Kenntniß setzen, wie ungerecht die Verletzung ist, die Sie darin erlitten, und wie wenig sie im Einklang ist mit Ihrem persönlichen Charakter und Ihren wissenschaftlichen Verdiensten. Sie können ganz über mich in dieser Hinsicht verfügen; doch gestehe ich Ihnen, daß ich selbst auf die schändlichsten Zeitungsartikel keinen Werth legen würde; Das sprießt und welkt und fällt ab, ohne sonderliche Spur zu hinterlassen, wie das Menschengeschlecht selbst. Beschuldigen Sie mich nicht, für fremde Kummernisse so kühle Worte zu geben. Empfänden Sie nur drei Tage lang meinen

gegenwärtigen Zustand, so würden Sie der peinlichsten Verunglimpfung, die Ihnen jetzt widerfährt, nur ein untergeordnetes Interesse widmen. Haben Sie aber durchaus Lust, zu reklamieren, so thun Sie es. Es schafft Ihnen vielleicht moralische Erleichterung, positiv nützt es aber gar nicht. Ich zweifle nicht, daß die „Allg. Ztg.“, nachdem Sie so stark darin angegriffen worden, und auch mit Verfidie angegriffen worden, bei ihrer vorherrschenden Loyalität keineswegs zögern wird, auch Ihre Reklamation aufzunehmen; es versteht sich, wenn sie mit Mäßigung und Takt abgefaßt ist.

Ich gehe jetzt fast gar nicht mehr aus, wegen zunehmendem Unwohlsein, und ich habe Ordre gegeben, Sie zu jeder Zeit zu mir zu lassen.

Einen freundschaftlichen guten Morgen wünschend,

Heinrich Heine.

Paris, den 12. December 1846.

254. An Julius Campe.

Paris, den 14. December 1846.

Liebster Campe!

Ein Mißgeschick mit dem Abschreiber, der den „Troll“ zum zweiten Male kopieren mußte, und ein

Rückfall in meiner Krankheit, die in diesem Augenblick mich an jeder Arbeit hindert, ist Schuld, daß ich Ihnen das beikommende Manuscript nicht früher geschickt. Es fehlt nur noch die Vorrede, die, etwa 6 bis 8 Seiten stark, in einigen Tagen nachgeschickt wird. Vier Kapitel habe ich neu hineingeschrieben und Manches stark variiert, so daß ich jetzt für das Gedicht wohl auf ein Succès d'estime rechnen kann. Ohne Ihre pressante Anforderungen hätte ich es aber gar nicht herausgegeben. Wenn es auf dickem Velin gedruckt wird, macht es wohl ein hübsches Bändchen. Sie bringen es in einem literarisch günstigen Momente, und es ist daher vielleicht besser, daß es jetzt erscheint, als später, wo Passionsstürme rasen. — Ich bin verflucht krank.

Die böse Jahreszeit zerrüttet mich fürchterlich. — Sie haben jetzt, wegen Weihnacht, den Kopf und die Hände voll und können nicht an die Gesamtausgabe denken; ist aber Neujahr vorbei, so bitte ich, mir auf meinen letzten Brief bestimmt Ihre Resolution zu sagen. — Ich hoffe, daß Sie jetzt, wo ich den „Atta Troll“ trotz meines Unwohlseins gefördert, ihn auch gleich in Druck geben, ob Sie jetzt Viel zu thun haben; ich rechne drauf, aus wichtigen Gründen.

Ich hoffe, daß Sie und Ihre ganze Familie, Gattin nebst der Sedez-Ausgabe, sich wohl befin-

den. — Hier ist Alles still, nur daß viele wahn-
sinnige Deutsche herkommen und mich stören und
langweilen. — Leben Sie wohl und vergnügt.

Ihr sehr verdrießlicher Freund

H. Heine.

255. An Julius Campe.

Liebster Campe!

Ich schicke Ihnen anbei die Vorrede zum „Atta
Troll“. Sorgen Sie eifrigst für getreuen Abdruck.
Vergessen Sie nicht, dem Setzer zu bemerken, daß
über das letzte Kapitel des Gedichtes der Name von
Barnhagen mit größern Lettern gedruckt werden muß,
da dadurch die Dedikation gezeigt wird. — Die ver-
fluchte Vorrede hat mir mehr Mühe gekostet als
zehn Druckbogen.

Ich befinde mich seit 8 Tagen etwas besser,
und da ich mich gegen alle äußere und innere böse
Influenzen in Acht nehme, hoffe ich den Winter
besser zu überstehen, als anfänglich zu erwarten
war. Auch arbeite ich schon mit mehr Leichtigkeit.
Geh' fast gar nicht aus; das beständige Sitzen am
Kamin hat leider mein letztes Auge noch mehr ge-
trübt. Könnte ich nur lesen!

Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen einen

heitern Weihnacht. — Lassen Sie mir doch gleich wissen, ob der „Troll“ zum Druck gegeben worden, und schicken Sie mir alsdann schleunigst die ersten Aushängebogen.

Freundschaftlich grüßend

H. Heine.

Paris, den 19. December 1846.

256. An Julius Campe.

Paris, den 26. December 1846.

Liebster Campe!

Ich habe in meinem letzten Brief vergessen, Ihnen den Titel meines Büchleins in optima forma mitzutheilen. Aus Vorsorge thue ich es nachträglich. Es heißt:

Atta Troll.

Ein Sommernachtstraum

von

H. Heine.

Ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen das schönste Glück zum Neuen Jahre zu wünschen. —

Vergeffen Sie nicht, sobald Sie aus dem Geschäftsstrudel des Jahrwechsels getreten, mir gleich zu melden, wann mein Büchlein die Presse verläßt, wegen Maßregeln, die ich in dieser Beziehung zu machen habe.

Mit meiner Gesundheit sieht es noch immer sehr kläglich aus, und ich fange an darüber sehr verdrießlich zu werden.

In Deutschland scheint wieder die Heuchelei der Ernsthaftigkeit zu grassieren, und mein Vär kommt zur rechten Zeit, um zu treffen, aber auch um getroffen zu werden.

Ihr Freund

H. Heine.

257. An Benjamin Lumley in London.

Paris, den 27. Februar 1847.

Werther Freund!

Hiermit erhalten Sie das Manuscript, das ich Ihnen Ende dieses Monats zu liefern versprach. Ich versichere Ihnen, daß ich nie wieder ein Versprechen dieser Art machen werde. Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr ich mir in meiner jetzigen Lage durch den Versuch geschadet, meine Aufgabe würdig zu lösen. Verschaffen Sie sich so bald wie möglich die englische Uebersetzung, und lesen

Sie dieselbe in einer ruhigen, müßigen Stunde. Solch eine Lektüre wird Sie mein Ballettbuch besser verstehen lassen, in welchem z. B. der „Hexensabbath“ nur dürftig skizzirt ist, während mein Brief eine ebenso vollständige wie authentische Beschreibung davon giebt. Sie werden selbst darüber urtheilen, wenn Sie den Fürsten der Finsternis mit seiner Domina tanzen lassen. Während meiner Nachforschungen hab' ich einige wunderbare Dinge in Betreff des phantastischen Tanzes entdeckt, von denen ich Ihnen, wenn mir das Leben erhalten bleibt, später mehr schreiben werde.

Die wenigen Anmerkungen, welche ich meinem langen Briefe hinzugefügt, sind Citate, die Sie, nach Ihrem Ermessen, in der Broschüre weglassen mögen.

Sollte Ihnen der Inhalt der Anmerkungen nicht zusagen, so müßte der Verleger beiläufig erwähnen, daß sie weggelassen worden sind. Lassen Sie mir gütigst ein Exemplar der englischen Übersetzung des Buches und des Briefes zukommen, damit ich sie vor dem Druck corrigieren kann. Meine Broschüre müßte für Diejenigen, die nur den Goethe'schen „Faust“ kennen, sehr interessant sein. Ich werde sie daher später einmal in deutscher Sprache herausgeben, jedoch in erweiterter Gestalt und mit einigen gelehrten Erläuterungen, damit ich nicht dem Tadel unsrer hochweisen Faustologen verfalle.

Halten Sie den Namen meines Balletts bis zum letzten Augenblick geheim, und nennen Sie es nöthigenfalls „Astaroth“. Ich habe in meinem Briefe bewiesen, daß dieser Name, eben so gut wie Mephistopheles, dem von Faust angerufenen Dämon gebühre; daher dürfen Sie in Ihren Ankündigungen mit Fug denselben als provisorischen Titel gebrauchen. Es wird Ihnen angenehm sein, zu gewahren, welche Mühe ich mir gegeben, um den Leuten begreiflich zu machen, daß Sie den wirklichen Faust der Legende vorführen.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

258. An Heinrich Laube.

Sonnabend, den 3. April*).

Liebster Laube!

So eben schickt Mignet zu mir und läßt mir sagen, daß Dich Thiers auf morgen zum Mittagessen einladet, und daß Du also Punkt halb sieben zu ihm (Mignet) morgen Nachmittag kommen sollst, damit er mit Dir alsdann zu Thiers gehe, um mit Dir dort zu speisen. Fürchtend, daß Du vielleicht

*) 1847.

morgen zu früh ausgeht, habe ich Dir diese Mittheilung noch diesen Abend machen wollen. Ich bitte Dich, erwarte mich morgen bis 11 Uhr bei Dir; ich komme ganz gewiß.

Ich blieb bis gegen 2 heute zu Hause, führte meine Frau nach dem David'schen Concert, und kehrte bald wieder nach Hause, in Erwartung, Dich zu sehen, was leider nicht der Fall. Diesen Morgen hab' ich, obschon im ekelhaftesten Zustand, mir die Weill'sche Vorrede*) vom Halse geschrieben.

Verflucht schlechte brustglücksende Nächte; hätte ich nicht Frau und Papagei, ich würde (Gott verzeih mir die Sünde) wie ein Römer der Mijsère ein Ende machen!

Dein Freund

H. Heine.

259. An Heinrich Laube.**)

Liebster Laube!

Mein Zustand ist noch immer derselbe — mein Kopf ist so schwach, als wäre ich der Verfasser einer

*) Das in Band XIV, S. 147 ff. abgedruckte Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Dorfleben“.

**) Dieser Brief ohne Datum ist vom 5. April 1847.

Auerbach'schen Dorfnovelle — mein Magen eben so
sagenjämmerlich sentimental und religiös-sittlichflau
wie eine dito Novelle — trotzdem will ich gegen
11 Uhr zu Dir kommen.

Montag, 8 Uhr.

Dein kranker Freund

H. Heine.

260. An Benjamin Lumley.

Paris, den 7. April 1847.

Werther Freund!

Ich bezweifle nicht, daß Sie bis an die Ohren
in Geschäften sitzen, und daß all' Ihre Gedanken
auf die täglichen Plackereien gerichtet sind. Trotzdem
bitte ich Sie inständigst, daß Sie ein paar Minuten
an mich denken und sie dazu verwenden, — erstens
mir etwas Geld zu schicken, sodann mir ungefähr
die Zeit anzugeben, wann mein Ballett zur Auf-
führung gelangen wird. Vor Allem, vergessen Sie
das Geld nicht. Ich habe für den gegenwärtigen
Monat April auf Sie gerechnet und ich halte mich
versichert, daß England, so enorm seine Ausgaben
in diesen kriegerischen Zeitläuften sein müssen, immer
noch reich genug ist, seinen ärmeren Alliierten, welche
sehr tapfer, aber bettelarm sind, einige Subsidien

morgen zu früh ausgehst, habe ich Dir diese Mittheilung noch diesen Abend machen wollen. Ich bitte Dich, erwarte mich morgen bis 11 Uhr bei Dir; ich komme ganz gewiß.

Ich blieb bis gegen 2 heute zu Hause, führte meine Frau nach dem David'schen Concert, und kehrte bald wieder nach Hause, in Erwartung, Dich zu sehen, was leider nicht der Fall. Diesen Morgen hab' ich, ob schon im ekelhaftesten Zustand, mir die Weill'sche Vorrede*) vom Halse geschrieben.

Verflucht schlechte brustglücksende Nächte; hätte ich nicht Frau und Papagei, ich würde (Gott verzeih mir die Sünde) wie ein Römer der Mijsère ein Ende machen!

Dein Freund

H. Heine.

259. An Heinrich Laube.**)

Liebster Laube!

Mein Zustand ist noch immer derselbe — mein Kopf ist so schwach, als wäre ich der Verfasser einer

*) Das in Band XIV, S. 147 ff. abgedruckte Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Dorfleben“.

**) Dieser Brief ohne Datum ist vom 5. April 1847.

Auerbach'schen Dorfnovelle — mein Magen eben so
tagenjämmerlich sentimental und religiös-sittlichflau
wie eine dito Novelle — trotzdem will ich gegen
11 Uhr zu Dir kommen.

Montag, 8 Uhr.

Dein kranker Freund

H. Heine.

260. An Benjamin Lumley.

Paris, den 7. April 1847.

Werther Freund!

Ich bezweifle nicht, daß Sie bis an die Ohren
in Geschäften sitzen, und daß all' Ihre Gedanken
auf die täglichen Plackereien gerichtet sind. Trotzdem
bitte ich Sie inständigst, daß Sie ein paar Minuten
an mich denken und sie dazu verwenden, — erstens
mir etwas Geld zu schicken, sodann mir ungefähr
die Zeit anzugeben, wann mein Ballett zur Auf-
führung gelangen wird. Vor Allem, vergessen Sie
das Geld nicht. Ich habe für den gegenwärtigen
Monat April auf Sie gerechnet und ich halte mich
versichert, daß England, so enorm seine Ausgaben
in diesen kriegerischen Zeitläuften sein müssen, immer
noch reich genug ist, seinen ärmeren Alliierten, welche
sehr tapfer, aber bettelarm sind, einige Subsidien

zu senden. Auf jeden Fall schreiben Sie mir gleich. Meine unglücklichen industriellen Affairen haben mich in eine Finanznoth gestürzt, die eben so lästig wie die Sr. Majestät des Königs von Preußen ist.

Da ich der Meinung bin, daß Sie mein Ballett im Laufe dieses Monats aufführen werden, habe ich Vorkehrungen getroffen, mein Verlagsrecht in Frankreich zu sichern. Ich habe von einem verschwiegenen Drucker insgeheim ein paar Duzend Exemplare herstellen lassen; und durch vorschriftsmäßige Hinterlegung derselben im Archivé des Ministers des Innern habe ich mich gegen Piraten geschützt . . .

Tausend freundliche Wünsche von Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

261. An Benjamin Lumley.

Paris, den 3. Mai 1847.

Werther Freund!

Ich habe Ihr Schreiben vom 27. v. M. erhalten. Niemand vermag liebenswürdiger zu sein, als Sie. Ich danke Ihnen für den Vorschuß von

6000 Franks, deren Empfang ich den H^H. Lafitte & Co. bestätigte. Ich muß gestehen, daß mir das Geld sehr gelegen kommt; daher weiß ich Ihnen doppelt Dank. Es wird mich herzlich freuen, von der Aufführung meines Balletts zu hören — sein Erfolg scheint mir zweifellos. Alles, was ich bisher geleistet, hat beim Publikum günstige Aufnahme gefunden; und was Sie betrifft, so steht das Glück Ihnen zur Seite, wie ich aus den großen Triumphen, zu denen ich Ihnen gratuliere, ersehen kann. Sie werden finden, daß mein Ballett über all unsre Erwartung hinaus Furore machen, und selbst einen Platz in den Annalen der Schauspielkunst einnehmen wird. In der That, Ihre Generosität würde mich sehr niederdrücken, zweifelte ich nur einen Augenblick an einem großen Erfolg.

Was den geheimen Druck des Buches betrifft, von welchem ich gesprochen, so würde es mich tiefstens schmerzen, wenn ich glaubte, daß dadurch Ihre Rechte verletzt werden könnten; aber ich habe Nichts dieser Art zu befürchten. Mein Geheimnis ruht sicher in den Händen eines Mannes, der naturgemäß äußerst diskret ist, — nämlich Buloz, der Direktor der Revue des deux Mondes, welcher eine eigne Presse auf den Namen seines ersten Gehilfen besitzt. Letzterer ist als mein Verleger genannt, und sämtliche Exemplare sind in meinen Händen, mit Aus-

nahme von zweien, welche ich beim Minister des Innern deponiert habe, und welche daher in den Katafomben für Drucksachen in der Rue de Grenoble begraben liegen. Außerdem läßt sich aus dem Titel nicht ersehen, daß es ein Ballett ist. Alle Exemplare, ich wiederhole es, sind in meinen Händen, und ich werde sie mittelst der Messagerie nach London senden. Heute noch schicke ich ein Exemplar mit dem Briefe ab, den ich Ihnen jetzt trotz des schrecklichen Zustandes meiner Augen schreibe. Buloz hat auch ein persönliches Interesse, mein Geheimnis zu bewahren. Ich habe ihn nämlich von meiner Absicht in Kenntniß gesetzt, mein Libretto mit dem Begleitbriefe an Mr. Lumley in der Revue des deux Mondes erscheinen zu lassen, sobald mein Ballett in London aufgeführt worden sei; und er selbst rieth mir, ein paar Francs zu opfern, um es vorläufig und insgeheim drucken zu lassen, damit ich geseglich gegen die dramatischen Piraten geschützt sei, die sich meines Werkes bemächtigen würden, wenn es in der nicht hinlänglich gegen Nachdruck gesicherten Revue erschiene. Sie sehen, werther Freund, daß ich in gutem Glauben aufs beste gehandelt habe. Sagen Sie mir nun, ob Sie gegen die Veröffentlichung meines Balletts in der Revue des deux Mondes, unmittelbar nach der ersten Aufführung in London, Etwas einzuwenden haben — denn ich wünsche

Nichts ohne Ihre Genehmigung zu thun. Jedenfalls schicken Sie mir ein Dokument, das ich nur zu unterzeichnen habe, um Ihnen das Verlagsrecht, so weit Dies möglich ist, zu sichern. Ich bin mit den Gesetzen Englands in Betreff derartiger Interessen unbekannt; aber es scheint mir, daß Alles, was Sie benachtheiligen könnte, durch ein sehr einfaches Mittel zu beseitigen wäre. Sie brauchten nur ein paar Exemplare in englischer Sprache drucken zu lassen und sie bis zum Tage der ersten Aufführung unter Schloß und Riegel zu halten. Übrigens werden Sie, der Sie die personifizierte Geschicklichkeit sind, die Mittel zu ihrem Schutze schon zu finden wissen. Mit den Exemplaren des Balletts werde ich Ihnen ein langes phantastisches Gedicht senden, das ich in die Revue des deux Mondes einrücken ließ, und das großartigen Erfolg gehabt hat. Sie finden darin eine Schilderung der nächtlichen Jagd und der Jägerin Diana, die als ein Phantom erscheint. Indem ich mein Ballett hier in der Revue des deux Mondes veröffentliche, zeige ich, daß ich ihm eine ganz besondere artistische Bedeutung beimesse, und das literarische Gewicht der Revue wird uns solcherweise gut zu Statten kommen. Ich denke, es würde nicht unräthlich sein, die deutsche Version des Buches (mit einigen Stellen der Vorrede) gleichzeitig in der „Mugsburger Zeitung“ abzudrucken.

Dies würde Ihnen eine Ankündigung ersparen. Verfügen Sie in jeder Hinsicht über mich. — Erklären Sie beiläufig Ihrem Ballettmeister, was ich in meinem Brief über das Thema des „Hexen-Sabbaths“ geschrieben, und fragen Sie ihn, ob es nicht möglich ist, (nach dem Abgange Faust's) die Herzogin ein fürchterlich groteskes Pas de deux mit dem höllischen Ziegenbock tanzen zu lassen. Die Herzogin würde dadurch die in meinem Briefe beschriebene Domina des Festes; jedoch glaube ich nicht, daß man in einem so fashionablen Theater wie dem Ihrigen wagen darf, so weit zu gehen.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

262. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 4. Mai 1847.

Liebster und verständigster Freund!

Wären nicht meine Augen in so fatal schmerzlichem Zustande, würde ich Ihnen durch Überbringer, Herrn Grenier, einen langen Brief zuschicken und Ihnen Denselben weitläufigst empfehlen — Empfehlung aber bedarf er wohl am wenigsten, da

er sich Ihnen, dem Kenner wahrer Bildung und gediegenen Werthes, in den ersten fünf Minuten durch sich selber hinlänglich empfehlen wird. Herr Grenier, ein langjähriger Freund, ist einer der ausgezeichnetsten jungen Franzosen, die ich kenne, mit deutscher Sprache tief vertraut und dürstend nach innigstem Begreifen des deutschen Wesens. Seien Sie ihm dazu hilfreich. — Mögen diese Zeilen Sie in bestem Wohlfsein antreffen — mir geht es körperlich schlecht und ich trage das Unabweisbare mit Geduld. Meine Gemüthswärme ist bis zur Flamme erhöht, während die äußerliche Lähmung mich umschleicht.

Ihr ewiger Freund

Heinrich Heine.

263. An Julius Campe.

Montmorency, den 20. Juni 1847.

Liebster Campe!

Mein Krankheitszustand, zumal mein Augenleid, macht es mir unmöglich, viel zu schreiben, und ich lasse daher die politischen Expektorationen Ihres letzten Briefes unbeleuchtet. Die Zeit des Ranne-

gießerns ist für mich vorüber, da meine Stunden, und gar die brauchbaren Stunden, mir kärglich zugemessen — Ich sage Ihnen daher in der Kürze, Sie hatten Unrecht, aus den angeblichen Zeitursachen die Gesamtausgabe nicht diesen Winter begonnen zu haben; ich kann Sie nicht zwingen, aber ich bitte Sie sehr, zu bedenken, daß es eine große Frage ist, ob ich diesen Winter ausdauere mit meinem schrecklich zerstörten Leibe. Die Kälte hat auch meine Brust, die im Herbst noch gar nicht leidend war, stark angegriffen. Ich wollte deshalb nach dem Süden gehen und dort zu überwintern suchen, aber meine Finanzen erlauben es nicht, und ich werde daher in Paris bleiben. Laßt uns den Spätherbst und den Anfang des Winters mit der Gesamtausgabe beginnen und fortschreiten, und deshalb geben Sie mir bestimmte Antwort über meinen Prospektus der Anordnung; Sie haben keine Silbe darüber gesagt. — Es scheint, als ob Sie meinen Tod zur Herausgabe der Gesamtausgabe, als fördernde Reklame, abwarten wollten; anders kann ich mir Ihr laues Zögern nicht erklären. Sein Sie ohne Sorge, diese Reklame wird nicht ausbleiben, nicht lange.

Ich würde Ihnen auch heute, liebster Campe, noch nicht geschrieben haben, wenn ich Ihnen nicht wegen einer neuen Publikation eine Offerte zu

machen hätte und bereits länger, als ich sollte, damit geögert. Sie bezieht sich auf ein Ballett, das ich für meinen Freund Lumley in London geschrieben, ein Gedicht, welches vom Ballett nur die Form hat, sonst aber eine meiner größten und hochpoetischsten Produktionen ist. Der Stoff ist für Deutschland von so großem Interesse und so denkwürdig, daß ich darüber gleichzeitig in Briefform eine humoristische Abhandlung geschrieben, und diese, nebst dem Text des Tanzgedichtes und einigen Noten, die ich noch hinzugebe, beträgt 10 Druckbogen, und bildet ein Büchlein, welches vielleicht viel Anfechtung erleidet, für meinen Herrn Verleger aber sehr profitabel sein wird. Was ist der Titel, was ist der Stoff? Vielleicht ist das Geheimnis schon verrathen, aber durch Sie soll es nicht ausgeläutet werden, und ich würde Ihnen das Manuscript nicht eher schicken, bis ich sicher, daß das Ballett in London zur Aufführung gelangt. Für dieses Büchlein verlange ich von Ihnen 1000 *M/* Bco., und ich verkaufe Ihnen für dieses ein für alle Mal bezahlte Honorar zugleich das Recht, so viel' Auflagen, als Ihnen beliebt, später von diesem Büchlein zu machen und dasselbe unverzüglich auch der Gesammtausgabe meiner Werke einzuverleiben, wo es, will's Gott, eine ehrenwerthe und charakteristische Stellung einnehmen wird.

Schreiben Sie mir umgehend Antwort in Be-

Heines Werke. Bd. XXII. 9

zug auf diese Offerte. Aber nur ein kurzes Ja oder Nein; ich bin wahrlich zu krank, um mich auf Geldverhandlungen einlassen zu können, ich mag kaum Vergleichen lesen, und sollte von Ihrer Seite mir nur irgend ein Bedenken geäußert werden, so betrachte ich Das als eine Verneinung, und ich werde wahrhaftig kein Wort mehr über die Sache verlieren. Ich will hiermit nicht sagen, daß ich das Büchlein in solchem Falle einem andern Buchhändler geben würde, nein, so viel Werth lege ich weder auf das Buch noch auf das lumpige Geld; dazu sind Sie mir auch zu werth und theuer; aber ich würde das Büchlein ganz ungedruckt lassen. Sie sehen, wie wenig ich es drauf anlege, Sie merkantilisch zu nöthigen. Ich verlange nur Lakonismus von Ihnen, denn, wie gesagt, meine blinden Augen und meine ächzende Brust können das lange Briefwechseln nicht vertragen.

Liebster Freund, es geht mir herzlich schlecht, obgleich ich von aller Welt in diesem Augenblick (ausgenommen von meiner miserablen Sippschaft) gehätschelt und gestreichelt werde. Was letztere betrifft, so hat Raube's Brief in der „Allg. Zeitg.“, wo er unumwunden dieselbe einer feigen Meuchelei bezichtigt, hier und allerorten die beistimmendste Entrüstung erregt. In Bezug Karl Heine's hat er nicht die ganze Wahrheit gesagt; ich habe nämlich

keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Daß Derselbe, während ich dem Grabe nahe stehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Pension lebenslänglich zu zahlen, ist fürwahr keine so kolossale Großmuth. Ich habe aber, ich gestehe es, nicht mehr verlangt, da ich einst, wie ich Ihnen seiner Zeit schrieb, auch von meinem Oheim keine höhere Zusicherung empfangen, auch nicht in Anspruch genommen, freilich damals in der Voraussetzung, daß ich noch lange Jahre bis in hohes Alter mich durchschlagen und vielleicht gar mein Weib überleben würde! Ich habe nicht ohne Absicht Sie darauf aufmerksam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Verjöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, und wobei aber seine Börse ganz unberührt geblieben. Da jetzt meine Bedürfnisse, wegen der Krankheitspflege, fast verdreifacht, da ich gar wenig erschreiben kann, so würde der Himmel mich sogar in eine große Verlegenheit setzen, wenn er mir ein längeres Leben schenkte. Gottlob, ich werde just auskommen, ohne irgend eine Basseße begangen zu haben. — Leben Sie wohl, und schonen Sie Ihre Gesundheit. Ich bin sehr verstimmt, und dabei sitzt eine melancholische Nachtigall vor meinem Fenster, die beständig jammert. — Meine Adresse ist:

Mr. Henri Heine à Montmorency (Département Seine et Oise) en France. — Grü-

ßen Sie mir Ihre Frau und den jungen Sprößling.

Ihr

H. Heine.

264. An Betty Heine.

Montmorency, den 28. August 1847.

Liebe, gute Mutter!

Deinen lieben Brief vom 3. August habe ich richtig erhalten. Es ist hier Alles beim Alten, und ich werde, bis es herbstlich wird, hier bleiben. Dies wird aber wahrscheinlich nicht über vier Wochen währen, da es Ende September hier sehr kalt zu werden anfängt. Meine Augen im selben Zustand, und das Schreiben macht mich übel; schreibe daher fast gar nicht. Heute schreibe ich Dir zunächst, um Dir einliegende Papiere zurück zu schicken, die zu diesem Endzweck bereits seit sechs Monaten, wo ich meine Skripturen ordnete, bereit lagen. Wozu soll ich sie im Grunde bei mir behalten? Denn ehrlich gestanden, nur als ein Zeichen Deiner mütterlichen Liebe hatten sie für mich eine Geltung, sonst aber kam es mir nie in den Sinn, davon jemals Ge-

brauch zu machen. *) Max wird in dieser Beziehung ganz so denken wie ich; Du mußt, nach meinem Rath, die ganze Summe meiner Schwester lassen. — Mein weib- und kinderloser, in Amt und Glück stehender Bruder Max ist versorgt, wohlversorgt, und auch ich hab' bis an mein Ende genug zu leben; auch für meine Frau ist gesorgt und (sie) ist schon dadurch beglückt, daß Du sie liebst, hier kann also von keinem Opfer die Rede sein.

Sei überzeugt, auch Gustav hat dies Geld eben so wenig nöthig, wie ich und Max. Das ist mein Wunsch und mein Rath, die beide um so mehr Gewicht haben dürften, da ich der Älteste meiner Geschwister bin, und mein Wort Dich jedenfalls gegen Dich selbst beruhigen darf. — Nun, thue, was Du willst, und laß mich Nichts mehr von dieser Angelegenheit hören.

Dein liebend getreuer Sohn

Heinrich Heine.

*) Wie Maximilian Heine erklärend bemerkt, hatte die Mutter die Absicht, ein Kapital testamentarisch unter ihre vier Kinder zu vertheilen. Sie hatte ihrem Sohne Heinrich alle darauf bezüglichen Papiere zugesandt und ihn wegen der formellen Anordnungen konsultiert.

265. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1847.

Ich bin, liebster Campe, seit ungefähr vier Monat ohne Antwort auf den Brief, den ich Ihnen von Montmorency aus schrieb; ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.

Heute beschränke ich mich darauf, Ihnen Advis zu geben über die Summe, die ich in diesem Jahre noch von Ihnen zu fordern habe, und ich werde dieselbe morgen auf Sie trassieren. — Ich bin Ihnen noch eine kleine Summe für Bücher schuldig, die ich in Hamburg von Ihnen bekommen; ich bitte mir zu sagen, wie viel Das ist, und mir zugleich Generalquittung zu geben, daß ich Ihnen sonstig Nichts mehr schulde.

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

41. Faubourg Poissonnière.

Über den angetragenen Verlagsartikel bedarf ich keiner Antwort, da mir Ihre Antwortszögerung bereits diese Publikation verleidet hat und ich jene Arbeit zu einer größeren verwenden will.

266. An Betty Heine.

Montmorency, den 5. Oktober 1847.

Liebste Mutter!

Mein Brief ist einige Tage liegen geblieben, da ich erst morgen nach Paris reise, wo ich ihn auf die Post legen will. Ich suche mir dort eine neue Wohnung für den 15. Oktober; bis dahin bleibe ich hier, wo ich mich behaglich befinde. Meine Frau ist wohl, und wir sprechen beständig von Dir. Schreib mir bald, denn ich bin jetzt, wo ich weniger lesen kann, sehr leicht im Stande, zu viel nachzugrübeln. Der Himmel erhalte Dich im schönsten Wohlsein. Wenn nicht die fatalen Gesichter in Hamburg wären! — Nächstes Jahr gedenke ich das Bad Gastein zu besuchen, das man mir sehr rühmt. Lebe wohl, theure Mutter, schreibe mir bald und sei überzeugt, daß keine Stunde vergeht, wo ich nicht an Dich und Deine mütterliche Treue denke.

Dein gehorsamer Sohn

H. Heine.

267. An Alfred Meißner.

Mein lieber Meißner!

Ein Brief, welchen ich Ihnen unmittelbar nach den Februartagen schrieb, ist Ihnen offenbar nicht zugekommen, da ich weder eine Antwort darauf erhalten, noch Sie in Ihrem Briefe an Seuffert, obgleich Sie darin meiner gedenken, meines Schreibens im geringsten erwähnen. Es ist sehr leicht möglich, daß Dies durch eine Nachlässigkeit in der Adresse oder durch eine verfängliche Stelle des Inhalts (der Brief hätte Ihnen noch unter Metternich zukommen müssen) verursacht wurde, und ich spreche Ihnen nur deshalb davon, damit Sie mich nicht für einen lauen Freund halten. Meine Gefühle bei dem Umschwung, den ich unter meinen Augen vor sich gehen sah, können Sie sich leicht vorstellen. Sie wissen, daß ich kein Republikaner war, und werden nicht erstaunt sein, daß ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirn zu bieten, aber ich mag ihm den Saum seines Kleides nicht küssen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen . . . Daß ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daß es mir kalt über den Rücken und

die Arme hinauf wie stechende Nadeln lief, Das wird Sie nicht verwundern. Nun, es ist vorüber gegangen. Auch war es sehr lästig, als ich rings um mich lauter alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Benedek ein Held des Tages. Gerne wollte ich aus dem mich beängstigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflichten, in den unvergänglichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur besser gehen könnte und nicht so krank wäre. Aber meine Gebrechen, die ich allenthalben mitschleppen muß, erdrücken mich schier, und ich glaube, Sie müssen sich sputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch sehen wollen. Einstweilen herzliche Grüße. Weill hat 16,000 Stimmen erhalten. Il a l'air député des talons jusqu' aux sourcils.

Heinrich Heine.

Paris, den 12. März 1848.

268. An Julius Campe.

Paris, den 25. April 1848.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen heute, um Sie auf Ihr vorletztes Schreiben und Ihr jüngstes vom 15. dieses

nicht ganz ohne Antwort zu lassen, wenigstens in Bezug auf die in letzterem enthaltene Anfrage. Ich bin seit einigen Wochen kranker als je, und ohne die größte Anstrengung kann ich keine Zeile aufs Papier bringen. Auch diktieren kann ich nicht; denn seit 20 Tagen sind meine Rinnladen gelähmt, kann ohne Krämpfe nur halb hörbar Wenig sprechen, und dadurch, daß ich nichts Konsistentes mehr fassen kann, bin in diesem Augenblick sehr schwach. Kann nicht mehr auf den Beinen stehn. —

Warum haben Sie also gewartet, warum hatte ich also keine Antwort voriges Jahr, als ich Ihnen meinen Prospekt zur Gesammtausgabe schickte. Damals war ich noch im Stande zu arbeiten. Warum keine Antwort auf mein letztes Schreiben, wo ich um Quittung, Lebens und Sterbens wegen, dringend bat? Warum, während mir alle Freunde Zeichen der Theilnahme widmeten, obstinierten Sie, Campe, sich immer, meinen Krankheitszustand zu ignorieren? Waren Sie immer sicher, daß ich der thätigen Hilfe in solchem Zustande nicht manchmal bedürftig? Und sagte Ihnen Ihr Gewissen nie, daß Sie dazu moralisch einigermaßen verpflichtet gewesen sein möchten, wenn auch keine merkantilische Obligation zu erfüllen war? Sein Sie in dieser Beziehung außer Sorge, es geht mir pekuniär noch nicht ganz schlecht, und ginge es ganz schlecht, so

sind die Verpflichteten die Letzten, denen ich verpflichtet sein möchte in meinen letzten Tagen.

Ich hoffe dieser Tage im Stande zu sein, Ihnen in Bezug auf Ihr vorletztes Schreiben mehr zu sagen. Schicken Sie mir jedenfalls gleich Abschrift des oberwähnten Prospektus, und Ihre Wünsche in Betreff der Reihenfolge der Schriften sollen bei der Gesamtausgabe beachtet werden; hinschreiben kann ich jetzt leider nichts mehr — warum warteten Sie?

Was die neue Auflage des ersten Theils der „Reisebilder“ und des ersten Theils des „Salons“ betrifft, so können Sie immerhin beide Bücher wieder so abdrucken, wie sie sind. Ich habe nie meine Gesinnung geändert, und habe also auch seit der Februar=Revolution Nichts in meinen Büchern zu ändern. Die neue Auflage des ersten Reisebilderbands lassen Sie gefälligst nach der zweiten Auflage abdrucken, nicht nach der ersten. Die Gedichte im ersten Salontheile sind in den „Neuen Gedichten“ bei erneuertem Druck manchmal verbessert, und ich bitte den Abdruck hiernach zu bewerkstelligen.

Ich habe mir unsägliche Mühe gegeben, meinen trostlosen Zustand meiner Mutter zu verbergen, und ich empfehle Ihnen ernsthafteste Diskretion. Vielleicht erspart der Himmel der alten Frau den Kummer, welchen ihr die Kenntniss meines Elends bereiten müßte. Deshalb darf auch meine Schwester

Nichts wissen, und auch Diese habe ich immer zu täuschen gewusst. — Ich bleibe bis zum 7. Mai in der Heilanstalt, wo ich seit 2¹/₂ Monat darniederliege, und ich begeben mich wieder, um die großen Unkosten zu sparen, nach meiner Wohnung Rue de Berlin Nr. 9, wohin Sie gefälligst Ihre Briefe adressieren wollen.

Ich werde, wie gesagt, Ihnen die nächste Woche schreiben — der Kranke rechnet immer auf bessere Tage. Mein Kopf ist frei, geistesklar, sogar heiter. Auch mein Herz ist gesund, fast lebensfrüchtig, lebensgierig gesund — und der Leib so gelähmt, so mackaturig. Bin wie lebendig begraben. Sehe Niemand, spreche Niemand. — Schreiben Sie mir, was es Neues in Deutschland giebt. — Grüßen Sie mir mein junges Pothchen, Der kommt zu einer wunderlichen Zeit in die Welt! Leben Sie wohl, und sein Sie überzeugt, daß ich Ihnen des zeitlichen Wohles in Hülle und Fülle wünsche und Ihnen ohne Eigensüchtigkeit, wie immer, freundschaftlich ergeben bin.

Heinrich Heine.

269. An Julius Campe.

Paris, den 14. Mai 1848.

Ich bitte Sie, liebster Campe, die beiliegende Erklärung unverzüglich im „Hamburger Korrespon-

dentem" abdrucken zu lassen. Nur vage hörte ich von der Verunreinigung meines Namens reden, die Freunde verbargen mir die Blätter, und erst dieser Tage bekam ich den „Allg. Ztg.“-Koth zu Gesicht. Trotzdem, daß ich noch blinder und elender bin, als vorige Woche, habe ich doch zur Feder gegriffen. Sobald die „Revue retrospective“ sich erklärt — sie hat die ministeriellen Papiere in Händen — theile ich Ihnen die Antwort mit.

Ihr Freund

H. Heine.

270. Erklärung.

Die „Revue Retrospective“ erfreut seit einiger Zeit die republikanische Welt mit der Publication von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter Anderem veröffentlichte sie auch die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizot's. Der Umstand, daß der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war, lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehässigsten Art, und perfide Zusammenstellung, wozu keinerlei Berechtigung durch

die „Revue Retrospective“ vorlag, diene einem Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung“ zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet, als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen meine Feder erkauft, um seine Regierungsakte zu vertheidigen. Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ begleitet jene Korrespondenz mit einer Note, worin sie vielmehr die Meinung ausspricht, daß ich nicht für Das, was ich schrieb, jene Unterstützung empfangen haben möge, „sondern für Das, was ich nicht schrieb.“ Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“, die seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch Das, was sie von mir druckte, als vielmehr durch Das, was sie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daß ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt — besagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verschonen können. Nicht dem Korrespondenzartikel, sondern der Redaktionsnote widme ich diese Zeilen, worin ich mich so bestimmt als möglich über mein Verhältniß zum Guizot'schen Ministerium erklären will. Höhere Interessen bestimmen mich dazu, nicht die kleinen Interessen der persönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre ist nicht in der Hand des ersten, besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste, beste Tagesblatt ist ihr Tribunal; nur von den Miffen der

Literaturgeschichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daß Großmuth als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein, die Unterstützung, welche ich von dem Ministerium Guizot empfang, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten. Ich nahm solche Hilfgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundes-
tagsdekrete erschienen, die mich, als den Chorführer eines sogenannten jungen Deutschlands, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch Alles, was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdikt belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht. Daß mir die Auszahlung der verlangten Hilfgelder auf die Kasse des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten, und zwar auf die Pensionsfonds, angewiesen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzt, hatte zunächst seinen Grund in dem Umstand, daß die andern

Kassen dormalen zu sehr belastet gewesen. Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königlich-preussischen Freunde mit solchen Reklamationen die französische Regierung behelligten, ist männiglich bekannt. Herr Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweisung und zahlte mir jeden Monat meine Pension, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringsten Dienst. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte und ihm dafür dankte, daß er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortsetzung meiner Pension notificieren ließ, antwortete er mit melancholischer Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.“ Diese Worte sagte mir Herr Guizot im November 1840, und es war das erste und zugleich das letzte Mal in meinem Leben, daß ich die Ehre hatte, ihn zu sprechen. Ich habe der Redaktion der „Revue Retrospective“ die Beweise geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurfunden, und aus den authentischen Quellen, die ihr zugänglich sind, mag sie jetzt,

wie es französischer Lohauté ziemt, sich über die Bedeutung und den Ursprung der in Rede stehenden Pension aussprechen.

Paris, den 15. Mai 1848.

Heinrich Heine.

271. An Julius Campe.

Bassn, den 7. Juni 1848.

Liebster Campe!

Seit 12 Tagen lebe ich hier auf dem Lande, elend und unglücklich über alle Maßen. Meine Krankheit hat zugenommen in einem fürchterlichen Grade. Seit 8 Tagen bin ich ganz und gar gelähmt, sodaß ich nur im Lehnstuhl und auf dem Bette sein kann; meine Beine wie Baumwolle und werde wie ein Kind getragen. Die schrecklichsten Krämpfe. Auch meine rechte Hand fängt an zu sterben, und Gott weiß, ob ich Ihnen noch schreiben kann. Diktieren peinlich wegen der gelähmten Sinnladen. Meine Blindheit ist noch mein geringstes Übel.

Vergebens wartete ich auf einen bessern Tag, um Ihnen Viel zu schreiben, und heute muß ich mich auf zwei Dinge beschränken.

1) Wenn ich nicht irre, ist die Subilatemesse, wo das erste Halbjahr meiner Pension von Ihnen gezahlt werden soll, schon begonnen, und ich wünsche jetzt über die Summe zu verfügen. Aber wie? Giebt es noch in Paris einen Bankier, der eine Tratte auf Hamburg annimmt? Ich weiß nicht. Vielleicht Leo, und ich werde ihn fragen lassen. Für den Fall er die Tratte übernimmt, diene Ihnen dieser Brief bereits als Advis. Der Geldverkehr mit dem Ausland ist hier äußerst schwierig. Fast alle Bankiers liquidieren und ziehen sich zurück.

2) Bitte ich Sie, mir über den längst mitgetheilten Plan der Reihenfolge meiner Schriften in der Gesamtausgabe ein Wort zu sagen. Ich wünsche hier mit Ihren buchhändlerischen Bedürfnissen Hand in Hand zu gehen. Ich habe über dieses Thema wieder neuerdings nachgedacht und schlage Ihnen jetzt vor:

Das ganze Material in 18 Bänden zu vertheilen, und in Lieferungen von 3 Bänden. Die erste Lieferung sei:

1. Theil, enthaltend: Die Harzreise und das Buch Végrand.
2. Theil, enthaltend: [Die Nordsee] und die [erste Abtheilung der italienischen Reise.

3. Theil, enthaltend: Die zweite Abtheilung der italienischen Reise und die dritte Abtheilung, nämlich die Bäder von Luffa.

Die zweite Lieferung bestände aus einem

4. Theil und enthielte: Fragmente über England und Shakspeare's Frauen.
5. Theil: Die kleine Tragödie William Ratcliff, der Rabbi von Bacharach und Schnabelewopski.
6. Theil: Florentinische Nächte und die Gemäldeausstellung 1831 (Salon).

Die dritte Lieferung bestände aus dem

7. Theil, enthaltend: Die französischen Zustände bis Anfang der einzelnen Briefe.
8. Theil: Dieser Rest der franz. Zustände. Die Vorrede zu denselben. Die Vorrede zum Kahldorf, so wie auch die Vorrede zum ersten Theil des Salon.
9. Theil: Die Romantische Schule.

Die vierte Lieferung bestände aus dem

10. Theil: Zur Geschichte der deutschen Philosophie und Literatur.
11. Theil: Elementargeister. Theaterbriefe.
12. Theil: Über Ludwig Börne.

Die fünfte Lieferung enthielte Vermischtes, wie z. B.

13. Theil: Denunciant, Schwabenspiegel und Dergl.

14. Theil: Aufsätze aus der Allg. Zeitung 2c.

15. Theil: Die Tragödie Almansor, Übersetzung vom Fragment Manfred und dergl. Gedichte.

Die sechste Lieferung endlich enthielte:

16. Theil: Buch der Lieder (ohne die Nordsee).

17. Theil: Neue Gedichte (reich vermehrt).

18. Theil: Atta Troll und Wintermärchen.

Billigen Sie, liebster Campe, diese Anordnung, so können Sie, mit genauer Bezugnahme auf die Einzeltitel, den Prospektus der Gesamtausgabe bereits selbst anfertigen. Ich bitte Sie, eilen Sie. Est periculum in mora.

Dadurch, daß ich die „Reisebilder“ und den „Salon“ unter anderen Titeln umgeschmolzen, leiste ich Ihnen gewiß einen Dienst in Bezug auf die älteren Ausgaben.

Meine Adresse ist: H. H.,
Grande rue No. 64 à Passy, près de Paris.

Schreiben Sie mir bald; auch wie es Ihnen dort geht, in dem Weltspektakel. Ich bin ein armer, sterbender Mann; arm in jeder Beziehung, und hab' kaum die Bedürfnisse und Kosten meiner Krankheit zu bestreiten. Es geht mir sehr schlecht. Möge es Ihnen besser und recht wohl und glücklich ergehen.

Das ist mein heißester Wunsch. — Ich denke, Sie approbieren den Prospektus, und wenn es mir möglich, schreib' ich Ihnen alsbald mehr. Heute halte ich kaum die Feder und sehe so miserabel schlecht. — Ich wiederhole Ihnen, kann ich auf Sie eine Tratte hier unterbringen, so dient Ihnen heutiger Brief sogleich als Advissbrief, der Wechsel sei nun an die Ordre von Peter oder Paul. — Welch ein schauderhaftes, verfluchtes Schicksal verfolgt doch die deutschen Dichter! Möge sich auch Dieses in Deutschland ändern.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

272. An Julius Campe.

Passy, den 10. Juni 1848.

Liebster Campe!

Ich muß Ihnen dennoch wieder schreiben, so sauer es mir auch wird. Es war mir nicht möglich, eine Tratte auf Hamburg hier zur Einkassierung bei einem Bankier unterzubringen. Auch Herr Leo verläßt Paris. Und dennoch muß ich Geld haben. Meine Krankheit ist ein goldfressendes Thier, nicht bloß Blutjaugend. Unter diesen Umständen bitte ich

Die fünfte Lieferung enthielte Vermischtes, wie z. B.

13. Theil: Denunciant, Schwabenspiegel und Dergl.

14. Theil: Aufsätze aus der Allg. Zeitung u.

15. Theil: Die Tragödie Almansor, Übersetzung vom Fragment Manfred und dergl. Gedichte.

Die sechste Lieferung endlich enthielte:

16. Theil: Buch der Lieder (ohne die Nordsee).

17. Theil: Neue Gedichte (reich vermehrt).

18. Theil: Atta Troll und Wintermärchen.

Billigen Sie, liebster Campe, diese Anordnung, so können Sie, mit genauer Bezugnahme auf die Einzeltitel, den Prospektus der Gesammtausgabe bereits selbst anfertigen. Ich bitte Sie, eilen Sie. Est periculum in mora.

Dadurch, daß ich die „Reisebilder“ und den „Salon“ unter anderen Titeln umgeschmolzen, leiste ich Ihnen gewiß einen Dienst in Bezug auf die älteren Ausgaben.

Meine Adresse ist: H. H.,
Grande rue No. 64 à Passy, près de Paris.

Schreiben Sie mir bald; auch wie es Ihnen dort geht, in dem Welttheater. Ich bin ein armer, sterbender Mann; arm in jeder Beziehung, und hab' kaum die Bedürfnisse und Kosten meiner Krankheit zu bestreiten. Es geht mir sehr schlecht. Möge es Ihnen besser und recht wohl und glücklich ergehen.

Das ist mein heißester Wunsch. — Ich denke, Sie approbieren den Prospektus, und wenn es mir möglich, schreib' ich Ihnen alsbald mehr. Heute halte ich kaum die Feder und sehe so miserabel schlecht. — Ich wiederhole Ihnen, kann ich auf Sie eine Tratte hier unterbringen, so dient Ihnen heutiger Brief sogleich als Advissbrief, der Wechsel sei nun an die Ordre von Peter oder Paul. — Welch ein schauderhaftes, verfluchtes Schicksal verfolgt doch die deutschen Dichter! Möge sich auch Dieses in Deutschland ändern.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

272. An Julius Campe.

Passy, den 10. Juni 1848.

Liebster Campe!

Ich muß Ihnen dennoch wieder schreiben, so sauer es mir auch wird. Es war mir nicht möglich, eine Tratte auf Hamburg hier zur Einkassierung bei einem Bankier unterzubringen. Auch Herr Leo verläßt Paris. Und dennoch muß ich Geld haben. Meine Krankheit ist ein goldfressendes Thier, nicht bloß Blutjaugend. Unter diesen Umständen bitte ich

Sie, den Betrag mir in barem Gelde durch das Dampfboot direkt zuzuschicken. Die Napoleonsd'or sind in Hamburg leicht einzuwechseln, sind dort sogar nicht so theuer wie hier, und in dieser Geldsorte könnten Sie mir das Geld, wie gesagt, direkt hierher schicken. Wenn Sie keine Napoleonsd'or finden, so schicken Sie mir gefälligst den erwähnten Betrag in englischen Banknoten oder in einer Anweisung auf London, welches Papier hier am leichtesten zu negociieren.

Meine Krankheit habe ich meiner Mutter und Schwester, mit großer List, zu verheimlichen gewusst. Erstere darf Nichts wissen; denn trotz meines traurigen Zustandes kann ich die alte Frau vielleicht noch überleben, und ein Kummer wird ihr erspart. Meine Frau wünscht jedoch, daß ich meiner Schwester Etwas davon wissen lasse, damit sie ihr, wenn der dunkle Fall eintritt, Nichts vorwerfen. Ich gestatte Ihnen daher, mit gehöriger Schonung, meine Schwester über meine wahre Lage in Kenntniß zu setzen. Helfen kann sie mir nicht. Hier sehen möchte ich sie ebenfalls nicht. Ich ersuche Sie bloß, an Max, meinen Bruder, die Verschlimmerung meines Zustandes zu melden; auch die Adresse Desjenigen wünsche ich unverzüglich zu haben; vielleicht schreibe ich ihm selbst.

Schreiben Sie mir bald. Verfertigen Sie, nach

der mitgetheilten Anordnung, selber den Prospektus der Gesamtausgabe und schicken Sie mir denselben zur Genehmigung so bald als möglich — denn ich stehe jetzt sehr schlecht, oder vielmehr gar nicht; meine Beine sind wie Baumwolle. Und meine armen Augen!

Ihr Freund

H. Heine.

273. An Julius Campe.*)

Bassn, den 9. Juli 1848.

Liebster Campe!

Ich bin ohne Antwort auf meine jüngsten Briefe, und doch muß ich Bescheid haben, sowohl in Bezug auf den Anordnungsentwurf, den ich Ihnen mitgetheilt, als auch in Bezug auf das Geld, das ich von Ihnen zu empfangen wünsche; letzteres um so dringender einfordernd, da meine schauderhafte Krankheit mit so vielen Kosten ungewöhnlicher Art

*) Dies ist der letzte ausführliche, von Heine eigenhändig geschriebene Brief. Die folgenden sind, — einzelne Bleistift-Postskripte abgerechnet, — mit Ausnahme der durch ein † angemerkten, von Heine nur unterzeichnet, im Übrigen aber diktiert.

Sie, den Betrag mir in barem Gelde durch das Dampfboot direkt zuzuschicken. Die Napoleonsd'or sind in Hamburg leicht einzumwechseln, sind dort sogar nicht so theuer wie hier, und in dieser Geldsorte könnten Sie mir das Geld, wie gesagt, direkt hierher schicken. Wenn Sie keine Napoleonsd'or finden, so schicken Sie mir gefälligst den erwähnten Betrag in englischen Banknoten oder in einer Anweisung auf London, welches Papier hier am leichtesten zu negociieren.

Meine Krankheit habe ich meiner Mutter und Schwester, mit großer List, zu verheimlichen gewusst. Erstere darf Nichts wissen; denn trotz meines traurigen Zustandes kann ich die alte Frau vielleicht noch überleben, und ein Kummer wird ihr erspart. Meine Frau wünscht jedoch, daß ich meiner Schwester Etwas davon wissen lasse, damit sie ihr, wenn der dunkle Fall eintritt, Nichts vorwerfen. Ich gestatte Ihnen daher, mit gehöriger Schonung, meine Schwester über meine wahre Lage in Kenntniss zu setzen. Helfen kann sie mir nicht. Hier sehen möchte ich sie ebenfalls nicht. Ich ersuche Sie bloß, an Max, meinen Bruder, die Verschlimmerung meines Zustandes zu melden; auch die Adresse Desselben wünsche ich unverzüglich zu haben; vielleicht schreibe ich ihm selbst.

Schreiben Sie mir bald. Verfertigen Sie, nach

der mitgetheilten Anordnung, selber den Prospektus der Gesamtausgabe und schicken Sie mir denselben zur Genehmigung so bald als möglich — denn ich stehe jetzt sehr schlecht, oder vielmehr gar nicht; meine Beine sind wie Baumwolle. Und meine armen Augen!

Ihr Freund

H. Heine.

273. An Julius Campe. *)

Passy, den 9. Juli 1848.

Liebster Campe!

Ich bin ohne Antwort auf meine jüngsten Briefe, und doch muß ich Bescheid haben, sowohl in Bezug auf den Anordnungsentwurf, den ich Ihnen mitgetheilt, als auch in Bezug auf das Geld, das ich von Ihnen zu empfangen wünsche; letzteres um so dringender einfordernd, da meine schauderhafte Krankheit mit so vielen Kosten ungewöhnlicher Art

*) Dies ist der letzte ausführliche, von Heine eigenhändig geschriebene Brief. Die folgenden sind, — einzelne Bleistift-Postskripte abgerechnet, — mit Ausnahme der durch ein † angemerkten, von Heine nur unterzeichnet, im Übrigen aber diktirt.

mich bedrückt und ich jetzt die paar Pfennige, auf welche ich ein liquides Recht besitze, um so nöthiger habe, da mir in diesem Augenblick so verflucht Wenig geschenkt wird von Leuten, die wohl den Beruf fühlen sollten, mir jetzt manche wohlverdiente Vergütung zufließen zu lassen, auf die ich in besseren Zeiten gern verzichten konnte. Unter diesen Umständen wiederhole ich Ihnen, was ich in meinen vorletzten Briefen, von den Bitternissen der Krankheit gestachelt, gewiß faßlich genug insinuiert; ich meine, was ich Ihnen vor etwa 4 Monat schrieb.

Wie ich höre, kann man wieder bei einigen Bankiers auf Hamburg trassieren, und ich will morgen zu Herrn v. Rothschild schicken, um zu wissen, ob Dieselben mir die Summe, die Sie mir zu zahlen haben, negociieren wollen. Ich kann, wie ich Ihnen gesagt, nicht mehr ausgehen und mich nicht vom Stuhl erheben, und muß daher brieflich alle Geschäfte betreiben. Nehmen die Herrn v. Rothschild die besagte Tratte, so diene dieser heutige Brief Ihnen als Advis. Ich bitte Sie dringendst, lassen Sie mich nicht lange ohne Bescheid auf den andern Gegenstand, nämlich die Anordnung, den Prospektus, den Sie jetzt, wo ich noch einige Athemzüge, einige Geißbläschen, in der Nase habe, nach Ihren Wünschen gemodelt sehen können; wenn ich todt bin, bereuen Sie solche Zögerung gewiß. Das Schreiben

wird mir höllisch sauer. Deshalb kann ich mich noch nicht aussprechen über Ihren Wunsch, meine Gedichte unter einem Gesamttitel vereinigt herauszugeben. Warten Sie damit. In der Gesamtausgabe geschieht Dieses von selbst, und ich kann da noch den letzten versificierten Blutstropfen meiner Muse einfließen lassen. Genug, Sie verlieren Nichts durch solche Zögerung. — Unterdessen mache ich Sie darauf aufmerksam, daß vor geraumer Zeit in einem radikalen Almanach von Büttmann und im Morgenblatt (1846, August?) und an andern Orten Gedichte von mir gedruckt worden, wovon ich eine Kopie zu haben wünschte. — Ob z. B. die Spottgedichte auf die Kämpfe von Baiern und Preußen nochmals in einer Sammlung von Ihnen gedruckt werden können, möchte ich gern wissen.

Könnte ich Sie nur auf einige Stunden mal hier sprechen! welche Erleichterung! Und die Eisenbahnen machen eine Vergnügungsreise nach Paris zu einem wahren Ragensprung. Der Raum existiert nicht mehr. Meine Krankheit wird täglich unerträglich, und ich schreibe nur mit äußerster Anstrengung. Kann die eignen Schriftzüge nicht sehen. Dabei aber geistig stark, geweckt, ja geweckt wie ich es nie vorher gewesen. Viel geht mit mir zu Grabe, was die Menschen erfreut hätte; aber da ist nicht zu jammern.

Ich bitte, schreiben Sie mir so bald als möglich Antwort auf den Entwurf und setzen Sie den Druck fest, wenn Sie mit dem Entwurf einverstanden.

Über die Zeitereignisse sag' ich Nichts; Das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muß eingesperrt werden, wenn Das so fort geht. — Das haben die Atheisten verschuldet, die ihn toll geärgert.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie mir mein Pätzchen, auch die Frau Mutter, meine Gevatterin, und seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen mit Freundschaft ergeben bin.

H. Heine.

274. An Maximilian Heine. *)

Passy, den 12. September 1848.

Mein geliebter Bruder!

Es drängt mich, meinem gestrigen Briefe einige Zeilen auf dem Fuße nachfolgen zu lassen. Das Beste, was ich Dir zu sagen habe, ist, daß die verflossene

*) Da uns das Original dieses Briefes nicht vorlag wissen wir nicht, ob derselbe eigenhändig geschrieben oder dictiert worden ist.

Nacht eine schmerzlose und ruhige war; obgleich die Krämpfe im Grunde dieselben geblieben, und dieselben Kontraktionen und Verkrümmungen hervorbrachten, so fehlte ihnen doch der akute Schmerz, und ich habe auch einige Minuten geschlafen. Ich träumte von unserem seligen Vater. Das Wichtigere aber, was ich Dir noch zu sagen habe, betrifft die 4000 Franks, die Du mir noch schicken wolltest. Ich muß Dich auf Ehr' und Gewissen bitten, mir aufrichtig zu sagen, ob wirklich Deine Umstände es erlauben, diese Summe zu riskieren, ich sage zu riskieren, denn obgleich meine Finanzen im nächsten Jahr wieder ganz hergestellt sein werden, so bin ich doch nicht sicher, ob ich diese Zeit auch erlebe. Wenn Du aber jene Summe entbehren kannst, und schlimmsten Falles verlieren kannst, so gestehe ich Dir offen, daß die Hilfe ihren Hauptwerth dadurch erhält, daß sie bald anlangt, indem eben der Moment von kritischer Bedeutung ist. Du hast keinen Begriff davon, wie Jeder hier von Geldnoth gehezt wird; denk Dir nun Einen, der gehezt wird und keine Beine hat, und eine Meile entfernt vom Schauplatz des Verkehrs auf seinem Bette angenagelt liegt. In vierzehn Tagen werde ich wieder in Paris wohnen, und kann schon allenfalls die Personen, womit ich im Verkehr stehe, zu mir kommen lassen, und ich hoffe allmählich meine Verhältnisse behaglich zu ge-

stalten. Ich habe mich seit gestern entschlossen, dennoch eine neue Wohnung zu nehmen, was freilich wieder neue Kosten herbeiführt. Dir, lieber Max, verdanke ich es, daß ich Solches ausführen und somit für meine Gesundheit etwas Förderliches thun kann. — Von Hamburg habe ich eben die besten Nachrichten empfangen. Die Mutter schickt mir auch Deine Anweisung, wie man sich bei der Cholera zu verhalten habe. Ich kann vielleicht für Andere nützlichen Gebrauch davon machen. Wie wäre es, wenn Du mir zu öffentlicher Benutzung einen großen Brief schriebest, im populärsten Tone, jeder Intelligenz zugänglich, mit den genauesten Details, was man bei den ersten Symptomen der Krankheit zu thun habe, mit einer ganz populär geschriebenen und für die Laien faßlichen Angabe der Medicamente; kurz einen Brief, den ich hier veröffentlichen könnte, so bald die Cholera hier wieder ihre Aufwartung macht, und die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt? Das ist eine Idee, die mir so eben aufschießt und durch ihre Aktualität vielleicht fruchtbar sein kann, aber das Manuscript muß zur rechten Zeit anlangen. Dein Brief über die Pest war sehr gut geschrieben; hier aber brauchst Du Dich nicht in Kosten des Schönschreibens zu setzen, da ich Deinen Brief ins Französische übersetzt geben muß. Deinen Brief über die Pest erhielt ich am Tage, wo ich

nach Barèges reiste; ich gab ihn einem Freunde zur Veröffentlichung ins Französische, aber nur ein einziges französisches Blatt druckte ihn; die französische Presse verbreitet nicht gern Etwas, was mit den französischen Handelsinteressen im Widerspruch stand, wie Deine Meinung über die Quarantänen. Vielleicht interessirt Dich diese retrospektive Notiz.

Über meine Krankheit will ich Dir nächstens einmal Mancherlei mittheilen, woraus Dir, dem Arzte, vielleicht ein Licht aufgehen mag. Ich weiß nicht, woran ich bin, und keiner meiner Ärzte weiß es. So Viel ist gewiß, daß ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die spanische Inquisition ersinnen konnte. Dieser lebendige Tod, dieses Unleben ist nicht zu ertragen, wenn sich noch Schmerzen dazu gesellen. Vorigen Winter hatte ich große Genesungshoffnung durch einen ungarischen Charlatan, der durch seine Wundertinktur mir meine letzten Kräfte raubte. Genug davon! Wenn ich auch nicht gleich sterbe, so ist doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft, für mich giebt es keine schönen Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küsse, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Gesellschaft heiter schmausender Gäste; meine Lippen sind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge sind

gelähmt, eben so sehr wie die Absonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch f, werde wie ein Vogel gefüttert. Dieses Unleben ist nicht zu ertragen. O! welch ein Unglück, lieber Max, daß ich nicht bei Dir sein kann.

Dein leidender Bruder

Heinrich Heine.

275. An Julius Campe.

Paris, den 15. Januar 1849.

Liebster Campe!

Ich habe von Tag zu Tag zu schreiben ge-
zögert, schon aus dem Grunde, weil ich Ihnen eine
Besserung meines Zustandes zu melden verhoffte. —
Leider geht es aber noch immer sehr schlecht; seit
sieben Monaten hab' ich das Bett nicht verlassen,
beständig auf dem Rücken liegend, wo mir vier
Wunden eingebrannt worden, die meine Rückgrats-
krämpfe etwas gemildert. Ich bin fast ganz blind
und sehr schwach. Meine Ärzte geben mir jedoch
Hoffnung. Ich werde zwar nie mehr mit meinen
Füßen gehen können, aber dennoch transportabel
sein. — Wenn Dieses in diesem Frühjahr der Fall

sein mag, so lass' ich mich nach Hamburg transportieren, um dort in einem ruhigen Winkel meine Tage zu beschließen. Wenigstens hab' ich da den Vorthheil, daß ich Ihnen nicht mehr zu schreiben brauche. Da ich Ihnen auch jetzt nicht eigenhändig schreiben kann, und mich in diesem Augenblicke sogar einer ausländischen Feder bedienen muß, so beschränke ich mich auf das Allernöthigste, und mein heutiger Brief bezweckt zunächst Ihnen zu melden, daß ich wieder den Betrag meiner Semester-Pension an die Ordre der H^H. Rothschild Frères auf Sie trassiere. — Ich habe, obgleich dieses Semester längst abgelaufen, bis heute mit dem Trassieren gewartet, die dortigen Wirrnisse beachtend, und ich würde auch heute noch nicht trassieren, wenn ich nicht des Geldes gar zu bedürftig wäre. Sie haben keinen Begriff davon, wie Viel mir meine Krankheit kostet, obgleich ich nicht einmal alle meine Bedürfnisse befriedige, und mir Vieles versage, das mir in meinem traurigen Zustande nothwendig wäre. Es wäre Vieles hierüber zu sagen, aber ich schweige. Daß ich von Ihnen keinen Brief erhalte, auch in Bezug auf die Gesammtausgabe Nichts von Ihnen vernommen habe, ist mir sehr begreiflich, da unterdessen eine ganze Welt zusammengestürzt ist und Sie einige Ries Papier bedürften, wenn Sie jetzt Ihre Gedanken mit mir austauschen wollten. Deutschland hat eine schreck-

liche Zeit überstanden, und ich glaube, daß ihr euch aus dem Chaos jetzt allmählich wieder hervorrühlen könnt. Ich gehöre nicht zu den Pessimisten. — Wie gesagt, ich hege die Hoffnung, Sie dieses Frühjahr wieder zu sehen und mündlich mit Ihnen zu verkehren. Ich bitte Sie jedoch, lassen Sie mich unterdessen nicht ganz ohne Briefe, und melden Sie mir insbesondere, ob Sie nicht schon jetzt mit dem Druck der Gesamtausgabe beginnen wollen, da doch schon jetzt der Markt stiller wird. Die Tagesereignisse haben dem Success unserer Gesamtausgabe gewiß sehr vorgearbeitet, und wie ich aus guten Quellen weiß, ist mein Name in Deutschland noch populärer geworden, als er früher war. Schreiben Sie mir bald; meine Adresse ist: Rue d'Amsterdam No. 50 à Paris. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde, sowie auch unbekannter Weise Ihre Frau Gemahlin. Ihr Junge wird hoffentlich gedeihen, und ich widme ihm meine besten Wünsche. — Sie glauben kaum, wie sehr ich mich danach sehne, das Vaterland wieder zu sehen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Mußte den Brief von einem Franzosen schreiben lassen und kann ihn nicht ganz lesen; sobald ich einen deutschen Schreiber habe, schreib' ich Ihnen mehr.

276. Berichtigung.

Deutsche Blätter, namentlich die Berliner „Haude- und Spener'sche Zeitung“, haben über meinen Gesundheitszustand, sowie auch über meine ökonomischen Verhältnisse, einige Nachrichten in Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratichwindsucht ist — so Viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinigter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unter-

dessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Biped mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe“, wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumfränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich Weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todfranker Jude, ein abgekehrtes Bild des Sammers, ein unglücklicher Mensch! So Viel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter der oberwähnten Tagesblätter überschätzen meine Armuth, und sie sind von ganz besonders irrthümlichen Annahmen befangen, wenn sie sich dahin aussprechen, als habe sich meine Lage dadurch noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim Salomon Heine genoßen, seit dem Ableben Desselben entzogen oder vermindert worden sei. Ich will mich mit der Genesiß dieses Irrthums nicht befassen, Erörterungen vermeidend, die ebenso kummervoll für mich wie langweilig für

Andere sein möchten. Aber dem Irrthum selbst muß ich mit Bestimmtheit entgentreten, damit nicht mein Stillschweigen einerseits die Freunde in der Heimat beunruhige, andererseits nicht einer Verunglimpfung Vorſchub leiſte, die juſt das edelſte Gemüth träſe, das jemals ſich mit ſchweigendem Stolze in einer Menſchenbruſt verſchloſſen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen Beſprechung perſönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemessen, folgende Thatſachen hier hervorzuſtellen: Die in Rede ſtehende Penſion iſt mir ſeit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und ſie wurde immer richtig bei Heller und Pfennig ausgezahlt. Der Verwandte, der mit dieſen Auszahlungen belastet ſteht, hat mir, ſeitdem ſich mein Krankheitszuſtand verſchlimmert, noch außerordentliche trimestrielle Zuſchüſſe angedeihen laſſen, die, zu gleicher Zeit mit der Penſion ausgezahlt, den Betrag derſelben faſt auf das Doppelte erhöhten. Derſelbe Verwandte hat ferner durch eine großmüthige Stipulation zu Gunſten des vieltheuern Weibes, das mit mir ihre irdiſche Stütze verliert, auch die bitterſte aller Sorgen von meinem Krankenlager verſcheucht. Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebevollen, jedoch mitunter ſehr fehlerhaft adreſſierten Zuſchriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigen

Geständnissen ihre Erledigung finden. Den Herzen,
welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne!

Geschrieben zu Paris (Rue d'Amsterdam
No. 50), den 15. April 1849.

Heinrich Heine.

277. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1849.

Liebster Campe!

Ich habe immer vergebens auf einen guten Tag gewartet, um Ihnen zu schreiben, und heute muß ich mich trotz meiner Leiden entschließen, die Feder — zur Hand nehmen zu lassen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dringend ich Briefe von Ihnen erwarte, und ich bitte Sie, mir doch bald zu schreiben. Ich begreife sehr gut Ihr Stillschweigen; ich weiß, wenn sich der Stoff zu sehr angesammelt hat, kommt man gar nicht zum Schreiben. Sie müssen mir durchaus bald in Bezug auf die Gesamtausgabe antworten. Ich bin sehr krank, und bei längerer Zögerung ist es mehr als wahrscheinlich, daß ich den Druck nicht erlebe. Ich bitte Sie daher, auf zwei Punkte besonders bedacht zu

sein: nämlich erstens, während ich noch nicht die Augen auf immer geschlossen habe, die Reihenfolge der verschiedenen Schriften, welche die Gesamtausgabe bilden, mit mir zu verabreden, und zu diesem Behufe habe ich Ihnen längst, ich glaube schon im vorigen April, einen Prospektus geschickt. Ich werde Ihre Wünsche bei solcher Reihenfolge mit Vergnügen erfüllen, wie ich denn immer Ihren merkantilischen Interessen meine literarischen Bedenken unterordnete. Ich glaube nicht, daß Freunde, die als Herausgeber meiner Werke auf ihr eigenes Gewissen angewiesen wären, nach meinem Tode zu Ihren Gunsten eine solche Toleranz üben dürften. Zweitens bitte ich Sie daher (und Das ist der andere Hauptpunkt), daß wir uns jetzt darüber einigen, welche Personen ich eventualiter, im Falle ich vor dem Druck der Gesamtausgabe sterbe, mit der Herausgabe derselben testamentarisch betraue. Sie merken also, liebster Campe, daß ich Letzteres noch nicht definitiv gethan habe; ich habe mich erst mit Ihnen darüber besprechen wollen, da Sie, eben so gut wie Andere, die ich zu Herausgebern wählen möchte, mein Freund sind, und ich für Niemand so große Freundschaft hätte, als daß ich in solcher Beziehung Etwas thun möchte, was Ihnen mißfällig wäre. Wenn ich nicht befürchten müßte, daß die Verleger-Interessen mit den Interessen meines Namens

in gar zu bedenkliche Kollisionen gerathen könnten, so würde ich gewiß den Freund Julius Campe mit der Vertretung dieser letzteren belasten, und ich würde mich um meine Bücher gar nicht mehr bekümmern. Aber die wichtigste Stimme in dieser Sache soll Ihnen verbleiben, und ich will nur Den wählen, der Ihnen genehm ist. Ich habe zu seiner Zeit mit Laube gesprochen; ist er Ihnen recht? Die Zeiter verändern so sehr die Menschen, und man beschuldigt ihn großer Umwandlungen. Ich habe an Detmold gedacht. Ist Der Ihnen recht? Ich habe ihm noch kein Wort in dieser Beziehung geschrieben, wie ich denn überhaupt seit 3 Jahren mit ihm in keinem Briefwechsel gestanden habe und also nicht weiß, was er jetzt macht. Sagen Sie mir Ihre bestimmte Meinung. Mein Bruder Max wäre wohl der Geeignetste, und mir der Liebste; aber er lebt in Rußland. Ich bin sehr krank, ich diktiere Ihnen unter den größten Schmerzen, und vielleicht bin ich bald nicht mehr im Stande, mich auch geistig zu manifestieren; Sie müssen daher eilen, mit mir die obigen zwei Punkte freundschaftlich abzureden. Seien Sie versichert, daß das liebe reichste Wohlwollen für Sie mich besetzt. —

Anbei erhalten Sie eine „Berichtigung“*), die ich an die Allgemeine Zeitung, sowie auch an die

*) Unter Nr. 276 abgedruckt.

Haude- und Spener'sche Zeitung geschickt habe; sollten diese Blätter, die ich hier nicht kontrollieren kann, bejagte „Berichtigung“ nicht abgedruckt haben, so bitte ich Sie dafür zu sorgen, daß sie anderwärts aufgenommen wird. Ich kann kein Inserat bezahlen, ich bin zu arm. Ich habe jedoch, wie Sie in jener „Berichtigung“ sehen, die Glorie einer allzu großen Dürftigkeit ablehnen müssen, um nicht von ungeschickten Freunden kompromittiert zu werden. Sie merken wohl, von welchen täppischen Manifestationen ich bedroht war, und warum ich die Freunde in Deutschland in Bezug auf meine finanzielle Lage zu beruhigen suchte. Ihnen aber kann ich und muß ich gestehen, daß sie immer noch sehr schlecht ist, und ich wünschte sehr, daß sich Ihr erfindungsreicher Geist mit der Verbesserung derselben eben so eifrig beschäftigte, wie mit der Erweiterung meines Ruhmes, der mir leider nicht so Viel eingebracht hat, als daß ich auf dem Sterbebette ohne Sorgen dahinschlummern könnte. Sie haben keinen Begriff davon, wie entsetzlich viel Geld meine Krankheit täglich auffrisst. Und dabei weiß ich nicht, wie lange Das noch dauern kann! Nie haben die Götter, oder vielmehr der liebe Gott (wie ich jetzt zu sagen pflege), einen Menschen ärger heimgesucht. Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben und sitzen kosend an meinem Bette: meine französische Hausfrau und die deutsche Muse.

Ich knittete sehr viel Verse, und es sind manche darunter, die wie Zauberweisen meine Schmerzen firren, wenn ich sie für mich hin summe. Ein Poet ist und bleibt doch ein Narr!

Unterdessen leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren getreuen Freund

Heinrich Heine.

278. An Julius Campe.

Paris, den 30. Juni 1849.

Liebster Campe!

Ich bin noch immer ohne Antwort von Ihnen auf meinen letzten Brief, und ich bitte Sie recht dringend, mir über den Inhalt desselben Bestimmtes zu schreiben. Es haben freilich seitdem wieder große Stürme in Deutschland umhergetos't, und damit möchte ich wohl Ihre Saumseligkeit beschönigen. Aber jetzt, wo wir wieder ins alte Geleise zurückkehren, können Sie auch an mich reiflicher und thätiger denken.

Mir geht es, theuerster Freund, noch immer herzlich schlecht und ich leide Tag und Nacht die

unleidlichsten Schmerzen. Ich vereinsame sehr, weil viele meiner Freunde Paris verlassen. Es wird mir nachgerade sehr unheimlich an hiesigem Orte. Wäre ich transportabel, so käme ich nach Hamburg; aber das feuchtkalte Wetter, und die noch feuchtkältern Menschen alldort, dürften mir nicht sehr heilsam sein. — Leben Sie wohl, grüßen Sie von mir Madame Campe, und Herzen Sie in meinem Namen recht liebevoll Ihr Söhnlein. Schreiben Sie mir bald und Viel.

Ihr freundschaftlichst ergebener
Heinrich Heine.

279. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1849.

Ich bin noch immer ohne Nachrichten von Ihnen, doch ist Dieses nicht der Grund, warum ich heute schreibe oder vielmehr schreiben lasse, eine Operation, die mir in diesem Augenblick, wo ich an den furchtbarsten Krämpfen leide, sehr penibel ist. Meine Krankheit ist halbstarrer, als ich erwartete, und ich leide außerordentlich viel. Sie haben außerdem keine Idee davon, wie kostspielig meine Schmer-

zen. Daß ich mich unter diesen Umständen noch anstrengen muß, die Mittel zu diesen Ausgaben herbeizutrommeln, ist entsetzlich. Ich würde Ihnen zum Beispiel heute nicht schreiben, und nicht meinen Krampfzustand erhöhen, wenn mich nicht die Finanznoth dazu triebe. Ich muß nämlich Ihnen heute Advīs geben, daß ich die noch in diesem Jahr fällige Summe bereits heute auf Sie trassiere, und zwar einen Monat nach dato, und an die Ordre von Rothschild Frères, wie gewöhnlich; ich hätte gern mit dieser Tratte noch gezögert, da ich wohl weiß, daß Dieses keine sehr barschaftliche Epoche für Sie ist, und Ihnen erst nach dem neuen Jahr die vielen Gelder einkommen, aber, wie gesagt, meine Ausgaben übersteigen alle meine Erwartung, und ich weiß nicht, wie ich dieses Jahr auch finanziell zu Ende leben kann. Denken Sie darüber nach, wie Sie mir einen Zuschuß von etwa 1000 M^{rs} Vco. einleiten könnten, ohne daß ich dadurch meine Lage aggraviere. Mein Vetter hat unter den obwaltenden Verhältnissen genug gethan, und von dieser Seite kann und will ich Nichts mehr in Anspruch nehmen. Betteln ist eine sehr unangenehme Sache, betteln aber und Nichts bekommen ist noch unangenehmer, und völliges Mangel leiden wäre solcher Unannehmlichkeit vorzuziehen; ich habe daher auf solcherlei Ressource ein für alle Mal resigniert. Die

Kosten meiner Agonie, liebster Campe, dürften Ihnen fabelhaft erscheinen. Es ist schon theuer genug, in Paris zu leben; aber in Paris sterben ist noch unendlich theurer. Und dennoch könnte ich jetzt daheim in Deutschland oder in Ungarn so wohlfeil gehandelt werden! Beifolgendes Gedicht*) habe ich vor vier Wochen geschrieben; ich bitte Sie, geben Sie es dort in Druck mit meinem Namen, als fliegendes Blatt, oder in einem Journal, wodurch es ins Publikum kommt; da es nämlich hier in einigen unkorrekten Abschriften kursiert, müssen wir jeder korrumpierten Publikation zuvorkommen. Außerdem ist es ein wahres Tagesgedicht, eine momentane Stimmung schildernd. Ich habe viel und mitunter große Gedichte gemacht, die ich kaum leserlich mit Bleistift aufs Papier fragle. Wenn ich sie aber aus dieser Form nothdürftig korrekt diktieren soll, so ist Das bei dem leidenden Zustand meiner Augen eine gräßlich peinigende Operation, die, wie begreiflich, meinen Nerven nicht sehr zuträglich ist. Es ist also im wahren Sinn des Wortes mein versificiertes Lebensblut, was ich solchermaßen gebe. — Meine Frau ist gefallen, und hat sich den Fuß verrenkt, so daß sie schon seit vierzehn Tagen zu Bette liegt.

Die Ihrigen lasse ich freundschaftlich grüßen,

. *) Im Oktober 1849. Band XVIII, S. 177 ff.

so wie auch den jungen Herrn, meinen künftigen
Verleger.

Ihr Freund

H. Heine.

280. An H. Passalle in Breslau. *)

Paris, den 30. April 1850.

— — — — —
— — — — —
— — — — —

Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht
und bin sehr begierig, Etwas von ihm zu erfahren.
Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren
kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt,
wieder zu dem demüthigen Gottesglauben des ge=
meinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der
That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Über=
treibung, von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand
noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei
ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken her=

¹ *) Von diesem, an den Vater Ferdinand Passalle's
gerichteten Briefe ist uns nur der hier abgedruckte Schluß
mitgetheilt.

vorbringen. Und nun leben Sie wohl, melden Sie mir bald eine erfreuliche Nachricht und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Heinrich Heine.

281. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juni 1850.

Liebster Campe!

Ich mache Ihnen hiermit Anzeige, daß ich das im verflossenen Monat fällige Semester meiner Pension auf Sie trassiert habe. Es ist aber nicht genug, liebster Campe, daß Sie Ihre merkantilitischen Verpflichtungen gegen mich erfüllen, was freilich für mich von großer Wichtigkeit und auch sehr löblich ist: Sie sollten sich auch bestreben, den moralischen Obliegenheiten nachzukommen, womit Sie nicht minder belastet sind, und die Sie durch Ihr Stillschweigen fast frevelhaft verabsäumen. Da ich die Gründe Ihres langjährigen Zögerns in Beantwortung der wichtigsten Anfragen durchaus nicht kenne, so darf ich dieselben nicht von vornherein allzu herbe verdammen, aber so viel weiß ich, daß Sie durch Ihre Zögernis meinen literarischen Interessen großen

Schaden zugefügt und vielleicht unverantwortliche und unwiederbringliche Zerstörungen verursacht haben. In einer Zeit, wo in der Außenwelt die größten Revolutionen vorfielen, und auch in meiner inneren Geisteswelt bedeutende Umwälzungen stattfanden, hätte schnell ins Publikum gefördert werden müssen, was geschrieben vorhanden lag, nicht weil es sonst für das Publikum minder kostbar geworden wäre, sondern weil ich es jetzt nicht mehr herausgeben durfte aus freiem Willen, wenn ich nicht eine Sünde gegen den heiligen Geist, einen Verrath an meinen eignen Überzeugungen, jedenfalls eine zweideutige Handlung begehen wollte. Ich bin kein Frömmeler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn Das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderbarlich zu Muth; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: „Der liebe Gott wird dir das Alles

weit besser honorieren, als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hosen." Ach, liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet. — Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu spät ist. Liegt Ihrer Schreibsäumnis irgend eine politische Hesitation oder ein merkantilisches Bedenken zum Grunde, so sagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Instruktionen hinterlassen für den Fall, daß ich vor dem Beginn des Drucks meiner Gesamtausgabe das Zeitliche segne. Erschrecken Sie nicht über das Wort „das Zeitliche segnen“; es ist nicht pietistisch gemeint; ich will damit nicht sagen, daß ich das Zeitliche mit dem Himmlischen vertausche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, so steht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als sei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöse Umwälzung, die in mir sich ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir

fest bewußt bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichtes, und nicht die Phosphordünste der Glaubensspitze. Ich sage Ihnen Das besonders in der Absicht, damit Sie nicht wähnen, ich würde, wenn ich auch selber die Gesamtausgabe besorge, in unfreier Weise Etwas darin ausmerzen; quod scripsi, scripsi.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

282. An Julius Campe.

Paris, den 28. September 1850.

Liebster Campe!

Das beste Epitheton, das ich Ihrem Stillschweigen beilegen kann, ist, daß es kindisch ist. Ja, kindisch, und es erinnert an die primitiven Zeiten, wo Sie mit Ihrem Patroklus Merckel mir Mafaronen durchs Fenster ins Zimmer warfen*), ich glaube auf dem Valentinskamp. Seit einigen Mo-

*) Es sind die Pfeffernüsse gemeint, von denen in Heine's Briefe vom 2. Juli 1835 (S. die Anm. auf S. 30 des vorhergehenden Bandes) die Rede ist, und von denen Campe einen Theil gegen Heine's Fenster warf, um ihn herunter zu locken.

naten wird mir von mehreren Seiten gemeldet, daß Sie hierher nach Paris kämen. Ich glaube nicht daran, obgleich ich es sehr wünsche. Lassen Sie doch das kindische Stillschweigen; wir sind Beide längst aus dem Knabenalter getreten. Was die nächsten Rundgebungen betrifft, die ich von Ihnen erwarte, so brauche ich wohl heute nicht wieder darauf zurückzukommen. Sie haben sich, wie ich höre, in Bezug auf Laube geäußert, ich wäre ganz von ihm abhängig. Sie irren sich; ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß ich sein Buch über das Parlament gelesen habe. Vor Schrecken standen mir die Haare zu Berge. Es giebt wirklich Dinge unter dem Monde, die ich nicht verstehe. Es fehlt mir hier sehr an deutschen Büchern, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir mit Übersendung von Büchern, die ich Ihnen pünktlich zurückschicken könnte, auszu-
helfen wüßten. Ich habe z. B. im Augenblick folgende nothwendig, die ich hier nicht aufstreiben kann: das Buch, welches Bülow über H. von Kleist jüngst herausgegeben, Flögel's Geschichte der komischen Literatur, und die Kronwächter, erster und zweiter Theil, von Achim von Arnim. Haben Sie seit dem Höög- und Häwel=Boof*) etwas Belehren=

*) Eine wie geringe Meinung Heine von dem Werth obigen Buches hegte, zeigt sich in einer Bemerkung seines Briefes vom 1. December 1827. (Sämmtliche Werke, Bd. XX, S. 49.)

des oder Gutes verlegt, so theilen Sie es mir mit; auch den Katalog eines dortigen guten Antiquars wünschte ich zu haben. — Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr sich das Personal der Deutschen hier in Paris noch verschlimmert hat. Wenn ich Wihl mit großem Vergnügen hier sehe, so ist Das, weil er wirklich vor den Andern emporragt, durch Anständigkeit, und ich habe ihm auch wohl noch manche zu herbe Beleidigung zu vergüten.

Wie freundlich und zuvorkommend Freund Hebel sich auch gegen mich benommen hat, so kann ich ihm doch bis jetzt noch keinen Geschmack abgewinnen. Herr Stahr und Mademoiselle Lewald sind hier zum Besuche, und ich sah sie mit Vergnügen. Ich lese jetzt Dessen italiänische Reise, so wie auch die Jung'sche Geschichte der Frauen; finde Beides sehr bedeutend. Ich bin freilich nicht einverstanden mit dem Weiber-Emancipations-Enthusiasmus im letzteren Buche, denn ich bin selbst zu sehr verheirathet. Wüßte ich bestimmt, daß Sie mir antworteten, so würde ich Sie um Nachrichten über Ihr häusliches Wohlergehen bitten, und einige Empfehlungen für Madame Campe hinzufügen. —

Schreiben Sie mir bald; Ihr Stillischweigen hat mir viel geschadet und auch Ihnen wird mittelbar kein Nutzen daraus erwachsen; denn nachdem ich Sie vergebens angegangen, eine Kombination zu

finden, wodurch Sie mir hilfreich unter die Arme greifen könnten, ohne dabei selbst zu große Opfer bringen zu müssen, hat die Gewalt der Umstände mich genöthigt, den Diensterbietungen Anderer wenigstens schon ein halbes Ohr zu schenken; ich habe Nichts beschlossen, aber Viel angehört, und da Sie mich weder als Charlatan noch als Lügner kennen, so dürfen Sie mir wohl auf mein Wort glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich mit einem Federzug aus allen meinen Nöthen reißen könnte, vorausgesetzt, daß es Julius Campe's ernstliche Absicht wäre, meine billigsten Ansprüche unbeachtet zu lassen. Sie kennen den Zustand meiner Finanzen; Sie wissen, daß Karl Heine's Großmuth kaum bis an die Waden meiner Bedürfnisse reicht, und Sie können daher leicht ermessen, daß ich den Beschlüssen der Nothwendigkeit Folge leisten muß.

Doch wozu überflüssige Worte? Sie wissen, ich habe das „Buch der Lieder“ Ihnen nicht angepriesen, ehe es gedruckt war; Sie wissen, Dasselbe war der Fall mit den „Neuen Gedichten“, und die dritte Säule meines lyrischen Ruhmes wird vielleicht ebenfalls von gutem Marmor, wo nicht gar von besserem Stoffe sein. Sie begreifen wohl, warum ich die drei gerne bei einander ließe, und hätten Sie nur die geringste Ahnung von meinen geistigen Bedürfnissen, so begriffen Sie auch leicht die mate-

riellen Opfer, die ich bringe. Aber Noth bricht Eisen. Dazu kommt, daß mein Krankheitszustand täglich unleidlicher wird und daß ich am Ende genöthigt bin, alles Geschäftliche einem bewährten Freunde zu überlassen, der nur die Gesetze des Nutzens befolgen würde. Ich habe heute die fürchterlich schlechteste Nacht verbracht und würde Ihnen heute nicht schreiben, wenn ich nicht die Gelegenheit wahrnehmen wollte, die Feder eines Freundes zu benutzen, der im Begriff ist abzureisen.

Und nun leben Sie wohl und danken Sie dem lieben Schöpfer, daß Sie auf Ihren beiden Füßen herumgehen können im Weichbilde Hammonia's und mit gutem Appetite Mock-Turtlesuppe speisen in Gesellschaft Ihrer Frau Gemahlin und Ihres Thronerben, dem ich praenumerando bereits meine unterthänigsten Huldigungen darbringe.

Ihr Freund

H. Heine.

283. An Alfred Meißner.

Paris, den 1. November 1850.

Liebster Meißner!

Ihren Brief habe ich seiner Zeit erhalten, sowie auch die wenigen Zeilen, die mir Ihr Herr Vater überbrachte; ich befand mich leider in einem sehr schlechten Zustande, als er bei mir war, in dem Momente einer sehr bösen Krisis, und so habe ich Wenig von seinem Besuche genießen können; er versprach mir zwar, mich nochmals zu besuchen, doch scheint er keine Zeit mehr dazu gefunden zu haben. Interessant war mir die große Ähnlichkeit, die er mit Ihnen hat. Ich danke Ihnen für all den freundschaftlichen Eifer, den Sie für mich an den Tag gelegt haben, und ich bitte, mir nur recht oft und viel Nachricht von Ihnen zukommen zu lassen. Ihr Artikel über mich hat außerordentlich viel Glück gemacht, und dem Stil sowie der Haltung des Ganzen wird das glänzendste Lob ertheilt. Ich freue mich sehr, daß Sie nicht bloß so viel poetische Begabung an den Tag legen, was ich Ihnen gleich abmerkte, als ich Ihren Zizka las, sondern daß Sie auch ein so feines Ohr für deutsche Prosa haben, was viel seltener noch als Poesie bei den Deutschen angetroffen wird. Wahrheit im Fühlen

und Denken hilft Einem sehr viel in der Prosa, dem Lügner wird der gute Stil sehr erschwert. — Ich würde Ihnen heute noch nicht schreiben, wenn ich es übers Herz bringen könnte, Ihnen beifolgenden Brief, der unter meiner Adresse an Sie einlief, ohne einige freundschaftliche Grüße zu übersenden; erst durch Zufall bemerkte ich, daß einige Zeilen den Brief enveloppierten, welche mich zur Erbrechung desselben ermächtigten. Jetzt, wo ich seinen Inhalt erfahren, beeile ich mich denselben zu fördern. Ich habe mehrere Deutsche in Bezug auf den Musenalmanach befragt, z. B. den trauernden west-östlichen Schwalben-Rabbi, welcher mich so eben verläßt, aber Niemand wußte mir Etwas davon zu sagen. Vergebens befrag ich darüber auch Stahr, welcher mit Mademoiselle Lewald nochmals zu mir kam; Beide scheinen wieder abgereist zu sein, denn Ross und Reiter sah ich niemals wieder. Ist es sicher, daß der Almanach in Bälde herauskommt, wirklich herauskommt, oder sind Sie mit dem Redakteur sehr befreundet, so würde ich keinen Anstand nehmen, einen Beitrag zu liefern . . . Mit meiner Gesundheit sieht es noch immer miserabel aus und mit Schaudern bemerke ich, daß mein Rücken sich krümmt. Meine Frau ist wohl und läßt freundlich grüßen . . .

An Laube habe ich endlich geschrieben und

meine Gedanken über sein Parlamentsbuch unumwunden ausgesprochen. Es fiel mir wie Blei vom Herzen, nachdem ich es gethan. Ich merke, daß ich allzu sehr Deutscher bin, als daß ich meine Meinung verschweigen könnte, und koste es mir auch einen Freund. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren getreusamen Freund

Heinrich Heine.

284. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1851.

Liebster Campe!

Ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß ich unter dem heutigen Datum das fällige Semester, zahlbar den 31. Mai, auf Sie trassiere. Da ich noch immer der Höflichkeit einer Antwort auf meine früheren Schreiben entgegensetze, so habe ich heute nichts Weiteres zu sagen; — nur Eins, meinen Dank für die überschiedten Bücher, bei deren Übersendung ich den guten Willen achte. Das sind also die Blüthen und Blumen Ihres Verlags während den letzten Jahren! Ich möchte Ihnen dringendst rathen, diese Bücher auch in vollständiger Sammlung nach London zu schicken, um dort bei der

großen Universal-Ausstellung als ein Muster-Verlag deutscher Zunge bewundert zu werden! Das sind also die unsterblichen Geistesmonumente, die Ihnen an Druckkosten so viel Geld in Anspruch nahmen, und Sie zwangen, meine vielfältigen Anrufungen um Unterstützung, um Hilfe in der Noth unbeachtet zu lassen. Sie haben sich wahrlich für die Menschheit aufgeopfert, und hätten gewiß in Ihrem pekuniären Interesse besser gehandelt, wenn Sie mir das Geld geschickt hätten, das Ihnen jene Bücher gekostet: Sie riskierten hierbei Nichts, da Sie mich ja immer in Händen hatten, und hätten jetzt eine sichere Anwartschaft auf eine Production, die, wie ich Ihnen andeutete, der Popularität des „Buchs der Lieder“ gleichkommen und der ich jahrelange Arbeit widmen muß. Selbst im Fall ich unterdessen gestorben wäre, war kein Verlust für Sie zu befürchten, und ich hatte es Ihnen nahe genug gelegt, für diesen Fall eine Garantie zu ersinnen. Ich konnte billig eine solche Hilfsleistung von Ihnen erwarten, und statt Dessen hüllten Sie sich in das zweideutigste Stillschweigen. Es ist mir von anderer Seite unerwartet die großmüthigste Hilfe in dieser Beziehung zugekommen. Es ist unbegreiflich, wie Sie von jeher immer mit Blindheit geschlagen waren und meinen besten Willen, meinen Eifer für Ihre Interessen, ich möchte fast sagen meine dumme

Treue und Anhänglichkeit, so sehr mißachteten. Doch Das sind überflüssige Worte, da für die Zukunft Nichts mehr zu verbessern ist, und ich schon mit einem Fuße im Grabe stehe.

Ihr sehr betrübter Freund

Heinrich Heine.

285. An Vesque von Püttlingen in Wien.

Hochverehrter Herr!

Ich hätte Ihnen längst den Empfang Ihrer musikalischen Zusendung*) angezeigt und den gebührenden Dank dafür abgestattet, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, Ihnen Etwas mehr als eine banale Höflichkeit zu erweisen. Ich wollte Ihnen über Ihre schönen Produktionen, die mir von allen Seiten so sehr gerühmt worden, meine eigenen Empfindungen mittheilen, und ich hatte mich zu diesem Behufe schon um ein Fortepiano und einen Sänger umgesehen, der sie mir vortragen sollte. Aber wegen

*) Freiherr Vesque von Püttlingen hatte dem Dichter seine Komposition der 88 „Heimkehr“-Gedichte aus H. Heine's „Reisebildern“ zugesandt, welche unter dem angenommenen Namen J. Hoven erschienen war

zunehmendem Übelbefinden mußte Dieses aufgeschoben werden, und als ich vor einigen Tagen das Piano kommen ließ, merkte ich zu meinem Schrecken, daß es in meinem Krankenzimmer keinen Platz finden kann. Ich muß Ihnen gestehen, damit Sie die Misère begreifen, daß ich mich seit drei Jahren in eine sehr enge Wohnung zurück gezogen, um das Deficit der Februar=Errungenschaften auszuscherzen, daß ich seitdem in dieser engen Wohnung keine drei Noten Musik gehört habe und also von der Musik sehr entfernt lebe. Ich bin aber im Begriffe, eine größere Landwohnung zu beziehen, und da werde ich in meinem Schlafzimmer, das ich nie verlassen kann, mir Ihre Kompositionen vortragen lassen. Ich liebe die Musik sehr, aber ich habe selten das Glück, gute Musik zu hören oder gar meine poetischen Schöpfungen durch Musik unterstützt zu sehen. Von den außerordentlich vielen Kompositionen meiner Lieder sind mir während den zwanzig Jahren, die ich in Frankreich lebe, nur sehr wenige, vielleicht kaum ein halbes Duzend, zu Ohren gekommen. Ich habe sie vielleicht in hiesigen Soiréen singen gehört, ohne zu wissen, daß es Kompositionen meiner eigenen Lieder gewesen, sintemalen die Uebersetzer, die französischen Paroliers, sie unter ihrem eigenen Namen herausgeben. Ich habe mal ein Singspiel geschrieben, welches durch Zufall verbrannt ist; für Joseph Klein,

den Bruder des verstorbenen Bernhard Klein, schrieb ich eine Oper, die Derselbe komponierte, aber mit= sammt meinem Texte später verloren hat. In jüngster Zeit schrieb ich für das Theater der Königin in London eine Ballett=Pantomime, die vielleicht eines meiner besten Erzeugnisse, und die durch ihre musikalischen Motive einen guten Komponisten zu den größten Hervorbringungen anregen könnte; aber einer kleinlichen Rabale des Chefs des Balletts wegen mußte mein Werk im Karton des Impresarios bleiben, wo es alt und grau werden mag.

— Mein Freund Heinrich Laube machte mir Hoff= nung, den deutschen Text in Berlin oder zu Wien bei dem dortigen Theater anbringen zu können; er scheiterte jedoch zu Berlin, wo ich meines Preußen= hasses wegen nicht sonderlich geliebt bin, und in Wien, wo ich mich besser empfohlen glaubte, fand er den insolentesten Widerstand bei dem Intendanten der Oper, den er mir als einen Herrn v. H. nannte; der Name ist mir so bekannt, und ich muß ihn ge= wiß schon einmal an irgend einem deutschen Pranger gesehen haben. Mein deutsches Ballett-Manuskript ist jetzt zu Wien in Händen meines Bruders Gustav Heine, der Ihnen, wenn Sie sich durch Ihr Talent oder auch nur durch Ihren Einfluß dafür interes= sieren wollen, das Manuskript zur Ansicht mittheilen soll, wie sich von selbst versteht, unter Verspreche=

der gehörigen Discretion. Sie werden sich jedenfalls alsdann überzeugen, daß ich ein Werk geliefert habe, welches nicht verloren gehen kann, obgleich es dem Hauptzweck des armen Dichters, dem weltlichen Erwerb, nicht entsprochen haben wird, da meine Tage gezählt sind, und zwar äußerst knapp. —

Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß es mir äußerst leid ist, Ihnen für Ihre freundliche Zusendung vor der Hand nur danken zu können, doch habe ich Ihnen wenigstens einen Brief geschrieben, der etwas Besseres als eine gewöhnliche Höflichkeit, nämlich ein sympathisches Vertrauen, ausspricht. Ich bin mit solchen Briefen in meinem Leben nicht freigebig gewesen, und mein heutiges Schreiben mag Ihnen meine ausgezeichnete Hochschätzung bekunden.

Empfangen Sie die Versicherung derselben und genehmigen Sie meine heiterste Begrüßung:

Paris, Rue d'Amsterdam 50,
den 22. Juni 1851.

Heinrich Heine.

286. An Professor Oppenheim in Frankfurt
am Main.

Herr Professor!

Als ich im Jahre 1830 bei meiner Durchreise die Ehre hatte, Sie in Frankfurt zu sehen, und Sie mich angingen, Ihnen zu sitzen, um mich abzukonterfeien, willfahrte ich Ihrem Wunsche, und Sie versprachen mir, von meinem Porträt mir eine Kopie zukommen zu lassen. Dieses Ihnen abgenommene Versprechen war nicht eine Redensart der Höflichkeit oder der Freude über das Gelingen einer Arbeit, welches Ihr schönes Talent befundete, sondern es war ein festgestelltes Bedingnis, und ich erinnere mich, daß ich des Bildes wegen länger alldort verweilte, als schier räthlich war. Zu Paris, wo ich seitdem, wie notorisch ist, immer zu finden war und wo es Ihnen nicht an befreundeten Landsleuten jeder Gattung gebricht, harrete ich vergebens auf das versprochene Porträt, und statt Dessen kam mir hier nur eine nach demselben kopierte Lithographie und ein kleiner Kupferstich zu Gesicht, der so miserabel ist, daß ich das Erbieten meines Freundes Julius Campe, nach oben erwähntem Porträt einen honetten Kupferstich verfertigen zu lassen, mit Vergnügen annahm und diesen Freund bat, Sie,

Herr Professor, bei seiner Durchreise in Frankfurt zu ersuchen, das Porträt, unter gehöriger Gewährleistung, während der zu einem Nachstück nothwendigen Zeit zu seiner Verfügung zu stellen. Indem ich zu diesem Ansuchen hinlänglich berechtigt, bin ich Ihrer Bereitwilligkeit im Voraus überzeugt.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung, mit welcher ich verharre, Herr Professor,
Dero ergebenster

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

Paris, den 25. Juli 1851.

287. An Julius Campe.

Paris, den 21. August 1851.

Liebster Campe!

Ich hätte Ihnen bereits längst geschrieben, wenn ich nicht während der ganzen Zeit ohne deutschen Sekretär gewesen wäre; auch Herr Gauthy war krank, und es ist kaum eine Woche, daß ich ihn wieder sah. Ich gab ihm einen Theil meines Manuscriptes zum Abschreiben, aber bis jetzt hat er kaum den fünften Theil geliefert, welchen ich Ihnen durch die Post übersenden würde, wenn ich nicht

befürchten müßte, daß unter den jetzigen Umständen ein so dicker Brief, adressirt an den berüchtigtsten deutschen Buchhändler, auf der Post einigen Schicksalen ausgesetzt sein dürfte, indem man, statt harmloser Gedichte, eine politische Schrift wittern würde. Ich habe es daher vorgezogen, noch einige Tage zu warten, indem mein Bruder Gustav, der in diesem Augenblick hier ist, heute über 8 Tage nach Hamburg reist und Ihnen alsdann fast das ganze Manuscript sicher behändigen kann. Ich werde Ihnen nämlich mein ganzes Originalmanuscript schicken, mit Ausnahme von etwa 3 bis 4 Druckbogen, welche Erläuterungen zum „Faust“ enthalten sollen, die ich vorher durchaus umarbeiten muß, eine Arbeit, woran ich in diesem Augenblick nicht gehen kann, da meines Bruders Anwesenheit mich gänzlich in Anspruch nimmt und es mir schon mühsam genug ist, das Manuscript, das ich ihm für Sie mitgebe, gehörig zu ordnen. Ich habe gleich nach Ihrer Abreise während 8 Tagen mich damit beschäftigt, das schönste meiner Gedichte, welches ich eben bei Ihrer Ankunft begonnen hatte, fertig zu machen, und ich bin sehr damit zufrieden. In dem Manuscripte, welches Sie erhalten, stehen nur 4 Strophen auf jeder Seite, aber Sie können immerhin 5 Strophen auf jeder Seite drucken, da ich genug Manuscript habe. Ich habe sehr viele Gedichte, die ich nicht

bedeutend genug hielt, zurückgehalten, und auch jedes Gedicht, welches politischen Anstoß erregen konnte, unterdrückt, so daß dieses Buch Ihnen auch nicht die geringsten Schwierigkeiten erregen dürfte. Sorgen Sie nur für schöne typographische Ausstattung.

Ich hoffe, daß Sie eine angenehme Rückreise gemacht haben; von Ihrer heiteren Ankunft ward ich sogleich unterrichtet. Ihrer Frau und Ihrem Söhnchen werden Sie wohl Viel von Paris erzählen müssen. Ich bitte mich Ersterer mit den freundlichsten Grüßen zu empfehlen. Mein Gesundheitszustand, oder vielmehr meine Krankheits-Lage ist noch immer dieselbe. Ich leide außerordentlich viel, ich erdulde wahrhaft prometheische Schmerzen, durch Ranküne der Götter, die mir grollen, weil ich den Menschen einige Nachtlämpchen, einige Pfennigslichtchen mitgetheilt. Ich sage: die Götter, weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt keine Geier, und habe allen Respekt vor ihnen. — Mein Arzt giebt mir Hoffnung für diesen Winter. Wäre ich nur transportabel, so würden Sie mich bald in Hamburg wiedersehn. Apropos: da ich Ihnen ein etwas verworrenes Manuscript schicke, so wünsche ich abgeredetermaßen, daß Sie mir immer die letzten Korrekturbogen zur Durchsicht hierherschicken.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie
heiter gewogen

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

288. An Julius Campe.

Paris, den 28. August 1851.

Liebster Campe!

Den selben Tag, wo ich Ihnen bereits geschrieben hatte, empfing ich Ihren ersten Brief, dessen Beantwortung ich aufschiebe, da der zweite, welcher dieser Tage anlangte, zunächst eine Beantwortung nothwendig macht. Mein Bruder ist gestern Morgen von hier abgereist und wird Ihnen also in einigen Tagen mein Manuscript einhändigen. Das Erste, was Sie zu thun haben, ist, daß Sie die ganze dritte Abtheilung des Buches, welches „Hebräische Melodien“ betitelt ist, von sicherer Hand abschreiben lassen, um im Falle eines Mißgeschicks in der Druckerei eine Kopie behalten zu haben; denn diese ganze Partie existiert nur in diesem Original-Manuscript, ich habe keine Zeile davon in Paris.

Durch die Anwesenheit meines Bruders ist mein Kopf sehr fatal aufgeregt, und es wird grade, und leider in diesem Augenblick, unter meinem Fenster

bedeutend genug hielt, zurückgehalten, und auch jedes Gedicht, welches politischen Anstoß erregen konnte, unterdrückt, so daß dieses Buch Ihnen auch nicht die geringsten Schwierigkeiten erregen dürfte. Sorgen Sie nur für schöne typographische Ausstattung.

Ich hoffe, daß Sie eine angenehme Rückreise gemacht haben; von Ihrer heiteren Ankunft ward ich sogleich unterrichtet. Ihrer Frau und Ihrem Söhnchen werden Sie wohl Viel von Paris erzählen müssen. Ich bitte mich Ersterer mit den freundlichsten Grüßen zu empfehlen. Mein Gesundheitszustand, oder vielmehr meine Krankheits-Lage ist noch immer dieselbe. Ich leide außerordentlich viel, ich erdulde wahrhaft prometheische Schmerzen, durch Ranküne der Götter, die mir grollen, weil ich den Menschen einige Nachtlämpchen, einige Pfenniglichtchen mitgetheilt. Ich sage: die Götter, weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt seine Geier, und habe allen Respekt vor ihnen. — Mein Arzt giebt mir Hoffnung für diesen Winter. Wäre ich nur transportabel, so würden Sie mich bald in Hamburg wiedersehn. Apropos: da ich Ihnen ein etwas verworrenes Manuscript schicke, so wünsche ich abgeredeterminirt, daß Sie mir immer die letzten Korrekturbogen zur Durchsicht hierher schicken.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie
heiter gewogen

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

288. An Julius Campe.

Paris, den 28. August 1851.

Liebster Campe!

Den selben Tag, wo ich Ihnen bereits geschrieben hatte, empfing ich Ihren ersten Brief, dessen Beantwortung ich aufschiebe, da der zweite, welcher dieser Tage anlangte, zunächst eine Beantwortung nothwendig macht. Mein Bruder ist gestern Morgen von hier abgereist und wird Ihnen also in einigen Tagen mein Manuscript einhändigen. Das Erste, was Sie zu thun haben, ist, daß Sie die ganze dritte Abtheilung des Buches, welches „Hebräische Melodien“ betitelt ist, von sicherer Hand abschreiben lassen, um im Falle eines Mißgeschicks in der Druckerei eine Kopie behalten zu haben; denn diese ganze Partie existiert nur in diesem Original-Manuscript, ich habe keine Zeile davon in Paris.

Durch die Anwesenheit meines Bruders ist mein Kopf sehr fatal aufgeregt, und es wird grade, und leider in diesem Augenblick, unter meinem Fenster

von Tischlern geklopft und gehämmert, daß meine Nerven in furchtbarsten Zustand gerathen, und ich nicht weiß, ob ich im Stande bin, in kurzer Frist den Schluß meines Manuscriptes zu fertigen. Ich habe noch einen ganzen Druckbogen des wichtigsten Inhalts zu schreiben, muß die früheren Erläuterungen, die in der That sehr amüſant ſind, ganz umarbeiten, ich muß das Ganze unter meinen Augen hier abſchreiben laſſen, und da können wohl 3 Wochen darauf hingehen, ehe ich des Ganzen entbunden bin. Nur eine ſehr kurze Vorrede werde ich geben, obgleich ich doch ſo Manches im Intereſſe des Autors zu ſagen hätte. Das Gedicht, welches „Disputation“ überſchrieben, machte ich nach Ihrer Abreiſe in großer Eile; das vorhergehende iſt eigentlich nur ein Fragment, — es fehlte mir die Muße zu Feile und Ergänzung — doch ich habe eingesehen, daß ich durch langes Zögern Ihre Intereſſen gefährden könnte. Die Mängel, welche einem Buche durch ſolche Eilefertigkeit anhaften, bemerkt nicht die große Menge, aber ſie ſind darum nicht minder vorhanden und quälen manchmal das Gewiſſen des Autors.

Meinem Bruder habe ich gar keinen anderen Auftrag gegeben, als daß er Ihnen das Packet einhändige; die Anfunft meines Bruders war mir ſehr erfreulich, aber ich litt ſehr dadurch, daß er während ſeines Aufenthalts in der peinlichſten Verſtimmung

war, weil er einestheils beängstigende, seine Interessen bedrohliche Nachrichten aus Wien erhielt; anderentheils weil er eine todfranke, von den schrecklichsten Nervenleiden geplagte Frau mit sich führte... Dazu kommt, daß die Verschiedenheit der politischen Ansichten dennoch sogar unter Brüdern einen fatalen Einfluß ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und Das störte jeden freimüthigen Erguß. Es ist doch eine schreckliche Sache mit der Politik; man kann sich über diesen Aberglauben nicht ganz hinaussetzen. Ich hoffe, daß mein Bruder seine franke Frau, mit welcher es bei der Abreise sehr bedenklich aussah, glücklich nach Hamburg gebracht hat, und ich bitte Sie, mir unverzüglich zu schreiben, sobald Ihnen das Manuscript behändigt ist — Schändlicher Egoismus! mein Manuscript beängstigt mich mehr, als meine Schwägerin! Schreiben Sie mir nur gleich einige Zeilen. Meine Übersiedlung nach Hamburg war das Hauptthema meiner Unterhaltungen mit meinem Bruder. Ich muß freilich noch überwintern hier in Paris, aber im Frühjahr rutsche ich fort.

Freundliche Grüße an alle Wohlwollende!

Ihr Freund

Heinrich Heine.

289. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1851.

Liebster Campe!

Den Brief, worin Sie mir den Empfang meines Manuscriptes anzeigen, habe ich richtig empfangen, und ich danke Ihnen für die gute Aufnahme, welche meine jüngsten Geistesfinder bei Ihnen gefunden. Ich bin leider nicht so blind, wie Väter es gewöhnlich sind für die geliebten Kleinen. Ich kenne ihre Schwäche leider zu gut. Meine neuen Gedichte haben weder die künstlerische Vollendung, noch die innere Geistigkeit, noch die schwellende Kraft meiner früheren Gedichte, aber die Stoffe sind anziehender, kolorierter, und vielleicht auch die Behandlung macht sie der großen Menge zugänglicher, und Das kann Ihnen wohl einen Success und nachhaltige Popularität verschaffen. Sedenfalls aber weiß ich, daß ich Sie nicht mit Schund angeführt habe. Mit großem Eifer habe ich die Erörterungen über Faust umgearbeitet, bin heute erst damit fertig geworden und werde Ihnen dieses ehrliche Stück Arbeit vielleicht schon morgen oder übermorgen zuschicken. Sie werden Ihre Freude daran haben und begreifen, daß ich für das Buch wirklich etwas Bedeutendes

thue durch diese Zuthat, die vielleicht über vier Bogen beträgt und das Buch um solche verstärkt Ich hatte Anfangs die Idee, sie, mit den gehörigen, nur von mir aufgegabelten Citationen vermehrt, überhaupt erweitert, als ein besonderes Buch herauszugeben. Diese Idee bringe ich wirklich dem „Romancero“ zum Opfer.

Außer dieser Arbeit schreibe ich aber für das Ballett noch eine besondere Einleitung von etwa sechs bis sieben Seiten, die noch vor dem Ballett, das Sie bereits in Händen haben, gedruckt werden muß.

Eine Vorrede werde ich auch zum ganzen Buche schreiben, die aber nicht groß werden soll, und vielleicht 6—7 Seiten betragen wird. Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie, liebster Campe, in der Abtheilung meines Buches, welche „Hebräische Melodien“ betitelt ist, einen Irrthum zu berichtigen, den ich mir dort, wie mir jetzt einfällt, zweimal zu Schulden kommen ließ. Sowohl in der ersten Nummer des „Jehuda Ben Halevi“, als auch in der „Disputation“, wird der Tag der Zerstörung Jerusalem's als der zehnte Tag des Monats Ab angegeben, Das ist aber ein Irrthum: es muß dafür der neunte Tag des Monats Ab gesetzt werden.

Den ersten Korrekturbogen meines Buches habe ich heute in der Frühe erhalten.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem getreu ergebener

Heinrich Heine*).

Mein jetziger Sekretär ist ein dummer Teufel, der nicht orthographisch schreibt und falsch hört; — da ich seinen Brief nicht durchlesen kann, so mag Gott wissen, was er schrieb. Doch die Hauptsache werden Sie wohl verstehen. — Soeben erhalte ich den zweiten Korrekturbogen, sah ihn selbst flüchtig durch, und um keine Zeit zu verlieren, schicke ich Ihnen nur die Hauptkorrekturen. Ich bitte dem Setzer zu sagen, daß ich das i am Ende der Silbe und des Wortes immer mit einem Ypsilon (y) gedruckt haben will. Das sehn schreibe ich als Fürwort mit einem bloßen i, als Zeitwort mit einem η, zum Beispiel: Gott mag bey ihm sehn. Ich verlange überall diese Unterscheidung von i und η, wie auch in meinen Büchern immer zu sehen.

Ich lege Ihnen also die Blätter hier bei, worauf die Hauptkorrekturen.

*) Das nachfolgende Postskript ist von Heine selbst mit Bleistift geschrieben.

Bin sehr krank. Dieser Tage mehr. Mein Kopf ist schwach und meine Frau bewundert mein Arbeiten in diesem Zustand. Aber man kann sich auf mich bis zum letzten Athemzuge verlassen.

Ihr Freund

H. Heine.

290. An Julius Campe.

Paris, den 10. September 1851.

Liebster Campe!

Beiliegend erhalten Sie das angekündigte Manuscript, welches den Schluß des Buches bildet; die Umarbeitung und Verkürzung dieses Manuscripts hat mir mehr Anstrengung gekostet, als wenn ich es ganz aufs Neue geschrieben hätte. Übermorgen schicke ich Ihnen das einleitende Wort, welches vor dem Ballette gedruckt wird, und welches ich deshalb schreibe, weil ich in der Vorrede des Buches gar nicht von dem Ballett und Anhang sprechen will, damit Sie beide späterhin nach Belieben von den Gedichten ablösen können, je nachdem es Ihren Bedürfnissen passend. Die Gedichte würden in einem solchen Falle hinlänglich sein, den Band zu füllen. Ich bin in diesem Augenblick unendlich leidend, besonders meine Augen sind sehr krank, und deshalb

kann ich Ihnen die Vorrede zum Buche erst gegen Ende des Monats schicken; ich will meinen Kopf 14 Tage ausruhen lassen und die Tagesgeschäfte allmählich abthun. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein geplagter Mensch ich bin und wie wenig die Menschen auf meine Lage Rücksicht nehmen. Werde von allen Seiten in Anspruch genommen. — Meines Bruders Verfahren in Bezug auf Sie hat mich sehr verstimmt, und ich werde ihm nie mehr, weder bei Lebzeiten, noch posthum, einen Auftrag für Sie geben. Es ist mir daran gelegen, daß ich auch nach meinem Tode bei Ihnen in freundschaftlichem Andenken bleibe. — Daß in meinem Buche nicht Alles Blume ist, sondern auch mitunter das liebe Gras hervorgrünt, ist mir wohl bewußt, aber ich wollte dieses nicht ausreuten, da ich das Buch als einen Nachlaß betrachtete. Jetzt aber will ich doch Einiges ausrupfen, und ich bitte Sie, folgende sechs kleine Gedichte in der Abtheilung, welche „Lamentationen“ betitelt ist, ungedruckt zu lassen; sie sind wahrscheinlich schon gesetzt, aber sie müssen nichtsdestoweniger hinausgeschmissen werden. Es sind folgende, und betitelt:

Altes Kaminstück,

Diesseits und Jenseits,

Lebewohl (dieses Gedicht fängt an mit den Worten: Habe wie ein Pelikan u. s. w.),

Wandere! (es fängt an mit den Worten: Wenn
dich ein Weib u. j. w.),
Kluge Sterne, und endlich
Morphine.

Den dritten Druckbogen habe ich diesen Morgen erhalten und bei dem schrecklichen Zustand meiner Augen nur flüchtig ansehen können.

Diese Nacht, liebster Campe, fiel es mir ein Sie zu bitten, Ihrem Versprechen gemäß mir den bewußten Brief meines Veters und das darauf bezügliche Bewußte zu schicken; ich bin überzeugt, daß Sie es mir in der Weise schicken, wie Sie es mir versprochen, indem wir eines geliebten Hauptes dabei erwähnten, der mir Bürge sein sollte. — Ich lasse meinen künftigen Verleger, der sich hoffentlich wohl befindet, freundlich grüßen, sowie auch seine Frau Mama. Wenn Sie Ihrem Freunde Hauenschild schreiben, so sagen Sie ihm, wie sehr ich für seine liebevolle Gesinnung dankbar verpflichtet bin. Sobald ich aus dem Geschäftsstrudel ein bißchen heraus bin, will ich mich con amore mit ihm beschäftigen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

war Dieses eine Herausgabe des ältesten Faustbuchs, das gar nicht bekannt, sehr kurz und äußerst poetisch ist, während das vielbekannte Faustbuch von Widmann ungeheuer voluminös und platt prosaisch ist.

Ich dachte, mit meinem Namen als Herausgeber würde das Buch sehr in Kurs kommen, und eine populäre Anerkennung gewinnen. Ich muß jetzt diese Idee aufgeben, schon meines Hinsterbens wegen, und möchte sie gleichsam bei Ihnen deponieren. Lesen Sie mal gelegentlich das Büchlein in der wüsten Ausgabe bei Scheible, wo es in dem Wust begraben ist; es beträgt kaum 150 Seiten.

Sie sagen mir, daß Sie bei Ihrem dicken Papier den „Romancero“ mit den Gedichten abschließen könnten. Ich bin es zufrieden, und ich habe Ihnen also nur noch eine Vorrede zu schicken, die, wie ich Ihnen bereits angekündigt, gegen acht Seiten betragen mag. Ist der Bogen, dessen Korrektur ich Ihnen gestern zurück schickte, noch nicht in die Presse gegangen, so können Sie die beifolgenden Gedichte darin unterbringen; sie können nämlich gedruckt werden gleich hinter das Gedicht, welches „Plateniden“ betitelt ist, und zwar sollen sie in der Reihenfolge gedruckt werden, wie ich sie schicke und paginiert habe. Leider kann ich mich nicht entschließen, Gedichte, die ich für wahrhaft schwach halte, zu drucken.

und da mir, außer solchen schwachen, nur anzügliche Gedichte übrig blieben, so kann ich Ihnen leider Nichts, als Füllwerk, schicken. Ich könnte allenfalls, wenn Sie es wünschen, der Vorrede den Namen: „Nachrede“, geben, und sie somit ans Ende des Buches drucken. Sie können auch, wenn Sie wollen, ein Register am Ende geben. Nöthigenfalls könnte ich auch ein paar Seiten Noten geben. Schreiben Sie mir darüber Antwort. —

Was das J betrifft, so wünsche ich jedenfalls, daß es in dem Verbum seyn gedruckt werde, um dasselbe von dem gleichlautenden Fürworte zu unterscheiden. Und nun zum zweiten Buche, über dessen Titel ich noch nicht einig mit mir bin. Ist Ihnen vielleicht der Titel recht: „Der Doktor Johannes Faust, ein Tanz=Poem, nebst kuriösen Erläuterungen von Heinrich Heine.“ In der Vorrede zum „Romancero“ will ich das gleichzeitige Erscheinen dieses Büchleins ankündigen, und Sie können beide Bücher gleichzeitig erscheinen lassen. Schlägt der „Faust“ ein, so habe ich die Freude, Ihnen ein hübsches Büchlein gegeben zu haben, das Ihnen, unbeschadet des „Romancero“, der für sich stark genug ist, Etwas einbringen wird, ohne extra Honorar=Depensen verursacht zu haben — es sei denn, daß Ihre Generosität sich zu einer besonderen Gratifikation entschliesse; doch Dieses habe ich in diesem Augenblicke nicht im Auge, doch ist es mensch=

lich, daß ich Dergleichen erwähne. Der Mensch ist so ein Lump, daß er nicht lange an das Interesse Anderer denken kann, ohne nicht dabei zu erwägen, ob er nicht dadurch zu gleicher Zeit auch sein eigenes Interesse fördern könne. —

Ich wünsche, daß Sie etwas die besondere Erscheinung meines „Faustes“ geheim hielten, damit etwaigen Gegnern, welche Dasselbe gegen mich benutzen dürften, nicht Zeit gegeben wird, sich zu präparieren. Ihrer Familie die heitersten Grüße. Mit meinem Willen sieht es gut aus, aber schlecht mit meinen Kräften, und ich leide Tag und Nacht die schauderhaftesten Schmerzen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

292. An Julius Campe.

Paris, den 23. September 1851.

Liebster Campe!

In diesem Augenblick erhalte ich den Korrekturbogen, welcher 13 und 14 bezeichnet ist, und von der Pag. 193 bis 216 geht. Ich bin aber durch den Anblick dieser Blätter in die äußerste *Befürzung*

gerathen, indem ich sah, daß Sie, um eine gehörige Bogenzahl zu erschwingen, in der letzten Abtheilung nur vier Strophen auf jede Zeile druckten. Dadurch wird mir mein ganzes Buch schimpfiert, wahrhaft verleidet; nicht sowohl, weil mir selber ein Horror vacui, ein Schauder vor weißem Papier, angeboren ist, sondern auch weil ich dadurch dem Publikum gegenüber ganz eigentlich eine Blöße gebe. Ich, nicht Sie, ich habe das Buch vor dem Publikum geistig zu vertreten, und der fatale Eindruck, welcher durch jene Ungleichartigkeit des Druckes entsteht, fällt auf meine Gedichte zurück und schadet mir moralisch. Kurz, ich kann und will Das nicht dulden, und wie krank ich auch bin in diesem Augenblick, so will ich doch lieber das Mögliche thun, um die Seitenzahl hervorzubringen, die gebührend ist, ohne daß Sie nöthig haben, zu einem so schauderhaften Mittel, zu einer typographischen Maulsperrre, Ihre Zuflucht zu nehmen. Drucken Sie nur das Buch weiter ganz wie die vorigen Bogen, und so schwer es auch jetzt ist, glaube ich doch auf folgende Weise das Deficit decken zu können. Als ich das Buch schier für zu dick hielt, glaubte ich mich nöthigenfalls auf einige wenige Seiten Vorwort beschränken zu können, um so mehr da mir das Schreiben jetzt sehr sauer, und ich nur der Symmetrie wegen ein Vorwort projektierte. Jetzt will ich aber

ein Vorwort von etwa einem Druckbogen schreiben. Außerdem beträgt das Register, das Inhaltsverzeichnis, das Sie ohne mich anfertigen können, ebenfalls vier Seiten, und ich will zusehen, ob ich zum Schlusse noch einige Seiten Noten geben kann, wahrscheinlich vier bis fünf Seiten. Ende dieser Woche schicke ich Ihnen diese Vorrede. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort, ob es nicht für Sie passender wäre, daß diese Vorrede am Ende des Buches als „Nachrede“ gedruckt werde. Schreiben Sie mir auch gleich, ob diese Vorrede und das Inhaltsverzeichnis Sie hinlänglich deckt. Und jedenfalls lassen Sie wohl gleich den Satz wieder ändern, fünf Strophen statt vier Strophen auf jede Seite zu drucken befehlend. Es ist zu dunkel, als daß ich noch heute den Korrekturbogen durchgehe. Ich armer Teufel glaubte am Ende meiner Nöthen zu sein, und sehe jetzt leider, daß ich noch in der Mitte stecke; doch Alles, was ich thue, geschieht gewissenhaft, und ich will immer honett und proper in jedem neuen Buche vor dem Publikum erscheinen. Da darf kein Knopf fehlen, aber bei dem vierstrophigen Druck der letzten Abtheilung meines Buches fallen mir gleichsam die Hosen herunter vor aller Welt. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort auf Das, was ich Ihnen heute schrieb, und auch auf *meinen* letzten Brief in Bezug des Druckes des „*8. Auf's*“.

und da mir, außer solchen schwachen, nur anzügliche Gedichte übrig blieben, so kann ich Ihnen leider Nichts, als Füllwerk, schicken. Ich könnte allenfalls, wenn Sie es wünschen, der Vorrede den Namen: „Nachrede“, geben, und sie somit ans Ende des Buches drucken. Sie können auch, wenn Sie wollen, ein Register am Ende geben. Nöthigenfalls könnte ich auch ein paar Seiten Noten geben. Schreiben Sie mir darüber Antwort. —

Was das *Y* betrifft, so wünsche ich jedenfalls, daß es in dem Verbum *sehn* gedruckt werde, um dasselbe von dem gleichlautenden Fürworte zu unterscheiden. Und nun zum zweiten Buche, über dessen Titel ich noch nicht einig mit mir bin. Ist Ihnen vielleicht der Titel recht: „Der Doktor Johannes Faust, ein Tanz=Poem, nebst kuriösen Erläuterungen von Heinrich Heine.“ In der Vorrede zum „Romancero“ will ich das gleichzeitige Erscheinen dieses Büchleins ankündigen, und Sie können beide Bücher gleichzeitig erscheinen lassen. Schlägt der „Faust“ ein, so habe ich die Freude, Ihnen ein hübsches Büchlein gegeben zu haben, das Ihnen, unbeschadet des „Romancero“, der für sich stark genug ist, Etwas einbringen wird, ohne extra Honorar=Depensen verursacht zu haben — es sei denn, daß Ihre Generosität sich zu einer besonderen Gratifikation entschliesse; doch Dieses habe ich in diesem Augenblicke nicht im Auge, doch ist es mensch=

lich, daß ich Dergleichen erwähne. Der Mensch ist so ein Lump, daß er nicht lange an das Interesse Anderer denken kann, ohne nicht dabei zu erwägen, ob er nicht dadurch zu gleicher Zeit auch sein eigenes Interesse fördern könne. —

Ich wünsche, daß Sie etwas die besondere Erscheinung meines „Faustes“ geheim hielten, damit etwaigen Gegnern, welche Dasselbe gegen mich benutzen dürften, nicht Zeit gegeben wird, sich zu präparieren. Ihrer Familie die heitersten Grüße. Mit meinem Willen sieht es gut aus, aber schlecht mit meinen Kräften, und ich leide Tag und Nacht die schauderhaftesten Schmerzen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

292. An Julius Campe.

Paris, den 23. September 1851.

Liebster Campe!

In diesem Augenblick erhalte ich den Korrekturbogen, welcher 13 und 14 bezeichnet ist, und von der Pag. 193 bis 216 geht. Ich bin aber durch den Anblick dieser Blätter in die äußerste Verzürzung

gerathen, indem ich sah, daß Sie, um eine gehörige Bogenzahl zu erschwingen, in der letzten Abtheilung nur vier Strophen auf jede Zeile druckten. Dadurch wird mir mein ganzes Buch schimpfiert, wahrhaft verleidet; nicht sowohl, weil mir selber ein Horror vacui, ein Schauder vor weißem Papier, angeboren ist, sondern auch weil ich dadurch dem Publikum gegenüber ganz eigentlich eine Blöße gebe. Ich, nicht Sie, ich habe das Buch vor dem Publikum geistig zu vertreten, und der fatale Eindruck, welcher durch jene Ungleichartigkeit des Druckes entsteht, fällt auf meine Gedichte zurück und schadet mir moralisch. Kurz, ich kann und will Das nicht dulden, und wie krank ich auch bin in diesem Augenblick, so will ich doch lieber das Mögliche thun, um die Seitenzahl hervorzubringen, die gebührend ist, ohne daß Sie nöthig haben, zu einem so schauderhaften Mittel, zu einer typographischen Maulsperrre, Ihre Zuflucht zu nehmen. Drucken Sie nur das Buch weiter ganz wie die vorigen Bogen, und so schwer es auch jetzt ist, glaube ich doch auf folgende Weise das Deficit decken zu können. Als ich das Buch schier für zu dick hielt, glaubte ich mich nöthigenfalls auf einige wenige Seiten Vorwort beschränken zu können, um so mehr da mir das Schreiben jetzt sehr sauer, und ich nur der Symmetrie wegen ein Vorwort projektierte. Jetzt will ich aber

ein Vorwort von etwa einem Druckbogen schreiben. Außerdem beträgt das Register, das Inhaltsverzeichnis, das Sie ohne mich anfertigen können, ebenfalls vier Seiten, und ich will zusehen, ob ich zum Schlusse noch einige Seiten Noten geben kann, wahrscheinlich vier bis fünf Seiten. Ende dieser Woche schicke ich Ihnen diese Vorrede. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort, ob es nicht für Sie passender wäre, daß diese Vorrede am Ende des Buches als „Nachrede“ gedruckt werde. Schreiben Sie mir auch gleich, ob diese Vorrede und das Inhaltsverzeichnis Sie hinlänglich deckt. Und jedenfalls lassen Sie wohl gleich den Satz wieder ändern, fünf Strophen statt vier Strophen auf jede Seite zu drucken befehlend. Es ist zu dunkel, als daß ich noch heute den Korrekturbogen durchgehe. Ich armer Teufel glaubte am Ende meiner Nöthen zu sein, und sehe jetzt leider, daß ich noch in der Mitte stecke; doch Alles, was ich thue, geschieht gewissenhaft, und ich will immer honett und proper in jedem neuen Buche vor dem Publikum erscheinen. Da darf kein Knopf fehlen, aber bei dem vierstrophigen Druck der letzten Abtheilung meines Buches fallen mir gleichsam die Hosen herunter vor aller Welt. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort auf Das, was ich Ihnen heute schrieb, und auch auf meinen letzten Brief in Bezug des Druckes des „Faust's“.

— Von meinem Bruder habe ich seit seiner Abreise noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu besorgen hat. Ich denke ihm so bald als möglich bis zum letzten Sous zurück zu bezahlen, was er mir vorgeschossen. Er ist bei aller brüderlichen Liebe seines kraefhigen Charakters wegen nicht die geeignete Person, der ich eine Einmischung in meinen literarischen Angelegenheiten vertrauen dürfte. Was Sie mir in Bezug auf Christiani sagen, ist richtig, doch hoffe ich Alles selbst besorgen zu können, was für meine armen Bücher doch immer das Beste wäre. Ein fremder Herausgeber ist doch immer ein Stiefvater. Da ist manches Kindlein, dem das Kognäschen gehörig abgewischt werden muß. Bleibe ich am Leben und bei einiger Kraft, so werde ich mich Allem mit dem größten Eifer selbst unterziehen, und mancher Vorthail wird für Sie daraus erwachsen, den ich Ihnen später bezeichnen werde. Was den zweiten Band meiner Gedichte betrifft, so sehe ich vor der Hand gar kein anderes Auskunftsmittel, als daß ich das Fehlende neu hinzudichte. Doch ich kann noch nicht mich bestimmt darüber aussprechen. Ich hätte Ihnen noch Manches zu sagen, aber ich habe in diesem Moment Visiten zu erwarten, die meine wenigen Kräfte in Anspruch nehmen. Von Schiff habe ich Brief erhalten, aber keine Bücher, die er auf

der Adresse ankündigt. Sagen Sie ihm gefälligst, daß ich ihm schreiben werde, sobald ich einige Muße habe.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

293. An Julius Campe.

Paris, den 1. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ihren letzten Brief — den Brief, worin Sie mir die auf Buchdruckerei angewendete Bier-Theorie*) mittheilen, — sowie auch den vorletzten Brief, habe ich richtig erhalten. Gestern schickte ich Ihnen den letzten Korrekturbogen des „Romancero“, sowie auch das für diesen bestimmte Nachwort, das ich unter den furchtbarsten Schmerzen und in dumpfer

*) Campe hatte geschrieben: Wie der Schänkwirth, wenn sein Biervorrath nicht auszureichen drohe, durch geschickte Handhabung des Spundhahns die Gläser zur Hälfte mit Schaum statt mit Bier fülle, so wisse auch der Buchdrucker die mangelnde Bogenzahl des Manuscriptes zur Noth durch ein solches Schaummanöver, durch weitläuftigeren Satz, zahlreiche Schmucktitel 2c., zu ersetzen.

Beträubnis geschrieben, für welche Anstrengung ich vielleicht lange büßen muß. Ich habe Sie nicht stecken lassen wollen, um keinen Preis, gleichviel ob Sie es anerkennen oder nicht. Ich habe unterdessen wichtigere Interessen vertagt, als Sie mir glauben würden. Doch ich will nicht von meiner Methode abweichen und beschränke mich darauf, Ihnen heute das Nächstliegende zu schreiben und Solches abzutun.

1) Schicken Sie doch gleich in die Buchdruckerei und lassen Sie gefälligst die vorletzte Strophe im Gedichte: „Disputation“, welches das letzte im Buche ist, folgendermaßen ändern:

Donna Blanca schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:

2) Schicken Sie mir gleich, was mein Bruder in seinem Blatte über mich geschrieben hat; auch er schreibt mir davon, und ich möchte es wohl lesen.

3) Sobald es Ihnen nur irgend möglich ist, schicken Sie, noch ehe Sie den „Romancero“ ausgeben, ein Exemplar unter Kreuzkouvert an den Dr. Peschel in Augsburg, abzugeben in der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“. Dieser verspricht, gleich davon eine Anzeige zu verfertigen.

4) Schicken Sie mir die Briefe, die Karl Heine betreffen, unter gewöhnlichem Briefcouvert hierher, da Sie dieselben in keinem Falle, wie Sie mir angekündigt, mit den Exemplaren schicken dürfen. Die Exemplare nämlich, wie alle Bücher, die mir von dorthier kommen, werden hier zuvor im Ministerium des Innern deponiert, wo sie geöffnet werden; da ich bei solcher Öffnung nicht persönlich gegenwärtig sein kann, so habe ich meine Gründe, zu wünschen, daß nie Papiere in solchen Packeten sich befinden. Merken Sie sich Dieses gefälligst für vorkommende Fälle.

5) Apropos, wenn Sie mir die Exemplare schicken, sehen Sie doch zu, ob Sie mir den Roman „St. Roche“ von Frau von Paalzow mitschicken können, indem Sie denselben einer dortigen Leihbibliothek entleihen; ich schicke Ihnen dann denselben nach vierzehn Tagen zurück.

6) An die Korrektur des „Faustes“ mache ich mich gleich, sowie ich nur etwas jappen kann.

7) Ich gebe Ihnen hiermit auch Advis über 2600 Mark Banco, die ich einen Monat nach dato an die Ordre von Herrn Hamburg & Co. auf Sie trassiere.

8) Melde ich Ihnen in Bezug auf meine Finanzen, daß mein Bruder in Prag war, und sich mit dem dortigen Direktor der Gascompagnie abgef
14*

hat, und ich laut diesem Abfinden für eine Forderung von 16,000 Franks, die ich dort hatte, nur 5000 Franks bekomme, und zwar in Wechseln, welche im künftigen Juli fällig.

Sie sehen, welche gute Geschäfte ich mache. Das bleibt aber unter uns. Ich melde es Ihnen auch nur in Bezug einer Anfrage, die ich Ihnen freimüthig machen möchte. Sie sind ein Kröjus, haben manchmal mehr baares Geld, als Sie nothwendig brauchen, und im Falle Sie mir, mit Abzug des gegenwärtigen Diskontos, das Honorar-Quotum des „Romancero“, das erst im künftigen Juli fällig ist, noch in diesem Jahre zu erheben gestatten, so würde mir Dieses äußerst angenehm sein, und ich erstens mit meinem Bruder nichts Geldliches mehr zu schaffen haben, und zweitens keine zu große Provision durch eine Anleihe einbüßen. Aber ich wiederhole, daß ich diese Gefälligkeit durchaus nicht annehme, wenn Sie mir nicht die Differenz des Diskontos abrechnen. Sagen Sie nur kurzweg, ob es Ihnen paßt oder nicht. Sowie ich mit meinen Büchern fertig bin, befaße ich mich mit der definitiven Ordnung meiner weltlichen Geschäfte, und die letzte Zeile meiner Nachrede ist keine Phrase.

9) Über die „Neuen Gedichte“ habe ich noch nichts Definitives herausgeflügelt. Wollen Sie wirklich den ganzen poetischen Heine in vier Bänden

geben, das „Wintermärchen“ mit dem „Atta Troll“ zusammendruckend, so rathe ich Ihnen, statt des Wintermärchens in den „Neuen Gedichten“ den „William Ratcliff“ aus meinen „Tragödien“ zu drucken; denn dieses Stück ist ein Gedicht, welches in Geist und Ton zu den andern Gedichten paßt und sie ergänzt.

10) Sie hätten mich in eine schöne Verlegenheit gesetzt, wenn Sie meinen Ansprüchen auf eine Gratifikation in Bezug des Faustbuches dadurch begegnet hätten, daß Sie mich frügen: wie Viel ich begehrte? Ich hätte verdrießlich die Zipselmütze in der Hand herumgedreht und etwas Unverständliches gebrümmelt, wie arme ehrsame Bürgersleute, denen man nach einer großen Hilfsleistung die Frage stellt: was unsere Schuldigkeit sei? Es versteht sich, daß Sie mir den „Romancero“ sehr anständig honoriert haben, aber der „Faust“ ist ein ganz anderes Buch, das Sie sich auch von Ihrem Publikum ganz extra bezahlen lassen. Und der Himmel weiß, daß ich mit großem Vergnügen die Sache so einrichtete und mein eigenes Interesse gern opferte. Ich begnüge mich mit der Abantage, die Dieses mir Ihnen gegenüber bietet, für einen etwa späteren Fall, wo Sie mich nicht der Kleinlichkeit bezichtigen dürfen, wenn ich mein eigenes Interesse dem Ihrigen vorziehe. Aber dieser Fall trifft
etwa
Kleinlichkeit
Interesse
vielleicht

leicht nicht ein, da ich sehr krank bin und vielleicht nicht so bald daran denken kann, mich für eine große literarische Arbeit anstrengen zu dürfen. Mein Abschied vom Publikum in der Nachrede ist bedeutender, als Sie glauben.

11) Haben Sie doch die Güte, zu meiner armen Mutter zu schreiben und ihr sagen zu lassen, daß ich mich wohl befände, aber zu sehr beschäftigt sei, um schreiben zu können. Es wäre nicht übel, wenn in dem „Romancero“ = Exemplar, welches meine alte Mutter bekommt, die Nachrede ausgeschieden würde. Und

12) Grüßen Sie mir freundschaftlichst Ihre Lieben.

Ihr sehr müder Freund

Heinrich Heine.

294. An Julius Campe.

Paris, den 8. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ich erhielt gestern Nachmittag die Korrektur der Vorrede, und nachdem sie flüchtig durchgegangen, gab ich sie unverzüglich auf die Post. Da es spät war, konnte ich keine Zeile hinzufügen, und ich eile,

Ihnen heute nachträglich zu bemerken, daß der Titel „Nachwort“ nicht oberhalb des Textes gedruckt werden darf, sondern daß ihm ein ganzes Blatt, nämlich zwei Seiten, ganz wie dem Titel eines besonderen Abschnittes, gewidmet werden muß. Das ist nicht bloß typographisch nöthig, sondern schützt auch vor dem Irrthum, als bezöge sich das Nachwort auf die letzten Gedichte des Buches. Sa, aus diesem Grunde wünsche ich, daß der Titel „Nachwort zum Romancero“ heiße. Ich bitte Dieses nicht zu vergessen; wir gewinnen auch dadurch zwei Seiten.

Die Verzierungen von Hauenschild sind wunderschön, und werden sich sehr gut machen*).

Ihren jüngsten Brief, nebst der Einlage alter Schreibesünden, habe ich diesen Morgen empfangen, doch ist es noch zu dunkel, als daß ich ihn lesen könnte; ist etwas Dringendes darin enthalten, so soll es morgen beantwortet werden. Doch glaube ich, die Hauptsachen sind schriftlich erledigt. Ich sehe, Sie schicken mir heute nicht den Artikel meines Bruders; im Fall Sie ihn nicht besitzen, so lassen Sie doch meiner Schwester wissen, daß sie mir ihn unverzüglich schicken solle; denn Madame Embden

*) Hauenschild hatte die Zeichnungen zu den vignetten des „Romancero“ und „Faust“ entworfen. *unvollständig*

— Von meinem Bruder habe ich seit seiner Abreise noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu besorgen hat. Ich denke ihm so bald als möglich bis zum letzten Sous zurück zu bezahlen, was er mir vorgeschossen. Er ist bei aller brüderlichen Liebe seines kraefhigen Charakters wegen nicht die geeignete Person, der ich eine Einmischung in meinen literarischen Angelegenheiten vertrauen dürfte. Was Sie mir in Bezug auf Christiani sagen, ist richtig, doch hoffe ich Alles selbst besorgen zu können, was für meine armen Bücher doch immer das Beste wäre. Ein fremder Herausgeber ist doch immer ein Stiefvater. Da ist manches Kindlein, dem das Kognäschen gehörig abgewischt werden muß. Bleibe ich am Leben und bei einiger Kraft, so werde ich mich Allem mit dem größten Eifer selbst unterziehen, und mancher Vorthail wird für Sie daraus erwachsen, den ich Ihnen später bezeichnen werde. Was den zweiten Band meiner Gedichte betrifft, so sehe ich vor der Hand gar kein anderes Auskunftsmittel, als daß ich das Fehlende neu hinzudichte. Doch ich kann noch nicht mich bestimmt darüber aussprechen. Ich hätte Ihnen noch Manches zu sagen, aber ich habe in diesem Moment Visiten zu erwarten, die meine wenigen Kräfte in Anspruch nehmen. Von Schiff habe ich Brief erhalten, aber keine Bücher, die er auf

der Adresse ankündigt. Sagen Sie ihm gefälligst, daß ich ihm schreiben werde, sobald ich einige Muße habe.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

293. An Julius Campe.

Paris, den 1. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ihren letzten Brief — den Brief, worin Sie mir die auf Buchdruckerei angewendete Bier-Theorie*) mittheilen, — sowie auch den vorletzten Brief, habe ich richtig erhalten. Gestern schickte ich Ihnen den letzten Korrekturbogen des „Romancero“, sowie auch das für diesen bestimmte Nachwort, das ich unter den furchtbarsten Schmerzen und in dumpfer

*) Campe hatte geschrieben: Wie der Schänkwirth, wenn sein Biervorrath nicht auszureichen drohe, durch geschickte Handhabung des Spundhahns die Gläser zur Hälfte mit Schaum statt mit Bier fülle, so wisse auch der Buchdrucker die mangelnde Bogenzahl des Manuscriptes zur Noth durch ein solches Schaummanöver, durch weitläuftigeren Satz, zahlreiche Schmutztitel zc., zu ersetzen.

Betäubnis geschrieben, für welche Anstrengung ich vielleicht lange büßen muß. Ich habe Sie nicht stecken lassen wollen, um keinen Preis, gleichviel ob Sie es anerkennen oder nicht. Ich habe unterdessen wichtigere Interessen vertagt, als Sie mir glauben würden. Doch ich will nicht von meiner Methode abweichen und beschränke mich darauf, Ihnen heute das Nächstliegende zu schreiben und Solches abzuthun.

1) Schicken Sie doch gleich in die Buchdruckerei und lassen Sie gefälligst die vorletzte Strophe im Gedichte: „Disputation“, welches das letzte im Buche ist, folgendermaßen ändern:

Donna Blanca schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:

2) Schicken Sie mir gleich, was mein Bruder in seinem Blatte über mich geschrieben hat; auch er schreibt mir davon, und ich möchte es wohl lesen.

3) Sobald es Ihnen nur irgend möglich ist, schicken Sie, noch ehe Sie den „Romancero“ ausgeben, ein Exemplar unter Kreuzkoubert an den Dr. Peschel in Augsburg, abzugeben in der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“. Dieser verspricht, gleich davon eine Anzeige zu verfertigen.

4) Schicken Sie mir die Briefe, die Karl Heine betreffen, unter gewöhnlichem Briefcouvert hierher, da Sie dieselben in keinem Falle, wie Sie mir angekündigt, mit den Exemplaren schicken dürfen. Die Exemplare nämlich, wie alle Bücher, die mir von dorthier kommen, werden hier zuvor im Ministerium des Innern deponiert, wo sie geöffnet werden; da ich bei solcher Öffnung nicht persönlich gegenwärtig sein kann, so habe ich meine Gründe, zu wünschen, daß nie Papiere in solchen Packeten sich befinden. Merken Sie sich Dieses gefälligst für vorkommende Fälle.

5) Apropos, wenn Sie mir die Exemplare schicken, sehen Sie doch zu, ob Sie mir den Roman „St. Roche“ von Frau von Baalzwitz mitschicken können, indem Sie denselben einer dortigen Leihbibliothek entleihen; ich schicke Ihnen dann denselben nach vierzehn Tagen zurück.

6) An die Korrektur des „Faustes“ mache ich mich gleich, sowie ich nur etwas jappen kann.

7) Ich gebe Ihnen hiermit auch Advis über 2600 Mark Banco, die ich einen Monat nach dato an die Ordre von Herrn Hamburg & Co. auf Sie trassiere.

8) Melde ich Ihnen in Bezug auf meine Finanzen, daß mein Bruder in Prag war, und sich mit dem dortigen Direktor der Gastcompagnie abgefunden

hat, und ich laut diesem Abfinden für eine Forderung von 16,000 Franks, die ich dort hatte, nur 5000 Franks bekomme, und zwar in Wechseln, welche im künftigen Juli fällig.

Sie sehen, welche gute Geschäfte ich mache. Das bleibt aber unter uns. Ich melde es Ihnen auch nur in Bezug einer Anfrage, die ich Ihnen freimüthig machen möchte. Sie sind ein Krösus, haben manchmal mehr baares Geld, als Sie nothwendig brauchen, und im Falle Sie mir, mit Abzug des gegenwärtigen Diskontos, das Honorar-Quotum des „Romancero“, das erst im künftigen Juli fällig ist, noch in diesem Jahre zu erheben gestatten, so würde mir Dieses äußerst angenehm sein, und ich erstens mit meinem Bruder nichts Geldliches mehr zu schaffen haben, und zweitens keine zu große Provision durch eine Anleihe einbüßen. Aber ich wiederhole, daß ich diese Gefälligkeit durchaus nicht annehme, wenn Sie mir nicht die Differenz des Diskontos abrechnen. Sagen Sie nur kurzweg, ob es Ihnen paßt oder nicht. Sowie ich mit meinen Büchern fertig bin, befaße ich mich mit der definitiven Ordnung meiner weltlichen Geschäfte, und die letzte Zeile meiner Nachrede ist keine Phrase.

9) Über die „Neuen Gedichte“ habe ich noch nichts Definitives herausgeflügelt. Wollen Sie wirklich den ganzen poetischen Heine in vier Bänden

geben, das „Wintermärchen“ mit dem „Atta Troll“ zusammendruckend, so rathe ich Ihnen, statt des Wintermärchens in den „Neuen Gedichten“ den „William Ratcliff“ aus meinen „Tragödien“ zu drucken; denn dieses Stück ist ein Gedicht, welches in Geist und Ton zu den andern Gedichten paßt und sie ergänzt.

10) Sie hätten mich in eine schöne Verlegenheit gesetzt, wenn Sie meinen Ansprüchen auf eine Gratifikation in Bezug des Faustbuches dadurch begegnet hätten, daß Sie mich frügen: wie Viel ich begehrte? Ich hätte verdrießlich die Gipfelmütze in der Hand herumgedreht und etwas Unverständliches gebrümmelt, wie arme ehrsame Bürgersleute, denen man nach einer großen Hilfsleistung die Frage stellt: was unsere Schuldigkeit sei? Es versteht sich, daß Sie mir den „Romancero“ sehr anständig honoriert haben, aber der „Faust“ ist ein ganz anderes Buch, das Sie sich auch von Ihrem Publikum ganz extra bezahlen lassen. Und der Himmel weiß, daß ich mit großem Vergnügen die Sache so einrichtete und mein eigenes Interesse gern opferte. Ich begnüge mich mit der Advantage, die Dieses mir Ihnen gegenüber bietet, für einen etwa späteren Fall, wo Sie mich nicht der Kleinlichkeit bezichtigen dürfen, wenn ich mein eigenes Interesse dem Ihrigen vorziehe. Aber auch der Fall trifft viel-

leicht nicht ein, da ich sehr krank bin und vielleicht nicht so bald daran denken kann, mich für eine große literarische Arbeit anstrengen zu dürfen. Mein Abschied vom Publikum in der Nachrede ist bedeutender, als Sie glauben.

11) Haben Sie doch die Güte, zu meiner armen Mutter zu schreiben und ihr sagen zu lassen, daß ich mich wohl befände, aber zu sehr beschäftigt sei, um schreiben zu können. Es wäre nicht übel, wenn in dem „Romancero“-Exemplar, welches meine alte Mutter bekommt, die Nachrede ausgeschieden würde. Und

12) Grüßen Sie mir freundschaftlichst Ihre Lieben.

Ihr sehr müder Freund

Heinrich Heine.

294. An Julius Campe.

Paris, den 8. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ich erhielt gestern Nachmittag die Korrektur der Vorrede, und nachdem sie flüchtig durchgegangen, gab ich sie unverzüglich auf die Post. Da es spät war, konnte ich keine Zeile hinzufügen, und ich eile,

Ihnen heute nachträglich zu bemerken, daß der Titel „Nachwort“ nicht oberhalb des Textes gedruckt werden darf, sondern daß ihm ein ganzes Blatt, nämlich zwei Seiten, ganz wie dem Titel eines besonderen Abschnittes, gewidmet werden muß. Das ist nicht bloß typographisch nöthig, sondern schützt auch vor dem Irrthum, als bezöge sich das Nachwort auf die letzten Gedichte des Buches. Da, aus diesem Grunde wünsche ich, daß der Titel „Nachwort zum Romancero“ heiße. Ich bitte Dieses nicht zu vergessen; wir gewinnen auch dadurch zwei Seiten.

Die Verzierungen von Hauenschild sind wunderschön, und werden sich sehr gut machen*).

Ihren jüngsten Brief, nebst der Einlage alter Schreibesünden, habe ich diesen Morgen empfangen, doch ist es noch zu dunkel, als daß ich ihn lesen könnte; ist etwas Dringendes darin enthalten, so soll es morgen beantwortet werden. Doch glaube ich, die Hauptsachen sind schriftlich erledigt. Ich sehe, Sie schicken mir heute nicht den Artikel meines Bruders; im Fall Sie ihn nicht besitzen, so lassen Sie doch meiner Schwester wissen, daß sie mir ihn unverzüglich schicken solle; denn Madame Embden

*) Hauenschild hatte die Zeichnungen zu den Umschlagsvignetten des „Romancero“ und „Faust“ entworfen.

besitzt ihn sicher, und da vielleicht Etwas darin steht, was meine Mutter nicht lesen soll, so will ich selber keine Anfrage direkt machen.

Gestern habe ich meine Bücher aus der Hamburger Lesebibliothek, die mein Bruder nicht mitnehmen wollte, an meine Mutter zurückgeschickt, und ich will es so einrichten, daß die neue Sendung solcher Bücher mir zugleich mit den Exemplaren des „Romancero“ und des „Faust's“ zugeschickt werden könne. Die von Schiff angekündigten Bücher sind mir bis zu dieser Stunde noch nicht gekommen.

So eben erhalte ich auch Brief von Herrn Weerth und bitte Sie, ihn vorläufig recht heiter und liebreich von mir zu grüßen.

Ich liege in großen Schmerzen und fange wieder an viel zu beten, was immer ein schlechtes Zeichen ist.

Ihr Freund

H. Heine,
Dr. Juris.

295. An Julius Campe.

Paris, den 13. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Obgleich ich heute sehr von Migräne geplagt und folglich sehr unwirsch bin, will ich doch Ihnen

Anfragen in Bezug auf die „Neuen Gedichte“ mit einer bestimmten Antwort entgegenen, und Ihnen meinen bestimmten Bescheid melden. Obgleich ungern, doch nothgedrungen, entschieße ich mich, anstatt des „Wintermärchens“ dorthin den „Ratcliff“ zu geben; Ihre Gründe sind ganz richtig, und damit Sie keine Stunde länger zu warten brauchen, habe ich den „Ratcliff“ bereits durchgesehen und schicke Ihnen beiliegend die Veränderungen für den neuen Druck. Merken Sie sich gefälligst, daß die Aufschriften: „Erster, Zweiter u. s. w. Auftritt“ überall wegfallen. Da das „Wintermärchen“ jetzt in den „Neuen Gedichten“ fehlen wird, so muß dort auch die alte Vorrede des Buches gänzlich unterdrückt werden; es ist auch nicht Viel dran verloren, und die Vorrede, die eigens für das „Wintermärchen“ geschrieben ist, findet alsdann später bei letztem seinen Platz. Ich sehe mich genöthigt, jetzt einige neue Zeilen Vorrede zu den „Neuen Gedichten“ zu schreiben, die ich Ihnen später einschicke. Alles, was Sie sagen, liebster Campe, in Bezug auf Ihre buchhändlerischen Interessen, ist ganz richtig. Der „Atta Troll“ ist in der That zu dünnbeinig, um einen Band zu füllen. Aber ich habe schon bei der letzten Herausgabe das Möglichste gethan, durch Umarbeitung, durch Hinzufügung von sechs neuen Stücken, einer Vorrede insgleichen, wozu ich mich keineswegs

verpflichtet hatte, was ich ganz der Sache wegen that, ganz uneigennützig, indem ich auch wirklich kein einziges Wort der Anerkenntnis von Ihnen dafür empfing. Später, als ich in schöner Muße zu Montmorency lebte, hatte ich die Absicht, den „Atta Troll“ um wenigstens ein Drittel zu vermehren, und ich skizzirte bereits die köstlichsten Partien; doch auf meine Anfrage bei Ihnen, ob ich diesen Plan ausführen sollte und gewärtig sein könne, daß ich für diese neue große Arbeit honorirt werde, empfing ich von Ihnen keine Antwort. Bei epischen Gedichten kann man nicht das Ganze gleich geben, und so ein Opus wächst mit den Jahren. Jetzt, wo die Heiterkeit meines Geistes gebrochen, ist nun an die Vollendung des „Atta Troll“ gar nicht mehr zu denken, zu meinem und zu Ihrem Schaden. So hat Ihr langjähriges Stillschweigen mißlich gewirkt; durch besprechendes Verständniß hingegen, wie Sie in der jüngsten Zeit gesehen haben werden, gelangen wir beiderseitig zu größerem Vortheil. Ein freudiger Gedanke ist es mir, daß ich Sie nächstes Jahr vielleicht wieder hier in Paris sehe. Alsdann will ich Ihnen auch meine großen schematisirten Trolliaden zeigen, die jetzt verloren gegangen. Die Spanne Leben, die ich noch habe, will ich für wichtigere Dinge, als für Altflückerei, anwenden; auch kann ich nur eine Sache auf einmal thun. Gestern Abend besuchten mich

Herr Gottschall und Cornet; Letzterer brachte mir den gehefteten „Romancero“. Sie kündigten mir noch einige andere solche Exemplare an, die ich aber, da Kopf und Schwanz fehlen, nicht den Personen geben kann, die von mir ein Exemplar erwarten. Wenn sie mir Gottschall bringt, werde ich sie hier zu Ihrer Verfügung halten. Ich habe wenigstens 7 Exemplare des „Romancero“ hier nothwendig, z. B. 2 für meine beiden Ärzte, 1 für den Schreiber dieser Zeilen, 1 für die Revue des deux Mondes u. s. w., kurz, Sie thäten gut, mir ein Duzend Exemplare her zu schicken. In Hamburg wünsche ich über 5 Exemplare zu verfügen, und ich bitte Sie selbst, schicken Sie ein Exemplar an meine Mutter, ein zweites an meine Schwester und ein drittes an Karl Heine, mit einigen besonders hinzugefügten Zeilen, daß diese Zusendung in meinem Namen geschieht; ich bitte Sie, Dieses nicht zu vergessen, damit mein Vetter mich keiner Vernachlässigung zeihen kann. Zu jedem Exemplar des „Romancero“ fügen Sie einen „Faust“. Endlich bitte ich Sie, ein Exemplar von jedem Buche an meinen Bruder Gustav nach Wien, und ein anderes Exemplar des „Romancero“ nebst „Faust“ an meinen Bruder Max nach Petersburg durch gute Gelegenheit zu schicken.

Ich habe Ihnen bereits bemerkt, daß Sie so bald als möglich an Herrn Doktor Peschel in Augs-

burg, der für die „Allgemeine Zeitung“ einen Artikel schreiben wird, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Faust“ unter Kreuzkouvert schicken, Das ist Ihr eigenes Interesse. Es gehört, glaube ich, auch zu Ihrem eigenen Interesse, daß Sie ein Exemplar an Varnhagen von Ense in Berlin und ein Exemplar „Romancero“ und „Faust“ an Detmold in Hannover schicken. Unsern lieben Freund Herrn Weerth brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen. Apropos, da fällt mir ein, daß Sie auch ein Exemplar vom „Romancero“ und vom „Faust“ unverzüglich an Herrn Ferdinand Friedland, Direktor der Gasbeleuchtungsanstalt in Prag schicken; es liegt mir Etwas daran. Den Artikel von meinem Bruder habe ich noch nicht erhalten, und habe ihm auch noch nicht geschrieben.

Ich danke Ihnen für Honorierung meiner Tratte.

Wen ich für den Fall meines Absterbens mit den Geschäften meiner Frau betrauen werde, weiß ich noch nicht, da ich eingesehen habe, wie der fragehnlige Charakter meines Bruders zu solchen Dingen nicht paßt. Glauben Sie mir, ich bin wirklich übel dran, wenn ich all' meinen Pflichten genügen soll, wie es jeder Mann von Gefühl und Ehre thun muß.

Daß ich mich zu einem Diskonto erbot, ist wirklich mein Ernst, obgleich ich wohl weiß, daß Solches Ihrem Ohre nicht nobel genug klingt. Aber

Das Rechnen ist doch einmal in dieser Welt eine
notwendige Sache, und so doch kann der Hamburger
Diskonto nicht sein, daß ich nicht dennoch dabei
profitiere, wenn ich mich dem bleibenden Diskonto
entziehen kann. Thun Sie, wie Sie wollen, aber
vergessen Sie nicht, daß mir viel damit gelegen ist,
wenn ich meine Geschäfte in Ordnung bringe und
mich ganz meinen Arbeiten überlassen kann

Ihre Ergebenheit

J. J. J.

III. Ad. Julius Lange.

Frankfurt am Main, den 1. October 1851

Hochw. Herr Herr

Es ist mir sehr lieb, daß Sie mir mein Schreiben
gelesen haben. Ich habe mir sehr viel Mühe gegeben,
um Ihnen ein Bild zu geben, wie ich die Sache
sehen möchte. Ich habe mich sehr bemüht, Ihnen
ein Bild zu geben, wie ich die Sache sehen möchte.
Ich habe mich sehr bemüht, Ihnen ein Bild zu geben,
wie ich die Sache sehen möchte. Ich habe mich sehr
bemüht, Ihnen ein Bild zu geben, wie ich die Sache
sehen möchte. Ich habe mich sehr bemüht, Ihnen
ein Bild zu geben, wie ich die Sache sehen möchte.

sehen. Ich will zusehn, als Füllwerk einen oder anderthalb Bogen hinzuzufügen, indem ich einen Theil der Gedichte, die ich nicht für den „Romancero“ geeignet fand, hier und da einschiebe. Ich bin aber in diesem Augenblick sehr kopfbetäubt und habe in diesem Augenblick schon so viel Opium im Leibe, daß ich kaum weiß, was ich diktiere. Gestern war Gottschall bei mir; er fand mich aber in den größten Leiden. Von einem Hamburger erfahre ich, daß Stücke des „Romancero“ dort schon in vieler Leute Mund sind. Ich habe Cornet, welcher ihn ganz gelesen und von Gottschall erhalten hatte, um des Himmels willen gebeten, Nichts davon mitzutheilen. Ohne diese Vorsicht hätte er bereits an Dingelstedt das Gedicht, das an seine Adresse ist, kopiert überschickt. Ich hoffe, daß auch Gottschall Wort hält, den hiesigen Literaten Nichts vom „Romancero“ mitzutheilen, sonst füllen Die ihre Korrespondenzen mit verstümmelten Auszügen. Es wäre gut, wenn der „Romancero“ nach Paris am spätesten käme; ich traue meinem Freund B. nicht, welcher, wie ich weiß, sehr belgische Gedanken hat. Dagegen habe ich dennoch gesorgt, daß von hier aus für unser Buch eine bedeutende Reklame ausgeht; ich habe nämlich der Revue des deux Mondes gestattet, in einer schönen Anzeige die französische Übersetzung von etwa 6 Piecen zu interkalieren. Dadurch werden solche

Piecen unverstümmelt bekannt, ohne daß man den-
noch das Original hätte. Weitern war Herr Taillan-
dier bei mir, sah das „Romancero“-Exemplar auf
meinem Tische, und da ich ihm sagte, daß in diesen
Tagen das Buch in Hamburg ausgegeben wird, so
wird er wohl Sorge tragen, daß die erwähnten
Gedichte mit einer schönen Einleitung von ihm un-
verzüglich in der Revue erscheinen: es sind: „Der
Schatz des Kämpfens“, „Rudel und Melisande“,
„Karl I.“ (diese beiden Gedichte waren bereits früher
im Deutschen gedruckt, so wie auch „Schlacht bei
Hastings“ und „Der weiße Stephan“, welches ein
Spaßgedicht auf eine wohlbekannte Dame der hie-
sigen Hofes ist, nämlich auf die Gräfin Salm-
und gewiß hier viel Aufsehe machen wird). Sie
haben keinen Begriff davon, mit welcher Emsig-
keit ich den Deutschen jetzt Mühseliges, schwer-
Art abichte. Auch Cécile hat sich nicht ver-
willen, und habe auch meinem Bruder, der bereits
er auch fordert, ein Gedicht aus dem „Romancero“ zu
weigern. Sorgen Sie aber sehr, daß die deutsche
meine Meinung so bald als möglich in Erfahrung
bestimmt, unter der ich den Herausgeber des
habe vergessen. Sie auch, daß die deutsche Ausgabe
des „Romancero“ und der „Romancero“ in der
Wiener nach Paris zu gehen.

Ihre literarischen Zeitschriften sind sehr interessant.

leicht nicht ein, da ich sehr krank bin und vielleicht nicht so bald daran denken kann, mich für eine große literarische Arbeit anstrengen zu dürfen. Mein Abschied vom Publikum in der Nachrede ist bedeutender, als Sie glauben.

11) Haben Sie doch die Güte, zu meiner armen Mutter zu schreiben und ihr sagen zu lassen, daß ich mich wohl befände, aber zu sehr beschäftigt sei, um schreiben zu können. Es wäre nicht übel, wenn in dem „Romancero“-Exemplar, welches meine alte Mutter bekommt, die Nachrede ausgeschieden würde. Und

12) Grüßen Sie mir freundschaftlichst Ihre Lieben.

Ihr sehr müder Freund

Heinrich Heine.

294. An Julius Campe.

Paris, den 8. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ich erhielt gestern Nachmittag die Korrektur der Vorrede, und nachdem sie flüchtig durchgegangen, gab ich sie unverzüglich auf die Post. Da es spät war, konnte ich keine Zeile hinzufügen, und ich eile,

Ihnen heute nachträglich zu bemerken, daß der Titel „Nachwort“ nicht oberhalb des Textes gedruckt werden darf, sondern daß ihm ein ganzes Blatt, nämlich zwei Seiten, ganz wie dem Titel eines besonderen Abschnittes, gewidmet werden muß. Das ist nicht bloß typographisch nöthig, sondern schützt auch vor dem Irrthum, als bezöge sich das Nachwort auf die letzten Gedichte des Buches. Da, aus diesem Grunde wünsche ich, daß der Titel „Nachwort zum Romancero“ heiße. Ich bitte Dieses nicht zu vergessen; wir gewinnen auch dadurch zwei Seiten.

Die Verzierungen von Hauenschild sind wunderschön, und werden sich sehr gut machen*).

Ihren jüngsten Brief, nebst der Einlage alter Schreibesünden, habe ich diesen Morgen empfangen, doch ist es noch zu dunkel, als daß ich ihn lesen könnte; ist etwas Dringendes darin enthalten, so soll es morgen beantwortet werden. Doch glaube ich, die Hauptsachen sind schriftlich erledigt. Ich sehe, Sie schicken mir heute nicht den Artikel meines Bruders; im Fall Sie ihn nicht besitzen, so lassen Sie doch meiner Schwester wissen, daß sie mir ihn unverzüglich schicken solle; denn Madame Embden

*) Hauenschild hatte die Zeichnungen zu den Umschlagsvignetten des „Romancero“ und „Faust“ entworfen.

besitzt ihn sicher, und da vielleicht Etwas darin steht, was meine Mutter nicht lesen soll, so will ich selber keine Anfrage direkt machen.

Gestern habe ich meine Bücher aus der Hamburger Lesebibliothek, die mein Bruder nicht mitnehmen wollte, an meine Mutter zurückgeschickt, und ich will es so einrichten, daß die neue Sendung solcher Bücher mir zugleich mit den Exemplaren des „Romancero“ und des „Faust's“ zugeschickt werden könne. Die von Schiff angekündigten Bücher sind mir bis zu dieser Stunde noch nicht gekommen.

So eben erhalte ich auch Brief von Herrn Weerth und bitte Sie, ihn vorläufig recht heiter und liebevoll von mir zu grüßen.

Ich liege in großen Schmerzen und fange wieder an viel zu beten, was immer ein schlechtes Zeichen ist.

Ihr Freund

H. Heine,
Dr. Juris.

295. An Julius Campe.

Paris, den 13. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Obgleich ich heute sehr von Migräne geplagt und folglich sehr unwirsch bin, will ich doch Ihnen

Anfragen in Bezug auf die „Neuen Gedichte“ mit einer bestimmten Antwort entgegen, und Ihnen meinen bestimmten Bescheid melden. Obgleich ungern, doch nothgedrungen, entschieße ich mich, anstatt des „Wintermärchens“ dorthin den „Ratcliff“ zu geben; Ihre Gründe sind ganz richtig, und damit Sie keine Stunde länger zu warten brauchen, habe ich den „Ratcliff“ bereits durchgesehen und schicke Ihnen beiliegend die Veränderungen für den neuen Druck. Merken Sie sich gefälligst, daß die Aufschriften: „Erster, Zweiter u. s. w. Auftritt“ überall wegfallen. Da das „Wintermärchen“ jetzt in den „Neuen Gedichten“ fehlen wird, so muß dort auch die alte Vorrede des Buches gänzlich unterdrückt werden; es ist auch nicht Viel dran verloren, und die Vorrede, die eigens für das „Wintermärchen“ geschrieben ist, findet alsdann später bei letztem seinen Platz. Ich sehe mich genöthigt, jetzt einige neue Zeilen Vorrede zu den „Neuen Gedichten“ zu schreiben, die ich Ihnen später einschicke. Alles, was Sie sagen, liebster Campe, in Bezug auf Ihre buchhändlerischen Interessen, ist ganz richtig. Der „Atta Troll“ ist in der That zu dünnbeinig, um einen Band zu füllen. Aber ich habe schon bei der letzten Herausgabe das Möglichste gethan, durch Umarbeitung, durch Hinzufügung von sechs neuen Stücken, einer Vorrede insgleichen, wozu ich mich keineswegs

verpflichtet hatte, was ich ganz der Sache wegen that, ganz uneigennützig, indem ich auch wirklich kein einziges Wort der Anerkenntnis von Ihnen dafür empfing. Später, als ich in schöner Muße zu Montmorency lebte, hatte ich die Absicht, den „Atta Troll“ um wenigstens ein Drittel zu vermehren, und ich skizzirte bereits die köstlichsten Partien; doch auf meine Anfrage bei Ihnen, ob ich diesen Plan ausführen sollte und gewärtig sein könne, daß ich für diese neue große Arbeit honorirt werde, empfing ich von Ihnen keine Antwort. Bei epischen Gedichten kann man nicht das Ganze gleich geben, und so ein Opus wächst mit den Jahren. Jetzt, wo die Heiterkeit meines Geistes gebrochen, ist nun an die Vollendung des „Atta Troll“ gar nicht mehr zu denken, zu meinem und zu Ihrem Schaden. So hat Ihr langjähriges Stillschweigen mißlich gewirkt; durch besprechendes Verständniß hingegen, wie Sie in der jüngsten Zeit gesehen haben werden, gelangen wir beiderseitig zu größerem Vortheil. Ein freudiger Gedanke ist es mir, daß ich Sie nächstes Jahr vielleicht wieder hier in Paris sehe. Alsdann will ich Ihnen auch meine großen schematisirten Trolliaden zeigen, die jetzt verloren gegangen. Die Spanne Leben, die ich noch habe, will ich für wichtigere Dinge, als für Altflückerei, anwenden; auch kann ich nur eine Sache auf einmal thun. Gestern Abend besuchten mich

Herr Gottschall und Cornet; Letzterer brachte mir den gehefteten „Romancero“. Sie kündigten mir noch einige andere solche Exemplare an, die ich aber, da Kopf und Schwanz fehlen, nicht den Personen geben kann, die von mir ein Exemplar erwarten. Wenn sie mir Gottschall bringt, werde ich sie hier zu Ihrer Verfügung halten. Ich habe wenigstens 7 Exemplare des „Romancero“ hier nothwendig, z. B. 2 für meine beiden Ärzte, 1 für den Schreiber dieser Zeilen, 1 für die Revue des deux Mondes u. s. w., kurz, Sie thäten gut, mir ein Duzend Exemplare her zu schicken. In Hamburg wünsche ich über 5 Exemplare zu verfügen, und ich bitte Sie selbst, schicken Sie ein Exemplar an meine Mutter, ein zweites an meine Schwester und ein drittes an Karl Heine, mit einigen besonders hinzugefügten Zeilen, daß diese Zusendung in meinem Namen geschieht; ich bitte Sie, Dieses nicht zu vergessen, damit mein Vetter mich keiner Vernachlässigung zeihen kann. Zu jedem Exemplar des „Romancero“ fügen Sie einen „Faust“. Endlich bitte ich Sie, ein Exemplar von jedem Buche an meinen Bruder Gustav nach Wien, und ein anderes Exemplar des „Romancero“ nebst „Faust“ an meinen Bruder Max nach Petersburg durch gute Gelegenheit zu schicken.

Ich habe Ihnen bereits bemerkt, daß Sie so bald als möglich an Herrn Doktor Peschel in Augs-

burg, der für die „Allgemeine Zeitung“ einen Artikel schreiben wird, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Faust“ unter Kreuzkouvert schicken, Das ist Ihr eigenes Interesse. Es gehört, glaube ich, auch zu Ihrem eigenen Interesse, daß Sie ein Exemplar an Barnhagen von Ense in Berlin und ein Exemplar „Romancero“ und „Faust“ an Detmold in Hannover schicken. Unsern lieben Freund Herrn Weerth brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen. Apropos, da fällt mir ein, daß Sie auch ein Exemplar vom „Romancero“ und vom „Faust“ unverzüglich an Herrn Ferdinand Friedland, Direktor der Gasbeleuchtungsanstalt in Prag schicken; es liegt mir Etwas daran. Den Artikel von meinem Bruder habe ich noch nicht erhalten, und habe ihm auch noch nicht geschrieben.

Ich danke Ihnen für Honorierung meiner Tratte.

Wen ich für den Fall meines Absterbens mit den Geschäften meiner Frau betrauen werde, weiß ich noch nicht, da ich eingesehen habe, wie der kra-
fthlge Charakter meines Bruders zu solchen Dingen nicht paßt. Glauben Sie mir, ich bin wirklich übel dran, wenn ich all' meinen Pflichten genügen soll, wie es jeder Mann von Gefühl und Ehre thun muß.

Daß ich mich zu einem Diskonto erbot, ist wirklich mein Ernst, obgleich ich wohl weiß, daß Solches Ihrem Ohre nicht nobel genug klingt. Aber

das Rechnen ist doch einmal in dieser Welt eine nothwendige Sache, und so hoch kann der Hamburger Diskonto nicht sein, daß ich nicht dennoch dabei profitiere, wenn ich mich dem hiesigen Diskonto entziehen kann. Thun Sie, wie Sie wollen, aber vergessen Sie nicht, daß mir viel damit gedient ist, wenn ich meine Geschäfte in Ordnung bringe und mich ganz meinen Arbeiten überlassen kann.

Ihr Freund

H. Heine.

296. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Jetzt erst sehe ich, wie schön mein „Romancero“ gedruckt ist, nachdem ich ihn mit den „Neuen Gedichten“ verglichen, die ich zur Hand genommen, um das Deficit zu kollationieren. In den „Neuen Gedichten“ (die wir jetzt den zweiten Band nennen wollen) ist nur das „Wintermärchen“ fünfstrophig eng gedruckt, und wenn ich auch nun dieses mit= sammt der Vorrede ausscheide und durch den „Rat= cliff“ ersetze, so bleibt es doch ein sehr magerer Band, und ich fürchte, Das wird sehr dürftig aus=

sehen. Ich will zusehn, als Füllwerk einen oder anderthalb Bogen hinzuzufügen, indem ich einen Theil der Gedichte, die ich nicht für den „Romancero“ geeignet fand, hier und da einschiebe. Ich bin aber in diesem Augenblick sehr kopfbetäubt und habe in diesem Augenblick schon so viel Opium im Leibe, daß ich kaum weiß, was ich diktiere. Gestern war Gottschall bei mir; er fand mich aber in den größten Leiden. Von einem Hamburger erfahre ich, daß Stücke des „Romancero“ dort schon in vieler Leute Mund sind. Ich habe Cornet, welcher ihn ganz gelesen und von Gottschall erhalten hatte, um des Himmels willen gebeten, Nichts davon mitzutheilen. Ohne diese Vorsicht hätte er bereits an Dingelstedt das Gedicht, das an seine Adresse ist, kopiert überschickt. Ich hoffe, daß auch Gottschall Wort hält, den hiesigen Literaten Nichts vom „Romancero“ mitzutheilen, sonst füllen Die ihre Korrespondenzen mit verstümmelten Auszügen. Es wäre gut, wenn der „Romancero“ nach Paris am spätesten käme; ich traue meinem Freund B. nicht, welcher, wie ich weiß, sehr belgische Gedanken hat. Dagegen habe ich dennoch gesorgt, daß von hier aus für unser Buch eine bedeutende Reklame ausgeht; ich habe nämlich der Revue des deux Mondes gestattet, in einer schönen Anzeige die französische Übersetzung von etwa 6 Piecen zu interkalieren. Dadurch werden solche

Piecen unverstümmelt bekannt, ohne daß man dennoch das Original hätte. Gestern war Herr Taillandier bei mir, sah das „Romancero“-Exemplar auf meinem Tische, und da ich ihm sagte, daß in diesen Tagen das Buch in Hamburg ausgegeben wird, so wird er wohl Sorge tragen, daß die erwähnten Gedichte mit einer schönen Einleitung von ihm unverzüglich in der Revue erscheinen; es sind: „Der Schatz des Rhampsenit“, „Rudël und Melisande“, „Karl I.“ (diese beiden Gedichte waren bereits früher im Deutschen gedruckt), so wie auch „Schlacht bei Hastings“ und „Der weiße Elephant“, welcher ein Spaßgedicht auf eine wohlbekannte Dame des hiesigen Hofes ist, nämlich auf die Gräfin Kalerigi, und gewiß hier viel Aufsehn machen wird. Sie haben keinen Begriff davon, mit welcher Standhaftigkeit ich den Deutschen jede Mittheilung dieser Art abschlug. Auch Cotta habe ich nichts senden wollen, und habe auch meinem Bruder, so hartnäckig er auch forderte, ein Gedicht für sein Blatt verweigert. Sorgen Sie aber dafür, daß die „Allgemeine Zeitung“ so rasch als möglich ein Exemplar bekommt, unter der schon bemeldeten Adresse. Ich habe vergessen, Sie auch zu ersuchen, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Faust“ an Alfred Meißner nach Prag zu schicken.

Meine literarischen Sorgen haben so sehr meinen

Kopf in den letzten acht Tagen in Anspruch genommen, daß ich ganz vergaß, daß heute der Tag sei, wo die Miethe bezahlt wird, und nachdem Mademoiselle Pauline in meinem Sekretair nachsah, wie viel Geld noch vorrätzig, fand sich zum Glück, daß es zur Zahlung der Miethe ausreichte, und daß mir noch 33 Sous übrig bleiben. Da sage mir nun Jemand, ich sei kein Dichter!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlich Frau und Kinder.

Mit Freundschaft und Ergebenheit

Heinrich Heine.

297. An Julius Campe.

Paris, den 21. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Seit drei Tagen stöbere ich vergebens nach einigen Blättern herum, die ich noch vor drei Wochen zur Hand hatte, und welche Gedichte enthielten, die ich für den zweiten Gedichtband gern benutzt hätte; aber ich finde sie nicht, und sie sind gewiß, wie manches Andere, durch meine Weiber verzettelt worden. Ich muß mich daher begnügen, Ihnen für den

zweiten Gedichtband den beifolgenden Eßfluß zu schicken, der „Ollea“ überschrieben ist, und zwischen den Romanzen und den Zeitgedichten gedruckt werden soll. Er besteht zum größten Theil aus Gedichten, die ich im „Romancero“ nicht aufgenommen habe. Ich füge auch anbei ein Gedicht, welches Sie zu den „Schöpfungsliedern“ im zweiten Gedichtband drucken können. Im ersten Theile des „Salons“ (Pag. 178, 179 und 180), ist ein Gedicht, welches „Diana“ überschrieben ist; dieses aus drei Nummern bestehende Gedicht ist in den „Neuen Gedichten“ nicht aufgenommen worden, und es kann jetzt im zweiten Gedichtbände, in derselben Ordnung wie im „Salon“, interkaliert werden.

Ein Lump giebt mehr, als er hat! Und somit betrachte ich Ihre Wünsche im Betreff der „Neuen Gedichte“ erledigt.

Ich habe noch keine besondere Stunde gehabt, um mir aus Hauenjchild's Buch*) vorlesen zu lassen; ich will ihm nicht eher schreiben, ehe ich das Buch nicht gründlich in mir aufgenommen habe.

Meinen herzlichsten Dank melden Sie ihm gefälligst; er überhäuft mich wirklich mit Güte, wie ich Dessen nicht in der jüngsten Zeit gewohnt bin.

Leider Diejenigen, die es freundlich und liebreich mit mir meinen und dabei bedeutende Naturen

*) „Nach der Natur.“

sind, leben fern von mir, während ich in meiner nächsten Umgebung nur Schraffel sehe, die mich neidisch anfeinden, wenn sie merken, daß ich mich nicht ausbeuten lasse. Ich habe schreckliche Liedchen hierüber zu singen. Vielleicht erzähle ich Ihnen später davon. Ich wiederhole Ihnen auch meinen wohl motivierten Wunsch, den „Romancero“ nur spät an die Pariser Buchhandlungen abgehen zu lassen. Ich finde, daß Sie mein Bild sehr theuer angesetzt haben. Für eine Lithographie ist es etwas zu theuer. Schicken Sie mir doch so bald als möglich einen Abdruck unter Briefstouwert; falten Sie ihn so, daß das Gesicht nicht ganz verknickt wird. Ich will bloß sehen, wie die Lithographie ausfällt.

Herr Gottschall und Cornet scheinen sich in Paris sehr zu amüsieren.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

298. An Julius Campe.

Paris, den 27. October 1851.

Liebster Campe!

Ich habe nachträglich zu meinem letzten Briefe Ihnen zu bemerken, daß, im Fall Ihnen der zweite Gedichtband, trotz dem Hinzugefügten, dennoch ein zu magres Aussehen zu haben bedünkt, ich Ihnen

den Vorschlag mache, das Fragment aus „Manfred“ von Byron, welches in meinen bei Maurer erschienenen Gedichten enthalten ist, jetzt in dem zweiten Gedichtbände aufzunehmen, so daß dieses Fragment gleich hinter dem „Ratcliff“ abgedruckt würde. Aber nur das „Manfred“-Fragment bitte ich zu drucken, nicht aber die wenigen andern Gedichte von Byron, welche ich hinzugefügt.

Ich glaube, es gehört zu meinen schönen Eigenschaften, daß man immer weiß, wie man mit mir dran ist. Wo ich ein Gleiches nicht finde, überkömmt mich eine gewisse Unbehaglichkeit, deren ich mich nicht erwehren kann. So Etwas, unter uns gesagt, passiert mir in Bezug auf Gathyn; ich will mich nicht über ihn beklagen, aber es ist nicht bloß eine natürliche Ängstlichkeit bei ihm, sondern etwas seltsam Verstecktes, was mich bei ihm immer gewissermaßen unheimlich berührte. Meine Fühlhörner ziehen sich zurück, ohne daß ich recht weiß, warum. Ich sage Das, damit Sie voraus wissen, wie wenig ich in Bezug auf besprochene Projekte auf ihn rechnen darf. Er ist gewiß ein braver Mensch, aber er ist nicht mein Mann. Mit Freude würde ich ihm Alles zu Liebe thun; jedenfalls möchte ich ihn nicht ausbeuten, und in dieser Beziehung wünsche ich auch, daß Sie die Arbeiten und Bemühungen, die ich ihm namentlich bei der Redaktion meines Faust=

buches gemacht habe, anständig retribuieren. Sagen Sie mir gefälligst, wie Viel ich ihm in Ihrem Namen geben soll. Da Dieses gewiß nicht unter hundert Franks sein kann, so werde ich ihm solche vielleicht schon, ehe ich Nachricht von Ihnen habe, auf die ich oft warten muß, wenn sie kein dringendes Geschäftsinteresse betrifft, zu behändigen wissen. Ich fand ihn in Geldangelegenheiten immer sehr delikat; er würde gewiß nicht davon sprechen, aber es ist desto mehr meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß jeder Arbeiter seiner Mühe nach belohnt werde. Ich würde Ihnen gar nicht vorher darüber schreiben, wenn ich nicht jüngst nachgerechnet hätte, daß mir das Faustbuch, wofür ich mir einen Platzregen von englischen Guineen versprach, bereits über 550 Franks aus meiner eigenen Kasse gekostet hat, die ich Ihnen an den Fingern vorrechnen kann: über

150 Ffs. gab ich meinem alten Abschreiber für kalligraphische Abschrift von 2 Ballett-Exemplaren und einem Exemplar des Briefes an Rumley in deutscher Sprache und eines andern in französischer Übersetzung und noch einer Abschrift des Ballettes in französischer Sprache;

200 „ gab ich an Gathy, das erste Mal 100 Ffs. für Übersetzung des Balletts, und später 100 Ffs. für Übersetzung des Rumley-Briefes; über

100 Frks. zahlte ich für Druckkosten und einige andre Ausgaben, um einige gedruckte Exemplare des „Faustes“, zur Sicherung meiner Eigenthumsrechte, bei den verschiedenen Behörden zu deponieren: wenigstens

100 „ kostete mir der Ankauf der 3 Bände von Scheible's Compilationen und ähnlicher Piecen über Faust-Literatur. Kurz, wenigstens

550 Frks. habe ich aus meiner Privat-Armen-Kasse bereits für das Buch ausgegeben, und es ist mir nicht zu verdenken, wenn ich jetzt, wo ich allein in Ihrem Interesse handelte, nicht noch andre 100 Frks. opfern möchte, die aber doch unter jeder Bedingung entrichtet werden müssen, da, wie gesagt, jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist. Sie sehen, ich bin nicht umsonst bibelfest.

Das Schriftchen über Faust, welches ich der Güte des Herrn Hauenschild verdanke, habe ich mit großem Vergnügen gelesen, da es sehr schlecht ist und ich daraus ersehe, daß mein Büchlein nicht überflüssig ist. Die Masse der Faustliteratur zeigt, daß die Deutschen noch immer für diesen Stoff empfänglich sind; mag immerhin Der und Jener ein neues Buch über den alten Zauberer oder das alte Buch in erneuter unbezaubernder Form herausgeben, wie Simrock Dieses thun wird oder gethan hat: immerhin, in diesen Büchern wird Etwas nicht

enthalten sein, was mein Buch schon auf dem Titelblatt bietet, oder wenn ich das alte Buch selbst herausgebe, bieten wird, nämlich mein Name. Mein Publikum wird sich dadurch angezogen fühlen, Andern wird der Name als Garantie gelten, daß ich etwas Sehenswerthes bringe, und man wird auch einer bloßen Edition, von mir einen Vorrang vor unbekannten Kompilatoren gewähren. Diesmal aber gebe ich in wenigen Bogen nicht bloß viel Belehrung, sondern auch eine literarische Kuriosität, die gewiß nicht unbeachtet bleiben wird, wenn wir auch jetzt noch nicht wissen, welchen Schicksalen das tolle Kind entgegenläuft.

Freundschaftlich grüßt Sie

Ihr treu ergebener

H. Heine.

299. An St. René Taillandier.

Liebster Herr Taillandier!

Ich schob es etwas auf, Ihnen zu schreiben, weil ich den Artikel von Chasles*) nicht auffinden

*) Herr Buloz, Redakteur der Revue des deux Mondes, hatte Herrn Taillandier um einen Aufsatz über H. Heine's

konnte; endlich habe ich eine Art Korrekturabzug gefunden, und beeile mich, Ihnen denselben zukommen zu lassen. Gleichzeitig sende ich Ihnen eine Notiz, die einer meiner Freunde vor sieben Jahren verfaßt hat, und die nicht gedruckt worden ist.

Mein Kopf ist zu zerrüttet, als daß ich im Stande wäre, neue Noten zu diktieren. Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß das Datum meiner Geburt in den mich betreffenden biographischen Notizen nicht eben genau angegeben ist. Diese Ungenauigkeit mag die Folge eines absichtlichen Irrthumes sein, den man zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion beging, um mich dem Dienste Sr. Majestät. des Königs von Preußen zu entziehen. Seitdem sind all' unsre Familien-Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, finde ich den 13. December 1799 als mein Geburtsdatum verzeichnet. Das Wichtigste ist, daß ich geboren, und an den Ufern

jämmtliche Werke ersucht, der auch im Hefte vom 1. April 1852 erschienen ist. Der in Rede stehende Artikel von Philarete Chasles wurde zuerst 1835 in der *Revue de Paris* abgedruckt, und findet sich auch in Dessen *Études sur l'Allemagne au XIX. siècle* (Paris, Amyot, 1861). Vgl. H. Heine's „Autobiographische Skizze“. — *Sämmtl. Werke*, Bd. XIII, S. 3 ff.

des Rheines geboren bin, wo ich schon mit sechzehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon schrieb. Sie finden dasselbe in meinem „Buch der Lieder“ unter dem Titel „Die beiden Grenadiere“, und es wird Ihnen beweisen, daß mein ganzer Kultus damals der Kaiser war. Meine Vorfahren gehörten der jüdischen Religion an; ich war niemals eitel auf diese Abkunft — fühlte ich mich doch schon hinlänglich gedemüthigt, wenn man mich für ein schlichtweg menschliches Geschöpf nahm, während Hegel mich glauben gemacht hatte, daß ich ein Gott sei! Ich war so stolz auf meine Göttlichkeit, ich hielt mich für so groß, daß ich, so oft ich unter der Pforte St. Martin oder St. Denis hindurch ging, unwillkürlich das Haupt senkte, um mich nicht an dem Bogen zu stoßen — Das war eine schöne Zeit! sie ist seit lange verschwunden, und nur mit Trauer kann ich derselben jetzt gedenken, wo ich elend auf dem Rücken liege. Meine Krankheit macht entsetzliche Fortschritte.

Ich habe meinen „Faust“ noch nicht erhalten. Sobald er eintrifft, schicke ich Ihnen denselben unter Kreuzband.

Ich danke Ihnen für alle Theilnahme, die Sie mir beweisen, und kann Ihnen nicht genug aussprechen, wie sehr ich Ihnen zugethan bin und wie

hoch ich Sie schätze. Empfangen Sie diese aufrichtige Versicherung

Ihres ergebensten

Henri Heine.

Paris, den 3. November 1851.

P. S. Ich habe durch ein paar Federstriche eine Stelle dieses Briefes*) bezeichnet, die Sie gern Ihrem Aufsatz einfügen mögen, wenn Sie es thun können, ohne daß ich Theil daran zu haben scheine; ich brauche Ihnen das Schickliche nicht zu empfehlen, — Ihnen, der so viel Takt bewiesen hat und alle Gewandtheit eines Diplomaten besitzt, obschon Sie von transrhenanischem Geiste durchhaucht sind.

300. An Georg Weerth.

Paris, den 5. November 1851.

Liebster Herr Weerth!

Sie werden gewiß selber schon mal die Bemerkung gemacht haben, daß wir öfter an Diejenigen denken, denen wir aus Saumseligkeit eine Antwort schuldig geblieben, als an Denjenigen, dem wir

*) Die biographischen Notizen des zweiten Absatzes, welche Taillandier in seinen Aufsatz aufnahm.

immer gleich einen nothdürftigen Höflichkeitsbrief schreiben und mit solchem gleichsam so bald als möglich abzufertigen suchen. So geschieht es auch, daß Sie, lieber Weerth, sich täglich in meinem Gedächtnisse immer tiefer einwurzeln, während ich mir beständig den Vorwurf mache, daß ich Ihnen für die vielen freundlichen Zeilen, die Sie an mich gerichtet, und besonders für Ihr letztes erheiterndes Schreiben noch nicht meinen Dank ausgesprochen habe. Aber ich wartete immer auf eine gesunde Stunde, die nie kam, und heute endlich entschlief ich mich dazu, ich weiß nicht warum, da ich doch eben mehr als je in diesem Augenblicke leidend und sauertöpfisch gestimmt bin. Seit einigen Wochen ist mein Zustand viel schlimmer geworden, ich kann nicht mehr mit dem gewöhnlichen Leichtsinne auf Besserung hoffen, und auf den ärgsten Fall mich vorbereitend suche ich wenigstens meine Brieffschulden zu zahlen. Aber auch meine anderen Schulden tilge ich gewissenhaft, und es ist vielleicht noch kein Dichter so philisterhaft respektabel gestorben, wie ich es sein werde, wenn mich der Herr zu sich rufen wird zum ewigen Leben, wie die Frommen sagen. Es freut mich, daß Ihnen meine Vorrede*) gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt,

*) Es ist das Nachwort zum „Romancero“ gemeint.

darin auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden Nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstrakte Verstandeskauderwelsch der Philosophie, aber weder die Herren der Religion noch die der Philosophie werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch diese linguistische Unkenntnis geschah es, daß diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Mistgeschöpfe, denen sie gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Namen beneide. Apropos Goethe. Ich habe vor einiger Zeit wieder Eckermann's Gespräche mit Goethe gelesen und ein wahrhaft pomadiges, besänftigendes Vergnügen daran gefunden. Lesen Sie doch diese zwei Bände, im Fall Sie sie noch nicht kennen, und im Fall Sie vielleicht den später erschienenen dritten Theil dieser Gespräche austreiben können, suchen Sie mir denselben gelegentlich zukommen zu lassen. Ich beschäftige mich gern zu meiner Geistesabspannung mit solcher Lektüre; meistens lese ich jetzt Reisebeschreibungen, und seit zwei Monaten bin ich nicht aus Senegambien und Guinea herausgekommen. Der Überdruß, den mir die Weißen ein-

flößen, ist wohl Schuld daran, daß ich mich in diese schwarze Welt versenke, die wirklich sehr amüſant ist. Diese schwarzen Negerkönige machen mir mehr Vergnügen, als unsere heimischen Landesväter, obgleich sie ebenfalls von Menschenrechten wenig wissen und die Sklaverei als etwas Naturwüchſiges betrachten.

Ich hoffe, daß Ihnen mein „Romancero“, besonders aber mein „Faust“ gefallen wird. Gott weiß, daß ich auf diese Bücher keinen großen Werth lege, und daß sie nicht so bald das Tageslicht gesehen hätten, wenn Campe mir nicht die Daumenschrauben angelegt. Ich komme zu dieser Publikation wie die Magd zum Kinde, ja zu zwei Kindern. Campe kann Ihnen erörtern, wie ich Das meine*). Über das Schicksal meiner Bücher bin ich ganz in Unwissenheit, da Campe, seit er Alles hat, was er braucht, mir keine fernere Nachricht darüber giebt. Trifft dieser Brief Sie in Hamburg, so erfahre ich vielleicht Etwas darüber von Ihnen, wenn Sie mich ferner mit einer Zuschrift erfreuen.

Ich bin so betäubt von Opium, das ich zu wiederholten Malen eingenommen, um meine Schmer-

*) Der „Doktor Faust“ sollte nach Heine's ursprünglicher Absicht als „Viertes Buch“ des „Romancero“ erscheinen, wurde aber, auf Campe's Rath, von dieser Gedichtsammlung getrennt und als besonderes Buch herausgegeben.

zen zu betäuben, daß ich kaum weiß, was ich diktiere. Dazu kommt, daß schon diesen Morgen ein dummer Teufel von Landsmann bei mir war, der in einer langen und langweiligen Unterredung Ideen mit mir austauschte; durch diesen Austausch von Ideen habe ich vielleicht seine dummen Ideen im Kopfe behalten, und ich habe vielleicht einige Tage nöthig, ehe ich mich derselben ganz entäußern und wieder einen vernünftigen Gedanken fassen kann. Der Mann sah Alles grau in Grau, was auch seine eigne Farbe ist; er sagte, Deutschland stände an einem Abgrunde — nun, da ist es gut, daß Deutschland kein wildes Roß ist, sondern ein gescheites Langohr, dem es vor dem Abgrund nicht schwindelt, und das an dem Rand desselben ruhig hinwandeln kann. —

Herr Reinhardt, der mir die Feder leiht zum heutigen Briefe, läßt Sie freundlich grüßen.

Hier ist Alles ruhig, nur daß der Polizeipräsident jüngst, ein zweiter Herodes, gegen unsere unschuldigen Landsleute einen ungeheuren Kindermord beabsichtigte und die armen Kleinen sehr ängstigte. Sie mußten sich Alle auf die Polizei verfügen, um ihre hiesige Existenz zu beweisen, was Manchem sehr schwer wird, der weder Existenz noch Existenzmittel besitzt. Sener Herodes meinte, daß sich ein politischer Heiland unter uns befände, und die Denunciation rührt leider von einer Person her, der es nicht an Bildung fehlt,

und die sogar ein Literat ist. — Das sind verteuftelt schauderhafte und widerwärtige Dinge. Wenn ich denke, daß solche Personen sich Jahre lang mir nahen konnten, so wird mir grauenhaft zu Muth. Welche schreckliche Sache ist das Exil! Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch, daß wir dadurch in schlechte Gesellschaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koalision aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!

Leben Sie wohl, theurer Freund! und bleiben
Sie heiter zugethan

Ihrem herzlich ergebener

Heinrich Heine.

301. An Julius Campe.

Paris, den 17. November 1851.

Liebster Campe!

Ich bin in diesem Augenblick so krank, so entsetzlich krank, daß ich Ihren Brief nur noch oberflächlich lesen konnte, und heute nicht zu beantworten

vermag. Was das östreichische Verbot betrifft, so haben Sie es sich selbst wegen früherer Sünden zuzuschreiben, wie ich aus authentischer Quelle weiß. Gottschall, den Sie bald sehen werden, wird Ihnen berichten, daß ich ihm schon vor vierzehn Tagen davon erzählt, wie ich einen Buchhändlerbrief erhalten habe, der, aus Animosität gegen Sie geschrieben, voller falscher Annahmen ist, ungerecht im höchsten Grade, aber mir doch zeigte, daß schon gleichzeitig mit dem Erscheinen meines Buches dagegen geschmierailisiert werde. Ich habe es mit ganz andern Kritiken zu thun, als mit jenen ersten Vorposten des Enthusiasmus und der abgesagten Feindschaft; beide haben nicht Viel zu bedeuten, eben wegen ihrer voreiligen Hitze.

Habe ich dieser Tage eine gesunde Stunde, so schreibe ich ein Vorwort zu den „Neuen Gedichten“, die keinen andern Titel haben können. In Parenthese können Sie auf dem Titelblatt: „Zweiter Theil der poetischen Werke“ drucken.

Die Verse, die Ihnen Christiani mittheilt*), sind ein alter Waschlappen, und in der zweiten Zeile ist sogar ein Fuß zu viel, nämlich das Wort „dunkeln“.

*) Abgedruckt in H. Heine's Sämmtlichen Werken, Bd. XVI, S. 100.

Ich rathe nicht, die „Harzreise“ besonders herauszugeben, da sie in der Gesamtausgabe gleich im ersten Band erscheinen wird. Sie fühlen, ich habe Recht.

Es grüßt Sie Ihr leidender Freund
Heinrich Heine.

302. An St. René Taillandier.

Paris, den 21. November 1851.

Liebster Herr Taillandier!

Ich hatte gestern einen Besuch von Herrn de Mars, welcher mir Nachricht von Ihnen gab. Er sagte mir, daß die von Ihnen übersetzten Stücke mit dem großen Artikel, den Sie über mich schreiben*), erscheinen und muthmaßlich demselben eingefügt werden sollen. Herr de Mars bat mich zugleich, Ihnen baldmöglichst meine Arbeit über Faust nebst der französischen Version zu senden, von der ich Ihnen gesprochen. Ich sagte ihm, daß diese Übersetzung schwerfällig, daß der Geist des Originals darin völlig verwischt, daß sie in jeder Hinsicht stillos sei, und daß sie nur als Kommentar dienen könne, da

*) Siehe die Anm. auf S. 230 dieses Bandes.

der Übersetzer mindestens den Vorzug eines gründlichen Verständnisses für das Sujet besaß, das immer einem Deutschen näher liegt, als einem Franzosen, wie gebildet und geistreich er auch sei. Ich sagte außerdem Herrn de Mars, daß ich meine Arbeit ganz expresse für die Revue eingerichtet habe; ich denke jedoch, daß wir die einzige Änderung treffen, Das, was in meinem Buche die Einleitung ist, ans Ende der Arbeit zu stellen, und nur eine Notiz vorauszusenden, welche die Berichte enthält, die ich auf den ersten Seiten dieser Einleitung gebe. Die Hauptsache ist, daß dies Werkchen sich sehr gut für die Revue eignen und den Anforderungen des Herrn Buloz entsprechen wird, der sein Publikum in unterhaltender Weise belehren will. Ich schmeichle mir, ganz neue deutsche Legenden geboten und gleichzeitig sehr ernsthafte Kunst- und Literaturfragen behandelt zu haben. Ich schicke Ihnen also heut unter Kreuzband das kleine Buch, und ich schließe diesem Briefe das Manuscript der bewussten Übersetzung bei, das Ihnen vielleicht von einigem Nutzen ist, aber von dem Sie gewiß keine Zeile gebrauchen können. Es würde mich herzlich freuen, wenn Sie sich mit einer neuen Version befassen wollten, die, wie Sie sehen werden, nicht leicht ist, aber, wie ich hoffe, einigen Reiz für Sie haben und Ihren romantischen Neigungen einigermaßen entsprechen wird. Sie erweisen

mir dadurch einen großen Dienst, und ich glaube, daß Sie gleichzeitig der Revue damit erheblich nützen werden*).

Mein „Romancero“ bahnt sich in Deutschland seinen Weg mit großem Geräusch; und obschon meine Poeteneitelkeit dabei ihre Rechnung findet, ist es besser für meinen Zustand als Kranter, daß ich von dem Schauplatz dieser Erfolge etwas entfernt bin. Selbst ehemals, als ich gesund war, hatte die Begeisterung der Deutschen für mich etwas Erschreckendes, das schlecht zu einer gewissen träumerischen Grandezza paßte, die in meiner Natur liegt.

Ich hätte Ihnen viel' schmeichelhafte Dinge zu sagen, wenn ich nicht in Frankreich schon Takt genug erworben hätte, es nicht in einem Augenblicke zu thun, wo Sie einen Aufsatz über mich unter der Feder haben. Ich hoffe, daß ich Ihnen genug Notizen für diese Arbeit gesandt habe. Ich meine, Sie könnten darin meinen Brief an Charles**) wieder abdrucken, obschon er bereits sehr alt ist und seine Hauptpunkte keinen direkten Bezug auf die gegen-

*) Taillandier fertigte in der That die gewünschte Übersetzung an, welche Heine sehr gefiel und in der Revue des deux Mondes vom 4. Februar 1852 unter dem Titel: „Méphistophéla et la légende de Faust“ gedruckt wurde.

**) Abgedruckt in H. Heine's Sämmtlichen Werken, Bd. XIII, S. 3 ff.

wärtige Zeit mehr haben. Der Brief ist zu einer Zeit geschrieben, wo ich die Zielscheibe der Verfolgungen des deutschen Bundestags war, der seine Dekrete wider das junge Deutschland richtete, zu dessen Haupt er mich erklärte. Zu jener Zeit bellte voll Franzosenangst wider uns die Bulldogge Menzel und denuncierte das junge Deutschland als eine höllische Verbindung, welche Synagogen-Interessen verfolge und Deutschland an Frankreich verrathe. Die sogenannte nationale Partei hegte durch eben so perfide wie alberne Insinuationen die Menge wider uns auf; man beschuldigte uns des „Franzosenthums“ und der „Unsittlichkeit“. Ich hatte guten Grund, damals zu versichern, daß ich der protestantischen Kirche angehöre, und Dies war, so kindisch es heute scheinen mag, in der Tagespolemik von einigem Nutzen. Die Verfolgungen des deutschen Bundestags haben mir viel geschadet, und sie harmonierten vollkommen mit dem Haß meiner untergeordneten Gegner. Ich ging als Sieger aus einer Epoche hervor, die eine der schrecklichsten war, welche die deutschen Schriftsteller jemals zu erdulden gehabt. Die jetzige Generation ist glücklicher, und ihr französischen Schriftsteller weiß euer Loos nicht genug zu schätzen.

Leben Sie wohl, liebster Taillandier. Meine Schmerzen gestatten mir heute nicht, mehr zu dif-

tieren. Sein Sie überzeugt, daß ich Sie ungemein hochachte und liebe.

Ihr ergebenster

Henri Heine.

303. An Julius Campe.

Paris, den 24. November 1851.

Liebster Campe!

Vorstehend die Vorrede zu den „Neuen Gedichten“. Ich bin krank und kann Ihnen erst dieser Tage schreiben. — Unter mein Porträt brauchen Sie gar kein Autograph zu setzen; das Publikum braucht die zitternde Handschrift eines Blinden nicht zu kennen, und es würde einen unschönen Eindruck machen. Überhaupt finde ich eine Handschrift unter einem Porträt eine sehr barbarische Sache, habe die meinige immer verweigert und auch heute.

Ihr Freund

H. H.

304. An Julius Campe.

Paris, den 8. December 1851.

Liebster Campe!

Obgleich ich heute sehr leidend bin und mir der Kopf schon mit Opiumdunst betäubt ist, will ich doch Ihren letzten Brief mit einigen Zeilen beantworten.

In Betreff meines Porträts mögen Sie immerhin das leichtfertige Wort, womit es mir aber ganz Ernst ist, nebst einer nicht allzu schlechten Namensunterschrift, autographieren lassen. Es ist mir Alles so einerlei in meiner jetzigen Leidensperiode, die hoffentlich nicht dauern wird. Ein Pack Briefe liegt neben mir von der äußersten Wichtigkeit, die ich unbeantwortet lassen muß, was mir bei meiner angeborenen Höflichkeit ein wahres Herzleid ist. Sagen Sie Das auch gefälligst Herrn von Hauenschild, vor dem ich wahrlich beschämt bin, daß ich ihm noch nicht geschrieben. Weerth hat mir vor 14 Tagen über die Vignette des „Faustes“ so wunderliche Dinge gesagt, daß ich sie Ihnen wohl mittheilen möchte. Sie haben keinen Begriff davon, was ich wegen der nackten Person auf dem Fausttitel auszuhalten habe. Hiermit beantworte ich indirekt, was Sie

mir von der Klage wegen „Unsittlichkeit“ berichtet haben. Mein Bruder schreibt mir, daß das österreichische Verbot durch das Gedicht „Maria Antoinette“ motiviert sei, was ich nicht glaube, da er mir wegen seiner eignen Position dabei interessiert zu sein scheint, daß ich hinfüro Östreich schone. Wahrlich, den Östreichern ist es nichts Neues, daß Maria Antoinette geköpft worden, und sie haben sich mit diesem historischen Faktum längst abgefunden. Daß Ihnen, liebster Campe, in den letzten vier Jahren kein Verlagsartikel in Östreich verboten wurde, ist sehr natürlich, da es eben die fetten Jahre der revolutionären Bewegung waren, und jetzt erst die magern wieder anfangen. Ich weiß nicht, ob es ein Buchhändler ist, der mir ohne Kenntniß unsrer Verhältnisse Dinge schrieb, die gar kein positives Interesse für mich hatten. Ich schließe es jedoch aus Äußerungen, die gleichlautend mit denen der Buchhändler, welche mich mit Anträgen angingen. Im Buchladen von Francé sagte man, daß das österreichische Verbot nicht gegen mich, sondern gegen Sie gerichtet sei, denn ich hätte ja immer in österreichischem Solde gestanden. An dieser Äußerung erkenne ich unsern saubern Monsieur B. Als ich vor vier Jahren einmal im Francé'schen Buchladen war, benutzte jener Patron die Gelegenheit, mit mir zu sprechen, that als wäre ich seines

Gleichen, und mit der ihm eigenen frechen Familiarität sagte er mir ins Gesicht: Es hieße, daß ich von den Östreichern bezahlt sei. Dieser banferotte und seinen Wiener Schulden entlaufene Gesell hatte wirklich die Frechheit, von einem deutschen Dichter Dergleichen zu sagen; doch die Sache war der Art, daß sie mich gar nicht erhitzte, und ich ihm in meiner ruhigen Weise antwortete: „Mein lieber Herr B., Sie irren sich, ich werde eben so wenig von den Östreichern bezahlt, wie die Östreicher von Ihnen bezahlt werden.“ Sein Gesicht wurde so roth wie sein Bart. Welch ein Glück, daß die Leute nichts Besseres zu erfinden wissen und so wenig die Seite kennen, wo ich wirklich verletzlich wäre. Wahrlich, in Betreff des Geldes habe ich mir nie eine Blöße gegeben. Aber die „Sittlichkeit“ — aber da sieht es auch nicht so schlimm aus, wie man meint. Ich habe Ihnen bereits in Paris gesagt, wie mich der ehrliche B. einmal bereden wollte, ihm den Kontrakt, den ich mit Ihnen abgeschlossen, zu zeigen, mir versichernd, daß er gewiß ein Vorthelchen zu meinem Nutzen herausklauben würde, ein Filou-Gedanke, der mich wahrhaft tief empörte, da ich zu derselben Zeit erfuhr, daß Sie der Dunkel des B. seien. Wenigstens behauptete er es, indem er in seiner philisterhaft witz=sein=sollenden Weise erzählte, daß Sie, liebster Campe, einst die ge=

rührtesten Thränen der Dankbarkeit an seinem Halse geweint hätten, weil er Ihre selige Frau im Gespräche seine Tante genannt hatte. Er bildete sich Viel ein auf diesen Schabernack, und meinte, daß Sie ihm seitdem immer größere Liebe als seinen stolzern Brüdern, die von der Tante Nichts wissen wollten, bezeugten. Doch zu meinem Schrecken sehe ich, daß ich mich ins Klatschen einlasse, was ich gewiß nicht thäte, wenn ich nicht Ihrer Diskretion überzeugt wäre; jedoch empfehle ich Ihnen solche aus dem ganz besonderen Umstande, weil meine körperliche Lage mir nicht erlaubt, mich in Diskussionen einzulassen. Ein Mann, der keine Beine hat, muß sich von jedem B. ferne halten. Sonderbar, daß der Burische Sie, liebster Campe, von einer Seite ridicülisiren wollte, die mir bei Ihnen eben als die respektabelste immer vorgekommen und gezeigt hat, daß Sie ein Mann von Herz und kein Philister sind. — Ich fühle mich so kopfbetäubt, daß ich mich gewiß konfuse oben ausgedrückt habe, und ich glaube berichtigen zu müssen, daß es noch bei Lebzeiten Ihrer seligen Frau war, als B., wie er mir sagte, Ihnen die Ehre anthat, sich nach dem Befinden seiner Tante zu erkundigen. —

Gestern war Gathy bei mir. Ich sehe, er ist Ihnen sehr attachiert, ist jedenfalls dankbar, und spricht zu meiner Freude von Ihnen mit jenem

Respekte, dessen nur der gebildete Mensch fähig ist. Der Pöbel ist weder dankbar, noch anerkennend. Ich habe an Gathy vor geraumer Zeit, sobald ich Ihre Bewilligung empfangen, in Ihrem Namen 100 Francs ausgezahlt, welche Sie mir gefälligst gutschreiben wollen.

Ich danke Ihnen für die Vergünstigung, daß ich mein Guthaben des Restes meines „Romancero“-Honorars bereits jetzt in der von Ihnen angegebenen Weise auf Sie trassieren kann. Die neue Auflage der „Neuen Gedichte“ habe ich erhalten und bemerkt, wie Sie Ihre Bier-Theorie, die Benutzung des Schaumes, zur Anfertigung eines Inhaltverzeichnis angewendet.

Mit der „Harzreise“ können Sie es machen nach Belieben. Es ist mir freilich schmerzhaft, daß es die Umstände mir nicht erlauben, durch eine neue Einleitung das Büchlein der jetzigen Generation vorzuführen. Ich muß Zeit und Kräfte zu dringenderen Bedürfnissen anwenden.

In Bezug der Terminbestimmung meiner Semester-Pension, so ist die Sache ganz einfach; wenn Sie unsern Kontrakt nachsehen, so finden Sie, daß meine Pension von der Subilat-Messe des Jahres 1848 an beginnt. Die Subilat-Messe ist aber im Monat Mai, und indem ich nun den 1. Juni und den 1. December als die Termine der Zahlung be-

stimmt annehme, so glaube ich, auf dem rechten Wege zu sein. Wollen Sie dieselben einen Monat weiter hinausstellen und den ersten Juli und den ersten Januar als solche Termine fixieren, so ist diese Differenz von so geringer Bedeutung, daß mir Nichts daran läge; wenigstens aber wünsche ich, meines bevorstehenden Todes wegen, die Geldverhältnisse meiner Frau wohlgeordnet zurückzulassen und immer liquide zu sein. Ich weiß, Sie respektieren dieses Gefühl. Leider habe ich die Interessen meiner Frau, mißleitet durch die Hoffnungen, die mir mein Oheim machte, in früherer Zeit sehr vernachlässigt, und auch um den Frieden mit Karl zu haben, habe ich Fünf eine gerade Zahl sein lassen. Meine Frau wird nach meinem Tode bloß die Hälfte jener Pension empfangen, die doch im Grunde die Rente eines Kapitals war, welches mein Oheim für mich bestimmte, wie aus allen Umständen zu schließen war, da er z. B. manchmal, wenn ich ihm eine Karotte riß, mich bedrohte, mir die Summe von jenem Kapitale abzuziehen. Ich kann zwar über die Generosität von Karl Heine nicht klagen, er giebt mir mehr, als er zu geben braucht — aber die Dinge sind doch nicht, wie sie sein sollten. Ich habe freilich meine eigne Dummheit zunächst anzuklagen. Auch mein Bruder scheint meine Geschäfte, die ich ihm aufgetragen, keineswegs geordnet zu haben. Ihm

selber habe ich Alles, was ich ihm schuldig war, zurückbezahlt. Sie begreifen, aus welchen wichtigen Gründen, und werden mir beistimmen.

Ich habe Ihnen f. Z. den Roman „Godwie Castle“ zurückgeschickt und hoffe, daß Sie denselben erhalten.

Sagen Sie mir genau, welche Bewandtnis es mit dem Verbote in Preußen hat, ob es sehr ernst ist, und ob die Sache vom Minister des Unterrichts und des Kultus abhängt. Ich werde vielleicht eine Demarche machen, die Ihnen zeigen wird, wie sehr mir Ihre Interessen am Herzen liegen, und wie ich mit Freundschaftseifer Alles applanieren möchte, was späterhin bei der Gesammtausgabe hinderlich wirken könnte. Ein ander Mal mehr hierüber.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau, Ihrer Tochter und dem jungen Thronerben. Herrn Gottschall lasse ich freundlich grüßen. Ich habe bis jetzt den Artikel, den mein Bruder über mich geschrieben und worüber Schiff sich bei mir beklagte, noch nicht erhalten; ich ward immer mit Versprechen an der Nase herumgeführt. Über die Art, wie meinem „Roman-cero“ Vorſchub geleistet werden kann, spreche ich nächstens.

Ihr Freund

H. Heine.

305. An Sigmund Engländer.

Paris, den 8. Januar 1852.

Liebster Herr Engländer!

Ich befinde mich in diesem Augenblick minder leidend, als während den letzten Tagen, und es wäre mir sehr genehm, wenn Sie mir diesen Abend das Vergnügen Ihres Besuches schenken wollten, damit wir in der Geschichte unseres Egoisten*), für welchen ich mich trotz seines Egoismus sehr interessiere, weiter kommen. Ich denke sehr oft an einzelne Züge jener Geschichte, die werth sind des größten Psychologs, oder Fischelochs, wie mein Kalligraph**) auszusprechen pflegt.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

*) Herr Engländer las einen von ihm verfaßten, bis jetzt ungedruckten Roman: „Der Egoist“, an einer Reihenfolge von Abenden dem kranken Heine vor.

**) Der damalige Vorleser und Sekretär Heine's Richard Reinhardt.

306. An Julius Campe.

Paris, den 28. Januar 1852.

Mein liebster Campe!

In demselben Maße, wie die Revolution Rückschritte macht, macht meine Krankheit die ernstlichsten Fortschritte, und ich sehe dem Augenblicke entgegen, wo meine Augen gar Nichts mehr erblicken und sehen werden. Gestern Abend glaubte ich definitiv zu sterben, doch diesen Morgen will es mir vorkommen, als sei ich noch am Leben, und ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen zu melden, daß jetzt meine Schwester mir bald eine Kiste mit Büchern schicken wird, und daß Sie, ebenfalls diese Gelegenheit benutzend, mir die verlangten Bücher beipacken lassen können. Schicken Sie mir nämlich einige Exemplare der Stereotyp-Ausgabe des „Romancero“, etwa 3 bis 4 Stück, so wie auch noch einige Exemplare des „Buchs der Lieder“ von derselben Prachtausgabe, ferner 6 Exemplare des Faustbuchs, und endlich, wenn Sie wollen, noch ein Exemplar von Hagenschild's „Aus der Unterwelt“, welches ich lesen will, sobald ich mit dem Buche „Aus der Natur“ fertig bin. Letzteres gefällt mir immer besser und besser. Können Sie noch ein „Schief-Levinche“ entbehren,

so lassen Sie es mitlaufen. Zugleich bitte ich Sie, mir einen Katalog der Bücher eines dortigen Antiquars zu schicken; ich brauche in diesem Augenblicke ein altes Buch: *Erfahrungs-Seelenkunde*, von dem Hofrath P. Moriz, welches in den siebziger oder achtziger Jahren zu Berlin herausgekommen sein muß. Ist es dort, so verschaffen Sie mir es. In dem Katalog von Sowien befinden sich leider wenig alte Bücher; ist Niemand dort, der jetzt dergleichen hat, wie früher Bernhardt? Der Transport der Bücher durch die Eisenbahnen ist schauderhaft theuer, weil in Köln unter dem Namen Kommissionäre eine Kompagnie Diebe diesen Transport ausbeutet, indem sie sich dort als nothwendiger Vermittler den Eisenbahnbureaux aufdrängt und imaginäre Spesen sich zahlen läßt. Wenn diesem Unfug gesteuert wird, der dem Rheinzoll der alten Raubritter gleicht, werden die Transportkosten der Bücher spottwohlfeil sein; bis dahin sind die Sendungen unter Kreuzkouvert und Briefpost immer noch die wohlfeilsten.

Ihr armer Freund

Heinrich Heine.

307. An Benjamin Lumley.

Paris, den 21. Februar 1852.

Werther Herr Lumley!

Um mein Herz zu erleichtern, fühle ich mich gedrungen, Ihnen von einer ärgerlichen Geschichte zu sprechen, die für Sie nur wenig Interesse haben mag, die mich aber sehr empfindlich berührt. Ich hatte eine Übersetzung meines kleinen Faustbuches anfertigen lassen, das zu einem größeren Werke, welches ich in diesem Jahre herausgebe, gehören soll, und ich hatte sie der Revue des deux Mondes zu vorläufiger Benützung übersandt. Vor etwa vierzehn Tagen sprach Herr de Mars, der Leiter dieser Zeitschrift, bei mir vor; er sagte, daß er das Werk, nach Vornahme einiger stilistischen Verbesserungen, abdrucken werde, und bat mich, einige Partien zu ändern und wegzulassen. Ich stellte es ihm völlig anheim, nach Gutdünken zu handeln, unter der einzigen Reservation, daß er den Titel des Werkes nicht ändern, noch irgend eine Partie des an Sie gerichteten Briefes streichen dürfe. Denken Sie sich meinen Ärger, als ich beim Erscheinen der letzten Nummer sofort bemerkte, daß mein in aller Form ausgesprochenes Verlangen nicht erfüllt worden war.

Ich stehe mit Herrn Buloz, dem Redakteur der Revue des deux Mondes, auf freundlichem Fuße, und habe bisher keinen Grund gehabt, mich über ihn zu beklagen. In der That, ich habe ihn stets rechtlicher erfunden, als andere Redakteure französischer Sournale, die sehr wenig Achtung vor der Würde eines Schriftstellers haben, und, während sie großmäulig von der Freiheit der Presse deklamieren, Einem die Gedanken beschneiden und zerhacken, wie es die Laune ihnen eingiebt, — wahre Despoten, die sie sind. Um so erstaunter war ich daher über Das, was Buloz bei dieser Gelegenheit gethan. Ich werde mich bitter beschweren, und zweifle nicht, daß er sein Vergehen einräumen und besonders in Betreff Ihrer sein Bedauern bei einer künftigen Gelegenheit äußern wird. Ich bin gegenwärtig zu krank, um mich mit derartigen Diskussionen zu befassen, allein heute nöthigt meine Freundschaft für Sie mich zum Reden. Ich weiß wohl, daß es Sie nicht überraschen wird, bösem Willen in der Pariser Presse zu begegnen, aber es ist doch immer gut, zu wissen, in welcher Gestalt derselbe zum Ausdruck kommt.

Mein Ballett ist von Allen, die das „Faust“-Manuskript gelesen, höchlich gepriesen worden, und Jedermann ist erstaunt, daß Sie dessen Aufführung bis jetzt verzögert haben. Es würde mich unendlich freuen, wenn die öffentliche Meinung Sie veranlasse,

Ihre ursprüngliche Absicht auszuführen, und wenn der Ruf des Buches Sie überzeugete, daß diesem höchst gewissenhaften Werke der Erfolg in Her Majesty's Theatre nicht fehlen dürfte, falls Sie sich nur zu dessen Aufführung entschließen. Sein Sie versichert, geehrter Herr, daß wenige Personen Ihnen so aufrichtig gewogen sind, wie

Ihr ergebener Diener

Heinrich Heine.

308. An Alfred Meißner.

Paris, den 1. März 1852.

Liebster Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die sich in Ihrem letzten Briefe ausspricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zustande bin, wo jedes Wort eine Anstrengung kostet. Es geht mir nämlich seit zwei Monaten immer schlimmer, und ich verliere sogar die Lust, zu klagen. Ruhe ist mir in diesem Augenblicke die höchste Krankenpflicht, und ich enthalte mich daher mancher Expektorationen, die solche gefährden könnten. Ich habe Ihr „Weib des Urias“ bis auf diese Stunde noch nicht erhalten,

werde aber dafür Sorge tragen, daß es mir baldmöglichst zu Händen komme; für die zwei Bändchen „Gedichte“ und „Ziska“ danke ich schönstens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen fast gewaltsam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Règle générale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich dessen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigsten Bücher immer gewissenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn **'s Gedichtsammlung schon siebenmal verliehen, und schon zum siebenten Male sind diese Böglein wieder zu mir in ihr Nestchen zurückgeflattert. Ich werde sie daher unter keiner Bedingung mehr verleihen, sondern nur verschenken.

Ich bin neugierig auf Ihren „Urias“, um die Beflagnisse beurtheilen zu können, die man gegen Sie ausgeheßt. Wie die Sachen zusammenhängen, habe ich leicht begriffen, nachdem mir * * * einige Indikationen über die Personage gegeben, die, unfähig etwas ~~Trächtiges~~ selbst zu leisten, Sie durch Ihre Scho ~~in der That eine~~ Sie organisiert, sehr bede ~~amuzig dünken.~~ da ihr au ~~en Sie früh~~ Aber ger ~~her aus dem~~ oder spät

Treffen hervorgehen! Ich habe mit noch weit schlimmeren Subjekten zu thun gehabt, und wahrlich, nicht Diese haben mich zu Boden geworfen. Jedes große Talent, schrieb mir einmal der selige Wolff, hat seine Laus, und Sie wissen, wen er darunter meinte. Ich hatte aber eigentlich zwei Läuse, und die eine lebt noch ihr miserables Scheinleben. Sie, liebster Meißner, haben noch etwas Schlimmeres als eine Laus, nämlich eine fette Wanze, die sehr kriechend ist und überall herumläuft in der bekannten zudringlichen Hausiererweise. —

Den Schwalbenvater sehe ich, gottlob! nicht mehr, wie überhaupt mein Haus jetzt sehr von west-östlichem Gesindel gereinigt ist. Den schwachen Menschen ** wissen sie zu lenken, und durch die Intriguen des Monsieur *** geschah es, daß er sich mit meiner Frau brouillierte, so daß ich auch ihn nicht mehr sehe, was mir leid thut. Der Monsieur **** ist ein ganz gemeiner Polizeispion geworden, während er früher bloß ein Dieb war. Ich war leider die Veranlassung, die zufällige, zu seiner Enthüllung, und der Mensch läuft jetzt den ganzen Tag herum, um mich zu verleumden; auch sein Socius ** steht ihm hierin bei und behauptet, ich hätte ihn, wahrscheinlich aus Neid, verkleinern wollen. Ich wünschte, Herr *** hätte bereits eine reichliche Rache genommen und brauchte sich nicht

mehr herumzuquälen in allen Concerten und Soiréen und einen Aufwand zu machen, der mißverstanden wird. — — — — —

Lassen Sie sich Nichts merken, Liebster, von Dem, was ich Ihnen hier sage; es ist gut, daß Sie die Dinge wissen, und es wird sich bei ruhigem Abwarten schon Abhilfe finden, nur Gelassenheit! Ich habe Ihnen ein großes Beispiel gegeben, folgen Sie mir auch hierin! Ich hoffe Sie bald wieder zu sehen; Ihrem Wunsch, biographische Notizen betreffend, werde ich erfüllen, jetzt laßt uns noch warten. Beileibe schreiben Sie Nichts in Ihrem neuen Buche über Händel, welche Personen betreffen, die hier noch herumfriecken und mir die Lust wieder verstäubern könnten. — — — —

Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuliches würde sich dann bieten! Unbegreiflich ist es mir, daß ich in meiner jetzigen tiefsten Mißere noch den „Romancero“ schreiben konnte. Sie haben Recht, wenn Sie sagten, daß seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen, und gar eine Gedichtsammlung, ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monat nach seinem Erscheinen war schon die vierte Auflage (gar eine Stereothypausgabe) vergriffen, und Campe gesteht mir, daß er nie unter 5 bis 6000 Exemplare bei jeder Auflage abgedruckt. Unter den

Namen derjenigen meiner Freunde, welchen er Exemplare schicken sollte, war auch der Ihrige; Campe aber schrieb mir, daß er nicht wüßte, wie und wo er Ihnen ein Exemplar zukommen lassen könne. Sagen Sie mir hierüber ein Wort. Kann man unter Kreuzkoubert Ihnen Gedrucktes von hier aus zuschicken?

Und nun, liebster Freund, leben Sie wohl! Ich werde Ihnen bald wieder schreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken aussprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer gewissenhaften Diskretion. Bei meiner Frau sind Sie in heiterster Erinnerung, und sie läßt Sie freundlichst grüßen.

Über Politik schreibe ich Ihnen Nichts, und wie es hier aussieht, werden Ihnen die Lafunen der hiesigen Blätter beredsam genug melden. Ihr Freund und Zeitgenosse

Heinrich Heine.

309. An Julius Campe.

Paris, den 18. März 1852.

Liebster Campe!

Ich will Ihnen auf Ihr jüngstes Schreiben heute nur mit einem kurzen Lebenszeichen antworten.

Aus Allem, was Sie mir schreiben, treten für mich nur zwei Punkte hervor; der eine Punkt ist die Mittheilung der Anzeige aus der Hamburger Zeitung, und der andere Punkt ist die Bangigkeit, womit Sie über die künftige Gesammtausgabe sprechen, die, wie Sie meinen, durch die eingetretenen Zeiter Ereignisse weiter hinausgeschoben werde. Dieser kleinlaute Ton betrübt mich um so mehr, da meine Gesundheit sich täglich verschlimmert und ich ein weiteres Hinausschieben der Gesammtausgabe für ein Mißgeschick ansehe. Diesem so viel als möglich zu begegnen, habe ich in der vorigen Nacht stundenlang nachgesonnen, und so schwer mir auch das Diktieren heute ist, will ich Ihnen doch heute einige Andeutungen darüber machen. Vorher bemerke ich Ihnen, daß die gedruckten Zeilen über einen sogenannten Vernichtungsproceß gegen den „Romancero“ vielleicht, ja wahrscheinlich, eine Erfindung der Feinde sind, und das Vage, worin die ganze Anzeige gehalten ist, verräth die ganze bübische Intention. Man macht nie Proceße gegen ein Buch, sondern nur gegen Personen; der Gerichtshof, wobei er anhängig gemacht werden soll, ist verschwiegen, und da ich in jedem Falle sicher bin, daß das Ministerium des Kultus keine Anklage der Art gemacht hat, so bin ich sehr geneigt, das Ganze für einen giftigen Canard zu halten, wodurch zu gleicher Zeit der

sittliche Geist meiner Gedichte verdächtigt werden solle. In dieser Beziehung wäre es nicht übel, wenn Sie ebenfalls eine, in einem steifen Behördenstil abgefasste Entgegnung dieses Canards, von Berlin aus datiert, drucken ließen, so daß es aussehe wie eine obrigkeitliche Berichtigung. Auf diese Weise kommen wir auch auf den Grund der Sache, die indirekt rektifiziert wird. Die Beschuldigung der Immoralität ist eine Lüge, und da das Buch in so viel' tausend Händen ist, so wird diese dem Publikum leicht klar; was derbe Ausdrücke betrifft, so könnte man eine viel klogigere Blumenlese aus Luther's Werken, ja aus den Werken des lieben Gottes selbst, aus der Bibel, veranstalten.

Um nun wieder auf die Gesamtausgabe zu kommen. Ich habe vor einigen Monaten auf feierlich notariellem Wege aufs Neue mein Testament gemacht, und für den Fall meines Absterbens, ehe die Gesamtausgabe erschienen sei, den Freund designiert, der solche für mich leiten solle, und dem ich in dieser Beziehung die nöthigsten Instruktionen, an die er sich wörtlich halten müsse, hinterlassen würde. Ich habe eine Person gewählt, mit der Sie zufrieden sein werden, damit Sie nicht durch Unverstand und Eigensinn in Ihren Anordnungen behindert werden können. Diese Instruktion soll nun hauptsächlich in dem Prospektus bestehen, worin ich die

Eintheilung und Zusammenstellung der verschiedenen Schriften, ihre Aufeinanderfolge, der Chronologie der Abfassung und ihrem innern Geiste gemäß, feststelle. Da dieses Alles nicht bloß meiner Reputation wegen, sondern auch Ihrer Interessen wegen geschieht, so möchte ich, meines prefären Zustandes wegen, mich über einen solchen Prospektus so bald als möglich mit Ihnen verständigen, ich will Ihnen daher einen solchen vorlegen. Da ich zunächst darauf bedacht bin, die Bände nicht zu stark zu machen, und auch nicht wünschte, schon der Symmetrie wegen, daß ein Band viel stärker als der andre werde, so muß ich in jedem Falle mich Ihrer Beihilfe bedienen, damit Sie die Schriften, die ich zusammenstelle, der Bogenzahl nach kollationieren und mir sagen können, ob ich das Richtige getroffen habe; bei dem Zustande meiner Augen ist mir ja dieses Geschäft selbst unmöglich.

Den 22. März.

Ich bin von Besuchen unterbrochen worden, und weiß kaum mehr, was ich Ihnen gesagt; doch will ich mit wenigen Worten über meine Anordnung der Gesamtausgabe Ihnen meine jetzigen Gedanken andeuten. Ich habe hier zwei Punkte besonders im Sinne. Erstens halte ich es für Ihre Interessen am angemessensten, daß jeder Band keine allzustarke

Bogenzahl enthalte. Ich nehme 15 Bogen als die geeignetste an; über Etwas mehr oder minder läßt sich Nichts genau abmessen. Ich erinnere mich, daß wir seiner Zeit hierüber gesprochen, und daß es auch Ihre Meinung war, eine geringe Bogenzahl zu geben. Zumal den Leihbibliotheken widerstrebt die große Bogenzahl bei allen Büchern. Der zweite Punkt, den ich im Auge habe bei dieser Anordnung, ist, daß ich den Gedanken der chronologischen Folge bei den Gedichten nicht in Anwendung bringe, sondern vielmehr alle Gedichte in die Schlussbände relegiere. Sie werden darüber sehr zufrieden sein, da Ihre Absicht dahin geht, alle meine metrischen Werke in vier Bänden herauszugeben, nämlich das „Buch der Lieder“ als 1. Theil, die „Neuen Gedichte“ als 2. Theil, „Atta Troll“ und „Wintermärchen“ als 3. Theil und den „Romancero“ als 4. Theil. Indem ich solche Anordnung auch in der Gesamtausgabe beibehalte, und diese poetischen Werke erst am Schlusse derselben herauskommen werden, glaube ich Ihren Bedürfnissen sehr praktisch entgegenzukommen.

Folgendes ist nun mein Vorschlag, die Reihenfolge meiner Schriften bei der Gesamtausgabe betreffend:

Band I enthalte:

- 1) Die Harzreise.

2) Das Buch Legrand.

Es wird wohl nöthig sein, einen kleinen Vorbericht als Eröffnung diesem Bande voranzustellen, doch Dieses ist abhängig von Zeit- und Tagesbedürfnis; jedenfalls müßte solches Vorwort kurz gefaßt sein, da der Band stark genug ist.

Band II enthalte:

- 1) Die Nordsee. (Alle drei Abtheilungen).
- 2) Italien, 1. Theil (nämlich die Reise von München nach Genua).

Ich muß außer dem prosaischen Theil der Nordsee auch die zwei metrischen Theile derselben hier abdrucken, tiefliegender Gründe wegen, und im Wiederabdruck des „Buchs der Lieder“ werde ich sie deshalb nicht aufnehmen, sondern auf diesen 2. Band verweisen.

Band III enthalte:

- 1) Italien, 2. Theil (das sind Die Bäder von Lucca).
- 2) Italien, 3. Theil (das ist Die Stadt Lucca).

Dergestalt bilden diese 2 Abtheilungen einen ganzen, dem Inhalt nach selbständigen Band.

Band IV enthalte:

- 1) England. (Aus dem vierten Theile der Reisebilder.)
- 2) Die französische Gemäldeausstellung (welche

unter dem Titel „Salon von 1831“ in dem ersten Theile des „Salon“-Buches enthalten).

Band V enthalte:

Französische Zustände, 1. Theil.

Ich gebe hier bloß die großen Artikel des Anfangs, und halte die darauf folgenden Tagesbriefe und die Vorrede zurück.

Band VI:

- 1) Französische Zustände, 2. Theil. (Als solchen gebe ich die oben ausgelassenen kleinen Tagesberichte.)
- 2) Die Vorrede zu den Zuständen. (Diese gebe ich hier als Nachwort, in Verbindung mit obigem zweiten Theile.)
- 3) Die Vorrede zum 1. Theil des „Salon“-Buches.
- 4) Der Denunciant.
- 5) Der Schwabenspiegel.

Von letzterm besitze ich das unverstümmelte Manuscript.

Band VII:

- 1) Französische Theaterbriefe.
- 2) Die Memoiren des Herrn von Schnabelemopski. (Aus dem ersten Theil des „Salons“.)

Band VIII:

Die romantische Schule.

Da das Buch zu stark wäre, so wird aus-

gelassen, was eigentlich eine Vorrede bilden sollte, und am Ende des Buches enthalten ist; es ist nämlich das Stück, welches mit der Todtenbeschau des Reichnams Karl des Großen anfängt. Auch die in diesem Bande enthaltene Diatribe gegen Cousin wird ausgelassen. Beides wird in einem spätern Bande gegeben.

Band IX:

Zur Geschichte der deutschen Philosophie und Theologie (welche im zweiten Theil des „Salons“ enthalten).

Band X:

- 1) Elementargeister (welche im 3. Theile des „Salons“ enthalten, nebst der darauf folgenden kleinen Fortsetzung, worin der „Tannhäuser“ enthalten).
 - 2) Mein Büchlein über den Doktor Faust.
- Dieser zehnte Band hat dadurch eine strenge Einheit.

Band XI:

Das Buch über Börne.

Da dieser Band zu stark ist, so werde ich Mehres darin streichen, namentlich die großen citierten Stellen aus Börne's Schriften, die Invektiven gegen mich selbst, die ich selbst abdruckte. Es versteht sich von selbst, daß

die Stelle, welche sich auf Herrn Straus und seine Gattin bezieht, ausgelassen werde. Kurz, wo ich das Buch verkürzen kann, wird es geschehen, und ich werde ganz besonders hierauf zurückkommen.

Band XII:

- 1) Florentinische Nächte.
- 2) Der Rabbi von Bacharach.

Band XIII:

- 1) Almanzor. (Aus meinen „Tragödien“.)
- 2) Der Anfang einer Übersetzung des „Manfred's“ von Byron. (Aus meinen bei Maurer erschienenen „Gedichten“.)
- 3) Berliner Briefe.
- 4) Vorrede zum „Don Quixote“.
- 5) Reise nach Polen. (Ein sehr frühjugendlicher und sehr vergubigter Aufsatz aus dem „Gesellschafter“, der stark restauriert werden muß; der Schwanz, welcher von altdutschen Gedichten handelt, muß ganz abgeschnitten werden.)
- 6) Vorrede zu Rahldorf's Adelsbriefen.
- 7) Vielleicht Kritik über Menzel.

Band XIV:

- 1) Vorrede zum „Wintermärchen“.
- 2) Vorrede zum „Atta Troll“.
- 3) Vorrede zu Weill's „Dorfnovellen“.
- 4) Shafspeare's Mädchen und Frauen.

5) Tagesbriefe aus der „Allgemeinen Zeitung“.

In der Arbeit über Shakspeare werden am Ende die Citationen ausgelassen. Gott weiß, was ich von den Briefen aus der „Allgemeinen Zeitung“ wegen veränderter Zeitumstände jetzt benutzen kann. Ich muß die Zusätze der Redaktion ausmerzen; da die Zeichen gewöhnlich unrichtig, muß ich selbst meine Arbeiten aus einem Wust herausklauben, wenn nicht Alles verloren sein soll. Meine armen Augen! Alte Wäsche — aber doch Goldwäsche. Jedenfalls kommt Etwas dabei heraus.

Band XV:

Dieser Band ist noch viel mehr Rubbelmuddel, und wird wohl die Kumpelkammer der Sammlung bilden. Enthält unter Anderm:

- 1) Die zwei Stücke, die ich in der romantischen Schule ausgelassen, nämlich die Diatribe gegen Cousin und den vorhergehenden oberwähnten Aufsatz.
- 2) Vorrede zum „Buch der Lieder“.
- 3) Diana, eine Pantomime.
- 4) Kleine Aufsätze: z. B. a) Eine alte Kritik über Reynolds, aus der „Allgemeinen Zeitung“. b) Eine große verschollene Kritik über Michael Beer, aus dem „Morgenblatte“. c) Aufsätze

aus der Eleganten Welt", u. s. w. Ruddledmuddel, aber meine armen Augen! Wenn ich nicht selbst diese Sachen hervorbringe, so findet sie Niemand, oder, was noch schlimmer ist, fremde Sünden würden mir aufgebürdet werden, wie z. B. bei der „Allgem. Zeitungs“-Ausbeute geschehen würde.

Band XVI:

Buch der Lieder.

Die Nordsee wird hier ausgelassen — wenn es Ihnen recht ist.

Band XVII:

Neue Gedichte. (Nach der zweiten vermehrten Ausgabe und Anordnung.)

Band XVIII:

1) Wintermärchen.

2) Atta Troll.

Die Vorreden werden, wie oben erwähnt, ausgelassen.

Band XIX:

Der Romancero. .

Ich bemerke nachträglich, daß die „Harzreise“ und „Das Buch Legrand“ nicht nach der ersten Auflage abgedruckt werden sollen, sondern daß von beiden die zweite Auflage zu dem jetzigen Abdruck benutzt werden soll.

Hier, liebster Campe, haben Sie nun meinen reiflichst ausgedachten Entwurf zur Reihenfolge der Bücher in der Gesamtausgabe, und es wäre nun dafür gesorgt, daß, wenn ich vor dem Druck derselben abschiede, das ganze Werk nicht durch dieses Hinscheiden benachtheiligt würde. Sie wissen, wie der ordnende Geist zu meinen Haupteigenschaften gehört. Sie werden es noch jüngst bei der Herausgabe des „Romancero“ bemerkt haben, der gewiß unendlich verloren hätte, wenn ich nicht der äußern Anordnung viel Zeit und Nachdenken schenkte. Die Gedichtesammlung so vieler deutschen Dichter würde das Publikum sehr anziehen, wenn sie nicht durch Anarchie der Anordnung den barbarischen Geist ihrer Verfasser verriethe. Es sollte mich freuen, wenn meine heutige Mittheilung Ihren ganzen Beifall gewonnen. Wenn Etwas abzuändern ist, stehe ich zu Diensten. Das ist nun die Hauptsache. Ich schreibe Ihnen bald mehr.

Mit freundschaftlicher Treue

Heinrich Heine.

310. An den Baron Georg von Cotta.

Paris, den 26. März 1852.

Hochgeehrter Herr Baron!

Indem ich Sie heute mit einem Gesuche be-
hellige, das Sie gewiß gern erfüllen werden, benutze
ich diese Gelegenheit, mein Andenken in Ihrem Ge-
dächtnisse aufzufrischen. Dieses macht mir ein wahres
Vergnügen, denn Sie sind ja der Sohn meines alten
vieligeliebten Cotta. Durch meinen körperlichen Zu-
stand abgesperrt von den Genüssen der Außenwelt,
suche ich jetzt Ersatz in der träumerischen Süße der
Erinnerungen, und mein Leben ist nur ein Zurück-
grübeln in die Vergangenheit: da tritt oft vor meine
Seele das Bild Ihres seligen Vaters, des wackern
würdigen Mannes, der mit der vielseitigsten deutschen
Ausbildung einen in Deutschland seltenen praktischen
Sinn verband, der so brav und so ehrenfest war,
auch so höflich, ja hofmännisch höflich, so vorurtheils-
frei, so weitsichtig, und der bei seinen großen Ver-
diensten um die geistigen wie materiellen Interessen
des Vaterlandes, dennoch von einer so rührenden
Bescheidenheit war, wie man sie nur bei alten braven
Soldaten zu finden pflegt. „Das war ein Mann,
Der hatte die Hand über die ganze Welt!“ so un-
gefähr, glaube ich, äußert sich der Schneider Fetter

über Karl V. in Göthe's Egmont. Mit dem Dienste, den ich heute von Ihnen erbitte, hat es folgende Bewandtnis: Behufs einer Arbeit, die für mich eben so mühselig wie unerquicklich ist, aber doch abgethan werden muß, bedarf ich einen Theil der Aufsätze, die ich vor geraumer Zeit in Sournalen, absonderlich in der Allgemeinen Zeitung, geschrieben habe. Da mir meine Augen nicht gestatten, in einem Wüste alter Zeitungen herumzukuframen, so war Kolb so gütig, mir eine Anzahl solcher Artikel zuzuschicken. Ich fand nämlich in einer alten Abrechnung Ihrer Buchhandlung, die aber leider nur bis December 1841 geht, die Nummern meiner Artikel bezeichnet, und nach diesem Verzeichniß schickte mir Kolb das Verlangte. Nun aber kann ich unter meinen Papieren eine spätere Abrechnung Ihrer Buchhandlung, die mir im Mai 1848 zugesandt worden, nicht wiederfinden, und ich kann also die Nummern meiner Artikel, die ich seit December 1841 geschrieben habe und die in jener Rechnung notificiert waren, nicht mehr mittheilen. Bei der großen Ordnung, die Sie, Herr Baron, in die Administration aller Ihrer literarischen Institute gebracht haben, wird es Ihnen nun ein Leichtes sein, nachsehen zu lassen, in welchen Nummern seit December 1841 Artikel von mir gestanden haben, und dann würden Sie mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir die Exemplare

jener Zeitungsnummern so bald als möglich mit der Briefpost unter Kreuzkouvert hierher schicken wollen. Ich sage mit der Briefpost unter Kreuzkouvert, da ich auf diese Weise weit weniger Porto zu zahlen habe, als durch Diligence- oder Eisenbahn-Fuhre; letztere wird ungeheuer vertheuert durch eine Bande von Schnapphähnen, bürgerlichen Raubrittern, die, unter der Benennung von Kommissionairen und Spediteuren an den Grenzen und an den Verzweigungen der Eisenbahnen postiert, von jedem Päckchen einen Zoll erheben, und solchermaßen das Publikum auf das ungeheuerste und unverschämteste brandschlagen. So erhielt ich z. B. vor einigen Wochen ein Bücherkistchen von Hamburg, das kaum ein Duzend Bücher und einige Broschüren enthielt, vielleicht kaum einen Franken Porto bei der Eisenbahn zu zahlen hatte, und wobei dennoch die Kommissionaire zu Köln über 16 Franks sogenannte Spejen aufgenommen hatten, die ich zahlen mußte. Ich mache Sie auf dergleichen Unfug aufmerksam, da Sie vielleicht im Stande sind, einem ähnlichen zu steuern, wenn in einigen Monaten die Straßburger Eisenbahn fertig sein wird, wodurch Stuttgart gleichsam ein Faubourg von Paris wird — um Ihren patriotischen Stolz nicht zu verletzen, sollte ich vielleicht sagen, daß Paris ein Faubourg von Stuttgart sein wird. Für Ihre literarischen Institute wird

diese Eisenbahn vom unberechenbarsten Nutzen sein, und Sie sollten frühzeitig Ihre Maßregeln nehmen, daß die Wohlthat solcher Kommunikation nicht durch Brandschakungen wie die obenerwähnte in Köln ausgebeutet oder gar vereitelt wird.

Empfangen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung

Ihres ergebenen

Heinrich Heine.

III. An Julius Campe.

Paris, den 31. März 1852.

Liebster Campe!

Der nächste Zweck meines heutigen Briefes ist die Anfrage, ob es Ihnen recht ist, daß ich mein Semester-Geld, welches, wenn ich nicht irre, nach jüngster Übereinkunft auf den 1. Juli fixiert ist, schon jetzt auf Sie trassieren kann, wodurch ich mir bares Geld schaffe, dessen ich in diesem Augenblick sehr knapp bin. Dieses zeigt Ihnen zugleich, welch ein geldfressendes Ungeheuer meine Krankheit ist, die mich in allerlei Verdrießlichkeiten stürzt, wovon ich mich nur durch Geld befreien kann. Auch wird mir

in diesem Jahre schlimmer, als je, in finanzieller Hinsicht mitgespielt; doch Das sind Dinge, die ich nicht dem Papier vertrauen darf. Es ist betrübsam, höchst betrübsam, daß ich in meinem jetzigen Zustand noch an Gelderwerb denken muß, und doch bin ich dazu noch in diesem Sommer gezwungen, und es ist sehr möglich, daß ich (freilich ohne Ihre Interessen zu gefährden) eine Ausbeutung meines Namens unternehmen muß, die meinen Gewohnheiten und meinen Empfindungen sehr zuwider ist. Ich habe vielleicht der Delikatesse immer zu sehr geopfert, und man hat mir verflucht schlechten Dank dafür gewußt. Rücksichten für Überlebende sacrificierte ich den größten Theil meiner „Memoiren“, und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf Letztere Anträge erhalte, die Sie in Erstaunen setzen würden. Mißverstehen Sie mich nicht, liebster Freund, ich denke an keine solche Herausgabe, die mich auf einmal aus der Patzche reißen würde, und ich habe nicht im Mindesten die Absicht, indirekt in dieser Beziehung bei Ihnen anzuklopfen. Nur meine große Geldnoth möchte ich Ihnen ans Herz legen und Ihrem Nachdenken empfehlen. Ich bin in diesem Augenblicke sehr krank und sehr beschäftigt, und wie ein Alp liegt es mir auf der Seele, daß ich dem lieben, guten Hauenschild, der mir so viel Erfreuliches erwiesen hat, noch nicht geschrieben.

Sagen Sie ihm, ich behandle ihn schon gleich von Anfang wie einen alten Freund, indem ich alte Freunde immer mit Briefen warten lasse, statt daß ich für die gleichgültigsten Tagesgesichter immer einige flache Höflichkeitszeilen bei der Hand habe.

Ich hoffe, daß Ihnen mein Entwurf der Reihenfolge meiner Schriften zusagt. Bei einigen Bänden wird Ihnen wohl manchmal der Gedanke kommen, als geriethen sie gar zu dünn, aber ich gestehe Ihnen, was ich nicht im Prospekt bemerkt habe, daß ich die Absicht hegte, bei solchen Bänden meine Muse in Anspruch zu nehmen und erläuternde Mittheilungen einzustreuen. Jedoch ich bin zu krank, und habe die wenigen Momente, wo ich diktieren kann, für Tagesgeschäfte gar zu nöthig, als daß ich Etwas in dieser Beziehung versprechen dürfte. Man kann so Viel für ein Buch thun durch eine geringe Zuthat, und ich glaube es Ihnen z. B. durch die Nachrede zum „Romancero“ bewiesen zu haben. Es sind manchmal nur wenige Blätter, die ein Buch in Zug bringen. Wenn ich noch etwas am Leben bleibe, kann ich noch Manches für die Gesamtausgabe thun, aber auch für den schlimmern Fall will ich das Meinige gethan haben.

Ich bin sehr übel dran mit der Hamburger Lesebibliothek, die mir, wie Sie ganz richtig bemerkten, nur Wenig bieten kann. Die jüngste

Sendung kostet mir 16 Franks Porto, und nur die Sammlung der Briefe von F. H. Voss gewährt mir einiges Interesse und war mir von literärischem Nutzen. Ich hätte gar zu große Lust, meine Arbeit über deutsche Literatur zu vervollständigen, und ich beschäftige mich mit diesem Gedanken besonders in Bezug auf Grabbe, Immermann, Kleist und Ohlen-
schläger, die vier großen dramatischen Dichter, von denen ich schändlicher Weise nicht gesprochen habe, und über die ich doch so Viel zu sagen hätte. Schicken Sie mir doch unter Kreuzkourier einen Katalog von Bernhard, damit ich sehe, was da für mich zu holen wäre.

Grüßen Sie mir Gattin, Tochter und Erbprinzen.

Mit Freundschaft und Ergebenheit

Heinrich Heine.

312. An Julius Campe.

Paris, den 6. April 1852.

Liebster Campe!

Die Revue des deux Mondes hatte bereits vor geraumer Zeit angekündigt, daß sie ihrem Pub-

litum eine Reihenfolge der Notabilitäten unsrer Zeit, in Kupfer gestochen, mittheilen würde, und die erste Nummer*), wo sie dieses Versprechen erfüllt, schicke ich Ihnen heute unter Kreuzkouvert. Es ist nämlich mein eignes Gesicht, welches den Reigen anführt, und ein großer Aufsatz von Taillandier wackelt hintendrein, wo er, wie Sie sehen, von vornherein auf den „Romancero“ hinweist. Den nächsten Gebrauch, den Sie nun von dieser Nummer machen können, ist, daß Sie sie zuerst Ihren eignen Damen und dann auch meiner Schwester des Porträts wegen zeigen, und dann, daß Sie den Aufsatz des Franzosen für deutsche Blätter ausbeuten, indem darin trotz des katholischen Standpunkts eine gemüthsfreiere Ansicht sich ausspricht, auch eine umfassendere Weite herrscht, als in dem größten Theil der deutschen Kritiken. Süngst hat mir ein hiesiger Deutscher, Herr Engländer, eine Kritik des „Romancero“ vorgelesen, die zum Besten gehört, was ich der Art kenne, und besonders die schnöde Insinuation der Immoralität aufs eklatanteste aus dem Felde schlägt. Ich glaube, sie war bestimmt für die Berliner „Nationalzeitung“, wurde aber gewiß nicht in derselben abgedruckt, und wenn es Ihnen recht ist, bewege ich Herrn Engländer, aus dieser Arbeit eine

*) Vom 1. April 1852.

Broschüre zu machen, die Sie gewiß anständig honorieren werden, da sie für die Interessen unsrer Gesamtausgabe von größter Wichtigkeit wäre; die Scheinheiligen mit ihrer plumpen Lüge, das Pharisäergeschrei über Eynismus würde dadurch ekrafiert werden. Doch Das ist Ihre Sache und ich bekümmere mich darum Ihetwegen; mich selber bedrücken in diesem Augenblick andere Sorgen. Meine Kräfte nehmen verwünscht schnell ab, und was ich Wichtiges zu thun habe, darf ich nicht auf die lange Bank schieben. — Von Deutschland aus gelangen täglich an mich die rührendsten Zeichen von Sympathie; Seder möchte mir helfen, aber Niemand vermag es; ich gehe oder vielmehr ich liege ruhig meinem Grabe entgegen. Ich habe dieser Tage unter meinen Papieren einen erfreulichen Fund gemacht, von welchem ich nächstens rede. —

Apropos: Meine jüngste Anfrage, ob ich bereits jetzt mein Semester auf Sie trassieren könne, nehme ich zurück, da sich mir eine unvermuthete Geldressource bietet. Ich werde nämlich durch meinen Bruder schon verloren geglaubtes Geld zurückbezahlt erhalten.

Wenn ich vielleicht nächste Woche meine Bücher nach Hamburg zurückschicke, werde ich für Sie mein in Bronze gegossenes Medaillon beipacken. Ich habe express für Sie ein Exemplar dieses eisernen Basre-

lief-Porträtes, das mir so außerordentlich ähnlich ist, gießen lassen; es kann Ihnen vielleicht später nützlich sein, abgesehen von dem Vergnügen, das es Ihnen im Momente bieten dürfte. Vergessen Sie nicht den gewünschten Katalog. Wenn Sie mir die „Hundert Tage“ von Grabbe gelegentlich zukommen ließen, wäre es mir sehr angenehm.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem

Heinrich Heine.

313. An Julius Campe.

Paris, den 14. April 1852.

Liebster Campe!

Ich beeile mich, Ihren jüngsten Brief zu beantworten, damit die Verzögerung der Beantwortung mir nicht störend im Gedächtnisse laste. Zunächst melde ich Ihnen, wie es mir sehr verdrießlich ist, daß Sie das Manuscript des zweiten „Salon“-Bandes nicht wiedergefunden, und es für mich eine Höllearbeit ist, durch Vergleichung mit der französischen Version die Censurlücken zu ergänzen. Ich habe mich gleich an die Arbeit gegeben, sehe aber

ein, daß ich die unzähligen kleinen Verstümmelungen nicht wieder verbessern kann; nur die großen Stücke, welche gestrichen worden, werde ich aus dem Französischen zurückübersetzen können; es sind beinahe zehn große Stücke; nur von zwei derselben habe ich noch durch Zufall das Original-Manuskript. Auch ein kleines Vorwort muß ich wohl schreiben. Da diese neue Zugabe wohl über einen Druckbogen, vielleicht anderthalb Druckbogen beträgt, so können die kleinen Gedichte am Ende des Buches wegfallen. Hier sind sie störend, und um so weniger an ihrem Platze, da ich sie in den „Neuen Gedichten“ aufgenommen habe. In 14 Tagen sollen Sie den zweiten „Salon“-Band druckfertig von mir erhalten, was ein großes Opfer ist, da ich in diesem Augenblicke mit wichtigeren Arbeiten beschäftigt bin.

Hier macht mein Porträt und der Aufsatz der Revue des deux Mondes das größte Aufsehen, und ich wiederhole Ihnen, Sie würden Nichts dabei verlieren und vielleicht gar dabei gewinnen, wenn Sie diesen Aufsatz in deutscher Übersetzung als Broschüre erscheinen lassen wollten. Herr Gottschall würde Dieses sehr hübsch machen und bevortragend seinen ungedruckten Artikel dabei sehr gut gebrauchen können.

Ich danke Ihnen für die Erlaubnis, auf Sie in kürzerm Termin trassieren zu können, doch weiß ich

noch nicht, ob ich davon Gebrauch mache, da sich mir, wie ich in meinem vorigen Briefe erwähnte, unvorhergesehene Geldressourcen eröffnen. Ich brauche aber enorm Viel, unmenschlich Viel, wenn ich in meinem jetzigen Zustande dieses Jahr aufs Land ziehen will, was ich seit vier Jahren aus Ökonomie nicht thun konnte. Sie haben Recht, lieber Campe, wenn Sie sagen, daß man sich nach der Decke strecken müsse. Das habe ich auch bis jetzt gethan; nur möchte ich mir jetzt eine längere Decke anschaffen, und deshalb suchte ich Rath bei Ihnen, den ich aber in Ihrer Antwort vergebens suchte, so daß ich nun selber Rath schaffen muß und will. Sie sagen, daß Sie glaubten, ich wäre durch das Honorar des „Romancero“ ganz aus meinen Sorgen gerissen. Dieses glaubte ich auch im ersten Augenblick zu sein, aber Personen, die mich eben jenes großen Honorars wegen, welches vielleicht Fama's Trompete noch vergrößert, für einen Krösus halten, haben mir seitdem mehr Geld entzogen, als ich billig erwarten konnte, und überhaupt, wie Sie wissen, und aus eigener Erfahrung wissen, bin ich ein schlechter Rechner. Ich weiß Ihnen gewiß Dank, daß Sie mich einmal anständig honorierten, daß Sie einmal mich des fatalen Feilschens überhoben, und ich habe auch Alles gethan in der Lust meines Herzens, was für Sie nur irgend nützlich sein

konnte. Sie sehen, ich anerkenne Ihre Verdienste, ich weiß aber auch Ihre Gewinnste zu schätzen, und wie bisher wird Alles, was ich thue, für Sie erfreusam und einbringend, für mich aber auch leiblich ergiebig sein. Sobald ich mit mir selber aufs Reine bin und mit meiner Seele Rath gehalten habe, welcher großen Anstrengungen ich noch fähig bin, sobald ich meine Kräfte erwogen, werde ich Ihnen sagen, ob und wie ich durch eine Publikation für unsern armen Freund Heinrich Heine etwas Erkleckliches thun kann. Sie kennen meine Gewissenhaftigkeit und wissen, ich vergaloppiere mich nicht gern mit Vorsätzen, wozu mir am Ende die Kräfte fehlen dürften.

Über den Prospektus der Reihenfolge meiner Gesamtwerke haben Sie meine Anfragen unberührt gelassen. Ich empfehle Ihnen die Sache aber doch, sobald Sie hinlängliche Muße dazu finden. Was Sie mir über das Ungeeignete des Momentes sagen, bekümmert mich. Vergessen Sie nicht diese Sache.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie liebevoll zugethan Ihrem armen, sehr leidenden Freunde

Heinrich Heine.

314. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juni 1852.

Liebster Campe!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie nach Ihrer Rückkehr von Leipzig gesund und heiter antreffen. Sie werden das Manuscript vorgefunden haben, das ich Ihnen zum zweiten „Salon“-Bande schickte. Ist die Vorrede noch nicht gedruckt, so wünsche ich sehr, die Korrektur zu besorgen. Sedenfalls, wenn sie noch nicht gedruckt ist, wünsche ich einen Ausdruck darin zu verbessern. Bei Erwähnung der Herren Daumer, Bruno Bauer und Feuerbach kommen die Worte vor: „diese Götter ohne Gott“. Statt dieser Worte wünsche ich folgende zu setzen: „diese gottlosen Selbstgötter“.

Ihren Katalog von Bernhard habe ich längst erhalten, und vorgestern erhielt ich auch den von Laeß. Letzterer scheint wohl der beste zu sein, aber ich kann ihn so bald noch nicht durchsehn. Den Bernhard'schen Katalog hingegen hatte ich bereits durchgesehn und mir das beiliegende Verzeichniß bemerkt; die besonders bekreuzten Nummern hätte ich am liebsten. Suchen Sie mir eine kleine Sendung zu machen, doch nicht durch die Eisenbahn, sondern

durch Gelegenheit. Mein Bruder Max aus Petersburg wird über Hamburg zu mir hierherreisen, und Demselben können Sie die Bücher mitgeben. Ich habe die sechs preussischen Bände von Behse mit der größten Eile durchgelesen, und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir die darauf folgenden österreichischen Bände zukommen ließen, nicht um sie zu behalten, sondern nur um sie mir vorlesen zu lassen; da ich kein Büchersammler bin, so gebe ich Dergleichen immer gern zurück. Dies Buch ist für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daß wir Deutschen einmal eine ordentliche Nationalgeschichte bekommen werden. Behse's Buch ist der Anfang. Sein Verdienst ist ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls sein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorschießen. Der Weg ist gebahnt, und die Deutschen bekommen endlich ihre Fürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehn. Welche kostbare Menagerie der originellsten Bestien! Jedes in seiner Art von verschiedenem Charakter, abgeschlossen und vollendet, wahre Meisterstücke des lieben Gottes, dessen dichterische Schöpfungskraft, dessen Autorgröße hier im klarsten Lichte erscheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Diese preussischen Könige, die macht ihm Keiner nach, kein Shakespeare und kein Raupach; da sehen wir den Finger Gottes.

Ich habe leider Herrn Behse nicht viel sehn können, und als er zuletzt nach meiner Behausung kam, war ich so krank, daß ich ihn nicht sprechen konnte. Manches jedoch haben wir vorher mit einander geplaudert, und auch Ihnen müssen die Ohren geflungen haben. Ehrlich gestanden, Sie sind noch immer gut dabei weggekommen, und sowohl der große Historiker, als der große Poet, Beide haben Ihr Porträt nicht mit grellen Farben gemalt und ließen Ihnen viel Gerechtigkeit widerfahren. Eine literarische Publikation, mit welcher ich mich trug, hat mir Behse aus dem Sinn geredet, und er hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß das Publikum viel mehr Gefallen jetzt findet an Schilderung socialer und politischer Zustände, als an dem alten belletristischen Kunst- und Literatur-Geschwäze. Ich benutze diese Winke, und in meinem Geiste formiert sich ein Buch, welches Blüthe und Frucht, die ganze Ausbeute meiner Forschungen während einem Vierteljahrhundert in Paris sein wird, und, wo nicht als Geschichtsbuch, doch gewiß als eine Chrestomathie guter publicistischer Prosa, sich in der deutschen Literatur erhalten wird. Nach dem „Roman-cero“, versicherten mir längst einige Freunde, verlangte man Prosa von mir, und ich hoffe auch dieser Forderung mit Gottes Hilfe aufs beste zu entsprechen. Ich werde dabei durch merkwürdige Zufälle

noch besonders begünstigt. Ich werde Ihnen recht bald darüber Bestimmtes schreiben, da ich mit reiner Herzensfreude, mit voller Behaglichkeit mich dieser Arbeit überlassen und von vornherein Alles beseitigen will, was nur im Mindesten störsam auf meinen Geist wirken könnte. Bei meinem trüben Gesundheitszustand muß ich alle Influenzen berechnen, wenn ich mich den mühseligsten Geschäften hingeben soll. Da ich nicht weiß, wie weit ich mich anstrengen darf, so ist jede Zeitbestimmung mir nicht gut möglich, und doch weiß ich, so wie ich Ihnen von meinem Projekte sage, dringen Sie auf kurze Frist. Doch genug für heute. Ich bemerke nur so Viel, daß ich hoffe, noch in diesem Jahre ein paar Bände zu liefern, die den Abschluß meines literarischen Treibens bilden und die vorhandenen Leistungen rühmlich ergänzen werden.

Ich hoffe, Sie werden meinen Bruder Max sehen, und da er nicht bloß ein sehr geistreicher, sondern auch höchst vernünftiger Mensch ist, werden Sie hoffentlich Ihre Freude an ihm haben. Er besitzt mein ganzes Zutrauen und hat es immer verdient. — Was Sie mir über Herrn Stieglitz gesagt haben, hat mich äußerst verwundert; ich muß ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sein Croquis unendlich viel besser war, als der Steinabflatsch, die Karikatur meines Gesichtes mit dem ge-

borgten Schellfische, das Sie mir mal überschickten. Ich bin im Grunde zufrieden, es ist mir nicht unlieb, daß meine Visage dieser Verläumdung durch Stein-
druck entgangen ist. Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem

Heinrich Heine.

315. An Julius Campe.

Paris, den 12. August 1852.

Liebster Campe!

Meinen heitersten Dank für die zugesandten Bücher, die mir nur eine Bagatelle, kaum 2 Francs Porto gekostet. Gleichfalls meinen Dank für die freundschaftliche Gesinnung, die sich in Ihrem jüngsten Briefe aussprach. Ich kann heute nur einen Punkt desselben in Erwägung ziehen; es ist nämlich Ihre Auseinandersetzung, wie merkantilisch wichtig es für Sie sei, daß ein Buch nicht ganz zu spät im Jahre, nicht gegen Ende desselben erscheine. Das mag ganz seine Richtigkeit haben, aber ich kann dennoch bei der Herausgabe meines nächsten Buches keine

allzu große Rücksicht darauf nehmen; denn da dieses Buch das letzte ist, das bei meinen Lebzeiten von mir erscheinen wird, so muß ich mein Hauptaugenmerk darauf haben, daß es gut sei, daß es vollendet sei, und daß ich nicht am Rande des Grabes Niasse mache. Ich habe keinen zweiten Pfeil nachzuschießen. Wenn ich bei solchem neuen Buche nur alte Artikel zuzustutzen hätte, wie Sie nach Ihrer Äußerung zu glauben scheinen, so wäre die Arbeit bald abgethan und der Druck könnte schon jetzt beginnen. Aber Dem ist nicht so. Nachdem ich die vorhandenen gedruckten Artikel mit großer Mühe aus den Augsburger Katafomben hervorgefucht, finde ich sie durch Censur und Zusätze so entstellt, so verfäuet, daß ich nur den kleinsten Theil davon gebrauchen kann, und auch diesen nach alten Brouillons, die ich glücklicherweise wieder aufgefunden, mit Noth und Mühe restaurieren muß; ganz ungedruckte Aufsätze muß ich zeitgemäßer wieder umarbeiten, einen großen Theil Neues habe ich bereits hinzugezeichnet, ich möchte fast sagen hinzugeschrieben, und Sie begreifen nicht, welche hellsichtige Arbeit ich habe, um das noch Fehlende zu ergänzen, und durch einen besonnenen Schluß ein harmonisches Ganze hervorzubringen. Da kann ich mich nicht auf ähnliches Schmecken verlassen, und muß ich mir Zeit nehmen. Aber Idee, einen ersten Band vorzuschicken. Denn ein anderer folgt Forme,

kann ich ebenfalls nicht Folge leisten, da ich, wie prägnant ich auch, alles Weitichweifige ausscheidend, nur das Beste gebe, doch nicht unter 30 Bogen erscheinen lassen kann, wenn ich ein Ganzes von Werth geben will; wenigstens auf 30 Bogen beläuft sich das Manuscript nach meinem jetzigen Schematisieren, und wenn ich auf einige gesunde Tage rechnen kann, so ist vorauszu sehen, daß die Arbeit auf eine größere Bogenzahl hinausläuft. Ich kann daher von vornherein bestimmen, daß das Buch in zwei Bändchen, die nicht getrennt werden können, erscheinen muß. Sie wissen, ich bin ein großer Meister in der Anordnung, und eben weil ich meine Kunst der Form und des Stiles glänzender als je befunden will, müssen Sie mir in Betreff der Zeit und des Drucks freie Hand lassen. Glauben Sie mir, es ist Ihr eignes Beste. Ich kann es Ihnen nicht deutlich machen, da ich heute, wo ich Ihnen das Buch bestimmt zum Verlag anbiete nicht der Lobredner desselben sein möchte. Daß ich mit diesem Verlagsantrag nicht länger zögern will, hat seinen Grund in zwei Punkten, die ich Ihnen aufrichtig gestehen will. Der erste Punkt ist, daß ich von vornherein die Honorarfrage aus dem Sinne haben möchte, damit sie mich nicht beim Arbeiten belästige. Wäre das Buch ein rein literarisches oder ein poetisches wie der „Romancero“, so würde ich es ruhig

fertig machen, wohl wissend, daß Nichts dabei verloren geht, wenn die Herausgabe erst nach meinem Tod geschähe, wenn etwa Freund Campe sich bei meinen Lebzeiten in Betreff des Honorares etwas zähe zeigen möchte. Das Buch jedoch, welches ich jetzt anfertige, schreibe ich zunächst des Geldes wegen. Aus diesem Grunde gebe ich vorzugsweise ein Buch, das die Tagesgefühle ansprechen soll, und wenn es fertig ist, kann ich es nicht Jahr und Tag liegen lassen, im Fall meine Honoraransprüche Sie zufällig nicht in guter Laune antreffen, oder keinem Zutrauen begegnen, wie Sie mir es freilich in der letzten Zeit geschenkt haben, so daß, was ich eben vorbringe, vielleicht ungerecht ist — aber wir sind Alle Menschen, sind der Stunde und der Stimmung unterworfen, und ich möchte mich so schnell als möglich von dem Gedanken befreien, daß ich, wenn das Buch fertig ist, und ich müde von der Arbeit wäre, dennoch genöthigt sein könnte, auf die Handelschaft zu gehn, in der Weise deutscher Literaten herumzufragen, bei Dero Kollegen herumzufragen, was sie wohl für mein Buch geben würden, und nach solcher Kläglichkeit endlich nach mühseligem Schreiben die Sache abzumachen. Ich gestehe Ihnen freimüthig, daß, obgleich ich des Geldes sehr bedürftig, dennoch einige Silberlinge mich nicht bewegen würden, das Buch in einen andern Verlag als den Ihrigen zu geben; schon bei

einem solchen Gedanken ist mir zu Muth, als ließe mir eine Laus über die Leber. Auch gestehe ich Ihnen, daß der Vorschlag einiger Freunde, um meinen Finanzen ein für alle Mal aufzuhelfen, ein Werk auf Subskription herauszugeben, mir durchaus nicht mündet, und daß ich Denen, die mich von allen Seiten angehen, ihnen zu erlauben, Subskriptionslisten zu eröffnen, gern so bald als möglich öffentlich meinen ablehnenden Dank sagen möchte, und daß ich nur damit wartete, um zu gleicher Zeit andeuten zu können, daß mein nächstes Werk vielleicht noch dieses Jahr bei Ihnen im Verlag erscheine. Das ist der zweite Punkt, warum ich Ihnen schon heute den definitiven Verlagsantrag mache, und ich bitte Sie, in der resoluten Weise, die Ihnen eigen- und die nicht genug zu schätzen ist, mir umgehend zu schreiben, ob Ihnen Antrag und Bedingungen genehm sind, so daß Ihre Antwort mir in bündigster Kürze als Kontrakt dienen möge. Dem Odysseus des deutschen Buchhandels gegenüber wäre es thöricht, wenn ich nicht meine Gedanken so klar als möglich ausspräche, oder einen Hintergedanken verbergen wollte, da Sie Vergleichen doch leicht herauswittern würden; unumwundene Offenheit ist daher für mich das Rathsamste, und ich will daher die wesentlichen Punkte meines Antrags so bestimmt als möglich und zu größerer Deutlichkeit auch numeriert hierhersetzen

Diese Punkte sind folgende; sollte ich irgend Etwas, das zu Ihrem Vortheil sein könnte, vergessen haben, so notieren Sie es mir eben so bestimmt:

1. Was den Titel des Buches betrifft, so habe ich folgenden ausgeflügelt:

Unter der Regierung
Ludwig Philipp's von Orleans.

Tagesberichte

von

Heinrich Heine.

Das Wort „Tagesberichte“ könnte ich der größern Einfachheit wegen ganz weglassen. Sollten Sie es behalten wollen, und sogar den Ausdruck: „Pariser Tagesberichte“ vorziehen, so ist es mir recht. Sie haben, liebster Campe, vorig Jahr, als ich mit dem „Romancero“ niederkam, dessen Titel mehr Ihnen als mir gehört, einen so feinen Takt und so schöpferischen Sinn für Titelgebung an den Tag gelegt, daß ich hier wohl Ihre Kompetenz nicht abweisen kann, und wohlthue, mich bescheidenlich Ihrem Urtheil zu unterwerfen. Ich bemerke Ihnen deshalb, daß ich im Anfang auch an folgenden Titel dachte:


Tagesberichte,
geschrieben zu Paris
vor dem Sturze Ludwig Philipp's von Orleans.
(oder: Königs der Franzosen.)

Doch ich glaube, Sie werden mit dem zuerst angegebenen Titel zufrieden sein, da er sogar einen etwas romanhaften, leihbibliothekarischen Anstrich hat, für die große Menge. Doch über diesen Punkt haben wir noch Zeit zur Verständigung.

2. Was die Bogenzahl betrifft, so habe ich das Material im Geiste schematisirt, und es beläuft sich schon auf dreißig Druckbogen. Es mag nun wohl, wenn ich weiter in die Arbeit hineinkomme, auf eine größere Anzahl hinauslaufen, so daß ich jedenfalls zwei mehr oder minder starke Bände herausgeben muß. Ich mache mich aber nur zu dreißig Bogen anheischig; ich bin jetzt so kapriciöse, daß ich heute verwerfe, was ich gestern geschrieben, schon wenn mir der Stil nicht gefällt, und ich habe eine wahre Leidenschaft des Zusammendrängens. Sie wissen aber aus Erfahrung, ich gebe am Ende immer mehr, als ich versprochen.

3. Was das Honorar betrifft, so verlange ich von Ihnen nicht mehr und nicht weniger, als was Sie mir zuletzt für den „Romancero“ gegeben, womit Sie das Eigenthum des Buches, das Recht, so viele Auflagen zu machen, als Ihnen beliebt, und

das Buch in der Gesamtausgabe meiner Werke aufnehmen zu können, erkaufte haben. Ich bin ehrlich mit meinem Gewissen zu Rathe gegangen, was ich Ihnen wohl abfordern könne, ohne in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich meinen letzten Success ausbeuten und meine Preise erhöhen; ich habe nur das Wesentliche, den Werth meines Buches und die Höllemühe, die ich daran verwende, beachtet, und ich kann Ihnen mit heiterm Sinne das erwähnte Honorar abfordern, ja ein Selbstgefühl, ein Gefühl der Sicherheit, wie ich es nicht hatte, als ich Ihnen den „Romancero“ antrug, unterstützt mich in diesem Augenblicke. Ich weiß, ich gebe das Beste, was geleistet werden kann, da im Versesmachen mir Viele gleichkommen, nicht aber in der Prosa, wo ich jetzt ein Musterbuch geben dürfte, das, ganz abgesehen von seinem interessanten und, will's Gott, auch pikanten Inhalt, seinen stehenden Werth behalten wird. Dazu kommt, daß ich Ihnen um die Hälfte mehr Manuscript gebe, als ich beim „Romancero“ zu geben gehalten war. Sie wissen, wie Viel ich mit einem einzigen Druckbogen für das Eingreifen eines Buchs zu thun vermag, und wie oft ich Gelegenheit habe, auch anderweitig Ihre Interessen zu fördern. Ich habe es Ihnen in der letzten Zeit bewiesen, beim „Romancero“, bei den „Neuen Gedichten“, bei dem „Salon“, und kann es



Ihnen noch besser beweisen, wenn ich bei der Gesamtausgabe noch am Leben bin. Sie wissen, ich bin gewissenhaft und befolge nicht das Bierbrauerrecept, das Sie mir unflugerweise selber mitgetheilt haben, und wodurch ich im Stande wäre, Ihnen eitel Schaum statt guten Breihahn einzuschenken. Bezahlen Sie gut, so gebe ich gutes Bier; wo nicht, so heißt es: wie geblecht, so gezech. Sie sehn, wie offen ich bin. Ich verhehle Ihnen nicht mein Spiel; ich lasse Sie in alle meine Karten sehen, ich kann Dieses jedoch ohne Schaden thun, da ich lauter Trümpfe in Händen habe. Ich bin wie von meiner Seele überzeugt, daß, wenn ich noch mehr verlangen würde, Sie es dennoch geben würden; ich könnte große Summen von Ihnen erpressen, wenn Dergleichen meine Art wäre; auch möchte ich es vermeiden, daß sich irgend ein säuerliches Wölffchen über Ihr Antlitz hinzöge, und Unmuth gegen den Freund in Ihrem Herzen sich einniste. Die Hand außs Herz, alter Freund Campe! bin ich es nicht, der Sie in Händen hat? Würden Sie um irgend einen Preis gestatten, daß einer Ihrer resp. Kollegen auch nur ein Blatt von mir jetzt in Verlag bekäme? würde dieses Blatt nicht in der Gesamtausgabe fehlen, die Sie doch nicht allzu lange hinauschieben können? Ist hier nicht Ihr Point d'Honneur engagiert, daß Sie nicht der Honorar=

forderung wegen ein Buch von mir ungedruckt lassen können, selbst wenn Sie vorauswüßten, daß Sie auch einmal Schaden daran leiden würden? Sie sehen, ich habe Ihre Blöße entdeckt, aber es ist eine edle, generöse Blöße, und ich bin nicht der Lump, der so Etwas mißbraucht. Eigennützige Naturen sehen bei Andern nur Motive des Eigennuzes, die bessern Motive entgehn ihnen, und so ist der Dichter oft sogar in Geschäften scharfsichtiger, als irgend ein trockner Geschäftsmann.

4. Was die Zahlungsweise des Honorars betrifft, so wünsche ich, daß es mir erlaubt sei, den Betrag desselben, sobald ich das letzte Blatt des Manuscriptes abgeliefert, drei Monate nach Dato auf Sie zu trassieren.

5. In Betreff des Drucks des Buches spreche ich den Wunsch aus, daß dasselbe ganz wie die Reisebilder gedruckt werden möge.

6. Endlich in Betreff der Ablieferungszeit des Buches kann ich nur das Versprechen geben, daß ich alles Mögliche anbiete, um das Manuscript gegen Ende Oktober abliefern zu können. Ist es früher möglich — woran ich freilich zweifle — so soll es gewiß geschehen; leider ist der bedeutendste Theil der Arbeit zu Anfang des Buches zu machen, während ich das Ende des Buches, wo das Material schon etwas ausgearbeitet ist, leichter fertigen

kann. Habe ich hinreichend gesunde Stunden, so fördere ich rasch, aber ich habe mir nun einmal steif und fest vorgenommen, dem Buche, das gewiß mein letztes ist, eine schöne Vollenbung zu ertheilen, die Dinge darin zu sagen, die ich an keinem andern Orte mehr sagen kann, kurz, mir diesmal einmal zu genügen, ohne irgend eine Rücksicht auf Campe, der am Ende doch hierdurch solidere Vortheile im Laufe der Zeit gewinnen wird, als ihm die momentane Ausbeutung der Saison-Konjunktur gewähren dürfte. Ich muß Sie daher, liebster alter Freund, inständigst bitten, mir in Bezug auf den Ablieferungstermin freie Hand zu lassen. Sie werden es wahrlich nicht bereuen. Je länger ich daran arbeite, desto besser wird das Buch. Wäre ich gesund, so würde ich Sie auch in diesem Punkte durch anhaltendes Arbeiten befriedigen, aber mein Geist ist abhängig von einem hundsföttisch kranken Körper, der mich manchmal im Stich läßt, wie vorm Jahr beim „Romancero“ mein Sekretär. Eventualiter, für den Fall, daß der dunkelste Fall, nämlich das Menschlichste, einträte, ehe das Buch gedruckt wäre, habe ich mir eine Mappe angeschafft, worin ich alles Manuscript, das dazu gehört, so geordnet als möglich zusammenlege, so daß, wenn Ihnen dieselbe zugestellt wird, Sie selber im Stande wären, mir den Liebesdienst eines Herausgebers zu erzeigen,

um dem Publikum, das gerne die Lafunen übersehen wird, das posthume Werk gedruckt zu überliefern.

Ich muß mich auf Alles gefaßt machen, denn wenn die Qualen, die ich jetzt erdulde, nicht abnehmen, so muß ich die Boutique schließen. Meine geistige Aufregung ist viel mehr Produkt der Krankheit, als des Genius, so z. B. habe ich in der letzten Zeit, um meine Schmerzen zu beschwichtigen, eine Menge drolliger Thierfabeln verifiziert, wovon ich vielleicht eine nächstens unserm Kronprinzen, dem jungen Cäsarowitsch Campe, meinem künftigen Berleger, zum Auswendiglernen schicken werde. Rasend vor Schmerzen, wirft sich mein armer Kopf hin und her in den schrecklichen Nächten, und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit.

Und nun leben Sie wohl, und lassen Sie mich bei Leibe keinen Tag auf Antwort warten; Sie brauchen ja nur wenig zu schreiben, Ja oder Nein, und Sie begreifen sehr gut, daß in meinem Krankheitszustande jedes retardierende und zögernde Verfahren eine Spannung hervorruft, die heillos wie Gift wirkt und in der krampfhaften Erregung mich zu dem Tollköpfigsten verleiten kann. Apropos, es wäre mir nicht unlieb, wenn Sie meinen Bruder Max vor seiner Abreise von Hamburg darüber in

Kenntniß setzen wollten, was den Inhalt meines heutigen Briefes bildet, und es kann ihm nicht gleichgültig sein, wenn er von Ihnen erfährt, daß ich noch in diesem Jahr ein bedeutendes Honorar zu erwarten habe. Er ist dabei, im Vertrauen gesagt, interessiert, da ich ihm schon seit geraumer Zeit eine Geldsumme schulde, und der gute Junge wegen meiner Finanznoth, die nur er begreift, in großer Sorge ist. Er ist im Besitz aller meiner vertrauten Angelegenheiten. Er ist ein guter, verständiger Mensch, und auf seine Diskretion kann man rechnen. Ich beschwöre Sie, außer ihm Niemandem ein Wort von meinem heutigen Briefe merken zu lassen.

Treu und frei

Ihr Freund

Heinrich Heine.

316. An Julius Campe.

Paris, den 24. August 1852.

Liebster Campe!

Ich habe Ihren Brief vom 15. d. erhalten; ich bin, gottlob! noch mit einem blauen Auge davon gekommen, und meine Vorsicht, den Guss des Buches

nicht eher zu vollbringen ehe ich weiß, ob es gleich gedruckt werden könne und also für die Aktualität des Tages berechnet sein müßte, oder ob ich es so einzurichten hätte, daß durch verzögerten Druck das Buch Nichts an seiner Frische verliere, war also nicht überflüssig. Nur hätte ich gewünscht, daß Sie auf meinen deutlichen und wohlartikulierten Antrag sich durch ein ebenso deutliches und bestimmtes Ja oder Nein ausgesprochen hätten und ich nicht in die Nothwendigkeit käme, noch einmal einen Brief zu schreiben und Sie zu bitten, mir mit bestimmten Worten zu sagen, ob Sie meinen Antrag definitiv ablehnen. Wenn die „Französischen Zustände“ keinen so großen Absatz wie meine übrigen Bücher gefunden, so dürfte mich Dieses nicht wundern, da dieses Buch nichts Anderes war, als ein roher Abflatsch von rein politischen Artikeln, die drei Monate vorher in der „Allgem. Zeitung“ hinter einander gestanden und fast von allen deutschen Blättern gleichzeitig in mehr oder minder großen Auszügen, ja von den meisten ganz und gar, abgedruckt worden. Das Buch war nicht für das große Publikum, das damals noch nicht an politische Lektüre gewöhnt war. Auch war es nicht sehr anziehend, es ist monoton, entbehrt alle humoristische Bewegung, es ist weder von Kunst noch Literatur noch Volksleben darin die Rede, es ist eine that-

sachliche Erzählung des Tages ohne politischen Fernblick. Den der Meinung damals noch nicht haben konnte. Ich war für die Ausstattung dieses Buches nichts, als das ich eine große stilvolle Forderung schrieb, die, wie Sie wissen, aber nicht getreut worden. Ich weiß sehr gut, was dazu gehört, das ein Buch Zug bekommt, und Sie wissen auch sehr gut, das ich im Stande bin, bei gehöriger Mühe dieses Ziel zu erreichen. Habe ich je Sie über den Inhalt eines Buches irreführt? Habe ich Ihnen bei den „Zuständen“ ein falsches Prognostikon gestellt? Warum also jetzt eine ungerechte Rekrutination? Was Sie über Ludwig Philipp sagen, mag seine Richtigkeit haben, aber in meinem neuen Buche ist er bloß Staffage, obgleich ich vor einigen Wochen noch nachträglich etwa anderthalb Druckbogen über ihn schrieb, die sehr interessieren werden. Der Held meines Buches, der wahre Held desselben, ist die sociale Bewegung, welche Thiers, als er auch Deutschland aufpolierte, plötzlich entzündete, und welche Guizot vergebens zurückdrängen suchte. Diesen Stoff behandelt mein Buch; er entfaltet sich am meisten in den Jahren 40—43; die Februarrevolution ist nur der Ausbruch der Revolution, und ich könnte wohl mein Buch mit Recht eine Vorstufe derselben nennen. Den Titel des Buches hatte ich ja Ihrem eigenen Urtheile unterworfen, und ich

kann ganz gut den Namen Ludwig Philipp's auf dem Titel fortlassen. Es ist in der That eine eigene Sache mit Büchertiteln; ich hatte einen deutschen Bedienten, welcher treuherzig sich wunderte, daß er auf dem Titelblatt meiner Bücher immer dem Namen Hoffmann und Campe begegnete, was er tadelte, indem er meinte: der Campe sei nicht sehr beliebt und der Hoffmann sei gänzlich unbekannt.

Setzt, lieber Campe, meine dringendste Bitte. Für alle Liebe, die ich Ihnen im Leben erzeugt habe, verschonen Sie mich ein für alle Mal mit der traurigen Gelddiskussion und möge dieser Brief der letzte sein, worin ich meine Geldinteressen mit Ihnen zu besprechen habe. Erleichtern Sie mir Alles, damit ich nicht auf diesen Punkt zurückzukommen brauche. Sprechen Sie mir nicht mehr von verschimmelten „Französischen Zuständen“, von Ihrem Ärger beim „Romancero“, von der Subskription, wo Sie mir dienstbar sein wollen, — lauter Dingen, wo unter der ehrbar ernsthaften Masse dennoch der alte Schalk hervorguckt, der mir so wohl bekannt ist und der mich unter andern Umständen so oft ergözte. Aber jetzt bin ich krank, und ich muß meine Zeit zu Rathe halten, um meine letzten Arbeiten zu vollenden, und ich bitte Sie daher, ohne viele Worte, ohne Umschweif mir zu sagen: ob Ihnen mein Verlagsantrag genehm ist oder nicht. Ist Ihnen mein An-

trag genehm, und haben Sie mir eine acceptable und honorable Offerte zu machen, wobei mir nicht das Fell über die Ohren gezogen wird — (ich kann Dieses nicht mehr so gut als sonst vertragen, da kein Fleisch mehr an mir haftet und ich nur noch aus Knochen und Fell bestehe) — so will ich ein Geldopfer bringen. Worum ich Sie am meisten bitte, ist schleunigster Bescheid, damit ich die Sache aus dem Kopf bekomme, die mich in meinen Arbeiten stört. Ich weiß nicht, ob mein Bruder Max noch in Hamburg ist, doch für den Fall, daß er noch da ist, schreibe ich ihm in einigen Tagen, und ich bitte Sie, ihn wissen zu lassen, wie unsre Verhandlungen stehn. Er ist kein Geldmensch, die ehrlichste Seele; und haben Sie das Vertrauen in ihn, daß er, obgleich er mein Bruder ist, bei unsern gemeinschaftlichen Interessen ein getreuer Arbitre sein könnte, so will ich ihm gerne carte blanche geben, in meinem Namen über den Honorarpunkt sich mit Ihnen zu verständigen. Er kennt meine Finanzbedürfnisse, er weiß, wo die Grenze der Nachgiebigkeit sein darf, er weiß, wie wenig ich in Verlegenheit bin, um aus Papier Geld zu machen, und wenn er es rathsam hält, dürfte er Ihnen wohl Manches vertrauen, was Ihnen nicht gleichgültig dünken dürfte und erleuchtend auf Sie wirken könnte. Doch die wahre Erleuchtung kommt nur vom Him-

mel, und dieſer empfehle ich Sie. Sedenfalls ſein Sie überzeugt, daß Ihre Freundschaft mir lieb und theuer iſt — aber nochmals geſagt, zu theuer darf ſie nicht ſein.

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

317. An Julius Campe.

Paris, den 12. September 1952

Wieviel Gummi:

Die Abwesenheit meines geachteten Vaters, der nur einmal in der Woche zum Kirchgang kommt, ist Schuld, daß ich Ihnen keinen Brief noch nicht beantwortet. Aufgefordert von sehr vielen Dringenden darüber zu sagen, verließ ich ungerathen verdrießlichen Inhalt. Ich will nun thun, und ich zunächst wissen wollen, inwiefern Sie es nicht auch in einer Gesellschaft besprechen muß, da Sie sich daran gesetzt ist. Wie es sich nicht gleich in der Brust läuft und schneller daher mit Tag täglich in meinen Sinne liegen kann ohne daß es in mir etwas mehr wird. Ich wünsche sehr meinen Kindern die Hand zu weisen, daß sie verstehen können auf mein Alter.

daß ich Nichts weniger als verstimmt bin, daß ich vielmehr herzlich froh bin, nicht nöthig zu haben, in kurzer Frist mein Erbieten zu erfüllen; ich bin wie von einer Last befreit, denn ich fühle, daß ich keineswegs dieses Jahr, sondern erst im Frühjahr mit meinem Buche fertig sein kann, wenn ich ihm den interessanten Inhalt und die vollendete Form ertheilen soll, wie mir Solches vorschwebt — ja, es hat sich in meinem Geiste der Plan des Werks noch dahin erweitert, daß ich es bis auf die heutige Tagesgeschichte ausdehne, und da mögen wohl Personalschilderungen vorkommen, die es nicht rathsam machen, mit Herausgabe des Buches zu eilen.

Ich bin mir bewußt, Nichts gethan zu haben, was Sie berechtigen könnte, meine Loyalität im mindesten zu bezweifeln. Was bedeutet jener empörte Aufschrei über einen Brüdertongress, der sich in Hamburg gegen Sie verschworen, was bedeutet jene Definition eines Verkaufrechts, wobei Sie bemerken, daß ein fingiertes Gebot nicht statthaben dürfte? Wie konnte Ihr Unmuth gegen meinen Bruder (Gustav*), mag derselbe noch so gerecht sein, Sie

*) Gustav Heine hatte aus eigener Machtvollkommenheit am 25. August 1852 Herrn Campe einen Besuch gemacht, um Letzteren zu bereden, sich den von G. Heine für sein neues Werk gestellten Honorarforderungen zu fügen. Wie

verleiten, mir, der ich genug zu tragen habe, mit solcherlei Beklagnissen meine Bekümmernisse zu ver-

aus dem Briefe des Herrn Campe vom 26. August 1852 hervorgeht, bediente sich Herr Gustav Heine bei dieser Gelegenheit der drohenden Äußerung: ihm sei bekannt, daß sich in Wien ein Verein gebildet habe, an dessen Spitze Herr Bacher stehe, und dessen Absicht dahin gerichtet sei, eine Gesamtausgabe von H. Heine's Schriften zu veranstalten. Diese Gesellschaft werde dem Dichter für sein neues Werk nicht allein das von ihm geforderte, sondern ein noch weit größeres Honorar bezahlen, woran sich das Weitere knüpfen werde. Ein Loch in einen Kontrakt sei bald gemacht. „Sehen Sie“, fuhr Herr Gustav Heine, auf seine Kravatte deutend, fort, „Dies ist ein Kontrakt.“ Hiemit riß er die Schleife auf, band sie in anderer Art wieder zu, und sagte lachend: „So, nun ist es wieder ein Kontrakt!“ Herr Campe verbat sich die Fortsetzung dieser impertinenten Belehrungen und fügte hinzu: nicht Herr Bacher, sondern er, Herr Gustav Heine, sei der Autor jenes grobkörnigen Gespinnstes, was Derselbe auch zugab. Herr Campe bemerkt ferner in dem oben erwähnten Briefe an Heinrich Heine: „Ihr Bruder befindet sich ebenfalls hier; es hat sich ein Kongreß gebildet, — — Die erste Stimme von dem Kongreß war sehr brutal. Übel werden Sie es mir nicht nehmen, wenn ich die zweite, noch nicht gehörte Stimme, durch die erste tief verletzt, jetzt ebenfalls ablehne.“ — Herr Gustav Heine hatte die Stirn, obige Drohung neun Jahre später, im Sommer 1861, noch schroffer zu wiederholen, als ich mit ihm im Auftrage des Herrn Campe über den Ankauf des H. Heine'schen literarischen Nachlasses unterhandelte. Wieder behauptete er, es habe sich

mehren? Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir,

unter Leitung des Herrn Bacher ein Comité gebildet, das auf dem Wege einer Nationalsubskription zu Gunsten der Witwe Heinrich Heine's Dessen sämtliche Werke im Auslande, wahrscheinlich in Belgien, herausgeben wolle. Er, Gustav Heine, habe Solches bis jetzt verhindert; wenn aber Herr Campe den literarischen Nachlaß seines Bruders nicht, ohne vorher Einsicht in die betreffenden Papiere zu erhalten, welche ihm nicht gestattet werden könne, zu einem hohen Preise (es wurden erst 30,000, dann 12,000 Franks für ein, 6 Druckbogen umfassendes Heft meist fragmentarischer Gedichte gefordert) ankaufe, so habe er, Gustav Heine, sich bereit erklärt, der Witwe seines Bruders, wenn sie durch kontraktwidrige Veröffentlichung der Gesamtausgabe von H. Heine's Werken die ihr bisher von Herrn Campe gezahlte Jahrespension verlöre, auch ferner dies Einkommen aus seinen eigenen Mitteln zu garantieren. Was den Kontrakt seines Bruders mit Herrn Campe betreffe, so seien manche Bestimmungen desselben, wie Juristen auf Befragen versichert hätten, leicht anzusechten; das Testament des Verstorbenen und andere Dokumente aus späterer Zeit, als jener Kontrakt, enthielten gleichfalls Betreffs der Gesamtausgabe manche Verfügungen, die Herrn Campe gänzlich unbekannt seien, und die man ihm auch jetzt nicht mittheilen, sondern erst später vor Gericht aufweisen werde, um die im Namen der Witwe anzustellende Klage zu begründen, sobald Herr Campe gegen einen Punkt des Kontrakts oder gegen irgend eine der ihm unbekannten „geheimen Klauseln“ verstoße. Um all' diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, müsse Letzterer sich flugerweise à tout

habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänfischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, daß ich Alles so einrichten werde, daß er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen, der die verträglichste Seele ist und in seiner Gemüthlichkeit fast zu weit geht, indem er für den Frieden unserer Ehe selber Opfer bringen wollte — genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte sein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, daß er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage seines Aufenthaltes die meisten Familienmitglieder gegen ein-

prix mit der Witwe abhandeln mußte. Zu all der Arbeit, welche die erforderliche Summe brauchten, — — — sein Geld — — — — —
 Herr Camp — — — — —
 zurückgeworfener Geist — — — — —
 Gedichte & — — — — —
 zur Gesamtbeurtheilung — — — — —
 eine gewisse — — — — —
 — — — — —

sächliche Erzählung des Tages ohne politischen Fernblick, den der Neuling damals noch nicht haben konnte. Ich that für die Ausstattung dieses Buches Nichts, als daß ich eine große brillante Vorrede schrieb, die, wie Sie wissen, leider nicht gedruckt worden. Ich weiß sehr gut, was dazu gehört, daß ein Buch Zug bekomme, und Sie wissen auch sehr gut, daß ich im Stande bin, bei gehöriger Muße dieses Ziel zu erreichen. Habe ich je Sie über den Inhalt eines Buches irregeführt? Habe ich Ihnen bei den „Zuständen“ ein falsches Prognostikon gestellt? Warum also jetzt eine ungerechte Refrimination? Was Sie über Ludwig Philipp sagen, mag seine Richtigkeit haben, aber in meinem neuen Buche ist er bloß Staffage, obgleich ich vor einigen Wochen noch nachträglich etwa anderthalb Druckbogen über ihn schrieb, die sehr interessieren werden. Der Held meines Buches, der wahre Held desselben, ist die sociale Bewegung, welche Thiers, als er auch Deutschland aufposaunte, plötzlich entfesselte, und welche Guizot vergebens zurückzudrängen suchte. Diesen Stoff behandelt mein Buch; er entfaltet sich am meisten in den Jahren 40—43; die Februarrevolution ist nur der Ausbruch der Revolution, und ich könnte wohl mein Buch mit Recht eine Vor-
schule derselben nennen. Den Titel des Buches hatte ich ja Ihrem eigenen Urtheile unterworfen, und ich

kann ganz gut den Namen Ludwig Philipp's auf dem Titel fortlassen. Es ist in der That eine eigene Sache mit Büchertiteln; ich hatte einen deutschen Bedienten, welcher treuherzig sich wunderte, daß er auf dem Titelblatt meiner Bücher immer dem Namen Hoffmann und Campe begegnete, was er tadelte, indem er meinte: der Campe sei nicht sehr beliebt und der Hoffmann sei gänzlich unbekannt.

Setzt, lieber Campe, meine dringendste Bitte. Für alle Liebe, die ich Ihnen im Leben gezeigt habe, verschonen Sie mich ein für alle Mal mit der traurigen Gelddiskussion und möge dieser Brief der letzte sein, worin ich meine Geldinteressen mit Ihnen zu besprechen habe. Erleichtern Sie mir Alles, damit ich nicht auf diesen Punkt zurückzukommen brauche. Sprechen Sie mir nicht mehr von verschimmelten „Französischen Zuständen“, von Ihrem Ärger beim „Romancero“, von der Subskription, wo Sie mir dienstbar sein wollen, — lauter Dingen, wo unter der ehrbar ernsthaften Masse dennoch der alte Schalk hervorguckt, der mir so wohl bekannt ist und der mich unter andern Umständen so oft ergözte. Aber jetzt bin ich krank, und ich muß meine Zeit zu Rathe halten, um meine letzten Arbeiten zu vollenden, und ich bitte Sie daher, ohne viele Worte, ohne Umschweif mir zu sagen: ob Ihnen mein Verlagsantrag genehm ist oder nicht. Ist Ihnen mein An-

trag genehm, und haben Sie mir eine acceptable und honorable Offerte zu machen, wobei mir nicht das Fell über die Ohren gezogen wird — (ich kann Dieses nicht mehr so gut als sonst vertragen, da kein Fleisch mehr an mir haftet und ich nur noch aus Knochen und Fell bestehe) — so will ich ein Geldopfer bringen. Worum ich Sie am meisten bitte, ist schleunigster Bescheid, damit ich die Sache aus dem Kopf bekomme, die mich in meinen Arbeiten stört. Ich weiß nicht, ob mein Bruder Max noch in Hamburg ist, doch für den Fall, daß er noch da ist, schreibe ich ihm in einigen Tagen, und ich bitte Sie, ihn wissen zu lassen, wie unsre Verhandlungen stehn. Er ist kein Geldmensch, die ehrlichste Seele; und haben Sie das Vertrauen in ihn, daß er, obgleich er mein Bruder ist, bei unsern gemeinschaftlichen Interessen ein getreuer Arbitre sein könnte, so will ich ihm gerne carte blanche geben, in meinem Namen über den Honorarpunkt sich mit Ihnen zu verständigen. Er kennt meine Finanzbedürfnisse, er weiß, wo die Grenze der Nachgiebigkeit sein darf, er weiß, wie wenig ich in Verlegenheit bin, um aus Papier Geld zu machen, und wenn er es rathsam hält, dürfte er Ihnen wohl Manches vertrauen, was Ihnen nicht gleichgültig dünken dürfte und erleuchtend auf Sie wirken könnte. Doch die wahre Erleuchtung kommt nur vom Him-

mel, und dieser empfehle ich Sie. Sedenfalls sein Sie überzeugt, daß Ihre Freundschaft mir lieb und theuer ist — aber nochmals gesagt, zu theuer darf sie nicht sein.

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

317. An Julius Campe.

Paris, den 12. September 1852.

Liebster Campe!

Die Abwesenheit meines Freundes Reinhard, der nur einmal in der Woche vom Lande zu mir kommt, ist Schuld, daß ich Ihren letzten Brief noch nicht beantwortet. Außerdem war auch nichts Dringendes darüber zu sagen, obgleich er hinlänglich verdrießlichen Inhalts. Ich weiß nun eben, was ich zunächst wissen wollte, nämlich daß ich mein Buch in einer Gestalt verfertigen muß, wo Nichts daran gelegen ist, daß es nicht gleich in die Presse läuft und vielmehr Jahr und Tag ruhig in meinem Pulte liegen kann, ohne daß es im mindesten weß wird. Ich betrachte jetzt meinen Antrag als abgewiesen, und ich versichere Ihnen auf mein Wort,

daß ich Nichts weniger als verstimmt bin, daß ich vielmehr herzlich froh bin, nicht nöthig zu haben, in kurzer Frist mein Erbieten zu erfüllen; ich bin wie von einer Last befreit, denn ich fühle, daß ich keineswegs dieses Jahr, sondern erst im Frühjahr mit meinem Buche fertig sein kann, wenn ich ihm den interessanten Inhalt und die vollendete Form ertheilen soll, wie mir Solches vorschwebt — ja, es hat sich in meinem Geiste der Plan des Werks noch dahin erweitert, daß ich es bis auf die heutige Tagesgeschichte ausdehne, und da mögen wohl Personalschilderungen vorkommen, die es nicht rathsam machen, mit Herausgabe des Buches zu eilen.

Ich bin mir bewußt, Nichts gethan zu haben, was Sie berechtigen könnte, meine Loyalität im mindesten zu bezweifeln. Was bedeutet jener empörte Aufschrei über einen Brüdertongreß, der sich in Hamburg gegen Sie verschworen, was bedeutet jene Definition eines Verkaufrechts, wobei Sie bemerken, daß ein fingiertes Gebot nicht statthaben dürfte? Wie konnte Ihr Unmuth gegen meinen Bruder (Gustav *), mag derselbe noch so gerecht sein, Sie

*) Gustav Heine hatte aus eigener Machtvollkommenheit am 25. August 1852 Herrn Campe einen Besuch gemacht, um Letzteren zu bereden, sich den von H. Heine für sein neues Werk gestellten Honorarforderungen zu fügen. Wie

verleiten, mir, der ich genug zu tragen habe, mit solcherlei Beflagnissen meine Bekümmernisse zu ver-

aus dem Briefe des Herrn Campe vom 26. August 1852 hervorgeht, bediente sich Herr Gustav Heine bei dieser Gelegenheit der drohenden Äußerung: ihm sei bekannt, daß sich in Wien ein Verein gebildet habe, an dessen Spitze Herr Bacher stehe, und dessen Absicht dahin gerichtet sei, eine Gesamtausgabe von H. Heine's Schriften zu veranstalten. Diese Gesellschaft werde dem Dichter für sein neues Werk nicht allein das von ihm geforderte, sondern ein noch weit größeres Honorar bezahlen, woran sich das Weitere knüpfen werde. Ein Loch in einen Kontrakt sei bald gemacht. „Sehen Sie“, fuhr Herr Gustav Heine, auf seine Kravatte deutend, fort, „Dies ist ein Kontrakt.“ Hiemit riß er die Schleife auf, band sie in anderer Art wieder zu, und sagte lachend: „So, nun ist es wieder ein Kontrakt!“ Herr Campe verbat sich die Fortsetzung dieser impertinenten Belehrungen und fügte hinzu: nicht Herr Bacher, sondern er, Herr Gustav Heine, sei der Autor jenes grobkörnigen Gespinnstes, was Derselbe auch zugab. Herr Campe bemerkt ferner in dem oben erwähnten Briefe an Heinrich Heine: „Ihr Bruder befindet sich ebenfalls hier; es hat sich ein Kongreß gebildet, — — Die erste Stimme von dem Kongreß war sehr brutal. Übel werden Sie es mir nicht nehmen, wenn ich die zweite, noch nicht gehörte Stimme, durch die erste tief verletzt, jetzt ebenfalls ablehne.“ — Herr Gustav Heine hatte die Stirn, obige Drohung neun Jahre später, im Sommer 1861, noch schroffer zu wiederholen, als ich mit ihm im Auftrage des Herrn Campe über den Ankauf des H. Heine'schen literarischen Nachlasses unterhandelte. Wieder behauptete er, es habe sich

mehren? Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir,

unter Leitung des Herrn Bacher ein Comité gebildet, das auf dem Wege einer Nationalsubskription zu Gunsten der Witwe Heinrich Heine's Dessen sämtliche Werke im Auslande, wahrscheinlich in Belgien, herausgeben wolle. Er, Gustav Heine, habe Solches bis jetzt verhindert; wenn aber Herr Campe den literarischen Nachlaß seines Bruders nicht, ohne vorher Einsicht in die betreffenden Papiere zu erhalten, welche ihm nicht gestattet werden könne, zu einem hohen Preise (es wurden erst 30,000, dann 12,000 Franks für ein, 6 Druckbogen umfassendes Heft meist fragmentarischer Gedichte gefordert) ankaufe, so habe er, Gustav Heine, sich bereit erklärt, der Witwe seines Bruders, wenn sie durch kontraktwidrige Veröffentlichung der Gesamtausgabe von H. Heine's Werken die ihr bisher von Herrn Campe gezahlte Jahrespension verlöre, auch ferner dies Einkommen aus seinen eigenen Mitteln zu garantieren. Was den Kontrakt seines Bruders mit Herrn Campe betreffe, so seien manche Bestimmungen desselben, wie Juristen auf Befragen versichert hätten, leicht anzufechten; das Testament des Verstorbenen und andere Dokumente aus späterer Zeit, als jener Kontrakt, enthielten gleichfalls Betreffs der Gesamtausgabe manche Verfügungen, die Herrn Campe gänzlich unbekannt seien, und die man ihm auch jetzt nicht mittheilen, sondern erst später vor Gericht aufweisen werde, um die im Namen der Witwe anzustellende Klage zu begründen, sobald Herr Campe gegen einen Punkt des Kontrakts oder gegen irgend eine der ihm unbekannten „geheimen Klauseln“ verstoße. Um all' diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, müsse Letzterer sich flugerweise à tout

habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänktischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, daß ich Alles so einrichten werde, daß er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen, der die verträglichste Seele ist und in seiner Gemüthlichkeit fast zu weit geht, indem er für den Frieden unserer Ehe selber Opfer bringen wollte — genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte sein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, daß er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage seines Aufenthaltes die meisten Familienglieder gegen ein-

prix mit der Witwe abfinden und, „Druck für Werth“ laufend, die erforderliche Summe bezahlen, — „einerlei ob er für sein Geld Gedichtfragmente, unbeschriebenes Papier oder fremde Visitenkarten erhalte“. — Herr Campe machte hierauf ein von Herrn Gustav Heine zurückgewiesenes Gebot auf die ihm bekannten nachgelassenen Gedichte H. Heine's und die ihm vorerhaltene Disposition zur Gesamtausgabe, verschmähte es aber natürlich, sich durch eine erpresste Geldzahlung Schutz vor den ihm angedrohten böswilligen Rechtsverletzungen zu erkaufen.

ander zu verheizen suchte. Was soll ich also lange darüber jammern, daß er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten mußten Sie erkennen, daß ich nicht im Spiele und ein Bruch zwischen uns nicht in Absicht stand. Hierzu mögen noch besondere Interessen Antrieb gewesen sein; ich habe schon längst gemerkt, daß bei meinem hilflos kranken Zustande mein Bruder Gustav sich verpflichtet glaubte, mein literarischer Vormünder zu sein. In Bezug auf mein Buch hat er noch specielle Absichten, die ich aus Takt Ihnen nicht gestehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er sagte mir längst, daß er mit seinem Zeitungsinstitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle, angeregt durch einen Buchhändler, mit welchem er in Verbindung. Max meint wirklich, ich würde ein solcher Narr sein, des Geldes wegen meinen Namen von Gustav für die Feuilletons seines Journales oder sonstwie als Annonce ausbeuten zu lassen. Er hat mir vor drei Wochen einen bedeutenden Geldvorschuß gemacht auf Geschäfte, deren Besorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird rembourseren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Nicht er, sondern wirklich Herr Bacher war Derjenige, der mit dem Subscriptionsprojekte von freundschaftlichem Sinne an mich abgeordnet worden. Mein Bruder Gustav kann auch Nichts wissen über meine „Memoiren“.

wovon in der That ein großer Theil vernichtet ist; er hat nur Vermuthungen und sagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, daß Sie ihn nicht von einer besseren Seite kennen gelernt; er hat sehr viele gute Eigenschaften, er hat sie oft durch die That bewiesen, und nur die verdammte Zwistsucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhasst machen; ich aber werde, wie gesagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben; ich weiß sogar, er hat schrecklich gegen mich raisonnirt, aber ich variere nicht leicht in meinen Affektionen, und auch Freunde, die mich mit Nadelstichen nergeln, können auf meine liebende Toleranz rechnen. Übrigens hat Gustav hier in Bezug auf Sie sich keine böswillige Äußerung zu Schulden gemacht, er hat meinen Kontrakt mit Ihnen nie gesehen. Ihr ehrsamer Nefse, Herr B., ist der Einzige, der sich jemals entblödet hat, mir zuzumuthen, ihm unsern Kontrakt zu zeigen, um aus irgend einer Schwäche der Abfassung etwelche Vortheile für mich daraus hervorzuklauben.

Ich kann vor innerem Degout kaum weiter diktieren; der Himmel mag es Ihnen verzeihen, liebster Campe, wenn Sie je auf den Gedanken kamen, daß ich zu solchem schändlichen Werke jemals die Hand bieten sollte. Die Rechte, die ich Ihnen zugestanden, sind mir heilig. Ich habe durchaus kein

mehren? Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir,

unter Leitung des Herrn Bacher ein Comité gebildet, das auf dem Wege einer Nationalsubskription zu Gunsten der Witwe Heinrich Heine's Dessen sämtliche Werke im Auslande, wahrscheinlich in Belgien, herausgeben wolle. Er, Gustav Heine, habe Solches bis jetzt verhindert; wenn aber Herr Campe den literarischen Nachlaß seines Bruders nicht, ohne vorher Einsicht in die betreffenden Papiere zu erhalten, welche ihm nicht gestattet werden könne, zu einem hohen Preise (es wurden erst 30,000, dann 12,000 Franks für ein, 6 Druckbogen umfassendes Heft meist fragmentarischer Gedichte gefordert) ankaufe, so habe er, Gustav Heine, sich bereit erklärt, der Witwe seines Bruders, wenn sie durch kontraktwidrige Veröffentlichung der Gesamtausgabe von H. Heine's Werken die ihr bisher von Herrn Campe gezahlte Jahrespension verlöre, auch ferner dies Einkommen aus seinen eigenen Mitteln zu garantieren. Was den Kontrakt seines Bruders mit Herrn Campe betreffe, so seien manche Bestimmungen desselben, wie Juristen auf Befragen versichert hätten, leicht anzufechten; das Testament des Verstorbenen und andere Dokumente aus späterer Zeit, als jener Kontrakt, enthielten gleichfalls Betreffs der Gesamtausgabe manche Verfügungen, die Herrn Campe gänzlich unbekannt seien, und die man ihm auch jetzt nicht mittheilen, sondern erst später vor Gericht aufweisen werde, um die im Namen der Witwe anzustellende Klage zu begründen, sobald Herr Campe gegen einen Punkt des Kontrakts oder gegen irgend eine der ihm unbekannten „geheimen Klauseln“ verstoße. Um all' diesen Unannehmlichkeiten zu entgehen, müsse Letzterer sich flugerweise à tout

habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänkischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, daß ich Alles so einrichten werde, daß er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen, der die verträglichste Seele ist und in seiner Gemüthlichkeit fast zu weit geht, indem er für den Frieden unserer Ehe selber Opfer bringen wollte — genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte sein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, daß er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage seines Aufenthaltes die meisten Familienglieder gegen ein-

prix mit der Witwe abfinden und, „Druck für Werth“ tausend, die erforderliche Summe bezahlen, — „einerlei ob er für sein Geld Gedichtfragmente, unbeschriebenes Papier oder fremde Visitenkarten erhalte“. — Herr Campe machte hierauf ein von Herrn Gustav Heine zurückgewiesenes Gebot auf die ihm bekannten nachgelassenen Gedichte H. Heine's und die ihm vorenthaltene Disposition zur Gesamtausgabe, verschmähte es aber natürlich, sich durch eine erpreßte Geldzahlung Schutz vor den ihm angedrohten böswilligen Rechtsverletzungen zu erkaufen.

ander zu verhegen suchte. Was soll ich also lange darüber jammern, daß er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten mußten Sie erkennen, daß ich nicht im Spiele und ein Bruch zwischen uns nicht in Absicht stand. Hierzu mögen noch besondere Interessen Antrieb gewesen sein; ich habe schon längst gemerkt, daß bei meinem hilflos kranken Zustande mein Bruder Gustav sich verpflichtet glaubte, mein literarischer Vormünder zu sein. In Bezug auf mein Buch hat er noch specielle Absichten, die ich aus Takt Ihnen nicht gestehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er sagte mir längst, daß er mit seinem Zeitungsinstitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle, angeregt durch einen Buchhändler, mit welchem er in Verbindung. Max meint wirklich, ich würde ein solcher Narr sein, des Geldes wegen meinen Namen von Gustav für die Feuilletons seines Journales oder sonstwie als Annonce ausbeuten zu lassen. Er hat mir vor drei Wochen einen bedeutenden Geldvorschuß gemacht auf Geschäfte, deren Besorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird rembourfieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Nicht er, sondern wirklich Herr Bacher war Derjenige, der mit dem Subskriptionsprojekte von freundschaftlichem Sinne an mich abgeordnet worden. Mein Bruder Gustav kann auch Nichts wissen über meine „Memoiren“,

wovon in der That ein großer Theil vernichtet ist; er hat nur Vermuthungen und sagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, daß Sie ihn nicht von einer besseren Seite kennen gelernt; er hat sehr viele gute Eigenschaften, er hat sie oft durch die That bewiesen, und nur die verdammte Zwistsucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhasst machen; ich aber werde, wie gesagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben; ich weiß sogar, er hat schrecklich gegen mich raisonnirt, aber ich variire nicht leicht in meinen Affektionen, und auch Freunde, die mich mit Nadelstichen nergeln, können auf meine liebende Toleranz rechnen. Übrigens hat Gustav hier in Bezug auf Sie sich keine böswillige Äußerung zu Schulden gemacht, er hat meinen Kontrakt mit Ihnen nie gesehen. Ihr ehrsamer Nefse, Herr B., ist der Einzige, der sich jemals entblödet hat, mir zuzumuthen, ihm unsern Kontrakt zu zeigen, um aus irgend einer Schwäche der Abfassung etwelche Vortheile für mich daraus hervorzuklauben.

Ich kann vor innerem Degout kaum weiter diktieren; der Himmel mag es Ihnen verzeihen, liebster Campe, wenn Sie je auf den Gedanken kamen, daß ich zu solchem schändlichen Werke jemals die Hand bieten sollte. Die Rechte, die ich Ihnen zugestanden, sind mir heilig. Ich habe durchaus kein

Talent zum Stehlen, wenn ich es auch im Bestohlenwerden bis zur Meisterschaft gebracht habe, Ihre Börse ist vor mir sicher, selbst wenn solche sehr lose aus Ihrer Rocktasche heraushinge. Ich habe einen gewaltigen Respekt vor fremden Rocktaschen. Kommt es Ihnen vor, als ob in Ihrem Kontrakt mit mir die Rechte, die ich Ihnen zugestand, nicht bündig genug formuliert sind, so will ich herzlich gern irgend einen unzulänglichen Ausdruck verändern, und, um übers Grab hinaus gesichert zu sein, daß späterhin der Gültigkeit des Vertrags keine Schifane Etwas anhaben kann, mögen Sie immerhin denselben jetzt durch alle mögliche gerichtliche Legalisation mit unumstößlicher Kraft ausrüsten lassen. Ich biete gern dazu die Hand und wünsche jede unklare Besorgnis aus Ihrem Gemüthe verscheucht zu sehen. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und gesunde Lebenstage, aber wir sind Alle Menschen, und wer wie Sie Weib und Kind hat, muß so viel, als möglich, übers Grab hinaus sorgen, daß sie nicht von Verdrießlichkeiten jemals heimgesucht werden. Das ist meine Meinung als ehrlicher Mann.

Und nun leben Sie wohl, liebster Campe, und lassen Sie mich von meinem Buche Nichts mehr hören, besonders verschonen Sie mich mit erneuten Offerten, das Buch auf meine Kosten zu drucken,

wie Sie es wieder in Ihrem letzten Brief gethan, obſchon ich Ihnen zweimal ſagt, wie mir ſolche Publikationsweiſe zuwider ſei. Es iſt Malice von Ihnen, nichts Anderes; wenn Das Ihnen Vergnügen macht, immerhin. So machte es Ihnen einſt Vergnügen, ein Schauſpiel des armen Maltiz in einem Ihrer gedruckten Bücherverzeichniſſe als ein Schachſpiel anzuzeigen, damit dieſer Freund, dem Sie übrigens ſehr zugethan waren, ſich über den Druckfehler ärgere. Da ich Sie nun kenne und mich an Ihr Schachſpiel gewöhnt habe, ſo wird es Ihnen nie leicht ſein, mich aus der idealen Ruhe meines Selbſtgefühls herabzuziehen in die Arena eines Flohgeſechts. Wer Tag und Nacht an Rückenmarkkrämpfen leidet, Dem können ſolche Stiche Nichts anhaben. Mein Geiſt iſt bereits dem Kleintreiben der Welt entrückt — mögen die Würmer ſich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen dieſen Schmaus, und es iſt mir leid, daß ich ihnen nur Knochen anbieten kann.

Frei und treu,

Ihr Freund

Heinrich Heine.

318. An Alfred Meißner.

Heute, lieber Freund, sollen Sie nach längerer Zeit wieder ein Lebenszeichen von mir erhalten. Dies würde schon längst geschehen sein, wenn ich gewußt hätte, wo in der Welt Sie stecken, aber Sie sind bald da, bald dort, bald in der Einsamkeit, bald im Gewühl, und man fragt sich umsonst, wohin man Ihnen schreiben soll, damit der Brief richtig eintreffe. Gehört hab' ich unterdessen ziemlich viel von Ihnen, und es hat mich sehr gefreut, daß Ihr zweites Stück in Prag so günstig aufgenommen wurde. Von jeher war es eine Erquickung für mich, wenn ich die alten Gemeinplätze und Sprichwörter durch die Ereignisse der wirklichen Welt widerlegt sah, und so that es mir bei der Nachricht von Ihrem Triumph in Ihrer Vaterstadt sehr wohl, daß sich das alte Sprichwort: „Es gilt kein Prophet Etwas in seinem Lande,“ obgleich es dem Evangelium entnommen ist, an Ihnen nicht als parole d'évangile erwiesen hat. In anderen Orten, namentlich in Wien, hat das Stück, wie ich höre, nicht so gut gefallen, allein mir scheint: man kann von den Dichtern sagen, was Solon von den Politikern sagt, daß diejenigen die schlechtesten, die es aller Welt recht machen. Übrigens ist es mit dem Publikum im Allgemeinen wie mit dem allgemeinen Stimm=

recht beschaffen. Es kann sich nur über Das äußern, was in ihm liegt und wozu es Verstandnis hat. Die Wiener sind Sybariten und an eine sanfte Tragik gewöhnt. Man sollte für sie Trauerspiele schreiben, die mit einer Hochzeit und einem gemüthlichen Ländler schließen; solche würden ihnen gewiß gefallen.

Was nun Ihre Tragödie: „Das Weib des Urias“ betrifft, so habe ich sie mir zweimal vorlesen lassen und habe auch von den beigelegten Kritikern Kenntniss genommen. Das Stück hat einen sehr bedeutenden Eindruck auf mich gemacht, und ich prognosticiere Ihnen eine schöne Zukunft auf diesem Gebiete. Das Stück ist mit einem kühnen Verstande geschrieben und hat nur den Fehler, daß es der ganzen deutschen Sentimentalität ins Gesicht schlägt. Interessant war es mir, daß die Handlung eine solche, die fortwährend über die Zwecke der Personen hinaus wächst; Das gibt dem Drama etwas Überraschendes, ja Dämonisches, und erinnert mich an Felsen, die, je weiter man geht, mit neuen überraschenden Zacken hervorschießen. Ihre Batseba ist eine schöne, reine Gestalt, mit dem feuchtesten Pinsel entworfen, und im Gegensatz zu ihr ihr Gemahl der kalte Tyrann, voll Energie und Geistesgegenwart, der er wirklich gewesen. Im dritten Akt ist man wahrlich in die Wüste versetzt; am schönsten

aber scheinen mir die zwei letzten Akte gelungen zu sein. Wer solch ein Drama geschrieben, Der mag sich freuen.

Über die Borniertheit Ihrer Recensenten ist Nichts zu sagen. Sie vermissen die patriarchalische Welt in Ihrem Stücke, welches freilich kein biblisches im alten Sinne des Wortes genannt werden kann. Die Weltanschauung darin nennen sie raffiniert. Als ob es eine Zeit gegeben hätte, wo die Juden nicht raffiniert gewesen wären!

Sie fragen mich, ob Sie Ihren Feinden entgegen treten sollen? Nein, Polemik gegen Leute wie ** ist nicht zu führen. Solche Naturen sind nicht zur Anerkennung zu zwingen, und man muß sie an ihrem Reid und ihrer Impotenz sterben lassen. Übrigens kommt im Leben jedes Schriftstellers eine Zeit, wo er statt der Schmeichler, die ihn früher umgaben, und Jener, die ihn ermunterten, nur Angreifer um sich sieht. Sobald Einer emporwächst über die Köpfe, so wird ihm, als das Gleichgewicht der Schmierliteratur störend, der Proceß gemacht. Wohl Dem, der ihn überlebt, seinen Appetit behält, und weder in seiner Gesundheit noch in seinem Humor Schaden leidet! Nun leben Sie wohl! Behalten Sie Muth und Schwungkraft, und

lassen Sie die Bitterkeit Ihres Herzens nicht überhand greifen. Herzlich grüßt Sie Ihr

Heinrich Heine.


Paris, den 13. Oktober 1852.

319. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1852.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen durch meine Mutter die Bücher zurückgeschickt, die Sie mir aus der Bernhardt'schen Leihbibliothek verschafft, und ich sage Ihnen nochmals meinen Dank für diese Zusendung. Die Bücher des Herrn Sowien waren eine angenehme Überraschung, indem mir Derselbe ohne Auftrag und nach eigener Auswahl jene Bücher hierherschickte, eine Überraschung, die mir 16 Francs und einige Sous kostete, indem nach wie vor die Spitzbuben in Köln mich aufs unverschämteste brandschätzen, unter Vorwand von Spesennachnahme, die sie nicht einmal der Mühe werth halten zu specificieren. Sonderbar, daß ich, der ich über die Privatbedrückungen, deren ich so viele zu ertragen habe, mich im Grunde so wenig gräme, bei Anlässen, wo die Spitzbüberei das all-



aber scheinen mir die zwei letzten Akte gelungen zu sein. Wer solch ein Drama geschrieben, Der mag sich freuen.

Über die Borniertheit Ihrer Recensenten ist Nichts zu sagen. Sie vermissen die patriarchalische Welt in Ihrem Stücke, welches freilich kein biblisches im alten Sinne des Wortes genannt werden kann. Die Weltanschauung darin nennen sie raffiniert. Als ob es eine Zeit gegeben hätte, wo die Juden nicht raffiniert gewesen wären!

Sie fragen mich, ob Sie Ihren Feinden entgegen treten sollen? Nein, Polemik gegen Leute wie ** ist nicht zu führen. Solche Naturen sind nicht zur Anerkennung zu zwingen, und man muß sie an ihrem Neid und ihrer Impotenz sterben lassen. Übrigens kommt im Leben jedes Schriftstellers eine Zeit, wo er statt der Schmeichler, die ihn früher umgaben, und Jener, die ihn ermunterten, nur Angreifer um sich sieht. Sobald Einer empornwächst über die Köpfe, so wird ihm, als das Gleichgewicht der Schmierliteratur störend, der Proceß gemacht. Wohl Dem, der ihn überlebt, seinen Appetit behält, und weder in seiner Gesundheit noch in seinem Humor Schaden leidet! Nun leben Sie wohl! Behalten Sie Muth und Schwungkraft, und

lassen Sie die Bitterkeit Ihres Herzens nicht überhand greifen. Herzlich grüßt Sie Ihr

Heinrich Heine.

Paris, den 13. Oktober 1852.

319. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1852.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen durch meine Mutter die Bücher zurückgeschickt, die Sie mir aus der Bernhardt'schen Leihbibliothek verschafft, und ich sage Ihnen nochmals meinen Dank für diese Zusendung. Die Bücher des Herrn Sowien waren eine angenehme Überraschung, indem mir Derselbe ohne Auftrag und nach eigener Auswahl jene Bücher hierherschickte, eine Überraschung, die mir 16 Franken und einige Sous kostete, indem nach wie vor die Spitzbuben in Köln mich aufs unverschämteste brandschätzen, unter Vorwand von Spesenabnahme, die sie nicht einmal der Mühe werth halten zu specificieren. Sonderbar, daß ich, der ich über die Privatbedrückungen, deren ich so viele zu ertragen habe, mich im Grunde so wenig gräme, bei Anlässen, wo die Spitzbüberei das all-

gemeine Wohl gefährdet, so leicht in Harnisch gerathe. Wäre diesem Unfug nicht abzuhelpfen? Ich habe an mehre Personen in Deutschland deßhalb geschrieben. Die Kölner Bahn kann ich daher für Bücherwechsel gar nicht benutzen, und die Kiste an meine Mutter schicke ich lieber über Havre. Auf diesem Wege müssen Sie mir die Sendung machen, wenn Sie mir Bücher aus der Laeiß'schen Bibliothek schicken wollen; ich habe aus dem Kataloge von Laeiß das beifolgende Verzeichniß ausgezogen*).

*) Es waren nachstehende Bücher: — Chamisso's Leben, von Hitzig. — Immermann, von Freiligrath. — Lebensnachrichten über Niebuhr. — Wieland's Leben, von Gruber. — Die Beguine, von L. Storch. — Die Insel Felsenburg. — Sealsfield's Lebensbilder aus beiden Hemisphären. — Mörder und Gespenster, von A. Lewald. — Deutsche Sagen, von L. Bechstein. — Volksagen, von Binder. — Volksagen aus Schweden. — Wittekind, von Starklof. — Männliche und weibliche Charaktere, von G. Kühne. — Literarische Zustände, von Böttiger. — Die Entdeckung Peru's. — Erzählungen vom Harze. — Geheimnisse von Hamburg. — Märchenbuch, von Bechstein. — Sagen 2c., von E. Willkomm. — Soldatenleben, von Hackländer. — Gauner, von Thile. — Christian II., von Bernhard. — Die Zigeuner, von Carit Etlar. — Nordisches Novellenbuch. — Ein deutscher Leineweber, von L. Storch. — Andersen, Reiseschatten und Die beiden Baronessen. — Zwei Zeitalter, aus dem Dänischen. — Prinz Louis Ferdinand, von Fanny Lewald. — Henriette Herz' Leben, von Fürst.

Die Sendung hat keine allzugroße Eile. Mit ernstesten Büchern bin ich noch ziemlich versehen, aber da meine Krankheit seit einigen Wochen furchtbar zunimmt und meine Krämpfe so schauderhaft werden, daß ich meine Gedanken lieber abspannen als anspannen darf, so könnte mir doch wohl eine erheiternde Lektüre mitunter ersprießlich sein. Auch suche ich, da ich doch einmal arbeiten muß, mich jetzt nur mit Stoffen zu beschäftigen, die mir angenehm sind und nicht allzusehr anstrengend meinen Geist in Anspruch nehmen. In dieser Beziehung liebster Freund, bin ich Ihnen wahrhaft Dank schuldig, daß Sie meine Anträge, noch in diesem Jahre ein starkes und gewaltiges Buch herauszugeben, nicht gleich angenommen. Bei meinem zähen Eifer, meine Schuldigkeit zu thun und das Beste zu leisten, hätte ich mich vielleicht über die Gebühr angestrengt, und wahrlich, das reichlichste Honorar wäre doch nur kümmerliches Blutgeld gewesen, in

— Mohammed's Leben, von Irving. — Hundert und ein Sabbath, von Dr. H. Schiff. — David Copperfield, von Dickens. — Ingemann, Die Grönländer. — Russisches Leben und Dichten. — Maler Nolten, von Mörike. — Der Vogt von Sylt, von Th. Mügge. — Thackeray, Geschichte des Pendennis. — Die unterstrichenen, hier mit Sperrschrift gedruckten Bücher wünschte Heine vorzugsweise zu erhalten.

Erwägung Dessen, was mir das Buch gekostet hätte. Die delikateste Freundschaft hätte nicht wirksamer für mein Wohl handeln können, wie Sie es aus andern Motiven gethan, und ich versichre Sie auf meine Ehre, daß ich Ihnen letztere gerne nachsehe und Ihnen in meinen Gefühlen deshalb so zugethan bin, als hätten Sie mich wirklich durch einen großen Dienst verpflichtet wollen. Ich hoffe auch, daß Ihre Hallucinationen vom Dreibrüderkomplott, von einer Pulververschwörung gegen Ihre Rasse, und Gott weiß von welchem nächtlichen Einbruch in Ihre Rechte jetzt gänzlich verraucht sind. Dergleichen finden sich sonst nur bei krankhaft nervösen Personen von aufgewiegelter Imagination; Sie aber, der ruhige praktische Geschäftsmann, sollten nicht von solchen Fieberträumen, von solchen Harpagonsvisionen heimgesucht werden können — Ich kenne, nicht durch eigne Erfahrung, aber durch psychologische Beobachtung, solche überreizte Stimmungen, wo man Zahlen sieht, die auf Flöhen reiten, und wo man die Silberläuschen des Filzes erblickt, die sich wie drohende Elephantenkälber aufblähen. — Möge der Himmel Sie, liebster Freund, vor solchen Zuständen bewahren, und Ihnen überhaupt Gesundheit und häusliche Freude erhalten!

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

320. An St. René Taillandier.

Paris, den 25. Oktober 1852.

Liebster Herr Taillandier!

Ich kann Ihnen nicht mit Worten sagen, wie groß meine Betrübniß ist, daß Sie mir die Ehre eines Besuches just in einem Augenblicke zudachten, wo ich an unserer National-Krankheit — ich meine nämlich die Krankheit aller Menschen von Kopf: die Migräne — am furchtbarsten litt. Ich hatte mich so sehr gefreut, Sie wiederzusehen und Ihnen mündlich für all die viele Liebe und Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben, zu danken. Mit Buloz ist mir jüngst ein Ähnliches passiert, und ich hatte den Schmerz, daß er mir in einem Moment angekündigt wurde, wo ich eine schändliche Operation erlitt. Das sind die Nebenfatalitäten einer Krankheit, die mich immer mehr und mehr aufzehrt. Ich hoffe, Sie werden gütig genug sein, solche Zustände berücksichtigend, dennoch wieder eine Reise nach der Rue d'Amsterdam zu machen, — ich bitte Sie, kommen Sie so bald als möglich.

Ich habe durchaus nicht vergessen, daß Sie kein vollständiges Exemplar des „Romancero“ besitzen, und ich schicke Ihnen anbei eine schöne Stereotypausgabe; ich füge hinzu das „Buch der Lieder“

im selben Drucke. Sobald ich eine ähnliche Ausgabe von meinen „Neuen Gedichten“, die ich jüngst in veränderter Gestalt herausgegeben, erhalten habe, werde ich sie Ihnen ebenfalls zukommen lassen. Ich begleite diese Büchlein mit einem Exemplar einer neuen Ausgabe des zweiten „Salon“-Bandes, den Sie längst kennen; nur die Vorrede, die ich mit großer Befümmernis geschrieben, dürfte Ihnen etwas Neues bieten.

Indem ich Sie freundschaftlich grüße, verharre ich mit Ergebenheit

Ihr

Henri Heine.

321. An Julius Campe.

Paris, den 25. November 1852.

Liebster Campe!

Ich hatte zwar die Absicht, Ihnen erst in einigen Wochen zu schreiben, um Ihnen allerlei Kleinigkeiten zu vermelden, aber da eine Anhäufung von Geschäften mich doch wohl verhindern dürfte, in diesem Augenblick zu einer größern Mittheilung mich fähig zu fühlen, so will ich Ihnen heute vorläufig die Bitte zukommen lassen, mir so bald als möglich eine neue Sendung von deutschen Büchern zu be-

hergen, wobei Sie sich des Verzeichnisses, das ich der Sächsischen Leihbibliothek entlehnte, bedienen können.

Ich kann Ihnen über die neue Ausgabe der „Hartreise“ Nichts sagen, da ich sie des feinen Drucks wegen noch nicht mit eignen Augen untersuchen konnte. Ich hoffe, daß Sie bei diesem Abdruck die zweite Auflage der „Reisebilder“ benutzt haben, indem diese sorgsam von mir revidiert und verbessert wurde; ist es nicht geschehen, so vergessen Sie nicht diesen Umstand bei Gelegenheit eines späteren Abdrucks, namentlich beim Abdruck der Gesamtausgabe, im Fall ich dieselbe mortis causa nicht selber leiten würde. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir auch etwa drei Exemplare der Goldschnittausgabe des „Romancero“ schickten. Da ich die „Neuen Gedichte“ in der jetzigen Gestalt nicht besitze, und doch Manchen darauf aufmerksam machen möchte, so bitte ich Sie, mir ebenfalls drei Exemplare davon zu schicken. Ich weiß, daß ich sehr schlecht den Augenblick wähle, wo ich Sie mit Aufträgen behellige, da Sie gewiß jetzt schon mit dem Jahresabschluß sich beschäftigen und dem Hamburger Publikum, dem alten Göhr, seinen Weihnachtsbaum bereiten — mit großen Lichtern werden Sie ihn wohl dieses Jahr nicht verzieren können, und Sie werden sich wohl mit einigen literarischen Pfennigs-

kerzchen behelfen müssen. Aber wenn das Ding einmal angezündet ist, so sieht es immer nach Etwas aus, und der kleine Funge untersucht nicht genau, ob ihm ein Wachslicht oder stinkender Talg zum heiligen Christe leuchtet. Ich hoffe, daß Alles bei Ihnen wohlauf sei. Mir geht's noch immer schlecht. Heiter und freundschaftlich grüßend,

Heinrich Heine.

322. An Julius Campe.

Paris, den 14. December 1852.

Liebster Campe!

Ich bin heute so krank, daß ich Ihnen nur wenige Zeilen schreiben kann; was ich Ihnen besonders bemerke, damit Sie meine Wortfargheit in keinem Falle mißdeuten.

Gatty hat mir dieser Tage einen langen Brief von Herrn Strodtmann aus Amerika*) vorlesen

*) Ich war zu jener Zeit Buchhändler in Philadelphia und hatte, da mir die Absicht anderer deutsch-amerikanischer Buchhändler bekannt wurde, Nachdrücke von Heine's Werken zu veranstalten, den Plan gefaßt, allen derartigen Unternehmungen zuvorzukommen, indem ich selbst, mit Heine's

wollen, aber sobald ich den Inhalt errieth, bat ich ihn, mich damit zu verschonen, indem die Sache nur Sie anginge, und ich auch wünschte, daß er Ihnen deshalb so bald als möglich schriebe. Verwundert habe ich mich übrigens nicht, da ich bereits vor einiger Zeit durch einen Auswanderer nach Amerika, einen Mann von großer Geldbedeutung, erfuhr, daß in einer andern Stadt der Freistaaten, ich erinnere mich nicht in welcher, aber nicht in Philadelphia, ein ähnliches Projekt ausgeheckt sei und großartig bald zur Erscheinung käme. Herr Strodtmann ist wahrscheinlich ein Konkurrent, aber weder um sein Projekt, noch um die Projekte Anderer, die meines Freundes Campe Interessen schaden können, werde ich mich kümmern. Sie werden am besten wissen, liebster Campe, was Sie zu thun haben. Gathy meinte, das Vernünftigste wäre, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und mit Herrn Strodtmann sich zu verständigen, indem Sie sich selbst bei seinem Unternehmen betheiligten, damit Sie selbst in Amerika die Sache in Händen bekämen; aber ich fürchte, die Indignation macht Sie dazu unfähig,

und Campe's Einwilligung, und theilweise zum Nutzen Beider, in Amerika eine autorisierte Gesamtausgabe der Werke des Dichters herausgabe. Als ich die nachgesuchte Einwilligung nicht erhielt, ließ ich sofort das Projekt fallen.

Anm. des Herausgebers.

und ich begreife Das sehr gut. Ich habe an mir selbst dieser Tage die Bemerkung gemacht, daß man einen bestimmt ausgesprochenen Schaden leichter ertragen kann, als die geringste Verletzung Dessen, was wir unser Recht nennen, und obgleich ich todkrank bin, so habe ich mich gestern zu der schlimmsten Sache, die es in der Welt giebt, nämlich zu einem Prozesse entschlossen, um zu zeigen, daß ich lieber wie ein Mann sterbe, als einer Matzfoxe gleich hinzubegetieren. Mein alter Freund Renduel hat mich schon für todt angesehen, und bei lebendigem Leibe beerben wollen, indem er meine französischen „Reisebilder“ hier nachdrucken ließ, ganz ohne mein Wissen und, wie sich von selbst versteht, ohne meine Erlaubnis. Es hatte Dieses tausenderlei Unannehmlichkeiten für mich, der ich in diesem Buche große Veränderungen machen wollte. Der Proceß wird heute eingeleitet und das Buch saisirt. Verliere ich den Proceß, so habe ich doch nur Geld verloren und nicht meine eigne Achtung; aber ich weiß wohl, daß Dergleichen mich aufreibt, und Sie mögen daran merken, welch ein geplagter Mensch ich bin, und wie sehr ich in solcher bösen Zeit des liebevollen Beistandes wahrer Freunde bedarf. Ich kann kein Unrecht leiden, und daran freiere ich; aber Gott weiß, daß ich mit derselben Schärfe des Gefühls auch das Unrecht, das Andern widerfährt, empfinde, und gewiß

um keinen Preis der Welt dabei betheiligt sein möchte. Mein Körper leidet große Qual, aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnen-Aufgänge und Sonnen-Untergänge.

Grüßen Sie mir freundlich die Ihrigen. Der Himmel schenke Ihnen eine heitere Weihnacht.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

323. An den Redakteur des „Journal des Débats“*).

Paris, den 10. Januar 1853.

Geehrter Herr!

Ich habe in Ihrer Nummer vom 7. Januar das Résumé einer erklärenden Zuschrift des Herrn

*) Der damalige Chefredakteur des „Journal des Débats“ war Armand Bertin. Das in französischer Sprache verfasste Schreiben Heine's erschien in der Nummer vom 12. Januar 1853. Die Notiz, auf welche sich dasselbe bezieht, war in der Nummer vom 8. (nicht 7.) Januar abgedruckt, und lautete, wie folgt: „Herr Renduel hat an uns eine Reklamation hinsichtlich einer Ausgabe der „Reisebilder“ (Tableaux de voyage) gerichtet, welche kürzlich bei Herrn Lecou erschienen ist, und über welche sich eine Mißthelligkeit erhoben hatte. Es geht

Eugène Renduel gefunden. Ich bedaure sehr, daß Sie nicht vollständig dies Schreiben mitgetheilt haben, das Herr Renduel, als er mir das letzte Mal die Ehre seines Besuches erwies, unter meinen Augen abgefaßt hatte, und das gleichzeitig dazu dienen sollte, mir das leidige Geschäft zu ersparen, mich in eigener Angelegenheit an das Publikum zu wenden. Ich will nicht sagen, daß die Thatfachen, welche dies Résumé enthält, unwahr seien; aber die beiden Hauptthatfachen, obschon im Grunde allerdings wahr, sind in einer so unbestimmten Weise ausgedrückt, daß sie irrigen und sehr widerwärtigen Auslegungen Raum geben könnten.

Erstens. Es ist wahr, daß ich Herrn Renduel ermächtigt hatte, in meinem Interesse über eine Duodez-Ausgabe meines Werkes „Reisebilder“ (Tableaux de voyage) zu unterhandeln, deren ursprünglicher Verleger er war. Da man jedoch, in

aus dieser erklärenden Zuschrift hervor, daß nach einer freundschaftlichen Besprechung anerkannt worden ist, daß Herr Renduel, der ursprüngliche Verleger des Herrn Heine, durch Letzteren, und in seinem eigenen Interesse, ermächtigt worden war, über eine Duodez-Ausgabe des genannten Werkes zu unterhandeln. Die streitige Frage ist also beendet: Herr Lecou wird seine Ausgabe verkaufen, und darauf wird sich sein Recht beschränken, während Herr Heine hinfort der einzige Eigenthümer seiner Werke bleiben wird.“

Ermangelung einer näheren Angabe, wähen konnte, daß diese Ermächtigung ganz vor Kurzem gegeben worden sei, so laufe ich Gefahr, als ein leichtsinniger Mensch zu erscheinen, der sich am folgenden Tage nicht mehr eines Auftrages entsinnt, den er gestern ertheilt hat. Nun ist es aber schon sehr lange her, seit ich Herrn Renduel bat, mir einen Verleger für eine Duodez-Ausgabe der „Reisebilder“ zu suchen, indem ich ihn ermächtigte, mit einem Pariser Buchhändler darüber zu verhandeln. Ich hatte Herrn Renduel diese Ermächtigung einige Zeit vor der Februarrevolution ertheilt, und seit dieser Epoche sind, wie Sie wissen, vielerlei Dinge in Vergessenheit gerathen, und bei mehr als einem unter uns ist das Gedächtnis schwach geworden.

Zweitens. Es ist wahr, wie am Schlusse des *Resumés* gesagt wird, daß „Herr Heine hinfort der einzige Eigenthümer seiner Werke bleiben wird.“ Dies ist vollständig wahr; nur könnte das Wort „hinfort“ glauben lassen, daß dies Eigenthumsrecht mir früher nicht zustand, und in solchem Fall würde ich wieder als ein Unbesonnener erscheinen, der sich leichtfertig in gerichtliche Klagen einläßt. Ich würde für einen Proceßliebhaber gelten, ich, der Zeit seines Lebens nie einen Proceß gehabt, obchon ich selbst Rechtsgelehrter bin, und sogar Doktor der Rechte, *utriusque juris doctor*, zu

dieser Würde promoviert durch den Dekan der juristischen Fakultät in Göttingen, den hochberühmten und hochgelahrten Professor Hugo, welcher bei dieser feierlichen Gelegenheit mir in der schönsten lateinischen Rede das Kompliment machte, daß ich dereinst ein großer Rechtsgelehrter, ein wahrer Papinian werden würde. Ich bin kein Papinian geworden, aber ich bin genugsam in der Jurisprudenz bewandert, um zu wissen, daß man die Prozesse vermeiden muß, und ich hätte mich wohl gehütet, einen solchen wegen des Wiederabdrucks der „Reisebilder“ anzustrengen, wenn ich nicht, außer meinen materiellen Rechten, geistige Interessen zu vertheidigen gehabt hätte. Indem ich mich freundschaftlich mit Herrn Renduel verständigte, habe ich die materiellen Interessen in die Schanze geschlagen; ich habe von ihm keinerlei Ersatz für die Ausgabe angenommen, deren Veröffentlichung er dem Herrn Recou gestattet; ich habe zu Gunsten Nothleidender auf jede Entschädigung in dieser Hinsicht verzichtet, und Herr Renduel hat sich seinerseits edelmüthig erboten, eine gewisse, gemeinsam von uns stipulierte Summe an die Armen eines in der Nähe seines Schlosses belegenen Dorfes zu zahlen, deren traurige Lage er mir geschildert. Was die geistigen Interessen betrifft, so würde ich diese nicht so leicht geopfert haben; ich hatte zu zeigen, daß ein Schriftsteller

während seiner ganzen Lebenszeit das Recht behält, ein Werk, das in einer früheren Epoche seiner Feder entfloßen ist, zu überarbeiten und zu verändern. Dies ist, nach meiner Ansicht (welche vielleicht von der Ansicht Papinian's abweichen würde), ein unverjährbares und unveräußerliches Recht. Es war sehr nöthig, daß ich dies Recht bei Gelegenheit eines Wiederabdrucks der „Reisebilder“ in Anspruch nahm, die vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben sind, und in denen sich einige Stellen befinden, die von einer so krassen Religionspöttelei besleckt sind, daß ich eine aufrichtige Reue darüber empfinde. Ich hatte die Absicht, dies Buch durch eine neue Ausgabe zu purificieren, indem ich die anstößigen Stellen entfernte, oder sie durch widerlegende Anmerkungen und ein aufrichtiges Geständnis neutralisierte, wie ich es bei den jüngsten Ausgaben meiner Bücher in Deutschland gethan habe. Sie begreifen also, welches Unrecht mir der Wiederabdruck meiner „Reisebilder“ zugefügt hat, der ohne mein Wissen und ohne meine Betheiligung unternommen worden; es ist ein nicht wieder gut zu machendes Unrecht, das mich eben so sehr im Himmel wie auf Erden kompromittiert.

Ich erwarte, geehrter Herr, von Ihrer hohen Rechtlichkeit und von der Sympathie, welche Sie für die Interessen der Schriftsteller an den Tag

gelegt, den sofortigen Abdruck dieses Schreibens. Empfangen Sie im Voraus meinen Dank, und genehmigen Sie den aufrichtigen Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung.

Henri Heine.

324. An Julius Campe.

Paris, den 9. Februar 1853.

Liebster Campe!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie und die Ihrigen im besten Wohlfsein antreffen, und möchte damit bei Ihnen in Erinnerung bringen, daß ich Ihnen vor geraumer Zeit ein Verzeichniß von Büchern geschickt, wovon Sie mir eine Portion hieherbesorgen sollten; das Verzeichniß war dem Katalog des Herrn Laeß entnommen. Da ich nun keine Bücher erhalten habe, so wünschte ich darüber Auskunft zu haben, ob etwa mein Gesuch in Vergessenheit gerathen, oder ob die Bücher abgeschickt und nicht angekommen sind.

Ich hatte Jemanden beauftragt, Ihnen unter Kreuzkouvert den Artikel des „Journal des Débats“ zu schicken, der meinen Originalbrief über meine

Proceßseinleitung enthielt; bemerken Sie mir doch gelegentlich, ob Ihnen das Blatt richtig zu Händen gekommen. Ist Letzteres der Fall, so werden Sie zugleich auch daraus ersehen haben, wie dumm, falsch und ekelhaft die deutschen Blätter Auszüge meines Briefes geliefert. Ich muß Ihnen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die französische Ausgabe der „Reisebilder“ ganz anders geordnet ist und einen ganz andern Zuschnitt hat, als die deutsche; so sind z. B. die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ darin aufgenommen. Auf diese bezieht sich meine Selbstanflage der impiété, nicht auf den übrigen Inhalt der „Reisebilder“, der harmlos ist, und bei dem ich auch bei gegenwärtiger Denkweise Nichts umändern würde. Es wäre nicht übel, wenn Sie diesen Umstand etwas unter die Leute brächten, aber beileibe nicht als von mir ausgehend. Ich überlasse dem Pöbel sein Interpretationsrecht, und reklamiere nie wegen Kleinigkeiten.

Freundschaftlich und heiter grüßend,

Ihr treusam ergebener

Heinrich Heine.

325. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1853.

Liebster Campe!

Gestern Abend erhielt ich Ihr Schreiben, und beeile mich, auf Ihre Anfrage, ob ich mir das Recht einer deutschen Herausgabe meiner „exilierten Götter“ vorbehalten habe, Ihnen zu antworten, daß es sich von selbst versteht, daß ich dieses Recht habe; ja, nicht bloß auf Deutsch kann ich Alles herausgeben, was ich in der Revue des deux Mondes französisch publiciere, sondern auch die französische Version gehört mir eigenthümlich, und ich kann sie jeden Augenblick in einem Buche aufs Neue abdrucken. Ich hatte wohl geglaubt, daß man stümperhafte Auszüge meines Artikels in deutschen Journalen geben könnte, und um meine schriftstellerische Ehre zu decken, schickte ich ein für Deutschland bearbeitetes Manuscript an Brockhaus mit dem Gesuche, dasselbe in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ unverzüglich abzudrucken. Auch machte Herr Brockhaus in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vor etwa 10 Tagen die Anzeige, daß eine deutsche Version der „exilierten Götter“, die der Feder des Verfassers entfloßen und als allein authentisch zu betrachten sei, unverzüglich in den

literarischen Unterhaltungsblättern erscheinen werde; Dieses wird jetzt auch wohl schon geschehen sein. Nimmermehr konnte ich mir einbilden, daß irgend Jemand in Deutschland die Unverschämtheit haben würde, meine Arbeit als eine besondere Broschüre*) ohne die geringste Autorisation herauszugeben. Da Jeder weiß, daß ich meine französischen Arbeiten auch immer in deutscher Sprache herausgebe und des schriftstellerischen Erwerbs bedarf, so ist der Dolus offenbar, wenn es auch durch Lafunen der Legislation ungestraft geschehen kann, daß mir gleichsam unter meinen Augen mein literarisches Eigenthum stibigt wird; ja, ich könnte es Diebstahl nennen. Dazu kommt, daß in meinen „exilierten Göttern“ ein Theil meinen schon gedruckten Schriften, dem „Salon“, entlehnt ist, und ohngeachtet einiger Umarbeitungen dennoch ganze Stellen des gedruckten Textes wörtlich stehn geblieben, und also der Sache nach die Berliner Edition theilweise als Nachdruck zu betrachten ist. Auf diese Weise könnte man jedes deutsche Buch, das einmal im Französischen übersetzt worden, nachher im Deutschen vorgeblich zurückübersetzen, und da hier vielleicht Stil und Anord-

*) Die verbannten Götter, von Heinrich Heine. Aus dem Französischen. Nebst Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin, Gustav Hempel, 1853.

325. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1853.

Liebster Campe!

Gestern Abend erhielt ich Ihr Schreiben, und beeile mich, auf Ihre Anfrage, ob ich mir das Recht einer deutschen Herausgabe meiner „exilierten Götter“ vorbehalten habe, Ihnen zu antworten, daß es sich von selbst versteht, daß ich dieses Recht habe; ja, nicht bloß auf Deutsch kann ich Alles herausgeben, was ich in der Revue des deux Mondes französisch publiciere, sondern auch die französische Version gehört mir eigenthümlich, und ich kann sie jeden Augenblick in einem Buche aufs Neue abdrucken. Ich hatte wohl geglaubt, daß man stümperhafte Auszüge meines Artikels in deutschen Journalen geben könnte, und um meine schriftstellerische Ehre zu decken, schickte ich ein für Deutschland bearbeitetes Manuscript an Brockhaus mit dem Gesuche, dasselbe in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ unverzüglich abzudrucken. Auch machte Herr Brockhaus in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ vor etwa 10 Tagen die Anzeige, daß eine deutsche Version der „exilierten Götter“, die der Feder des Verfassers entfloßen und als allein authentisch zu betrachten sei, unverzüglich in den

literarischen Unterhaltungsblättern erscheinen werde; Dieses wird jetzt auch wohl schon geschehen sein. Nimmermehr konnte ich mir einbilden, daß irgend Jemand in Deutschland die Unverschämtheit haben würde, meine Arbeit als eine besondre Broschüre*) ohne die geringste Autorisation herauszugeben. Da Jeder weiß, daß ich meine französischen Arbeiten auch immer in deutscher Sprache herausgebe und des schriftstellerischen Erwerbs bedarf, so ist der Dolus offenbar, wenn es auch durch Lafunen der Legislation ungestraft geschehen kann, daß mir gleichsam unter meinen Augen mein literarisches Eigenthum stibigt wird; ja, ich könnte es Diebstahl nennen. Dazu kommt, daß in meinen „exilierten Göttern“ ein Theil meinen schon gedruckten Schriften, dem „Salon“, entlehnt ist, und ohngeachtet einiger Umarbeitungen dennoch ganze Stellen des gedruckten Textes wörtlich stehn geblieben, und also der Sache nach die Berliner Edition theilweise als Nachdruck zu betrachten ist. Auf diese Weise könnte man jedes deutsche Buch, das einmal im Französischen übersetzt worden, nachher im Deutschen vorgeblich zurückübersetzen, und da hier vielleicht Stil und Anord-

*) Die verbannten Götter, von Heinrich Heine. Aus dem Französischen. Nebst Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin, Gustav Hempel, 1853.

nung verbessert werden könnte, so käme der wirkliche Verfasser in den größten Schaden. Haben Sie nun Lust, liebster Campe, auf eigene Hand Klage gegen den Berliner Buchhändler anzustellen, so mögen Sie immerhin die dazu gehörigen Schritte gleich thun, und ich autorisiere Sie gern, als mein Verleger meine Interessen zu vertreten. Aber ich selbst bin in diesem Augenblick zu krank, um das Geringste in dieser Sache zu thun, auch zu verdrießlich. Ich zweifle nicht, daß die internationalen Verträge zwischen Preußen und Frankreich über das literarische Eigenthum dem Berliner Buchhändler nicht erlaubten, meine französische Arbeit im Deutschen als Buch herauszugeben — aber ich bin über diese Materie nicht genau genug unterrichtet, um etwas Decidiertes thun zu können. — Sie haben keinen Begriff davon, liebster Campe, wie viel Aufsehn bis auf heutige Stunde mein Artikel in Paris gemacht hat. Schon gleich schrieben mir viele deutsche Literaten, von Ihren Verlegern Auftrag zu haben, mit mir über eine deutsche Herausgabe zu unterhandeln, und hier erbot sich Semand, meine Götter für ein anständiges Honorar gleich zu drucken. Aber allein Ihretwegen ging ich auf Nichts ein, das mich sicher stellen konnte, weil ich Ihnen nicht die geringste Gelegenheit gönnte, irgend eine Handlung von mir falsch zu interpretieren und Ihre Vorrechts-

ansprüche verletzt zu glauben. Das Einfachste wäre wohl gewesen, Ihnen gleichzeitig mit der Revue des deux Mondes die deutsche Übersetzung zur Herausgabe zuzuschicken — aber wie durfte ich Dieses thun unter den obwaltenden Umständen, wo Sie ein nergelndes Stillschweigen in alter Weise, ein kindisches Blindfußspiel, wie es unserm Alter nicht ziemt, gegen mich ausüben, und ich nicht einmal wissen konnte, ob ich gleich Antwort erhielte. Die „Götter im Exil“ waren ein in meinem Kopfe ganz fertiges großes Buch, das ich nicht schrieb, weil mein Herr Verleger mir das Schreiben verleidete, und ich gab ein Stück desselben nur nothgedrungen an die Revue des deux Mondes, weil ich ein großes Gedicht, das ich ihr zugesagt hatte, nicht eben so schnell beenden konnte. Dabei bin ich sehr krank, und eine Last von Geschäften drückt mich nieder, so daß ich eher Ermunterung als Verhinderungen bei Ihnen finden sollte.

Schicken Sie mir gefälligst sous bande die Berliner Übersetzung meiner „Götter“, und wo möglich auch die, welche in den Hamburgischen Blättern erschienen. Ich autorisiere Sie ebenfalls, in Bezug auf die Erscheinung der Berliner Übersetzung eine Reklamation in den deutschen Blättern zu inserieren, was Sie um so eher in eigenem Namen thun dürfen, da man meinen Zustand als Kranken kennt. —

Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen einem Freunde, der es immer treu und freundschaftlich mit Ihnen meint.

Heinrich Heine.

326. An Julius Campe.

Paris, den 5. October 1853.

Liebster Campe!

Ich war wahrlich froh, daß Sie mir leztthin Gathy zuschickten, und ich Ihnen vorläufig durch ihn wissen lassen konnte, warum ich auf Ihre letzten zwei Briefe erst ein paar Wochen später zu antworten im Stande sein möchte; die Arbeitslast, die auf mir ruhte, habe ich mir aber leider noch nicht ganz vom Halse schreiben können, und will heute nur noch bestätigen, was ich Ihnen durch Gathy wissen ließ. Ich weiß nicht, ob er Ihnen mitgetheilt, was ich in Bezug auf Cotta und überhaupt auf Stuttgart ihm sagte. Mein Freund Kolb aus Augsburg, der jüngst hier war, wiederholte mir die Freude, die ich ihnen Allen machen würde, wenn ich im Cotta'schen Verlag, zu jedem mir beliebigen Honorare, ein Buch herausgäbe. Ich brauchte nur zu

bestimmen. Cotta's Steckenpferd ist die Lyrik, und für einen Band Poesie könnte ich seine Hose haben. Gewiß hat Ihnen Gatty von Köln gesprochen. Hätte ich mit Ihnen nicht in so schlechtem Gewässer herumgeschwommen, so würde ich Ihnen die „Götter im Exil“ gleich zur Publikation geschickt haben, mit einigen ähnlichen Arbeiten einen Band füllend, und kein Dieb hätte mir das Buch gestohlen, das trotzdem, daß es als schlechte Übersetzung diskreditiert worden, dennoch, wie ich höre, großen, ja sehr großen Absatz findet. Ihre jüngste Devise, daß Freundschaft im Geschäfte nicht in Anschlag gebracht werden könne, habe ich mir nur zu gut gemerkt. Wie kommt es aber, lieber Campe, daß Sie jedesmal, wenn Sie im Interesse Ihres Geschäftes einen Gefallen von mir verlangten, immer von Freundschaft sprachen, während ich jetzt, wo es dieser Freundschaft in meiner Lage wohl bedürfte, jedesmal wo ich Geld begehre, einem strengen Geschäftsgesichte begegne? Aber es sei! ich will eingestehn, daß ich mein ganzes Leben hindurch mich einer poetischen Täuschung hingab; aber jetzt wollen wir dieser entjagen, und Sie sollen in mir, wo von Geschäft die Rede ist, sich nicht über Intervention von Freundschaftsinteressen zu beklagen haben. Es ist ein bißchen spät, aber Sie werden sehen, daß ich aus dieser Enttäuschung wenigstens den Vortheil ziehe, den mir Pflicht und

Würde nicht zu vernachlässigen erlauben. Sie sollen jetzt meine Freundschaft ganz rein genießen, und der Geschäftsmann soll kein Opfer bringen.

Ich brauche wohl nicht zu wiederholen, was ich an Gathy in Bezug auf die Anfragen in Ihrem letzten Briefe gesagt habe. Lassen Sie das „Buch der Lieder“ so drucken, wie ich es in Hamburg selbst, während meiner Anwesenheit dort, corrigiert habe. Mit dem „Wintermärchen“ und dem „Atta Troll“ machen Sie, was Ihnen beliebt.

Ich bin heute zu ermüdet, um weiter zu dictieren, sonst könnte ich Ihnen Manches mittheilen, worüber Sie sich wundern würden. Gathy wird Ihnen gewiß gesagt haben, daß der poetische Heine, den Sie mit dem „Atta Troll“ abgeschlossen glaubten, noch ein bedeutend letztes Wort zu sagen hat.

Und nun leben Sie wohl und heiter und glücklich im Kreise Ihrer Familie, die sich hoffentlich ebenfalls gesund und wohl befindet. Sagen Sie mir doch, ob es sich mit Herrn von Hagenschild gebessert hat. Die Nachricht, die Sie mir über ihn mittheilten, hat mich sehr betrübt. Ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht gedankt für die zugesandten Goldschnittbücher. Was meine Werke in dieser Gestalt betrifft, so beauftragte ich Gathy, Ihnen in Bezug auf diese Ausstattung zu sagen, daß ich das

Gold von Ihnen nicht auf dem Deckel, sondern im Säckel zu haben wünsche.

Ihr getreuer Freund

Heinrich Heine.

327. An Julius Campe.

Paris, den 27. Oktober 1853.

Liebster Campe!

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen Anzeige zu machen, daß ich die Ehre habe, den ersten November die Summe von sechshundert Mark Banco auf Ihr geschätztes Haus zu trassieren. Dann, liebster Campe, muß ich auch Bücher haben, und bin sehr pressiert. Ich habe vor geraumer Zeit durch meine Schwester Sie angehen lassen, ihr ein älteres, von mir eingeschiedtes Verzeichniß von Büchern*) zu behändigen, damit sie mir dieselben besorge, im Fall Sie keine Lust dazu empfänden. Meine Schwester sagte mir aber, Sie wüßten Nichts mehr von einem solchen Bücherzettel, und in der That, ich glaube, das eingeschiedte Verzeichniß bezog sich nicht auf den Katalog der Laeiß'schen Bibliothek, welchen Sie mir

*) Vgl. die Anmerkung zum Briefe vom 15. Oktober 1852 auf S. 320 dieses Bandes.

zuletzt eingeschickt hatten, und ich habe denselben deshalb wieder vorgenommen und die beifolgenden Nummern aufgezeichnet. Die bekreuzten Märchenjammmlungen habe ich dringendst nöthig, so wie Sie mich überhaupt verpflichten würden, wenn Sie mir vielleicht unbekannte Märchenjammmlungen einschicken wollten. So z. B. giebt es serbische Volksjagen (nicht Volkslieder), welche ich gut gebrauchen könnte.

Besitzen Sie etwa in der Buchhandlung den neunten Theil (Band) von Scheible's „Kloster“ (Mythologie der deutschen Volksjagen enthaltend), so bitte ich, mir dieses Buch zu schicken; besitzen Sie es nicht, so schreiben Sie gefälligst umgehend nach Leipzig, daß man mir es hierher zuschicke.

Können Sie Eisenmenger's „Entdecktes Sudenthum“ geliehen bekommen und mir mitschicken, so wäre mir Das sehr ersprießlich, da ich es hier nicht aufreiben kann. Ich würde es bald wieder zurückschicken. Von den „Neuen Gedichten“ habe ich nur ein Exemplar erhalten. Das Buch sieht verdammt fahl aus ohne das „Wintermärchen.“ Wir haben uns da vergaloppiert, und es ist hierüber Vieles zu bedenken. Das Innere des Buches ist jetzt sehr schwächlich ausgestattet in Vergleichung mit den übrigen, und es hat nur das Gute, daß ich diese Gedichte und vielleicht auch den „Romancero“ durch eine spätere Vegetation desto sicherer überbieten kann.

Ich bin ganz ohne Lectüre, und in dem Verzeichniß steht Manches, was mich unterhalten würde, noch außer den Märchensammlungen, die ich nöthig brauche. Schicken Sie mir daher die Bücher bald.

Ihren hiesigen ministre plénipotentiaire, Monsieur Gathy, habe ich, seitdem er mir Ihre letzten Depeschen brachte, nicht gesehen und ich weiß nicht, ob er die Dardanellen passiert hat, oder sich am Pruth gegen die Türken schlägt.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir freundschaftlichst die Ihrigen, und bleiben Sie heiter gewogen
Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

328. An Julius Campe.

Paris, den 7. März 1854.

Liebster Campe!

Herr Dr. Trittau hat Ihnen gewiß umständlich gesagt, wie sehr mich Ihr jüngstes Schreiben erfreut hat. Ich danke Ihnen nochmals herzlich dafür, daß Sie mir die Hand zum Frieden bieten, und in einer so wahrhaft unumwundenen Weise, daß ich keinen Augenblick Bedenken trage, mich wieder mit ganzem Zutrauen Ihnen zuzuwenden. Es wäre Unrecht von mir, wollte ich bei solchen

Worten noch den Verdacht eines Hintergedankens hegen, und ich sehe darin eine schöne Reaktion Ihres Freundschaftsgefühls, das Ihnen Ehre macht. Weit entfernt, dieses auszubeuten, will ich vielmehr Alles aufwenden, um Ihnen zu zeigen, wie sehr mir Ihre Interessen am Herzen liegen, und wenigstens mit den Geistes Schäzen, die ich Ihnen bieten kann, will ich nicht knickern. Ich hatte bereits an Herrn Trittau gesagt, daß ich die Absicht hegte, für dasselbe Honorar, das ich Ihnen für zwei kleine, dreißig Bogen betragende Bändchen älterer Arbeiten mit einigen neuen Zufügungen abverlangte, Ihnen jetzt zwei große Bände zu liefern, die jeder zwanzig Bogen stark, ja wovon einer sogar eine noch größere Bogenzahl betragen würde, und worin ich zehn Druckbogen meiner jüngsten Muse geben wollte. Ich war entschlossen, etwas Außerordentliches für Sie zu thun, doch war ich noch nicht mit mir einig in der Wahl der Manuscripte, die ich fertig machen könnte, und so wußte ich Herrn Trittau nichts ganz Exaktes, nichts ganz Bestimmtes, darüber zu sagen. Sie schreiben mir, liebster Campe, Ihnen gleich Manuscript zu schicken, vergaßen aber, daß ich, ehe ich Ihren Brief erhielt, nicht wissen konnte, ob ich unter den obwaltenden Umständen Etwas fertig machen müßte; so war also Nichts bereit zum Mitnehmen für Herrn Trittau, und Derselbe drang

•

vergebens in mich, mit wahren Freundschaftseifer für Sie, und bei dieser Gelegenheit auch eine hohe Anerkenntnis Ihres Charakters an den Tag legend. Ich habe aber nun seitdem mit mir selber Rath gehalten, und ich sehe, daß ich das Allererfreulichste, weit mehr als Sie gewiß erwarten, in Ihrem Interesse thun kann, und, statt zehn Bogen Neues, liefere ich Ihnen jetzt einen ersten Band, worin Alles ganz neu ist, worin Alles, mit Ausnahme einer einzigen, aber noch ungedruckten kleinen Pièce von anderthalb Bogen, im letzten Jahre aus meiner Feder geflossen: über zwanzig neue Bogen, und darunter — sechs Druckbogen ganz neue Gedichte. Ich will Ihnen Nichts darüber sagen, da Sie das Manuscript dieses ersten Bandes in acht bis vierzehn Tagen in Händen haben werden, denn ich will das ganze Manuscript der Kiste beipacken, worin ich meine Bibliotheksbücher zurückzuschicken im Begriff bin. Ich adressiere die kleine Kiste an Sie, und nicht an meine Schwester, um der weiblichen Neugier keine Gelegenheit zur Sünde zu geben. Ich nehme auch Ihnen Ihr Ehrenwort ab, daß Sie Niemanden eine Zeile meines Manuscriptes lesen lassen; weder in geschlechtlicher noch in politischer Beziehung ist darin etwas Häßliches, aber Sie werden fühlen, wie es nöthig ist, daß vor dem Erscheinen des Buches Niemand davon Wind habe, und

mir der Spektakel nicht zu schnell auf den Hals kommt. Ich nenne das Buch: „Vermischte Schriften von Heinrich Heine, zwei Theile.“

Der erste Theil enthält:

- 1) „Geständnisse“; etwa acht bis zehn Bogen betragend, eine Schrift, die Ihnen sehr zusagen wird, weil sie gleichsam den Vorläufer zu meinen „Memoiren“ bildet, die freilich in einem populäreren und noch viel pittoreskeren Stil geschrieben werden —
- 2) „Gedichte“; ein ganz neuer Ton, und zu dem Eigenthümlichsten gehörend, das ich gegeben; etwa sechs Druckbogen —
- 3) „Die Götter im Exil“; zusammengezogen, so daß sie nebst einem Anhang, welcher „Die Göttin Diana“ betitelt ist, höchstens sechs Bogen betragen —
- 4) Etwa zwei Druckbogen über die jüngste politische Umwälzung und das Empire, welche ich am Ende des zweiten Bandes geben wollte, der mir aber dadurch zu dick würde.

Der zweite Band der „Vermischten Schriften“ enthält in bunter Reihe die besten Aufsätze, die ich in der „Allgemeinen Zeitung“ während der kurzen Zeit des Thiers'schen Ministeriums und zu Anfang des Ministeriums Guizot's geliefert, so daß ich hier die Blüthenperiode des parlamentarischen Regimes

also ein Ganzes, gebe. Die Berichte über schöne Künste, Theater, Salons, musikalische Saisons, Tanzböden, Volksleben, untermischt mit vielen Porträts, das Alles, gottlob reichlich mit Witz gepfeffert, raukt der Politik ihre Monotonie, und manche neuere That oder ungedruckt Gebliebenes wird Sie sehr ergötzen. Ich tituliere das Ganze: „Briefe und Berichte aus der Glanzperiode des parlamentarischen Regiments.“ Das Buch wird hoffentlich eine Chrestomathie der Prosa, und der Bildung des Stils für populäre Themata sehr förderlich sein. Das ist mein Verdienst, aber Sie werden den Gewinn haben.

Sie zahlen mir für dieses Werk ein für alle Mal, und für das Recht, so viele Auflagen zu machen, als Sie wollen, dasselbe Honorar wie für den „Romancero“. Meine Ambition, das dumme Thier, wird solcherweise zufrieden gestellt, indem ich mir einbilde, ich könnte immer von Ihnen bekommen, was ich verlange, und es geht mir hier wie meinem Universitätsfreund Adolf, welcher vier Thaler nöthig hatte und dem Herrn Abraham dafür zwei Westen verkaufen wollte; Herr Abraham ward aber mit ihm einig, daß er ihm für diese Summe zwei Röcke, worunter ein ganz neuer, überließ, gegen mich aber prahlte der Bengel, daß er sich in Geldsachen, wenn er einmal Etwas verlangt habe, keinen Groschen

abziehen lasse, und richtig bekomme, was er begehrt habe. Ich hatte Anfangs Lust, wie ich Herrn Trittau sagte, meine „Shakespeare’schen Frauen“ in die „Vermischten Schriften“ aufzunehmen, aber ich besann mich anders. Herr Trittau sagte mir, daß diese „Shakespeare’schen Frauen“ ja später der Gesamtausgabe zufielen, wie Sie ihm bemerkt. Das hat ganz seine Richtigkeit, und ich bin verpflichtet, diese Arbeit der Gesamtausgabe einzuverleiben, da sie unter meinem Namen erschienen. Aber das Buch ist seitdem ganz vergriffen, es kann nicht mehr wieder neu aufgelegt werden, weil die Stahlplatten der Bilder untergegangen, aber der Text, den ich dazu geschrieben, ist ganz mein Eigenthum, ich habe außerdem bei dem Debacle von Dellohe eine kleine Summe eingebüßt, und es wäre mir wohl zu gönnen, daß ich noch vor der Erscheinung der Gesamtausgabe einigen Vorthail von meiner Arbeit ziehe. Doch Das steht jetzt im weiten Feld, da es mir jetzt an Zeit zu Umarbeitungen fehlt.

Sie haben keinen Begriff davon, welche Höllearbeit mir die Aufsätze aus der „Allgemeinen Zeitung“ bereits gemacht, und ich habe noch jetzt saure Mühe daran zu verwenden. Denn ich mache Alles, wie gesagt, gleich fertig. Es ist wahrhaft betäubend, daß diese zerstückelnden Arbeiten, wie auch der erste Band meines Buches war, mir zu einer Zeit auf

den Hals kamen, wo ich mit meiner Memoiren-schreibung so hübsch im Zuge war. Herr Trittau wird Ihnen gewiß die Mittheilung gemacht haben, daß ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfassung meiner „Memoiren“ unterziehe, und ich hoffe, daß Dieses die Krone meiner Schriften sein wird. Aber Heroismus war es, statt zu flicken, gleich wieder Neues zu weben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, schon in diesem Jahre eine große Portion fertig zu machen und unverzüglich zu publicieren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht sagen darf, so schreibe ich mit großer Sicherheit, und Nichts hindert mich mehr, das Geschriebene schon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu lassen.

Ich breche hier ab, da mein Kopf heute müßig vom vielen Arbeiten ist, und ich mich auch hunde-schlecht befinde. Was ich Ihnen noch zu sagen habe, schreibe ich Ihnen, sobald ich das Kistchen mit dem Manuscripte abgeschickt; Das soll dieser Tage geschehen, und Sie können dasselbe schon in nächster Woche erhalten. Ich packe hinzu das Manuscript über Grabbe*), so wie auch einige Bücher aus der Lesebibliothek von Sowien, die ich Sie bitte, Demselben im Namen meiner Schwester zurückzustellen.

*) Campe hatte das Manuscript von Ziegler's Leben Grabbe's zur Beurtheilung an Heine gesandt.

Meine Schwester hat mir längst gesteckt, daß nach der Unterredung, die sie mit Ihnen gehabt, sie gemerkt habe, wie sich bereits in Ihrem Gemüthe eine Reaktion zu meinen Gunsten gebildet, und wie ich einer größern freundschaftlichen Theilnahme bei Ihnen jetzt sicher sei; Sie haben ihr gesagt, daß ein mündliches Gespräch zwischen uns von einigen Minuten hinreichend gewesen wäre, jede Differenz auszugleichen. Da haben Sie wahrlich Recht, und wir haben uns nur vor Mißverständnissen zu hüten, die in Lappalien ihren Grund haben, und nicht aus persönlicher Diffidenz hervorgehen.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

329. An Julius Campe.

Paris, den 10. März 1854.

Liebster Campe!

Ich habe gestern, um nicht mehr von Bedenken allerlei Art angefochten zu werden, den Entschluß gefaßt, Ihnen mein Manuscript zuzuschicken, ohne erst die Gedichte, die einer Durchsicht bedurften,

wieder durchzugehen, was einige Tage erfordert hätte. Auch der Anfang der „Götter im Exil“, den ich umzuarbeiten habe, fehlt, und ich schicke Ihnen denselben dieser Tage in einem Briefe. Sie werden gleich einsehen, welch ein wichtiges Stück die „Geständnisse“ sind, und auf den Werth meiner Gedichte verstehen Sie sich eben so gut wie der Juwelier Deloy auf Pretiosen. Doch des Geschäftlaufs wegen kann ich Ihnen nicht die Notifikation erlassen: „Im Fall Ew. Wohlgeboren mit meiner Arbeit nicht zufrieden wären, und die Offerte zu den in meinem letzten Briefe erwähnten Bedingungen nicht annehmen wollten, Dieselben mir unverzüglich davon Anzeige machen wollen, wo ich dann Ew. Wohlgeboren melden würde, an wen das Manuscript in loco oder anderswo zuzusenden wäre.“ Ich kann bei dieser Notifikation, liebster Campe, nicht ohne Lachen daran denken, daß sie dem Dekret des Hamburger Senates gleicht, welches den Bürgern notifiziert, daß sie ihren Dienstboten nicht zweimal die Woche Lachs zu essen geben dürften. Ich habe aber einmal die Form beobachten wollen, obschon ich wohl weiß, daß mein Manuscript aus Ihren Händen nur in die des Druckers übergeht.

Das Manuscript über Grabbe, das ich Ihnen zurückgesandt, ist höchst merkwürdig für die Literaturgeschichte, und würde auch außerdem viel Aufsehn

erregen. Aber es sind doch für den Verleger, wenn er mit seinem Gewissen sich abfinden will, sehr hässliche Dinge darin, über die ich mich² ein andermal äußern will. Gedruckt muß das Manuscript werden so wie es ist, sonst geht sein Werth verloren; doch ist die Frage, ob Solches noch bei Lebzeiten der Frau geschehen kann.

Ich befinde mich noch immer hundeschlecht. Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen wohl, und ich bitte, mich gelegentlich der Frau Campe artigst zu empfehlen.

Mit freundschaftlicher Ergebenheit

Heinrich Heine.

330. An Julius Campe.

Paris, den 19. März 1854.

Liebster Campe!

Der Mangel an Nachricht über den Empfang meiner Kiste setzt mich in Unruhe, in der Sie mich nicht lassen dürfen. Da mir in keinem Fall das Manuscript wieder hierher kommt, so schicke ich zur Vervollständigung desselben Ihnen anbei:

- 1) Den Anfang der „Götter im Exil“, welchen ich Sie bitte dem Manuscript derselben beizufügen als Anfang;

2) schicke ich Ihnen ein kleines Opus*), worüber Ihnen die neu hinzugeschriebene Nachbemerkung hinlängliche Auskunft giebt; legen Sie dasselbe zwischen dem Dianastück und dem Waterloo-Fragment.

Zum Glück fand ich mein altes Brouillon, worin ich den besten Theil jenes Opus fand, den die „Allgemeine Zeitung“ nicht gedruckt hatte, und den ich hier interkalirte. Wenn Sie diese Denkrede lesen, so lassen Sie sich vorher von Ihrer Frau ein Rissen geben und lesen Sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten. Ich überzeuete mich mit Freuden, daß fast der ganze zweite Theil anbetungswürdig ist in stilistischer Beziehung.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich gewogen Ihrem

Heinrich Heine.

*) Die Denkrede auf Ludwig Marcus.

331. An Julius Campe.

Paris, den 23. März 1854.

Mein Herr Freund und Verleger!

Die Päckete, die man auf die königlichen Messagerien giebt, sind immer richtig angekommen, und so viel ich weiß, ist es meines Freundes Julius Campe Gewohnheit nicht, krank zu sein, folglich muß mein Manuscript, das ich vor vierzehn Tagen von hier abschickte, längst in Ihren Händen sein, und die Verzögerung der Anzeige des Empfangs und einer freudigen Übereinstimmung mit meinen Wünschen darf ich daher den betrüblichsten Ursachen zuschreiben. Sie wissen, daß ich in meiner Krankheit durch eine Verzögerung dieser Art aufs grausamste agitiert werden konnte, und Sie warten dennoch mit Antwortschreiben, um Gott weiß welche niedrige Vortheile zu erzielen, während ich doch, in der vollen Aufwallung meiner Freude über die mir zugesicherte Wiederkehr Ihrer Freundschaft, jedes kleinliche Bedenken zurückweisend, Ihnen mit dem freundschaftlichsten Vertrauen mein Manuscript zuschickte. Ich traute Ihnen vorzüglich die Einsicht zu, wie groß das Opfer ist, das ich bei diesem Buche bringe, für welches ich unter andern Umständen wenigstens ein um die Hälfte erhöhtes Honorar

verlangt hätte, und hielt Sie für zu gescheit, um nicht das alte Sprichwort zu kennen: „Während sich der Fuchs besinnt, besinnt sich auch der Esel“.

Ich fordere Sie daher jetzt mit den bestimmtesten Worten als Ehrenmann auf, mir, im Fall Ihnen meine Verlagsofferte mit jeden ihren Bedingungen nicht zusagt, unverzüglich mein Manuscript hierher pr. Schnellpost zurückzusenden. Es ist unverantwortlich, wie Sie mir die Freude an meinen Arbeiten verderben, während ich doch beständig darauf denke, Ihre Interessen zu fördern. Ich will nicht hoffen, daß Sie, bloß um eine einzige Suppe zu kochen, die Henne schlachten, welche goldne Eier legt; Sie tödten mich wahrhaftig durch solches nergelnde Verfahren, und Das ist wahrhaftig kein Akt der Klugheit.

Ihr

H. Heine.

†332. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 1. April 1854.

Ew. Durchlaucht

haben mir einen Besuch versprochen, und jetzt sehe ich mit einer empfindsamen Ungeduld, wie sie bei den Kranken gewöhnlich ist, der Erfüllung jenes Versprechens entgegen. Um ganz sicher zu sein, daß

Sie recht bald, und wenn es Ihnen möglich ist, bereits morgen, Sonntag, zu mir kommen, beeile ich mich Ihnen zu sagen, daß Sie mir durch Ihren Besuch nicht bloß eine Freude bereiten, sondern auch einen Dienst erweisen. Ich habe nämlich die Absicht, Sie wegen einer sehr wichtigen Sache zu konsultieren; und wenn mir auch da Ihr Rath nicht viel helfe, so wäre die Besprechung mit einem Manne von so viel Geist und Gemüth für mich wenigstens eine große Herzenserleichterung in einem Augenblick, wo ich keinen vernünftigen Menschen sehe, welcher der transrhenanischen Zustände nur halbwegs kundig wäre. Ehrlich gesagt, ich darf auch denjenigen Landsleuten, die sich am eifrigsten hier um mich zu bekümmern scheinen, kein sonderliches Zutrauen schenken. Sie finden mich zu jeder Tagesstunde bereit, Sie zu empfangen. Ich bitte Sie, Niemandem zu sagen, daß ich Sie noch durch einen besonderen Beweggrund antreibe, Ihren freundlichen Besuch nicht länger aufzuschieben. Ich setze voraus, daß Sie von Ihrer Unpäßlichkeit wieder befreit sind.

Mit der Bewunderung, die ich immer Ihrem Genius zollte, und mit den Gefühlen der Dankbarkeit, welche ich Ihnen schulde für die große Theilnahme, die Sie mir erwiesen, verharre ich

Em. Durchlaucht getreusam ergebenster
Heinrich Heine.

†333. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 3. April 1854.

Em. Durchlaucht

erhalten anbei die Bevollmächtigung für Campe. Ich glaube, daß es rathsam wäre, daß die Dame, welche das Manuscript abfordert, nicht sagt, von Ihnen er- sucht worden zu sein, das Manuscript hierher nach Paris zu schicken. Es ist besser, ihn in der Meinung zu lassen, es bliebe gleich in Deutschland und werde gleich an einen anderen Buchhändler befördert.

Sie haben mir wahrhaftig, großfühlender und tiefdenkender Fürst, einen Alp von der Brust gewälzt! Sie kommen wahrhaftig wie ein Deus ex machina mir zu Hilfe. Entschuldigen Sie, daß ich mit Bleistift schreibe — jede Zeile, die ich mit Tinte schreiben muß, kostet mir unfägliche Anstrengung. — Ich habe eine fatale schlaflose Nacht ausgestanden, und befinde mich sehr schlecht. Ich hoffe, daß Ihnen der gestrige große Weg nicht geschadet. Ihr Besuch hat mich unendlich erquickt. Es ist mir nur leid, daß ich Ihnen unerquickliche Aufträge aufladen muß, und Ihnen einige heitere Pariser Stunden dadurch raube.

Hoffentlich habe ich bald wieder die Ehre und die Freude Ihres Besuches. Unterdessen grüßt Sie mit wahlverwandter Hingabe und getreuer Geistesbrüderschaft

Em. Durchlaucht ergebener
Heinrich Heine.

†334. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 8. April 1854.

Em. Durchlaucht

danke ich von ganzer Seele für die edle und liebenswürdige Theilnahme und Bemühung, die Sie mir widmen. Das Wort Abreise in Ihrem Billette schnitt mir durchs Herz, und es erschüttert mich der Gedanke, daß ich Sie so wenig hier sehen konnte und Sie doch gewiß in diesem Leben nicht wieder erblicke. Wenn es Ihnen nur irgend möglich, kommen Sie doch zweimal noch zu mir, statt einmal. — Von Campe habe ich noch immer keinen Brief. Ich glaube zwar nicht, daß er das Manuscript zurückgibt, aber im Fall er es doch thäte, wird es unversiegelt geschehen, da wir ihm von versiegelter Rückgabe Nichts gesagt. Für diesen Fall rechne ich ganz auf die Diskretion Ihrer Freundin. Haben

Sie doch die Güte, wenn Sie es noch nicht gethan, diese Dame zu bitten, daß sie mir das Manuscript unverzüglich per Eisenbahn hierher unter meiner Adresse: Henri Heine, rue d'Amsterdam 50, à Paris, zurückschicke, im Fall ihr Campe dasselbe zurückgegeben. Ich kenne nicht den Grad der freundschaftlichen Bezüge, in welchem Sie zu der erwähnten Dame stehen; aber wenn es Ihnen möglich ist, die erwähnte Dame zu vermögen, mir ebenfalls direkt wissen zu lassen, ob Campe ihr bei der Rückgabe des Manuscriptes eine Kommunikation in Betreff meiner gemacht, so wäre mir Das außerordentlich lieb. Da Sie nämlich, verehrter Herr Fürst, dem Herrn Campe notificiert, daß er Ihnen poste restante nach Koblenz schreiben könne, und ich also während Ihrer Abwesenheit auch nicht erfahre, was Ihnen die Frau Senatorin Senisch geschrieben, so bliebe ich gar zu lange in der Unwissenheit über Das, was Campe eigentlich will, wenn ich nicht direkt von Hamburg aus durch Ihre Freundin Nachricht darüber erhalte. Der deutsche Dichter würde der verehrten Dame für solche Güte unendlich verbunden sein.

Indem ich hoffe, Sie recht bald, wo möglich schon morgen, bei mir zu sehen, verharre ich mit wahrhaftiger Verehrung und Treue

Em. Durchlaucht ergebenster
Heinrich Heine.

+335. An Julius Campe.

Paris, den 15. April 1854.

Liebster Campe!

Mein Sekretär ist unpäßlich und ich selbst bin so krank, daß ich nicht sehe, was ich schreibe. Ich werde Ihnen daher erst morgen oder übermorgen auf Ihren jüngsten Brief ordentlich antworten. Das Dringendste ist heute, daß ich mich des peinlichen Gefühls entlaste, welches mir Ihr Brief verursacht, und Ihnen wissen lasse, wie tief es mich schmerzt, wenn ich Sie mit Unrecht gekränkt hätte. Bei Ihrem unbegreiflichen Stillschweigen konnte ich allen möglichen Qualgedanken Spielraum geben, aber ich hatte kein Recht, die geringste beleidigende Beschuldigung auszusprechen, ehe ich wusste, was passiert sei. Vergessen Sie aber nicht, daß ich Poet bin und ich nicht denken konnte, daß man nicht Alles stehen und liegen lasse, um nur gleich meine Gedichte zu lesen — in solchem Gefühl der Eitelkeit würde Wolfgang Goethe einem Ludwig Wihl nicht nachstehen. Aber bei solcher Voraussetzung, daß Sie meine Gedichte gleich gelesen, mußte der Poet das Stillschweigen für Mißbilligung seiner Poemata halten und unwirsch und toll werden. Dazu bin

ich sehr krank, die Ungeduld steigert meine Krämpfe, und es drängt die Zeit, wo ich meine schlechten Finanzen regulieren muß. Unter solchen Umständen durften Sie keinen schäferlichen Liebesbrief erwarten, als ich drei Wochen ohne Nachricht war über das Schicksal meines Manuscriptes, das auch, außer den Gedichten, eine höchst wichtige Lebensurkunde, die in der Welt viel Aufsehen machen wird, meine religiösen „Geständnisse“, enthält. — Todkrank vor Kummer und Sorge entschloß ich mich mit blutendem Herzen, einem sicheren Freunde, dem Fürsten Bückler, alle meine literarischen Geschäfte zu übertragen, und bis zum letzten Augenblick zögerte er, ehe ich ihm die Vollmacht zur Rücknahme meines Manuscriptes behändigte. Ich wollte mich um Nichts mehr bekümmern. . . Ich habe jetzt das Manuscript, welches ich, um es nöthigenfalls dem Fürsten mitgeben zu können, rasch förderte, fast ganz, bis auf Vorrede und Zwischenstücke, vor mir liegen, und es enthält circa 400 Seiten von der Handschrift meines Sekretärs — Tag und Nacht beschäftigte mich diese Hundearbeit des Umarbeitens, des Hinzuschmiedens von etwa 8 bis 10 Bogen, Alles um das Werk artistisch vollendet und mit den Zeitfragen im Einklang erscheinen zu lassen. „Pariser Briefe und Berichte aus der parlamentarischen Periode — vom 1. März 1840 bis Juni 1843“ — ist der Privat-

titel des zweiten Bandes, und Sie sehen schon, daß die Zeit kaum mehr als drei Jahre umfaßt und das Buch, trotz der gaufelnden Abwechslung der Themata, dennoch eine geschlossene Einheit hat — und ein Geschichtsbuch ist, das den heutigen Tag anspricht und in der Zukunft fortleben wird. In dieser Beziehung hat es für Sie weit mehr Werth, als der erste Band.

Raum, liebster Campe, sehe ich noch, was ich schreibe; aber es erleichtert mir das Herz, daß ich so nahe bin, ins alte Freundschaftsgeleise zu kommen. Der Himmel weiß, daß Ihnen meine besten Wünsche gelten und Ihr und Ihrer lieben Familie Glück mir am Herzen liegt. Zermürfnis mit Ihnen wär' mir wahres Gift.

Apropos! da Sie vielleicht, den Inhalt dieses Briefes genehmigend, den ersten Band gleich in die Presse geben, so bemerke ich Ihnen, daß ich anstatt des herben Gedichtes über Herwegh ein spaßhaftes neues Gedicht auf ihn geschrieben, das ich Ihnen schicke; das erstere fällt aus. Auch soll das kleine Gedicht „Erlauchtes“, wodurch ich mir zwei Hamburger reiche Juden aufjocke, ganz ausfallen und ersetzt werden. Und nun, leben Sie wohl, glauben Sie nie an absichtliche Verletzung von meiner Seite und sein Sie überzeugt, daß, wenn Sie mich jetzt

durch Nachgiebigkeit erfreuen, mein Dank Ihnen nicht ausbleiben wird.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

† 336. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 15. April 1854.

Mon prince!

Ich setze voraus, daß diese Zeilen Sie weit eher noch in Paris, als in Koblenz, antreffen, und wenn Ersteres der Fall ist, gebe ich der Hoffnung Raum, Sie noch auf einige Augenblicke bei mir zu sehen. Erst gestern war ich im Stande, alles innere Mißbehagen besiegend, an Campe nach Hamburg zu schreiben; ich sagte ihm, daß ich in der That kein Recht hatte, sein Stillschweigen, ehe ich die Gründe desselben kannte, für eine Vöberei zu halten, daß auch Dieses nicht der Fall gewesen, daß es mir leid sei, wenn er in meinen Worten eine Ehrenkränkung ergrübelt, daß ich noch wie immer sein Freund, aber durchaus nicht gesonnen sei, die Honorarkondition, wie er sie mir vorschlage, einzugehen, indem ich des Geldes bedürftig und durch die generöse Verwendung des Fürsten Pückler sicher sei, bei einem anderen Verleger meine gerechten Ansprüche erfüllt zu sehen. Ich machte ihm noch einige, für ihn sehr wichtige

Privatconcessionen, so daß ich von der verlangten Summe höchstens tausend Franks einbüßen würde, forderte ihn aber nun desto bestimmter auf, mir gleich seinen Bescheid zu ertheilen, da ich Ihnen so bald als möglich wissen lassen wollte, ob Sie Ihre Demarchen in meinem Interesse fortsetzen oder sistieren sollten. Sie sehen also, verehrter Fürst, ich lasse das Schwert des Damokles noch über Campe's Haupt hängen, und Dieses allein gewährt mir die Hoffnung, daß ich jetzt bald mit ihm ins Meine und mit einem blauen Auge davon komme. Sie haben daher die Güte, noch immer in derselben Position zu bleiben und keineswegs in irgend einer Weise in Hamburg merken zu lassen, daß Sie von einer nahen Ausgleichung unterrichtet seien. Er wird ja jetzt in keinem Fall das Manuscript herausgeben, und die Einrede gebrauchen, daß er mir eine acceptable Offerte gemacht und eine neue Unterhandlung mit mir begonnen sei. Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit dieser öden Affaire so sehr belästige.

Ich habe eben einen deutschen Reisenden gesprochen, der mir Dinge erzählte, die keineswegs im Stande wären, meine Nerven zu kalmieren. Ich versichere Sie, das ehrliche Deutschland ist der fruchtbarste Boden für alle Vübereien, und dieser Gedanke verstimmt mich sehr. Die Halbcivilisation ist schlimmer, als russische Barbarei und französisches Ras-

finement der Unsittlichkeit. So viel herrliche Menschenleben dort, und doch passieren dort so viele schändliche Dinge! — Ach, lassen Sie sich doch vor Ihrer Abreise noch einige Momente in meiner Zelle sehen; da ich doch dieses Frühjahr keinen grünen Baum zu Gesicht bekomme, so gönnen Sie mir wenigstens den Anblick eines Menschen.

Wissen Sie, daß der Graf Schlabrendorf während dreißig Jahren alle Tage im Begriffe stand, den anderen Morgen Paris zu verlassen?

Indem ich Ihnen recht viel Erheiterung, und zwar die Gesundheit wenig anstrengende Erheiterung wünsche, verharre ich

Em. Durchlaucht getreusamst ergebener
Henri Heine.

+337. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1854.

Liebster Campe!

Gestern Abend spät erhielt ich Ihren Brief, den ich erst in diesem Augenblick lese und gleich eigenpfötig beantworte, da mein Sekretär erst morgen kommt und ich keinen Tag mehr mit Hin- und Herzerren mir verleidet sehen will. Ich glaubte das Außerordentlichste gethan zu haben, und jetzt, wo

mein Buch fertig, mit Seelenruhe die Frühlings-
kur, die ich so lang erwartete, anfangen und mich
dem lustigen Memoirenschreiben, das für mich keine
Arbeit, sondern eine Erquickung, ergeben zu können
— und eben um nicht mit Campe zu brechen, um
das Dilemma, worin ich stecke, zu lösen, muß ich
mich einer neuen Geistesanstrengung just in dieser
Zeit überliefern und Dinge publicieren, die eben
nicht meinem Frieden mit den Menschen förderlich
sein können. Ich habe nämlich Ihnen nichts Gerin-
geres zu offerieren, als den Vortheil, Ihren Kunden
drei Bände statt zwei Bände verkaufen zu können.
Dadurch, so Viel verstehe ich vom Handel, gewinnen
Sie einen dreifachen statt eines zweifachen Profit,
Sie sind hier, selbst wenn keine neue Auflage wäh-
rend den 1000 Jahren meiner deutschen Unsterblich-
keit gemacht würde, vor jedem Risiko sicher gestellt —
und ich, der Freund und gehorsame Packesel, habe
zwar kein Risiko, aber auch keinen Sou Vortheil
davon zu ziehen, wenn auch, sei es auch spät, der
größte Success des Buches einträte. Ich hatte längst
diese Idee, aber die Arbeitscheu stieß sie zurück,
und erst heut, wo ich mich bestimmt entschließen
muß, Etwas zu thun, um meiner Lage ein Ende zu
machen, bringe ich Ihnen diese Offerte, und da ich
eben nicht lange mehr trödeln und feilschen kann
und will, stelle ich es Ihrer eigenen Generosität,

Ihrer Ehrlichkeit, Ihrem Rechtsinn, jedenfalls Billigkeitsgefühl, anheim, selbst zu bestimmen, wie viel oder in welcher Weise Sie mich dafür remunerieren wollen, daß ich mich der Höllearbeit unterziehe, aus dem vorhandenen zweiten Theil der vermischten Schriften durch Interkalierung von neuen Berichten, sonstigen Zu- und Nachsetzungen, statt eines Bandes, zwei Bände zu machen, wovon jeder wenigstens 300 Seiten, ja wahrscheinlich ganze 20 Bogen enthalten würde.

Das ist, liebster Campe, meine Offerte, worauf ich mit umgehender Post Ihren Beschluß erwarte. — — Ich kann nicht weiter schreiben, ich kann nicht mehr sehen. Dieser Brief ist ein großes Opfer. Antworten Sie mir gleich — Sie sehen, Herkules steht am Scheideweg und muß wählen zwischen der Tugend und dem Laster, zwischen Campe und — ich sehe nicht mehr.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

† 338. An Julius Campe.

Paris, den 22. April 1854.

Liebster Campe!

In meinem vorgestrigen Schreiben vergaß ich Ihnen zu sagen, daß Sie mir gefälligst das Waterloo=

Fragment umgehend per Briefpost zurückschicken möchten; ich gab es ungern, da es, aus dem Zusammenhang gerissen, leicht mißverständlich werden kann von Böswilligen, und es stört die Harmonie des ersten Bandes, wo ich dieses Stück durch ein Duzend Gedichte ersetzen will, die ich Ihnen unverzüglich zuschicke, sobald ich Antwort von Ihnen erhalte und daraus erfahre, ob der Druck rasch stattfindet. Letzteres ist sehr nöthig, da besonders die zwei anderen Bände viel Aktualitäten haben werden. Ich hoffe, in 4 Wochen die fehlende Masse fertig zu haben, wobei ich freilich genöthigt, manche halbfertige Arbeit, die ich später ausführen wollte, zu Ergänzungen zu benutzen, z. B. eine Personalbeschreibung von der George Sand, von den französischen Courtisanen, von Rothschild und seinem Komptoir, von der deutschen Katschboutique in Paris — freimüthig, furchtlos. Es treibt mich, fertig zu werden, und daß ich dann auch Etwas für den franken, sehr leidenden Leib thun kann.

Ihr Freund

H. Heine.

339. An Julius Campe.

Paris, den 2. Mai 1854.

Liebster Campe!

Ich will Ihnen heute nur den Empfang Ihres Briefes vom 27. April anzeigen, bin aber zu krank, ihn gehörig zu beantworten. Ich befinde mich seit zwei Tagen herzlich schlecht, was mir bei meinen großen Arbeiten sehr fatal ist. Gottlob, daß ich jetzt mit Ihnen ins Reine gekommen, und wenigstens von dieser Seite keine Störung mehr habe. Bei meiner jetzigen Empfindsamkeit hat mich am meisten in Ihrem Briefe die Nachricht afficiert, daß Ihr Kleiner das Scharlachfieber hat. Ich begreife sehr, daß Ihnen dabei nicht rosig zu Muth, und ich bitte Sie sehr, nicht zu vergessen, mir die Besserung des Kleinen nur gleich zu melden. Ihr Befragen, die verlangte Schlußnote betreffend, über den nähern Inhalt des zweiten und dritten Bandes der „Vermischten Schriften“ kann ich heute nicht umständlich beantworten. So Viel bemerke ich Ihnen als Hauptsache, daß ich, Ihr merkantilisches Interesse im Auge behaltend, nichts Heterogenes in diese zwei Bände mische, sondern daß sie beide ein für sich bestehendes Ganzes bilden, welches Sie auch

unter einem Einzeltitel verkaufen können. Als solchen Einzeltitel schlage ich Ihnen vor:

**Pariser Berichte
aus der parlamentarischen Periode.
(1840 bis 1843.)**

oder auch:

**Pariser Berichte
über Politik, Kunst und Volksleben.
(1840 bis 1843.)**

oder auch ganz einfach:

**Pariser Berichte
aus den Jahren 1840 bis 1843.**

Ihrem in solchen Dingen erprobten Ingenio überlasse ich nun die Wahl des Titels jener zwei Bände, worin ich, eine künstlerische Einheit bezweckend, mir die heillose Mühe gebe, aus alten, ungedruckten Brouillons so Viel anzufertigen, daß ich die Bogenzahl herausbekomme. — Aber sagen Sie mir: ist das gesetzliche Erforderniß präcise 21 Bogen, oder ist es hinreichend, daß ich einige Seiten über 20 Bogen gebe? Vergessen Sie nicht, mir Das zu sagen.

Ich glaube, daß es für Sie sehr vortheilhaft ist, daß der zweite und dritte Theil der „Vermischten Schriften“ auch als Einzelbuch von Ihnen verkauft werden können. Der Himmel weiß, ob es

mir vergönnt sein wird, einen vierten Theil auf die Beine zu bringen. Ich befinde mich hundeschlecht, und auf die Beklagnisse in Ihrem Briefe will ich wahrlich jetzt Nichts antworten. Der Teufel plagt Sie wieder, von meinem Bruder und seiner Kravatte*) zu reden, nachdem ich Ihnen zu seiner Zeit doch bestimmt gesagt, wie sehr ich seine Äußerungen mißbilligte. Auch in Bezug auf meine Klagen über Sie sind Sie im Irrthum; sie betreffen nicht so sehr Geldinteressen, als Ambitions- und Gefühls-Interessen. Ich will nicht behandelt sein als ein Rekrut. Als Sie hier bei mir waren, und ich Ihnen offerierte, meinen „Romancero“ erst zu lesen, ehe Sie ihn mir abkauften, sagten Sie zu mir: „Sie können nichts Schlechtes schreiben, und Sie brauchen mir nur ein Buch und Ihren Namen dabei zu geben.“ So, liebster Campe, stand auch das Verhältniß zwischen Cotta und Goethe, obgleich der Letztere manches Schwache gab. Er ließ sich nie ein auf Buchhändler-Kritik. Was habe ich nun Schlechtes seitdem geliefert, weshalb Sie sich berechtigt glauben, eine andre Sprache zu führen? Trauen Sie nur meiner geistigen Solvabilität, wie ich Ihrer merkantilischen Solvabilität vertraue. Nachdem Sie

*) Vgl. die Anmerkung zu dem Briefe vom 12. September 1852 auf S. 308 ff. dieses Bandes.

fast ein Jahr houbiert, boten Sie die Hand zum Frieden, und verlangten, daß ich gleich Manuscript schicke. Herr Trittau, welcher zugleich kam, drang so sehr in mich, Ihnen nur gleich Etwas zu schicken, weil Das eben bei Ihnen eine moralische Wirkung des befriedigten Selbstgefühls ausübe, und ich, dessen Gutmüthigkeit immer gleich, wie ein Mops, auf die Hinterbeine sich stellt, eilte, Ihnen über Hals und Kopf ein Manuscript zu schicken, unter Bedingungen, von denen ich mir nicht träumen ließ, daß sie Ihnen nicht willkommen wären — und daraus erblühte mir so viel Ärger und Verletzung des Selbstgefühls, wie Sie sich es nie träumen lassen. Wenn ich mich über Sie bei Andern beklagte, liebster Campe, so habe ich wahrlich nie Ihre Redlichkeit in Frage gestellt, sondern bloß geäußert, daß Sie mir durch Ihr Vergeln das Herausgeben von Büchern verleiden. Denken Sie daher nur an die Förderung meiner Ruhe, und halten Sie nicht Das für Mißtrauen, was nur die Ängstlichkeit eines Kranken ist. Deshalb schicken Sie mir auch nur gleich die verlangte Schlussnote, denn, wie ich sehe, habe ich Ihnen, ohne es zu wollen, das Nöthige gemeldet.

Nächste Woche schreibe ich Ihnen wohl mehr und proponiere Ihnen aufs uneigennützigste, was für Sie von merkantilchem Interesse ist. Bis dahin

leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich
zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

340. An Alfred Meißner.

Den 4. Mai 1854.

Lieber Meißner!

Ich habe mit Freuden aus Ihrem Briefe ersehen, daß Sie nicht nur mich und die anderen Pariser Freunde in heiterem Andenken bewahren, sondern auch den Vorsatz, recht bald in die korrupte Welt an den Ufern der Seine wieder zurückzukehren, nicht im Mindesten verlassen haben . . . Mit mir geht es täglich schlechter; meine Sehkraft nimmt von Woche zu Woche ab, und ich sehe die Zeit voraus, wo auch mein Geist, der auf Momente noch stark war und heiter, den körperlichen Schmerzen erliegen wird . . . Im Personal unserer Bekannten werden Sie, wenn Sie kommen, Wenig verändert finden. Von *** wäre eine artige Geschichte zu erzählen; da ich aber sehr krank bin, begnüge ich mich, sie in ihren Kontouren anzudeuten. Unser Freund trat vor einigen Monaten in eine jener Anstalten ein, die, so sehr mit Unrecht, den Namen Cabinets inodores führen. Dort, wo sonst

die Menschen eine harmlose Erleichterung suchen, traf ihn der Pfeil des kleinen Cupido's, und er verliebte sich in die junge Dame, die dort am Kassierisch die Soußstücke einnimmt. Um sich der Theueren zu nähern, simulierte er eine chronische Diarrhöe, bis es ihm durch die Assiduität seiner Besuche gelang, ihr Herz zu gewinnen. Er soll, wie mir verlässliche Berichterstatter melden, jetzt stundenlang im Zauberkreise der Geliebten weilen, und aus dem Verhältnisse, das allmählich entstanden, entkeimen ihm duftige Blüthen der Poesie. Wie ich höre, wird er sie demnächst unter dem Titel „Violen und Raktus“ dem Publikum übergeben. — Und nun, leben Sie wohl! Möchten Sie, wenn Sie kommen, noch unter den Lebenden antreffen

Ihren treuen

Heinrich Heine.

341. An Michael Schloß in Köln.

Paris, den 4. Mai 1854.

Werthester Herr Schloß!

Das Packet mit den Büchern nebst Ihrer freundlichen Zuschrift habe ich richtig erhalten.*) — Doch

*) Der Musikalienhändler M. Schloß in Köln, welcher den kranken Dichter durch häufige Büchersendungen erfreute,

bevor ich Ihnen hierfür danke und auf Ihren Brief antworte, muß ich Sie inständig bitten, mich bei Madame Schloß, meiner liebenswürdigen Freundin, zu entschuldigen, daß ich ihr noch nicht direkt gemeldet, wie sehr sie mich durch ihren gemüthreichen Brief erfreut und erquicht hat. Es ist ganz der wahrhaftige Abdruck ihrer schönen Seele, ihrer edlen Natur, und der Anhauch derselben bot mir einigen Ersatz für die Bäume und Blumen, deren Anblick ich entbehren muß, ein Entbehrnis, das wirklich so

verheirathete sich Anfangs April 1854 mit einer in Paris lebenden Norwegerin, Fräulein Ingier, die auch mit Heine bekannt geworden war. Als Herr Schloß kurz nach seiner Vermählung den Dichter besuchte, brach Dieser in die herbsten Klagen über die Undankbarkeit Meyerbeer's aus, dem er früher sehr nützlich gewesen sei, und der ihn nun vollständig ignoriere. Da Herr Schloß mit Meyerbeer bekannt war, lag es nahe, daß er zu einer Ausöhnung Beider die vermittelnde Hand bot. Heine war einverstanden, jedoch nur unter der Bedingung, daß Meyerbeer den ersten entgegenkommenden Schritt thue, indem er die General-Intendanz in Berlin bewege, ihm (Heine) als dem eigentlichen Autor des Ballettes „Satanella“ eine Tantième zukommen zu lassen; denn Heine war der festen Ansicht, daß Taglioni die „Satanella“ aus seinem „Dr. Faust“ geschöpft habe. Meyerbeer stellte zwar diese Thatsache nicht in Abrede, wollte sich aber in die Angelegenheit persönlich nicht einmischen, und empfahl die Beschreitung des Rechtsweges. Die gehoffte Versöhnung fand unter diesen Umständen nicht statt.

schmerzlich ist, wie das weibliche Mitgefühl es so richtig ahnte. Ich kann ihr nicht genug für diese Theilnahme danken, und wünsche ihr viel Heil und Heiterkeit in ihrer neuen Heimat. Ich bitte, sie freundlichst in meinem Namen zu umarmen, und ich denke, daß Ihnen diese Kommission nicht schwer fallen wird.

Ich habe mit Vergnügen, liebster Herr Schloß, aus Ihrem Briefe ersehen, wie auch Meyerbeer sich dahin geäußert hat, daß das Berliner Ballet aus meiner Mephistophela hervorgegangen und ich die gerechtesten Ansprüche auf Droits d'auteur geltend machen könne. Ich bin aber in diesem Augenblick so krank und so sehr beschäftigt, daß ich mich um diese Sache nicht eifrig bemühen kann; ich will abwarten, ob Meyerbeer Herz genug hat, aus freien Stücken in dieser Sache meine Interessen zu betreiben, und in seiner Eigenschaft eines General-Intendanten aller königlichen Musik die an mir verübte Usurpation gehörig zurechtzuweisen. Er hat alle Befugnisse dazu in seiner Machtvollkommenheit, und sein Einfluß ist so groß, daß er nur zu befehlen hat, und das Unrecht wird redressiert; ich darf ihn daher wohl in dieser Sache als selbstverantwortlich mir gegenüber betrachten, selbst wenn ich ihm nicht direkt schreibe, wie Sie mir insinuieren. Seine Beflagnis, daß ich ihn in der Presse angreife,

muß auf Irrthum beruhen, oder auf falschen Angebereien; seit dem Mai 1847 habe ich niemals mit einem Worte seiner öffentlich erwähnt. Ein Scherzgedicht über ihn aus meiner Feder*) ist ohne meine Erlaubnis, durch Mißbrauch von Zutrauen, verstümmelt genug gedruckt worden. Ihren Wunsch, die beabsichtigten Publikationen über Meyerbeer zu unterdrücken, werde ich so viel als möglich erfüllen. Drei Bände publiciere ich bei Campe; im ersten ist ein sehr unbedeutender Angriff, und ich würde ihn ausmerzen, wenn er noch in meinen Händen wäre, und wenn er überhaupt Etwas mehr als Scherz bedeutete; die zwei anderen Bände aber, die ich an Campe erst in vier Wochen zu schicken brauche, sind noch in meinen Händen, und da, was ich darin über Meyerbeer schrieb, ziemlich voluminös ist, so kann ich es vor der Hand leicht herausnehmen, und ich habe nur die Mühe, es durch eine andere Arbeit zu ersetzen; es ist kein großes Opfer, da die Konjunktur nicht günstig, und es jedenfalls eine bessere Wirkung thäte, wenn Dergleichen bei einer prägnanten Gelegenheit erschiene. Es ist das höchste Bedürfnis für mich, jedenfalls meine Meyerbeeriana der Welt nicht vorzuenthalten, und nicht wie ein

*) Dasselbe findet sich in Band XVIII, S. 130 ff., der sämtlichen Werke.

Hund mit einem Maulkorb zu krepieren. Ich gestehe Ihnen, dieses Mißgefühl kann ich nicht überwältigen, und Sterbende haben keine Furcht vor den Mitteln, die dem großen General-Intendanten der Musik zu Gebot stehen.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

342. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 9. Mai 1854.

Viel verehrtester Fürst!

Ich danke Ihnen herzlich für die zwei freundlichen Zuschriften, womit Sie mich aus Koblenz beehrten, und in Beantwortung derselben beeile ich mich, Ihnen wissen zu lassen, daß ich glaube, mit Campe aufs Keine zu sein, und Sie nicht mehr mit diesen fatalen Angelegenheiten weiter zu behelligen haben mag. Ich setze meine Worte mit Absicht ganz dubitativ, da bis jetzt Campe den von ihm verlangten Kontrakt mir noch nicht eingeschickt hat, und entre la coupe et les lèvres immer ein mißlicher Spielraum für die Dämonen des Zufalls sich

befindet. Da ich mit Campe nicht brechen wollte, und dennoch des verlangten Geldes nothwendig bedurfte, brachte ich dem lieben Hausfrieden das Opfer eines ganzen 20 Bogen großen Bandes, indem ich Campe jetzt, statt zwei Bänden, drei Bände vermischte Schriften liefere; die französischen Berichte werden jetzt ganze zwei Bände ausmachen, was mir nicht wenig Plage und quälende Schreibereien kostet. Es wird dem großen Kind, welches Fürst Bücker heißt, manchmal im Leben nicht besser ergangen sein, daß er Drei eine gerade Zahl sein ließ, um nur ruhig im Sonnenschein sein harmloses Spiel forttreiben zu können.

Lassen Sie doch dann und wann einige Zeilen zu mir hinflattern, damit ich in meiner Einsamkeit immer weiß, wo Sie herumfahren und galoppieren, während ich auf meiner Matratze festgenagelt liege. Ich verharre

Em. Durchlaucht
treu ergebenster und wahlverwandter
Heinrich Heine.

343. An Julius Campe.

Paris, den 20. Mai 1854.

Liebster Campe!

Wie am Halse stecke ich in meinen neuen Büchern, und kann heute Ihnen erst den Empfang Ihres Briefes anzeigen. Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit der bewilligten 2000 Mark im Fall einer neuen Auflage*). — Ich habe genug Manuscript; ohne daß ich zu Aufschriften meine Zuflucht zu nehmen brauche, und daß es nöthig ist, Etwas zu rechen, kommen vielleicht fünf bis sechs Bogen mehr heraus, als ich dachte, aber um das Ganze künstlerisch zu runden, habe ich eben über drei Bogen noch hinzu zu schreiben. Dies geschieht auch, um im Stande zu sein, dem Buche einen Sondertitel zu geben, der Ihnen gefallen wird, und den mein Buch durch seinen Inhalt justificieren muß. An dem Gesamttitel „Vermischte Schriften“ kann ich wohl Nichts ändern, aber dem zweiten und dritten Band gebe ich den abgesonderten Titel:

„Eutetia.“

Ich weiß nicht, ob nöthig sein wird, hinzuschreiben:

*) Vgl. die Anm. auf S. 396 dieses Bandes.

„Tagesberichte (oder Berichte)
über Politik, Kunst und Volksleben.“

Das überlasse ich ganz Ihren Bedürfnissen. Halten Sie aber diesen Titel geheim, damit ihn mir Niemand wegschnappt, mir wegkapert, denn er scheint mir ein guter Fund, wie der Titel „Romancero“ es war. Klingt schön und lässt Viel erwarten. Für den Gesamttitel: „Vermischte Schriften“ wüsste ich aber keinen bessern, und er kann uns von Nutzen sein, im Fall ein bedeutender Erfolg mich bewegt, einen vierten Band auf die Weine zu bringen.

Mit Vergnügen habe ich aus Ihrem Brief die Besserung Ihres Knaben ersehn. — Ich kann Niemandem schreiben vor zu großer Beschäftigung, und meine Angehörigen klagen. In diesem Augenblick ist August Lewald hier, den ich bereits längst hier erwartete, und dessen freundschaftlicher Besuch mir viel Vergnügen machte. Er ist einer der Menschen, mit denen ich am leichtesten verkehrte, und der sich durch seinen praktischen Sinn bei mir sehr beliebt gemacht hat. Gathy habe ich gesehen, aber nur auf wenige Augenblicke. — In Eile grüßt Ihr freundschaftlichst ergebener und sich so schlecht als möglich befindender

Heinrich Heine.

344. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1854.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich durch Herrn Klind-
sief ein unversiegeltes Packet, welches Schiff's „Luft-
schlösser“ und das Manuscript meines Fragments
„Waterloo“ enthielt.

Mit dem Manuscript des ersten Theils der
„Vermischten Schriften“ wären wir nun im Reinen.
Was den Druck betrifft; so bemerke ich Ihnen, daß
jetzt bei hinlänglichem Manuscripte der Druck etwas
wohlhabender ausfallen darf, als in den „Reise-
bildern“, nämlich daß der Setzer nicht nöthig hat
zu rechnen, was schlecht aussieht. Ich kann den Bier-
schaum nicht vertragen, und will dem Leser ehrlich
klaren Breihahn einschenken.

Vorgestern drängte sich Jemand bis in meine
Stube, indem er sich unter dem Namen Campe aus
Hamburg ankündigen ließ. Er sagte, einen Auftrag
von Ihnen zu haben. Als ich ihm einen Brief von
Ihnen abverlangte, stotterte er, er habe einen ge-
habt, aber verloren, worauf ich ihn aufforderte, er
möge ihn suchen und nicht früher wieder meine
Thürschwelle betreten. Verdutzt trollte er sich fort.

Von Schiff's Buch habe ich noch keine Zeile lesen können. Ich werde es mit größtem Interesse mir vorlesen lassen. Unterdessen grüßen Sie ihn mir dankbarlichst. Der närrische Kauz amüsiert mich sehr. Sein „Schief Levinche“ war vortrefflich.

Ihr freundschaftlichst treu ergebener

Heinrich Heine.

345. An Michael Schloß.

Paris, den 10. Juni 1854.

Werthester Herr Schloß!

Ich habe das Vergnügen, Ihnen heute Ihre letzte Büchersendung mit Dank zurückzuschicken. Sie hatten es sehr glücklich getroffen, und fast alle diese Bücher gewährten mir eine große Unterhaltung.

Ich danke Ihnen auch für die zugesandte satirische Schrift. Die Broschüre von Viszt über Chopin habe ich richtig durch Brandus erhalten, aber noch nicht gelesen; an wen muß ich sie zurückschicken? In Bezug auf Wagner haben Sie mich mißverstanden; ich habe nämlich keinen Aufsatz über Denselben geschrieben, sondern ein Gedicht,*) welches in einem

*) „Jung-Katerverein für Poesie-Musik“, — Sämmtliche Werke, Band XVIII, S. 290 ff.

Gyflus enthalten, den der erste Band meiner „Vermischten Schriften“ bringen wird. Von letzteren, die bei Campe herauskommen, hat Derselbe noch nicht den Druck angefangen, und erst wenn ich meine Aushänggebogen erhalte, könnte ich jenes Gedicht communicieren.

Grüßen Sie mir freundschaftlich die liebe Prinzessin Ingier aus Norwegen, die hübsche Fee, die dormalen in Köln als Dero Frau Gattin und Hausfrau sich etabliert hat. Ich denke oft an ihre Feen-Erscheinung in Paris, und ihr freundliches Wohlwollen bleibt mir unvergesslich.

Ist etwa etwas Neues von Boz-Dickens erschienen? Hat der Otto Müller noch andere Romane geschrieben? Die „braunen Märchen“ und den „Vessing“ von Sternberg kenne ich nicht, auch nicht „die deutschen Leinweber“, Roman von L. Storch. Ich bemerke Das für den Fall, wo Sie mir eine neue kleine Sendung machen würden.

Unterdessen empfangen Sie die freundschaftlichsten Grüße Ihres

treuherzig ergebenen

Heinrich Heine.

346. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juni 1854.

Liebster Campe!

Aus Fürsorge, damit Sie nicht etwa von Ihrer Seite den Empfang des Gesamt-Manuskripts abwarten, um den Anfang in Presse zu geben, beeile ich mich, Ihnen heute durch die Eisenbahn das Gesamt-Manuskript zuzuschicken; es fehlen nur: eine kleine Vorrede, ein Inhaltsverzeichnis, welches ich nach meinen Brouillons noch anfertigen will, so wie auch einige Blätter im zweiten Theile, wozu ich noch einige Notizen mir verschaffen muß; und diese drei Dinge werde ich Ihnen nächste Woche mit der Briefpost nachschicken. Schon der Anblick des Manuskripts wird Ihnen zeigen, daß ich mehr gebe, als ich versprochen, und ich darf sagen, daß ich seit sechs Wochen unablässig gearbeitet habe, um das Buch zu verschönern, und daß dasselbe mir mehr Mühe kostete, als jede andre Schrift, die ich je herausgab. Wenn Sie beide Theile in einem Zug durchlesen, werden Sie bemerken, welche falsche Idee Sie sich von dem Buche machten, als Ihnen die „Französischen Zustände“ vorschwebten. Nur inmitten des ersten Theiles kommen einige trockene Steppen vor, doch das Ganze liest sich wie ein Roman,

während es zugleich ein historisches Alttenstück ist, und mein prägnantester Stil sich darin kund giebt. Ich glaube, die Konjunktur ist gut, und wenn Sie das Buch gleich bringen, dürfte mir wohl eine zweite Auflage bald zu Theil werden. Jedenfalls ergänzt dieses Buch die Serie meiner Schriften sehr vortheilhaft, und Sie werden mir gewiß Dank wissen, daß ich aus schon verlorenen Materialien etwas so höchst Brauchbares geschaffen habe. Denn ich wiederhole Ihnen, es wäre mir viel leichter gewesen, ein ganz neues Buch zu diktieren. Sobald ich Ihnen die oberwähnten Blätter geschickt, gebe ich mich gleich wieder an die Arbeiten, die leider durch die Unterbrechung unendlich gelitten haben. Ich bin außerdem sehr krank, und leide sehr an Krämpfen. Lassen Sie nur Niemand Etwas wissen von den Personalien, die in meinem Buche enthalten, und später hinlängliche Grunzlaute hervorbringen werden. Haben Sie auch die Güte, mir unverzüglich den Empfang meines Manuscripts anzuzeigen.

Ich habe jetzt Schiff's „Luftschlösser“ gelesen, doch ist mir heute der Kopf zu wüst, als daß ich sie ordentlich bespräche. Schiff's Talent ist auch hier unverkennbar, doch geräth er zu leicht in Strömungen, die für ihn nicht passen. Er darf höchst selten gesellschaftliche Kulturiphören darstellen, muß

sich sehr hüten, ins Raisonnieren zu verfallen, und besonders bekümmert es ihm immer schlecht, wenn er die eigne Person bespricht, es sei denn, daß er unter der Maske eines fingierten Geschöpfes sich selber und seine Lebensnöthen so thatsächlich als möglich darstelle. Der lyrische Humor eines Sterne paßt nicht für ihn, und er muß sich an die plastische Weise des Cervantes halten, die mit ihrer Ironie seinem Talente zusagt. Wenn er glaubt, daß ich, der Meister der Ironie, nicht herausluge, wie sehr er den Schalk im Nacken hat, und wie man seinem verstellten Blödehuhn mißtrauen muß, so irrt er sich sehr. Grüßen Sie ihn herzlichst und freundschaftlichst.

Ich war wieder dieser Tage durch eine Feuersbrunst in Lebensgefahr; mein Nachbarhaus ist bis auf den Grund abgebrannt. Leben Sie wohl, und erfreuen sich mit Ihrer Familie der schönen Sahrzeit.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

347. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juli 1854.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 24. v. M. habe ich vor drei Tagen erhalten. Der Druck meines Buches, wie

ich Ihnen bereits gesagt, kann gleich anfangen. Im ersten Bande, in den „Geständnissen“, hätte ich wohl, Ihrem Rathe folgend, einige Ausdrücke zu mildern, und da fällt mir z. B. ein, daß die Stelle, wo ich von Blücher spreche, wirklich gemildert werden kann. Statt der ihn betreffenden Worte kann gestellt werden: „Der Vater Blücher, diese alte Spielratte, dieser ordinäre Knaster, welcher einst in einem Tagesbefehl“ &c. Sonst fällt mir Nichts ein. Alles, was diesen Band betrifft, habe ich in meinem vorletzten Briefe Ihnen gesagt.

Hoffentlich haben Sie jetzt die Kiste mit dem Manuscript in Händen, und ich bitte Sie, nicht zu vergessen, mir gleich Anzeige davon zu machen. Ich hatte zu gleicher Zeit ein Kistchen an meine Schwester zu schicken, wollte im Anfang das Manuscript hinzupacken, begann mich aber anders, und schickte Ihnen das Manuscript apart. Meine dumme Haushälterin, welcher ich gesagt hatte, daß sie die Kiste an meine Schwester frankieren solle, frankierte aus Unbedacht auch das Kistchen an Sie, und so können Sie sich als Versehen erklären, was Ihnen gewiß auffiel. Sie lächeln über meine Entschuldigung.

Ich befinde mich noch immer herzlich schlecht, und werde unaufhörlich gequält von Besuchern aus allen vier Ecken der Welt und von dem Klopfen der

Arbeiter, welche an den verbrannten Mauern restaurieren.

Heiter grüßend
Ihr freundschaftlich ergebener
Heinrich Heine.

N. S. Jemand sagte mir jüngst, daß in den kleinen Hefen der „Zeitgenossen“, welche in Leipzig erscheinen, auch ein Hefchen über mich enthalten sei; im Fall Sie solches haben, schicken Sie mir es doch unter Kreuzkoubert. — Ich wundre mich, daß Sie gar nie wußten, welche Büberei die königliche Oper zu Berlin an mir verübt hat. Vor fünf Jahren ließ ich ihr durch Laube das Manuscript meines Balletts zukommen, und es wurde kein Gebrauch davon gemacht; seitdem aber stahl man mir die Idee desselben, und meine „Mephistophela“ tanzte mit großem Beifall unter dem Namen Satanella. Wäre ich nicht mit meinen Büchern beschäftigt, so würde ich bereits jetzt den Berliner Generaldirektor Meyerbeer in dieser Beziehung tüchtig zausen. Er hat selber gegen den Kölner Schloß geäußert, daß die Satanella wirklich meine Mephistophela sei, und daß ich das Recht habe, droits d’auteur zu verlangen — da er Dieses nun weiß, warum hat er nicht seine Amtsbefugnisse geübt und mir Genugthuung verschafft? Ich bin übrigens immer sehr

froh, wenn mir ein großes Unrecht öffentlich geschieht, und das Lumpenpack sich dadurch blamiert.

348. An Julius Campe.

Paris, den 13. Juli 1854.

Liebster Campe!

Da ich sehe, daß es mit dem Druck nicht so rasch vorwärts geht, so benutze ich diese Säumnis, um einige Duzend Blätter mit Aktualitäten schreiben zu können, welche eine Pièce im zweiten Theil der „Lutetia“ ersetzen sollen, welche dort nicht an ihrer Stelle ist und ausfallen soll. Es ist nämlich Dieses die Pièce, betitelt: „Frische Revolution und Landung der Franzosen in Irland“; der Harmonie wegen soll sie wegbleiben, und ich schicke Ihnen dafür anderes Manuscript. Sie erkennen darin die Delicatesse meines Sinns für künstlerische Harmonie.

Ich erhielt bereits von Halle die Korrektur des ersten Druckbogens. Werden meine Augen nicht besser, so kann ich nur sehr cursorisch die Korrektur besorgen, nur die Überwachung haltend, daß kein Imbroglio oder ein Sinnfehler stattfindet, während ich das Detail der Durchschau Ihnen oder dem Factor der Druckerei überlassen muß. Leben Sie wohl!

Ihr freundschaftlichst ergebener

Heinrich Heine.

349. An Julius Campe.

Paris, den 15. Juli 1854.

Liebster Campe!

Vor einigen Stunden erhielt ich Ihren Brief vom 12. d. Da ich aber sehr krank bin und kaum reden kann, so diktiere ich nur das Höchsthwendige. Gestern habe ich Ihnen den zweiten und dritten Bogen der „Geständnisse“ nach Hamburg geschickt. Vor einigen Minuten bringt man mir auch ein Päckchen mit dem vierten Bogen der „Geständnisse“ und dem zweiten und dritten Bogen der Gedichte. Ich kann diese erst morgen früh, weil es heute zu spät ist, corrigiert auf die Post geben. Nicht bloß habe ich mich darüber zu beklagen, daß die „Geständnis“-Bogen so entsetzlich viel Druckfehler enthalten, die kein Kind stehen läßt, so daß Dergleichen mir sehr unheimlich vorkommt; was aber das Allerschlimmste ist, ist, daß deutsche Grobheit und Eselhaftigkeit diese Korrektur-Zusendung benutzt hat, um eine gemeine Gottise mir zu sagen. In dem dritten Bogen der „Geständnisse“, von welchem ich zwei Exemplare erhielt und Ihnen eins corrigiert nach Hamburg schickte, stand auf der Seite 41 eine geschriebene Randglosse, die ich ausschneide und diesem heutigen Briefe anlebe, damit Sie das Außer-

ordentliche dieser Infamie selbst sehen und auch selbst nach der Handschrift beurtheilen können, daß es nicht der schlechte Witz eines Druckerjungen, sondern eines schon bejahrten Esels sein muß. Sie werden Ihre Maßregeln nehmen, daß dem Eigenthümer der Druckerei dieser unerhörte Unfug angezeigt wird und mir von der Druckerei aus kein miserabler Schabernack gespielt werden kann. Sedenfalls sehen Sie daraus, daß meine Korrekturbogen in schlechte Hände gerathen, und Sie müssen aus leicht begreiflichen Gründen strenge Maßregeln nehmen.

Wie wäre es, wenn Sie Detmold beauftragten, Ihnen einen Prospektus in meinem Interesse zu machen? Sedenfalls müssen wir ihn anspannen, bei dem Erscheinen des Buches Etwas für mich zu thun, wozu er gewiß gern bereit ist. Sie haben keinen Begriff, liebster Campe, wie sehr ich leiblich herunter bin und heroische Anstrengungen machen muß, um mich herauszubeißen. Suchen Sie mir daher den Weg so viel als möglich zu applanieren, sonst streckt der Hase alle vier Füße von sich, wie auf dem allerliebsten Bilde von Lysér*), dessen Humor von

*) Es sind die Illustrationen des tauben Malers J. P. L. Lysér zu dem bekannten plattdeutschen Märchen „De Swinegel als Wettrenner“ gemeint, welche damals eben bei Hoffmann und Campe erschienen waren.

der köstlichsten und wahrsten Art ist. Daß für solche Menschen in Deutschland Nichts geschieht, ist empörend.

Leben Sie wohl! Grüßen Sie mir Ihre Familie,
und bleiben Sie freundlich ergeben

Ihrem

p. S. S.

350. An Julius Campe.

Paris, den 18. Juli 1854.

Liebster Campe!

Ich schickte Ihnen gestern die Bogen, worin die Gedichte stehn, und heute schickte ich Ihnen noch zwei andere Bogen „Geständnisse“, die ich durchgesehen, aber nicht nach Halle, sondern Ihnen direkt schicken wollte, weil ich einen Ekel davor habe, mich mit einer Druckerei, durch die ich so beispiellos insultiert worden, selbst in Verbindung zu setzen. Ich begreife nicht die Pagination der Gedichte; letztere müssen an dem vorgeschriebenen Ort stehen, weil sonst die Harmonie des Buches gestört wird; sie sind die Nase im Buche; sie dürfen an keiner andern Stelle stehn; sie sind eine Fortsetzung der „Bekanntnisse“, und am Schlusse des Buches komme

ich wieder auf dasselbe Thema zurück. Es sind die letzten Gedichte, die ich geschrieben in der jüngsten Zeit, kein einziges derselben wollte ich drucken lassen, wie sehr man mich auch anging, und ich gab immer vor, ich müßte für Campe einen zweiten Theil des „Romancero“ liefern und dürfte denselben nicht deflorieren. Ich hoffe, daß sie den Zug des Buches bestimmen werden, und habe für letztern so große Hoffnung, daß ich mir die Erwartung der zweiten Auflage meines Buches nicht mit 1900 Mark Banco*) gleich ablaufen ließe. Ich glaube, unter den ungünstigsten Umständen noch immer etwas Bedeutendes hervorgebracht zu haben, während jetzt Nichts am Markt ist. Die „Eutetia“ enthält einen geistigen Schatz für die Erwecker des politischen Lebens in Deutschland. Hier wird nicht bloß amüsiert, sondern auch gelehrt, und da Sie jetzt das Buch bezahlt haben, werden Sie wohl meiner Meinung sein. — Heiter grüßend,

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

*) Obgleich Campe sämtliche Auflagen der „Vermischten Schriften“ durch Annahme der Heine'schen Forderungen gekauft, hatte er sich aus freien Stücken verpflichtet, dem Dichter noch weitere 2000 Mark Banco zu zahlen, falls eine zweite Auflage innerhalb zehn Jahren nöthig würde. Vgl. die Anerkennung auf S. 382 dieses Bandes.

351. An Julius Campe.

Paris, den 1. August 1854.

Liebster Campe!

So eben erhalte ich Ihren Brief, und eile, Ihnen wissen zu lassen, was auf anhängendem Blatte steht.

In Bezug auf die „Eutetia“ bemerke ich Ihnen, daß das Wort „Rächenäer“ eine Nachbildung eines griechischen Wortes ist und Maulaufsperrer bedeutet. Doch ich habe es vielleicht fehlerhaft geschrieben. Ein weit schlimmerer Fehler ist im zweiten Bogen, wo von der George Sand gesagt ist: „ihre antinationalen Grundsätze“, statt ihre „antimatrimonialen Grundsätze.“ Je leserlicher ein Manuscript geschrieben, desto leichter machen die Setzer Fehler dieser Art, und der Korrektor, der eben keinen Unsinn wittert, übersieht ihn. Das genaue Kollationieren ist daher so wichtig. Die Vorrede gebe ich in der Form eines Zueignungsbriefes an einen Freund, und wenn ich nicht gar zu krank wäre, wäre sie schon fertig; doch schreibe ich sie noch Ende dieser Woche, und Sie haben dieselbe in acht Tagen. Ein Inhaltsverzeichnis kann kein Dritter machen, Das kann nicht bei einem Buche von solcher Gattung geschehen, und nur allenfalls ein glücklicher

Prospektus kann aus einer fremden Feder fließen. Sie werden gesehen haben aus meiner lezthin gesandten retrospektiven Vertheidigung, daß es nicht räthlich ist, im Prospektus die Eigennamen von französischen Ministern wie Thiers oder gar Guizot zu oft oder zu stark hervortreten zu lassen. Die Hauptsache ist, auf das viele thatsächliche Material und den Erfahrungsschatz, den ich in dem Buche niedergelegt, aufmerksam zu machen. In dem erwähnten Vorredebrief werde ich übrigens das Beste selbst thun.

Ich bin sehr leidend. Die Hitze hat mich zu Grunde gerichtet, und der Hase streckt alle Biere aus. Ich hoffe, daß Sie und die Ihrigen sich wohl befinden.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

352. An Julius Campe.

Paris, den 3. August 1854.

Liebster Campe!

Ich habe wieder die Koncepte der „Rutetia“ durchgesehn, und die Überzeugung erlangt, daß die Natur des Werkes kein Inhaltsverzeichnis zuläßt,

ja daß dasſelbe von vorn herein ſchaden würde. Diejenigen, welche irgend eine Partikularität, von der man ihnen geſprochen, in dem Buche nachſehn möchten, ſollen ſich gefälligſt die Mühe geben, das ganze Buch durchzuleſen, und wenn ſie vielleicht nicht finden, was ſie ſuchten, werden ſie hoffentlich manchen Fund machen, den ſie nicht erwarteten. Ein Anderes iſt es mit einem Proſpektus, und ich werde Sorge tragen für eine geſchickte Anzeige. Von Ihrer Seite, zweifle ich nicht, wird Alles geſchehn, um für das Buch Freunde zu gewinnen, die nicht lobhudeln, ſondern das Verſtändniß vermitteln. Die Poefien ſind etwas ganz Neues, und geben keine alten Stimmungen in alter Manier; aber zu ihrer Würdigung ſind nur die ganz naiven Naturen und die ganz großen Kritiker berufen. Die „Geſtändniſſe“ ſind ebenfalls nicht Jedem zugänglich, doch ſind ſie wichtig, indem die Einheit aller meiner Werke und meines Lebens beſſer begriffen wird. Die „Eutetia“ hat ihr inwohnendes Intereſſe, und man wird allenfalls ſich darüber aufhalten, daß die Karikaturen, die darin vorkommen, ihre Eigennamen behalten; es wäre mir leicht geweſen, ſtatt Herr Leo Monſieur Schléo zu ſetzen, aber Das ſind feige Konceſſionen, die Keiner machen darf, der ſtark iſt. Die verbündeten Mittelmäßigkeiten mögen immerhin die Gebatterschaft ſchonem; ich gehöre zu keiner

solchen Kompaneia, die sich einander trägt und be-
lorbeert, und Schuld daran ist, daß die tüchtigsten
Kerle in Deutschland nicht aufkommen und beachtet
werden können. Es mag Sie daher nicht befrem-
den, wenn ich mit manchen Leuten Nichts zu schaffen
haben will, die momentan meinem Buche nützlich
sein könnten, aber später mit widerwärtigen An-
sprüchen mich belästigen dürften; und es mag Sie
noch weniger befremden, wenn von solcher Seite
aus an meinem Buche dieselben Treulosigkeiten aus-
geübt werden, die wir schon früher erfahren. Es
gilt, treu und ehrlich gegen sich selber sein, und
man kommt dann schon zum Ziele, wenn auch etwas
später. — Und nun leben Sie wohl. Ich habe
heute schon einen Centner Opium verschluckt und bin
sehr schläfrig.

Ihr Freund

p. S. S.

353. An Julius Campe.

Paris, den 10. August 1854.

Liebster Campe!

Dieser Tage war Alfred Meißner hier, und
wollte einige Zeit hier verweilen, reiste aber gleich
wieder ab, als er sah, wie die Cholera in dem

Quartier, das er bezogen, wüthete. Er kehrt zurück nach Prag, fast direkt, und ich habe ihm versprochen, daß von Ihnen, noch ehe mein Buch verschickt wird, ihm sogleich ein Exemplar nach Prag zugesendet werde, damit er unverzüglich einen Artikel darüber schreibe. Die beste Reklame wird wohl sein, wenn ich in der hiesigen „Revue des deux Mondes“ Etwas daraus übersetzt — ich weiß noch nicht, was — mittheile. Sonst aber bin ich ganz abgeschnitten von literärischer Kompèreschaft, und ich muß ganz auf Ihre Thätigkeit rechnen. Sagen Sie mir nun, werden Sie die drei Bände gleichzeitig ausgeben? was Sie leicht können, da Sie nach der Befugnis, die ich Ihnen gebe, selbst die Korrektur zu besorgen, den Druck schnell zu fördern vermögen. Und wann glauben Sie wohl, daß das Buch erscheinen kann? Ich bitte mich darüber zu unterrichten, damit ich auch frühzeitig an die „Allgemeine Zeitung“ schreibe, was sie thun soll. Ich habe Manches in dem Buch gesagt, was ihr freilich nicht sehr schmecken wird, und in der Vorrede, die fertig, aber noch nicht abgeschrieben ist, lasse ich ihr ebenfalls einige Unannehmlichkeiten riechen.

Und nun leben Sie wohl! Freundschaftlich grüßt
Ihr

p. S. S.

354. An Julius Campe.

Paris, den 21. August 1854.

Liebster Campe!

Die obigen Blätter sind das Ihnen längst angekündigte Zueignungsschreiben, welches der „Rutetia“ als Vorrede dienen soll und dem ersten Bande besagter „Rutetia“ vorgedruckt werden muß. Ich wünsche, daß der Druck dieser Zueignung gar nicht abweichend sei von den zwei Bänden des Buches und keine größern Lettern genommen werden, wie oft bei Vorreden geschieht. Durch diese Gleichmäßigkeit des Druckes erscheint die Zueignung als ein Brief kameradlicher Laune, und nicht als ein devotes Schreiben an einen Gönner. Hierdurch ehre ich auch den Mann weit mehr, als durch Kurialien-Gechnörkel. — Schon seit sechs Tagen liegen diese Blätter fertig zur Absendung, und ich konnte bis zu dieser Stunde noch nicht dazu kommen, sie durchzulejen. Sie erhalten sie daher etwas spät. Ich bin nämlich außergewöhnlich stark krank, und in meinem Hause wird wieder gebaut, so daß das Klopfen mich wahnsinnig macht. — In verdrießlichster Eile,

Ihr freundschaftlich ergebener

p. H. H.

355. An Michael Schloß.

Paris, den 25. August 1854.

Wertheſter Herr Schloß!

Ich habe bis heute geögert, Ihnen die beiliegenden Bücher zurückzuſchicken, um einige Zeilen hinzuschreiben zu können. Sie haben keinen Begriff davon, wie meine Zeit ſeitdem durch Tageſtribulationen in Anſpruch genommen worden. In dieſem Augenblicke bin ich beſchäftigt mit Anſtalten zu einer Überſiedlung in eine Wohnung, wo ich endlich einen großen Garten habe und friſche Düfte der Bäume und Blumen einathmen kann, welche Nachricht gewiß der Madame Schloß Freude machen wird. Mit meiner Hamburger Bücherquälerei bin ich noch nicht zu Ende. Das wird wohl erſt Ende September der Fall ſein. Ich danke Ihnen für Ihre Bücherſendung, doch iſt es ſelten, daß, wenn die Wahl dem Zufall überlaſſen wird und keine Angabe von mir vorhergegangen, irgend ein Buch mir zukommt, das mir unbekannt wäre oder mich intereſſieren konnte. So habe ich ganze Sendungen von Hamburg unbenutzt laſſen müſſen.

Bis jezt habe ich kein Wort Beſcheid von Meyerbeer, und Sie werden ſehen, ich bin dupirt. Sie haben mir gütigſt verſprochen, mir entweder

das Libretto der sogenannten „Satanella“, oder eine tatsächliche Berichterstattung darüber zu schicken; ich bitte Sie, diesem Versprechen nun recht bald nachzukommen.

Mit meiner Gesundheit geht es immer schlimmer, aber ich bin heiter und ruhig. Ich bitte, meine schöne Freundin recht herzlich von mir zu grüßen. Ich hoffe, daß sie sich wohl befinden wird.

Indem ich Sie freundlichst grüße, verharre ich
Ihr ergebener

Heinrich Heine.

356. An Julius Campe.

Paris, den 3. September 1854.

Liebster guter Campe!

Ich bin vor drei Tagen ausgezogen und wohne:
Aux Batignolles, grande Rue No. 51.

Barrière de Paris,

brachte die größten Opfer, um mich zu verbessern, und siehe! meine Wohnung hat andre, noch unerträglichere Fehler, und ich muß vielleicht schon dieser Tage wieder ausziehen und mich neu einrichten — Das größere Unglück ist, daß ich sehr krank bin und vielleicht die Cholera habe — Gestern war ich

nah, ins Gras zu beißen. Ich stehe auf, um Ihnen gleich zu melden, daß ich den Druck des ersten Theils keineswegs verzögere; sagen Sie Herrn Schmidt, daß er immerhin nach den vorhandenen Korrekturen den Plunder ganz in die Presse gebe. Mein Sekretär fehlt mir, und ich bin zu krank.

Die Bogen von Halle durchsehend, bemerke ich zu meinem Schrecken die Note, die mein Herr Verleger, in die Befugnisse und Rechte des Schriftstellers übergreifend, mir unter meinen Text gesetzt hat, was mich aus tausend Gründen verlegt, sowohl ästhetischen als moralischen, nicht bloß aus Schriftsteller-Eigensinn. Warum machen Sie mir diesen Kummer? Ich bin ein Satiriker und habe den Berliner Lump, ohne ihn zu nennen, tüchtig genug gegeißelt — und jetzt bin ich ein Scharfrichter, ein Schinder und ein Abdecker! Was ist da zu thun, damit, ohne daß ich davon rede, das Publikum erfahre, daß diese Note nicht in meinem Manuscript stand? Ich lege Dieses dem Freunde bitterlichst bittend ans Herz.

Die Lutetia hat kein Inhaltsverzeichnis nöthig; ich hätte ein solches angefertigt, wenn ich nicht dadurch dem Titel seinen mystischen Anreiz geraubt hätte. Auf keinen Fall könnte es ein Anderer als ich machen; das mir gesandte Inhaltsverzeichnis enthält nur Namen von Personen

welche die Staffage bilden, und man käme auch auf die Idee, daß ich nur Zeitungsnachrichten wiederkäue, statt daß meine Personen nur Träger und Anknüpfungsposten von Gedanken.

Ihr Freund

H. Heine.

357. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1854.

Liebster Campe!

In Folge meines Umziehens stecke ich noch immer im mißbehaglichsten Zustand. Im Kulminationspunkte desselben schrieb ich Ihnen vor einigen Tagen, um Ihnen auf der Stelle wissen zu lassen, daß es nicht an mir liegt, wenn nicht der erste Band der „Vermischten Schriften“ längst aus der Presse gegangen. Um keine Minute zu verlieren, braucht auch von dem Zueignungsbrief, welcher dem ersten Theil der „Lutetia“ vorgedruckt wird, mir keine Korrektur geschickt zu werden. In solcher Weise ist der von Ihnen angegebene Termin des 15. September, wo Sie das Buch ausgeben wollen, also auch auf die „Lutetia“ zureichend. Alsdann aber tritt die große Frage hervor, wie am besten

für die Aufnahme des Buches im Publikum gesorgt werden kann. Auch diese Lösung überlasse ich ganz Ihnen. Ich bin hier ganz isoliert, und der einzige Mensch, der Etwas für mein Buch thun konnte und Geist genug hat, daß man sich mit ihm in Etwas einlassen kann, ist, wie ich höre, in diesem Augenblick aus Paris ausgewiesen worden. Es ist Dieses Engländer, und Das ist mir in diesem Augenblick sehr fatal. Übrigens vertraue ich dem Inhalt des Buches hinlänglich, daß es sich durchbeißen kann, und nur den kleinen Reklam-Manövern der kleinen Feinde muß durch Ihre Vermittlung auf demselben Wege entgegengewirkt werden.

Ich befinde mich etwas besser; doch der Verdruß, keine rechte Wohnung gefunden und ein Heidendengeld falscher Ausgaben gemacht zu haben, betrübt mich sehr. Meinem jungen Freund und künftigen Verleger Campe junior lasse ich für seine freundlichen Zeilen vielmals danken, und ich werde gewiß seine Fabeln nicht vergessen; in diesem Augenblick aber kann ich mich nicht in die unschuldige Thierwelt versenken, obgleich die Menschen, mit denen ich zu thun habe, sich hinlänglich viehisch gebärden.

Indem ich Sie heiter grüße, verharre ich

Ihr

Heinrich Heine.

358. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1854.

Liebster Campe!

Sie sagten mir bestimmt, daß Sie mein Buch den 15. dieses Monats ausgeben wollten; ich kenne nicht die dortigen Förderungsmittel, und weiß nicht, ob Sie Dieses durchsetzen. Im festen Glauben an den anberaumten Termin eilte ich mich sehr, über Hals und über Kopf, die „Bekenntnisse“ ins Französische zu übersetzen, und ich bot sie der „Revue des deux Mondes“ an, damit sie daraus nähme, was sie wolle, um mit einer vorläufigen Anzeige meiner „Vermischten Schriften“ auch durch eine Übersetzung die Aufmerksamkeit des Publikums zu faktivieren. Ich schrieb dazu auch eine Note, worin ich ankündigte, daß die „Lutetia“ besonders in Ihrem Verlag erscheine. Ich glaubte nicht, daß die Revue sogleich darauf eingehe; doch zu meiner Freude und zugleich zu meinem Mißvergnügen ersah ich aus einem Billett, das ich gestern erhielt, daß die Revue schon in ihrer nächsten Nummer die zweite Hälfte der „Geständnisse“ mit einer großen Reklame für unsre Publikation geben werde, so daß das Publikum durch keine falschen Korrespondenzartikel über den

Geist meiner jüngsten Publikation irre geleitet werden könne; ich fürchtete nämlich zumeist übelwollende Auszüge aus dieser Partie in deutschen Blättern. Aber leider, da ich auf baldigen Abdruck drang, hatte man mir keine Korrekturbogen geschickt, und ich, der ich gerne in der Korrektur meine französischen Stilverbesserungen unternommen hätte, muß jetzt die Dinge laufen lassen, wie sie sind. Ich glaubte schon, da die Revue nur alle 14 Tage erscheint, daß der Aufsatz erst im Oktober gedruckt werde, und voraussetzend, daß Sie den 15. d. mein Buch publicierten, wäre ich nicht hinlänglich gedeckt gewesen. Ich bin aber schneller bedient worden, als ich erwartete, und für das Buch ist Dieses eine kolossale Reklame, die von keinem deutschen Korrespondenzartikel aufgewogen wird. Sobald ich die Nummer erhalte, schicke ich sie Ihnen. Ich habe in meiner „Revue des deux Mondes“ Note vorläufig angezeigt, daß ich auch eine französische Übersetzung der „Eutetia“ publicieren werde; aber Dieses that ich, um meine deutschen Schnapphähne irre zu leiten.

Ich hoffe, daß Ihnen und Ihrer Familie das Helgolander Seebad wohl bekommen habe. Mir ist die Gartenluft, die ich jetzt genieße, sehr heilsam, doch ist meine Wohnung leider mit dem Fehler behaftet, daß sie im Winter etwas kalt und feuchtlich sein wird, und ich deshalb auf eine neue Umsiedelung

bedacht sein muß. Neue Quälnisse und, was noch schlimmer ist, neue Kosten, die mich wieder aufs Neue ruinieren.

Freundschaftlich grüßt Sie

Ihr

Heinrich Heine.

359. An Julius Campe.

Paris, den 16. September 1854.

Liebster Campe!

Den Empfang ihres Briefes vom 12. zeige ich Ihnen an, und ich habe mit Vergnügen daraus ersehen, daß Sie guter Laune sind und das Leben in einer Weise genießen, die am meisten bietet, nämlich im häuslichen Behagen. Mir armen Schelm geht's nicht so gut, und wo ein Loch in der Brücke ist, plumpse ich hinein. So glaubte ich in meinem jüngsten Briefe, den Vogel abgeschossen zu haben mit der „Revue des deux Mondes“, und siehe! in diesem Augenblicke kommt mir das Journal zu, und die Bescherung ist, um rasend zu werden. Nur die zweite Hälfte der „Geständnisse“ sollte gedruckt werden, aber unverändert, und jetzt wird diese sehr verstümmelt gegeben und ein Stück vom Anfang sehr ungeschickt hineingeklatscht. Meine Note, worin ich

mich über unsre Publikation aussprach und die eine bedeutende Reklame war, ist kaum erwähnt, mein Titel ist willkürlich verändert. Die schändlichsten Veränderungen werden gemacht — kurz, es ist, um rasend zu werden. Das hätte nicht Viel zu bedeuten, wenn Sie das Buch den 15. ausgegeben hätten, wie ich erwartete. Aber die Verzögerung, die Sie mir jetzt melden, setzt mich in die größte Verlegenheit, und ich muß Sie dringendst bitten, den ersten Theil der „Vermischten Schriften“ so schnell als möglich auszugeben. Die beiden Theile der „Eutetia“ müssen freilich zusammen ausgegeben werden, da sie ein Ganzes bilden, und ich habe gar keinen Zweifel, daß der zweite Theil der „Eutetia“ den ersten aufwiegt.

Ihres Sohnes Vogelfänge haben mich sehr amüsiert. Der bildet sich frühe. So wie ich nur im geringsten in Ordnung bin, suche ich ihm meine Fabeln hervor, und besondern Success verspreche ich mir bei ihm von meiner Rattenfabel.

Bis zum 15. wahrscheinlich des nächsten Monats verharre ich in meiner Gartenwohnung, und dann beziehe ich eine Wohnung in den Champs-Elysées, die meine Frau für mich gemiethet hat. Vor Ende October werde ich also nicht zur Ruhe kommen.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

P. S. Apropos! Der Herr Warrens von der Lloydszeitung in Wien ist nicht geeignet, für mein Buch Etwas zu thun. Er ist nämlich eben Derjelbe, mit welchem mein Bruder die skandalösesten Auftritte hatte und noch jetzt, wie man mir sagt, beständig Händel hat. Es ist mir lieber, Sie schicken ein Exemplar an meinen alten Freund, der die Ost-Post herausgiebt, der ehemalige Herausgeber der „Grenzboten“, Kuranda. Dieser ist ein alter Freund von mir, und ich kann auf ihn zählen.

360. An Julius Campe.

Paris, den 21. September 1854.

Liebster Campe!

Ich bin im Augenblicke ungewöhnlich krank und geplagt durch außerordentliche Fatalitäten, die theils in meiner Lokalveränderung begründet, theils auch durch Todesfälle entstanden sind. Die Mutter meines Vektors, die an der Cholera starb, wurde heute begraben, und seit acht Tagen fehlt mir jederlei

Vorlesung. Als Kontrast erlebe ich in diesem Augenblick einen großen Triumph; nämlich mein Artikel der „Revue des deux Mondes“ macht, trotz seiner Verstümmelung, die ungeheuerste Furore, und wie mir gestern der Redakteur der Revue sagte, wird in diesem Augenblick nur von diesem Artikel geredet, und Viele, welche Deutsch verstehen, erwarteten mit Spannung, das Ganze im Deutschen zu lesen. Mein Zweck, eine ungeheuerere Annonce zu machen, ist erreicht, aber es ist, wie ich Ihnen schon gesagt, nöthig, daß Sie das Buch rascher aus der Presse jagen. Wie mir der Direktor der Revue sagte, habe noch nie ein Aufsatz ein so großes Aufsehn erregt, und er stünde nicht im geringsten Vergleich mit dem Success der „Götter im Exil“. Ich kann Ihnen Dies nicht ohne Schadenfreude schreiben, denn eben dieser Bièce stellte mein Freund Julius Campe ein so schlechtes Prognostikon. Im „Mousquetaire“ standen den andern Tag darüber einige Bemerkungen, die ich Ihnen vielleicht zusende, wenn ich des Blattes wieder habhaft; Sie können's vielleicht für Deutschland ausbeuten. Mein journalistisches Faktotum hier liegt paralyßiert in einer Maison de santé, so daß ich gar Nichts erfahre, was in deutschen Blättern vorgeht. Die Adresse Engländer's, welcher wirklich nicht mehr hier ist, weiß ich nicht; er steht in beständiger Verbindung mit Hebbel in Wien, und Der

kann sie Ihnen gewiß sagen. In den ersten Tagen des nächsten Monats kommt Herr Taillandier nach Paris, und wenn ich ein vollständiges Exemplar meines Buches habe, macht er mir gewiß einen Artikel. Ich bitte Sie daher, dem Buchdrucker in Kassel zu sagen, daß er mir die fertigen Bogen, die er mir nicht geschickt hat, so bald als möglich zuschicke. Der Success meines Artikels giebt mir große Hoffnung, meinen Hamburg'schen Fabius Kunstator durch einen großen Absatz zu beschämen und auch zugleich die 2000 Mark Banco zu gewinnen, die ich gewiß ehrlich genug verdient haben würde.

Freundschaftlich grüßt Sie

Ihr

Heinrich Heine.

361. An Julius Campe.

Paris, den 3. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ihren Brief nebst dem gedruckten Buchhändler-Cirkular habe ich erhalten. Letzteres ist ganz vortrefflich. — Bei Durchlesung des zweiten Theils der „Lutetia“ werden Sie am Ende sehn, daß der

zweite Theil weit bedeutendern Werth hat, als der erste. Ich kann die Bogen nicht lesen, da ich äußerst leidend bin und eine Halsentzündung bekommen habe durch die Kälte und Feuchtigkeith meiner neuen Wohnung. Noch außer den ungeheuern Unkosten habe ich fatale Streitigkeiten, noch vor dem Ausziehen, welches bereits in diesem Monat geschieht. Ich hatte früher dem Kolb der „Allgemeinen Zeitung“ ein Stück der „Geständnisse“ versprochen, ich schickte sie ihm aber nicht, da ich erstens fürchtete, es könnte Ihnen nicht recht sein, und zweitens weil ich doch schon wusste, daß Augsburg gemeinschaftliche Sache mit München macht, daß meine schlimmsten Feinde dort die Hand und zwar mehre Hände im Spiele haben, und ich unter dem Deckmantel der Freundschaft von dorthier nur Verrath zu erfahren habe. Ich habe mich nicht geirrt, denn, wie mir mein Herr Sekretarius gestern erzählte, hat die „Allgemeine Zeitung“, obgleich sie wusste, daß meine „Geständnisse“ im Begriff sind, vom Stapel zu laufen, dennoch sich nicht entblödet, von dem Fragment, das in der Revue erschienen ist, eine hundsföttisch miserable Übersetzung zu liefern, und durch eine solche Parodie meines Gedankens mir mehr zu schaden, als der offenkundigste Feind vermöchte. Haben die Herren dort vielleicht schon Wink gehabt, daß ich in der „Lutetia“ mich unum-

wunden über die „Allgemeine“ ausspreche, und ich nicht mehr daran mitarbeiten kann? Genug, Sie sehen, liebster Campe, daß ich nicht Unrecht habe, wenn ich zuweilen Lunte rieche, und zwar sehr stin-
fige Lunte, da wo Ihnen Alles wie Rosenduft vor-
kommt. Merken Sie es sich, daß Meyerbeer, selber
schweigend, eine Rotte Banditen in seinem Solde
hat, und bei jedem Journal, in Frankreich wenig-
stens, gewiß auch in Deutschland, seine Kreatur
setzen hat, die Nichts gegen ihn durchläßt und überall
für ihn wirkt. Vergessen Sie nicht, daß die Klatsch-
bude, die ich unumwunden geschildert, in Hamburg,
eben in Hamburg, ihre Familie und ihre Familiaren
hat; Dieses wissend, wird es Ihnen leicht sein,
wenigstens die Hamburger Klatschblätter zu über-
wachen, damit keine Lügen (an Schimpfreden ist
Nichts gelegen) eingeschmuggelt werden. Das ist
nun Ihre Sache. Ich bin ganz isoliert hier, erfahre
Nichts, vielleicht auch aus Schonung wird mir Alles
verschwiegen, und es könnte doch vorkommen, daß ich
von Etwas Notiz nehmen müßte. Ich erhalte viele
Briefe aus Deutschland voll Enthusiasmus, und
andererseits wieder einige anonyme Drohbriebe; von
beiden will ich Ihnen nächstens einige zukommen
lassen. Ich kann meines Halses wegen nicht länger
diktieren und will Ihnen übermorgen erst schreiben,
wie ich über die Exemplare, die Sie mir geben

wollen, theils in unserm gemeinschaftlichen Interesse, theils auch in meinem bürgerlichen Privatinteresse verfügen will.

Freundschaftlich grüßend

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

362. An Joseph Lehmann.

Paris, den 5. Oktober 1854.

Ihren freundlichen Brief habe ich gestern erhalten, und beeile mich um so mehr, Ihnen zu schreiben, da ich Ihnen anzeigen muß, daß die Pièces, die Sie mir zugesandt haben, mir durchaus nicht zu Händen gekommen sind.

Ich habe meine Wohnung geändert, und wohne jetzt Aux Batignolles, 51, grande rue. Diese neue Wohnung, die ich komfortabel einrichtete, werde ich dennoch gegen Ende dieses Monats verlassen müssen, da die darin herrschende Feuchtigkeit mir eine Halsentzündung bereits zugezogen hat.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilung in Betreff der „Allgemeinen Zeitung“. Wenn nicht durch Zufall, erfahre ich jetzt gar Nichts, da ich gänzlich isoliert lebe, und außer meinen bei-

den Sekretären, die Beide zu anständig sind, um sich mit deutschem Klatsch zu beschäftigen, sehe ich keinen einzigen Deutschen. Mein Buchhändler Julius Campe in Hamburg schreibt mir nur, was eben seine eigenen Interessen betrifft. Aus Schonung wird mir vielleicht auch Manches von dorthier verschwiegen, was sehr lächerlich ist, da ich bereits früher gegen alle Roheiten abgehärtet war, und jetzt gar den meisten weltlichen Eitelkeiten abgestorben bin.

Meine Frau hat die meisten Deutschen von meinem Hause verscheucht, manchen sogar im wahren Sinne des Wortes hinausgeschmissen. Auch sind Viele in den letzten Jahren durch den Tod fortgerafft worden; theils auch sind sie abgereist, oder sitzen in Irren- oder Zuchthäusern, so daß ich, wie ich Ihnen sage, vom Vaterlande Nichts erfahre, was mir doch manchmal nothwendig wäre, in Fällen, wo ich einer bestimmten Lüge widersprechen müßte, und in dieser Beziehung wäre es mir sehr lieb, wenn Sie mir häufiger schrieben; sicherlich kann mich Nichts verletzen, und Manches kann mich sogar amüsieren. Dann auch, da ich, so bald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren versenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schicksale und Transformationen landsmännischer alter Freunde für mich von einigem Nutzen sein. Manchen glaube ich lebend, der längst todt ist; und

Manchen glaube ich todt, der unterdessen bloß dumm geworden oder schlecht. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein Furore des Beifalls mein Aufsatz in der „Revue des deux Mondes“ gemacht hat. In einigen Wochen soll er ganz gedruckt in meinem Buche „De l'Allemagne“ erscheinen, für welches derselbe als Schlußkapitel geschrieben ist.

Ich gebe meine Werke auf Französisch bei Michel Levy frères heraus, die man mir als Verleger empfahl. Ich hatte die Wahl zwischen ihnen und einem andern Verleger, der ein ehemaliger bonnetier, d. h. baumwollener Nachtmützenfabrikant war, und ich gab Ersteren den Vorzug, vielleicht eben, weil sie vom Stamme Levy. Ich glaube, daß Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann ist und mein Vertrauen verdient, und wenigstens ich, sollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren, ich darf vom alten Vorurtheil gegen die Juden mich nicht leiten lassen. Ich glaube, wenn man sie Geld verdienen läßt, so werden sie wenigstens dankbar sein und uns weniger übervorthheilen, als die christlichen Kollegen. Eine große Civilisation des Herzens blieb den Juden durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtausenden. Ich glaube, sie konnten deshalb auch so schnell theilnehmen an der europäischen Kultur, weil sie eben in Betreff des Gefühls Nichts zu erlernen hatten, und nur das

Wissen sich anzueignen brauchten. Doch Das wissen Sie Alles besser, als ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verständniß Dessen, was ich in meinen „Geständnissen“ gesagt habe. Aber wenn ich auch Campe den Auftrag gebe, dasselbe Ihnen zu senden, so bekommen Sie es gewiß erst an dem Tage, wo auch der Messias eintrifft, wenn er, der alten Tradition nach, auf einem Esel kommt und nicht die Eisenbahn benutzen will.

Es ist mir unendlich lieb, daß Sie Das, was ich Ihnen über die Gasbeleuchtungsfilouterie des wackern Herrn F. gesagt, nicht vergessen haben; er hat meinen Bruder Gustav wirklich durch die abgeseimtesten Lügen von seiner Verfolgung meiner Interessen abzustehen vermocht, und er spekuliert auf meine Krankheit, die ihn von jeder Abndung eines Morgens befreien würde. Er irrt sich aber sehr.

Ich weiß kaum, was ich diktire, so schläfrig macht mich nämlich der Übergenuß des Opiums, und ich schließe, indem ich Ihnen nochmals für Ihre Güte danke und Sie freundschaftlichst grüße.

Ihr

Heinrich Heine.

363. An Julius Campe.

Paris, den 5. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen vorgestern geschrieben, daß die Allgem. Ztg. den Aufsatz aus der Revue übersetzt hat, wie mir der Freund sagte, der nur die erste Hälfte gesehen. In diesem Augenblick erhalte ich einen Brief aus Breslau, woraus ich ersehe, daß der Aufsatz mit den schöndesten Injurien begleitet war, wahrscheinlich am Schluß, doch immer weiß ich noch nicht was, weil mir nur Einliegendes geschrieben wird, und auf diese Weise weiß ich noch nicht, was ich zu thun habe. Die Hauptsache ist, daß ich jetzt der „Allg. Ztg.“ ein für alle Mal einen Tritt in den Hintern gebe und mich zweideutiger Freundschaften entledige. Ist die verübte Gemeinheit groß, so kann man sie sogar in meinem Interesse ausbeuten. Ich kann aber die ganze Sache nicht begreifen, da mir noch jüngst Cotta den liebelichsten Brief geschrieben, und Kolb immer seit 25 Jahren sich als Freund bewährte, bis auf die Narrethei, die ich in der „Lutetia“ besprach. Die Übersetzung muß von einem der Messieurs Redakteurs gemacht worden sein, die ohne Kontrolle von Kolb zu handeln pflegen. Aber brechen muß ich in jedem Fall.

In Betreff der Exemplarvertheilung brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederholen, daß ich meine Frei-Exemplare im Interesse meines Buches verwende. Für Hamburg verlange ich von meinen „Vermischten Schriften“ nur 2 Exemplare, wovon Sie das eine an meine Schwester und das andre an meinen Vetter Karl Heine gefälligst zuschicken wollen. Letzteres ist eine Kourtoisie, die ich nicht unterlassen darf, wenn ich nicht mit Recht der Lieblosigkeit und des Undanks bezichtigt werden soll. Ja, auch meiner Mutter schicken Sie die „Lutetia“ (beide Bände), aber nicht den ersten Band der „Vermischten Schriften“, durch meine Schwester, die ihr weißmachen soll, daß der erste Band noch nicht erschienen sei; Sie begreifen, warum. Auch nach Berlin schicken Sie ein Exemplar der drei Bände an Varnhagen von Ense. Ja, Sie müssen auch ein Exemplar der „Lutetia“, jeder Band unter Kreuzkouvert, an den Fürsten Büchler-Muskau, poste restante in Koblenz, sobald das Buch heraus ist, zuschicken. Die Exemplare, die Sie mir hierher gefälligst schicken wollen, senden Sie mir durch die Eisenbahn unter meiner jetzigen Wohnungsadresse. Ich verlange 12 Exemplare von allen drei Bänden der „Vermischten Schriften“, womit ich kaum auskomme, da ich zwei für meine Ärzte, zwei für meine Sekretarien, zwei für französische Journalistik, drei nach England für

ähnlichen Zweck, und gewiß auch drei für dringende Ansprüche nöthig habe. — Ich habe durchaus nichts Deutsches in diesem Augenblick zu lesen, und haben Sie noch meinen alten Bücherzettel und wollen Sie mir einiges aus der Laeiß'schen Bibliothek beipacken, in der Exemplarenliste, so käme mir Das im Augenblick eben recht. Ich habe verdammt viele Geschäfte um die Ohren, theils meine Wohnungen betreffend, theils auch französische Publikationen betreffend, und habe dabei Tag und Nacht die furchtbarsten Leiden.

Wenn Sie Schiff sehn, so sagen Sie ihm, daß nur das Übermaß von Beschäftigungen mich abhielt, mit ihm über seine Freundlichkeit mit heiterm Sinne direkt mich auszusprechen. Grüßen Sie mir Ihren Kronprinzen, den kleinen Heinrich den Finkler.

Ihr treusam ergebener

Heinrich Heine.

364. An Julius Campe.

Paris, den 12. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Sie hatten ganz recht, daß eine Parterre-Wohnung für mich Nichts taugt, und um nicht durch

Kälte und Feuchtigkeit ganz auf den Hund zu kommen, lasse ich in diesem Augenblick in den Champs-Élysées eine wärmere Wohnung einrichten, die ich noch vor Ende des Monats beziehen kann. Ich kann nicht sprechen wegen Halsentzündung. Für Ihre freundlichen Briefe danke ich Ihnen. Der Gedanke einer französischen Version der „Eutetia“ hat Viel für sich, und ich werde in jedem Fall durch die Herren Michel^e Levy frères, mit welchen ich über die Herausgabe in Charpentier-Format meiner Werke auf Französisch kontrahiert habe, meine „Eutetia“ ankündigen lassen, und ich verlangte deshalb von Ihnen unter Kreuzkoubert gleich zwei Exemplare, um sie beim Ministerium zu deponieren. Ich habe mich schon jetzt sicher gestellt, daß man mich meines Eigenthums nicht beraubt. Verflucht Wenig bringt mir jene französische Ausgabe ein, und kostet mir doch so viele Mühe; aber da man mich in Deutschland herunter haben will, so thue ich hier für meinen Namen etwas Bedeutendes, und die Steigerung meiner Reputation wird wieder meinem deutschen Herrn Verleger zu gute kommen. Ein Angriff auf meine Reputation ist eine Beeinträchtigung Ihrer Interessen, liebster Campe, und von diesem Gesichtspunkt aus müssen Sie eine Belangung der „Allg. Ztg.“ motivieren; diese Belangung braucht gar nicht stattzufinden, sondern muß nur in den Sournalen

angekündigt sein. Es handelt sich hier nicht, muß man zeigen, um die paar Honorarthaler, die mir entzogen wurden, sondern um die, durch eine illegale und treulose Übersetzung geübte Schmälerung meiner Reputation. Haben Sie den Berliner Artikel, den Sie mir geschickt, nicht in Hamburg abdrucken lassen, so thun Sie es noch jetzt und unterlassen es beileibe nicht. Die Schmähung in der „Allg. Ztg.“, die mir noch nicht zu Gesicht gekommen, ist ein böses Symptom, und zeugt von einer Koalition, welche an die Zeit erinnert, wo Sie mein Buch über Börne herausgegeben. Es wäre nicht übel, wenn an Cotta geschrieben würde. Ich bin zu krank, als daß ich jetzt mehr als meine Hausaltungsbedrängnisse bewältigen kann, und werde daher nicht nach Stuttgart schreiben. Das Diktieren ist mir heute nicht mehr möglich, und ich sage Ihnen vielleicht nicht das Wichtigste. Gottlob, daß ich bei all meinem Leid sehr heitern Gemüthes bin, und die lustigsten Gedanken springen mir durchs Hirn. Meine Phantasie spielt mir in schlaflosen Nächten die schönsten Komödien und Possen vor, und zu meinem Glück ist auch meine Frau sehr heiterer Stimmung.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

365. An den Fürsten Hermann Pückler.

Paris, den 17. Oktober 1854.

Hochgeehrter Fürst!

Ich bin wirklich in Verlegenheit, wohin ich diesen Brief adressieren soll, da es schon eine geraume Zeit her ist, daß Sie mir Ihre Koblenzer Poste=Restante=Adresse gaben, wozu noch kommt, daß mir jüngst gesagt wurde, Sie machten wieder eine Ausflucht nach dem Orient. Wie Dem auch sei, ich lasse diese Zeilen wie eine Taube aus meiner Arche fliegen, und zwar zuerst nach Koblenz, von woher mir vielleicht bald ebenfalls eine Taube von Ihnen, mit einem Blatt im Munde, zukommt. Ich stecke momentan bis an den Hals in tausenderlei Fatalitäten, die zu meinem ebenfalls fatalen Gesundheitszustand nicht sonderlich passen, schreibe Ihnen daher eilfertigst, in Sturm und Drang, nur das Wenigste. So bin ich zum Beispiel genöthigt gewesen, meine Behausung in der rue d'Amsterdam zu verlassen, und zu meinem Unglück ist meine jetzige Wohnung, grande rue 51, aux Batignolles, so feucht und kalt, daß ich sie gegen Ende dieses Monats wieder verlassen und mir jetzt in den Champs-Elysées, avenue Matignon, 3, eine neue Residenzstätte zu-

bereiten lassen mußte. Sie haben hier meine zwei Adressen, für den Fall, daß Sie mir früh oder spät Etwas zu melden hätten. Meine drei Bände „Vermischte Schriften“, wovon Ihnen der 2. und 3. Theil, die besonders unter dem Namen „Lutetia“ erscheinen, gewidmet sind, haben bei Campe bereits die Presse verlassen; ich habe zwar Campe dringendst beauftragt, Ihnen gleich jene zwei Bände unter Kreuzfouvert nach Koblenz zuzuschicken, doch ist es möglich, daß er meinen Auftrag etwas saumselig ausführt, und in diesem Falle melden Sie mir es gefälligst, damit ich, wenn ich Exemplare erhalte, Ihnen eine direkte Zusendung mache. Unter Kreuzfouvert schicke ich Ihnen den Dedikationsbrief, der besser ausgefallen wäre, wenn ich ihn in ruhiger Muße schreiben konnte, und die Korrektur selbst besorgt hätte; zu meinem Schreck sehe ich, daß sich zwei Sätze in einander verlaufen, doch da das Publikum nicht weiß, was es liest, so hat Das Nichts zu bedeuten. Aber was sagen Sie zu der unbegreiflichen, unerhörten und unqualificierbaren Niederträchtigkeit, welche die „Allgemeine Zeitung“ an mir begangen hat, indem sie einen Aufsatz der Revue des deux Mondes, den ich als gleichzeitig in deutscher Version erscheinend angekündigt hatte, und den Campe schon seit 6 Wochen seinen Vertrauten mittheilte, — indem, sage ich, die „Allgemeine“ diesen

Aufsatz aus dem schon verstümmelten Französisch in das plumpste Bairisch übersehte, mit neuen Verstümmelungen und unter den Versicherungen der Treue, während sie nach dieser Persidie noch die Unverschämtheit hat, mir die schönödesten Sottisen in den Kauf zu geben, die ich zwar noch nicht selber gelesen habe, die aber nach deutschen Berichten alle Böbelhaftigkeit durch Schmutz und Gift übertreffen sollen. Sogar über meine Krankheit sollen die infamsten Schmähungen vorkommen. Ich kann Ihnen versichern, daß mir Wenig daran liegt, aber daß ich nicht begreife, wie die „Allgemeine Zeitung“ erstens so tief sinken und zweitens so dumm sein konnte, an mir ein Solches zu verüben. Ich glaube noch immer, daß der Dr. Kolb ganz unschuldig ist, und seit dem Tode meines alten braven Mebold's, der die französischen Angelegenheiten besorgte, die letzteren in Hände geriethen, welche Kolb nicht überwachte oder nicht überwachen konnte. So bricht man selbst im schlimmsten Falle nicht mit Jemandem, mit welchem man fast fünfundzwanzig Jahr, ja noch länger, innig befreundet war. Durch ein Gutheißen solcher Miissethat würde Kolb ja nicht bloß die „Allgemeine Zeitung“, sondern auch sich selbst an den Pranger stellen. Was Cotta betrifft, so ist Dieser ein wahrer Edelmann von Loyalität und Ehrgefühl, und war immer so liebeich gegen

mich, daß es unrecht von mir wäre, ihn auch nur im entferntesten der Mitwissenschaft zu zeihen. Ich bin deshalb in der größten Verlegenheit, während ich unter anderen Umständen, wenn mir nämlich von anderer Seite solche Unbill passiert wäre, meine beste Klinge hervorziehen würde, und die ganze Welt würde beistimmen, daß ich im Rechte bin, was sehr Viel werth ist. Ich versichere Sie, werther Fürst, erst während dem Schreiben kommt mir der Gedanke, daß ich am besten thue, noch gar nichts Feindliches gegen die „Allgemeine“ zu unternehmen, ehe ich von dem Baron Cotta erfahre, wie die Sachen zusammenhängen, und daß ich durch Sie vielleicht am besten zu einer solchen Erkenntnis gelange; denn bei einer Anfrage von Ihnen wird Herr von Cotta sich noch unumwundener aussprechen können, als auf eine direkte Anfrage von mir, gegen den er keinen der Redaktoren bloßstellen möchte, wenn er dessen Handlungen auch noch so sehr mißbilligt und gerügt hat. Das Maul der „Allgemeinen Zeitung“ ist in Augsburg, aber die Nase kommt immer von Stuttgart, und ich sollte mich sehr irren, wenn nicht eine solche in Bezug auf mich längst dorthin abgegangen ist. Das sagt Ihnen aber Herr von Cotta in seiner offenen Weise, wenn Sie ihn ernstlich befragen, nämlich als Ehrenmann befragen, nicht als Zeitungs-

eigenthümer*), und erfahre ich, daß mein armer Kolb nur ein altes Weib war und die Schandthat nur unbewusst hingehen ließ, so bekümmere ich mich gar nicht mehr um die Sache, und suche nur mitleidig die Achsel. Ich wollte schon an Varnhagen dieser Sache wegen schreiben, da Derselbe ebenfalls mit Herrn von Cotta sehr befreundet, aber Sie, liebster Fürst, haben nun einmal das Privilegium, mir in meinen Nöthen beizustehen, ich vergesse sie fast schon, indem ich Ihnen davon Mittheilung mache, und meine einzige Sorge ist nur, daß mein Brief Sie richtig antreffe. Ich kann wegen Halsentzündung nicht länger diktieren, und indem ich Sie mit Liebe und Heiterkeit grüße, verharre ich, liebster Fürst,

Ihr getreuester und ergebenster

Heinrich Heine.

*) Der Fürst Bückler schrieb unterm 31. Oktober 1854 in diesem Sinne an den Baron Cotta, welcher in einem verbindlichen Antwortschreiben sein Bedauern über den Vorfall aussprach.

366. An Julius Campe.

Paris, den 24. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ich kann Ihnen nicht sagen, in welche Verlegenheit es mich setzt, daß ich die Exemplare meines Buches, die ich aufs schleunigste mir zuzusenden Sie bat, bis auf diese Stunde noch nicht erhalten habe. Ich beabsichtige nämlich, der Gesetzesvorschrift zufolge, durch Niederlegung von zwei Exemplaren bei dem Ministerium mir meine Eigenthumsrechte bei diesem Buche zu sichern, so daß keine diebesfingrige Übersetzung von dem ersten, besten deutschen Lump hier verfertigt würde, und ich auch zugleich verhüte, daß nicht lithographierte Abschriften des deutschen Textes von Speculanten gemacht werden, die, auf den exorbitanten Preis des Buches spekulierend, wie Jemand sich bereits geäußert hat, ihre gute Rechnung dabei finden würden. Ist es nicht schon verdrießlich genug, daß gewisse Personen aus Frankfurt (man sagt mir nämlich, es seien Frankfurter) das Buch täglich für einen Franken per Band ausleihen? Als vorigen Sonnabend noch keine Nachricht von der Eisenbahn über Ihre Sendung angelangt war, schickte ich zu Bieweg, um von ihm zwei Exemplare der „Autetia“ für mein eigenes Geld zu verlangen.

Ich schickte die zwei Exemplare der „Eutetia“ sogleich meinem französischen Verleger, den Herren Michel Levy frères, um sie in unser beiderseitigem Namen dem Ministerium zu übergeben, welches auch sogleich geschah. — Das Buch kostet mir mehr als Leben, sondern auch die Ruhe, die ich nöthig hätte, um meinen wichtigsten Arbeiten mich hinzugeben, und wahrhaftig, wenn mir in dieser mißlichen Zeit der Athem ausgeht, so ist auch für Sie der Schaden groß. Ich hatte Sie inständigst gebeten, mich selber aus dem Spiele zu lassen in jeder direkten und indirekten Polemik mit der „Allgemeinen“, und jetzt treiben Sie mich durch innere Nothwendigkeit auf den Fechtplatz. Wie ich aus dem Circular ersehe, das Sie an alle meine Gegner erlassen, zeigen Sie denselben an, daß ich mich über den Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ zu Tode ärgere. Erstens ist es nicht wahr, denn ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß ich bis auf diese Stunde noch keine Zeile von jenem Artikel gelesen. Das von Ihnen geschickte Exemplar ist uneröffnet aus den Händen meiner Wärterin in die Hände des Schreibers dieses übergegangen. Mein Freund hat mir noch keine Zeile daraus vorgelesen. Ich gebe Ihnen darauf mein Ehrenwort, und ich werde mir erst dann den Artikel vorlesen lassen, wenn ich über die Sache schreiben muß. Zweitens aber sehen Sie

nicht ein, welche Freude Sie eben meinen Gegnern machen, wenn Diese sich einbilden können, daß man mich durch einen Artikel zu ärgern vermag. Sie sollten nur die Deloyalität des Verfahrens ausbeuten, aber keine larmoyante Rundschreiben machen. Hätte ich nur Ruhe! Das Ausziehen ist für mich eine Lebensfrage. Ich kann bei diesem Transport Accessé bekommen, die der ganzen Komödie ein Ende machen. Höchstens acht Tage bleibe ich noch hier in den Batignolles, dann transportiert man mich, wenn ein schöner Tag ist: 3, Avenue Matignon (Champs-Élysées), Paris. Freilich haben Sie Recht, daß ich um jeden Preis mir Ruhe verschaffen muß, um zu arbeiten; doch habe ich Mühe, die ungeheuern Ausgaben, die fast fabelhaft groß sind, zu verschmerzen. Mit aller Arbeit gerathe ich doch dieses Jahr wieder in ein Deficit, da die Vor- und die Nachwehen meines Buches mir nicht erlaubten, etwas Neues zu schreiben. Ich würde gern die französische Ausgabe der „Eutetia“ durch die herrlichsten Zusätze ausschmücken, aber ich verzettete viel Zeit, und überhaupt bringt mir dieses Buch im Französischen, so wie überhaupt die ganze französische Ausgabe meiner Bücher, nur Wenig ein, und dient nur als Reklame meines Namens. Wer keine große, ungeheure Anerkennung in Frankreich sich erworben hat, darf sich keiner europäischen Re-

putation rühmen; und so wird indirekt dem Eigenthümer meiner deutschen Werke, durch die Mühen, die ich mir bei den französischen Versionen gebe, wieder das Beste zu Gute kommen, nämlich die Sicherheit, daß mein Name immer mehr und mehr ziehen wird.

Leben Sie wohl, liebster Campe, und forschen Sie gefälligst nach, warum ich von der Eisenbahn noch nicht meine Kiste erhalten. Es ist, als ob ich bei diesem Buche nur Verdruss haben sollte, da durch seine Verzögerung meine besten Einleitungen zu Schanden werden. Setzen Sie mit der „Allgemeinen Zeitung“ nur die Drohung der Beklagnis fort, lassen aber mich gefälligst immer aus dem Spiele, und vergessen Sie nicht, daß, wenn Ihnen manchmal der Skandal fruchtet, so muß ich am Ende doch dafür büßen; beim Dufatenschlagen bekommen Sie die Dufaten und ich die Schläge. Ich schließe, denn das Sprechen greift mich zu sehr an.

Ihr sich hundsföttisch schlecht befindender und Ihnen freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

Wie geht's dem armen Gatty?

367. An Julius Campe.

Paris, den 8. November 1854.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß ich vorgestern Abend ohne mißlichen Vorfall in meiner neuen Behausung angelangt bin, mit welcher ich bis jetzt sehr zufrieden. Die Reise war lang und mühsam, da ich einige Tage vorher eine Operation erlitten hatte, und ich bin in diesem Augenblick äußerst angegriffen und schwach. Ich habe im Augenblick so viel Zerstreuung um die Ohren, daß der Verdruß, den mir das Ausbleiben meiner Exemplare verursacht, nicht so ausschließlich die Seele beschäftigen kann, obgleich durch dieses Ausbleiben mir unsäglich viel Unheil erwachsen. Ich habe wohl gewusst, liebster Campe, und Dero Freunde haben's mir deutlich genug verstehen lassen, daß Sie in diesem Augenblick keinen einzigen Menschen in der deutschen Schriftstellerei mehr haben, auf dessen Sympathien Sie rechnen könnten, wenn ein neues Buch von mir von Stapel liefe, und daß also in einem solchen Falle ich selber das Nöthige thun müsse, um nicht den Feinden gleich von vorn herein die Muße zu lassen, mein Buch durch die bekannten Mittel im Publikum zu präjudicieren; wie Letzteres

die Absicht ist, haben Sie bei Gelegenheit der „Allg. Ztg.“ wohl bemerkt, wo der Angriff im Momente stattfand, wo Sie das Buch ausgeben wollten. Da ich keine Exemplare hatte, so konnte ich auch nicht mit der geringsten Annonce für Deutschland jemand betrauen, und nicht einmal für Tail-landier hatte ich die „Lutetia“. Ich gab* ihm nur den ersten Theil der „Vermischten Schriften“, und nur diese konnte er in der „Revue des deux Mondes“ besprechen; ich schicke Ihnen anbei im französischen Original die wenigen, aber schönen Worte, die er der Übersetzung meiner Gedichte vorandruckte. Ich sagte ihm, sie „Das Buch Lazarus“ zu nennen, indem spätere Gedichte sich daran knüpfen und ein Ganzes bilden werden. Die Übersetzung ist sehr gut, und ich bekomme von allen Seiten Lobspenden, die ich kaum erwartete; ich wundere mich, daß die Leute gleich eingesehen, wie hier wieder ein ganz neuer Ton angeschlagen worden, und also ein Fortschritt vorhanden. Sie schreiben mir, daß die „Grenzboten“ und die „Kölner Zeitung“ mein Buch besprochen, und letztere Zeitung über Cotta geredet. Schicken Sie mir doch diese Sachen, die mir nützlicher sind, als der Wiener Jesuitenbrei, der, wie mir mein Sekretär sagt, nur Auszüge aus der „Aveux“-Übersetzung der „Allg. Ztg.“ enthält, mit deren direkten Lektüre ich mich in diesem Augenblick noch

nicht befassen will. Für schimpfenden Dreck, wie Sie mir oft geschickt, gebe ich nicht gern einen Sou aus, und ich bitte mir aber zu schicken, was ich wissen muß und worüber mein Freund Reinhardt, der alle Kreuzkouberte erbricht, mir getreulich referiert. Lassen Sie doch die Taillandier'schen Worte von Gathy übersetzen, und fördern Sie dieselben in ein bedeutendes deutsches Journal. Der schöne Prospektus*), den ich Ihnen geschickt, ist zwar ruhmredig, schildert aber sehr wahrhaftig meine Stellung in Frankreich, und zumal mein erstes Auftreten. — Sie schreiben mir, daß die Sahreszahlen bei meinen Briefen dem Absatz schädlich. Erkundigen Sie sich bei einem Kunstverständigen, welcher Ihnen sagen würde, daß, wenn solche Sahrezahlen nicht existiert hätten, ich als Künstler gezwungen gewesen wäre, sie zu erfinden. Die Briefe von Sinius haben ihre Sahrezahlen und leben noch heute. Die Annalen des Tacitus haben Sahrezahlen und leben ebenfalls noch heute. Ich hoffe, daß Ihr Sunge Dies einst besser verstehn wird, als Sie. Da ich doch einmal ins Schwagen gerathe, so bitte ich Sie um des Himmels willen, mir nicht mehr von der „Ostdeutschen Post“ zu sprechen. Ich hatte von Kuranda seit acht Jahren Nichts erfahren, und daß er in Bezug auf mich

*) Zur französischen Ausgabe der Heine'schen Werke.

Etwas gegen Sie in seinem Journale druckte, erfuhr ich erst durch Sie selbst, als ich, unschuldig wie ein Kind, Sie anging, ihm ein Exemplar zu schicken. Verderben Sie mir doch nicht meine gute Laune und die wenigen Augenblicke, die ich wichtigeren Dingen zu widmen hätte. — Hier wurde ich gestern unterbrochen durch den Besuch von Personen, welche mir auf das Erfreulichste erzählten, daß man in der ganzen Gesellschaft in Paris mit dem größten Enthusiasmus von meinen übersetzten Gedichten in der „Revue de deux Mondes“ spreche. —

Während die Perfidie in Augsburg gegen mich verübt wurde, war Kolb in der Schweiz, und er liegt jetzt seit einigen Wochen todkrank in Stuttgart. —

Leben Sie wohl und melden mir bald etwas Angenehmes. Ich hoffe, daß Ihre Familie sich wohl befindet. —

Ihr

H. Heine.

368. An Michael Schloß.

Paris, den 9. November 1854.

Liebster Herr Schloß!

Sie müssen mich wahrhaftig für einen Windbeutel halten, weil ich Ihnen mein jüngstes Buch

noch nicht geschickt; aber ich bin doch unschuldig an dieser Verzögerung. Seit fünf Wochen erwarte ich täglich vergebens die Kiste mit Exemplaren, welche Campe mir versichert, daß er sie durch die Eisenbahn an mich abgehen ließ, so daß ich keinem meiner Freunde das Buch mittheilen konnte, während es doch in den Händen aller meiner Feinde und gottlob zahlreicher Mißgönner. Gestern ließ ich mir einige Exemplare aus der hiesigen Buchhandlung kommen, und von diesen schicke ich Ihnen das beifolgende durch die Eisenbahn. Ich wünsche, daß das Buch Sie amüsiere, und die darin enthaltenen Gedichte empfehle ich als Lektüre meiner lieben norwegischen Prinzessin Ingrid, die ich freundlichst und herzlichst grüßen lasse. — Ich habe seitdem zweimal umziehen müssen, und hatte dadurch tausenderlei Tribulationen; jetzt aber wohne ich sehr gut, und meine Adresse ist: aux Champs-Élysées, 3 avenue Matignon.

Man sagt mir, daß in der „Kölner Zeitung“ ein kleiner Artikel stehe, welcher eine Schweinerei betreffe, die mir in der „Augsburger Zeitung“ während der Abwesenheit des Haupt-Redakteurs, meines Freundes, des Dr. Kolb, passiert ist. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir denselben unter Kreuzkouvert umgehend zuschicken wollten. Ich bin so isoliert von allem deutschen Treiben, sehe keinen

einzigem Deutschen, und erfahre nur zufällig, was dort vorkommt, zumal da mir meine Herren Sekretäre nur kärglich referieren, was sogar in Zeitschriften enthalten; meine Augen erlauben mir nicht selbst zu lesen, obgleich ich, sonderbar genug, mit der Bleistift schreiben kann und das Geschriebene nicht sehr unleserlich ist. In dieser Weise schreibe ich viel.

Ich bin gegen Meyerbeer, obgleich mir der zweite Theil der „Eutetia“ hinlängliche Gelegenheit böte, noch nicht ernsthaft hervorgebrochen, und habe dennoch bis auf diese Stunde noch immer keine Antwort auf meine Anfragen. Schon diese Beleidigung verdient Züchtigung, und der liebe Gott weiß, daß ich in solchen Fällen Nichts schenke.

Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau, und bewahren Sie mir Ihre freundliche Zuneigung.

Ihr

Heinrich Heine.

369. An St. René Taillandier *).

Liebster Herr Taillandier!

Ich habe Ihnen noch für die Übersetzung meiner Gedichte zu danken, welche, wie man mir sagt, einen

*) Dieser Brief ohne Datum ist vom 9. November 1854.
— Die in Rede stehenden, von Herrn Taillandier übersetzten

blitzartig einschlagenden Erfolg gehabt. Sie haben mir eine große Freude gemacht und zu gleicher Zeit einen großen Dienst erwiesen, einen Dienst so recht zu gelegener Zeit. Da ich die Exemplare der „Eutetia“ noch nicht von Hamburg erhalten habe, war ich genöthigt, einige in der Frand'schen Buchhandlung holen zu lassen, und ich beeile mich, Ihnen das Buch zu senden, das Sie hoffentlich recht ergötzen wird. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß Cotta äußerst betroffen ist über die schändliche Verfidie, welche man in der „Augsburger Zeitung“ gegen mich angezettelt hat während der Abwesenheit des Hauptredakteurs, meines Freundes Kolb, der in der Schweiz war und seitdem in Stuttgart todkrank danieder liegt. Sie sehen, daß die Redlichkeit nicht in dem alten Deutschland ihren Wohnsitz hat, wie sentimentale Touristen es den Franzosen aufbinden wollen.

Seit zwei Tagen bin ich in meiner neuen Wohnung in den Champs-Élysées, Avenue Ma-

Poesien sind die „Lezten Gedichte“ Heine's, welche kurz vorher im ersten Band der „Vermischten Schriften“ erschienen waren. Die französische Version wurde unter dem Titel „Le Livre de Lazare“ in der „Revue des deux Mondes“ vom 1. November 1854 abgedruckt. (Vgl. die im Inhaltsverzeichnis mit einem † bezeichneten Gedichte, — H. Heine's Sämmtliche Werke, Bd. XVIII, S. VIII und IX.)

tignon Nr. 3, installiert, und hoffe Sie bald dort zu sehen.

Ihr ergebenster

Henri Heine.

370. An St. René Taillandier.

Liebster Herr Taillandier!

Ich habe unendlich bedauert, daß Sie mich neulich gerade in dem Augenblick besuchen kamen, wo ich eine schöne Operation erlitt, die mich für Jeden, wer es auch sei, unzugänglich machte. Es ist ein ganz besonderes Malheur, aber ich wäre trostlos, wenn es mich des Vergnügens berauben sollte, mich noch vor Ihrer Abreise mit Ihnen zu unterhalten. Außer den Danksgungen, die ich Ihnen von Neuem schuldig bin wegen der Komplimente, die der günstige Erfolg Ihrer Übersetzung*) mir tagtäglich einbringt, habe ich auch mit Ihnen über eine Angelegenheit zu reden, welche die Revue betrifft, und von welcher ich Buloz Nichts sagen möchte, bevor ich Sie zu Rathe gezogen und mich mit Ihnen darüber verständigt habe; denn Sie wissen; sobald man ihm von einer Sache spricht,

*) Es ist immer noch die im vorigen Brief erwähnte Übersetzung der „Lezten Gedichte“ gemeint.

drängt er allzu sehr auf ihre Ausführung. Ich bitte Sie daher, suchen Sie, sobald Sie dazu im Stande sind, mich auf, und, wenn möglich, schon morgen, wo ich mich etwas besser zu befinden hoffe, denn heute bin ich sehr krank, sogar außerordentlich krank. Sie sehen, daß ich meine Hoffnung immer auf morgen setze, und so wird es gehen bis zu dem Tage, der kein „morgen“ mehr haben wird.

Von Herzen Ihr

Henri Heine.

Paris, den 14. November 1854.

P. S. Haben Sie die Güte, Herrn de Mars zu sagen, daß es mich sehr freuen würde, ihn am 16. bei mir zu sehen, denn Das ist der Tag, wo er sich seiner Nummer entledigt haben wird, und die beste Zeit für ihn, mir einen Besuch zu machen.

371. An Julius Campe.

Paris, den 14. November 1854.

Liebster Campe!

Bis zu dieser Stunde ist weder Kiste noch Laufzettel von der Nord-Eisenbahn an mich gelangt, und Sie können sich wohl vorstellen, daß bei dem Krankheitszustand, der sich täglich bei mir steigert, meine Ungeduld darüber alle Grenzen übersteigt. Dergleichen

Misèren fehlten noch, um mir die Schriftstellerei zu verleiden, wenigstens Alles, was sie Ungesundes hat; absonderlich das Publicieren bei Lebzeiten werde ich hinfüro zu vermeiden wissen. — Meine neue Wohnung ist wunderschön, und lebe ich nur noch ein einziges Sährchen, so entschädigt sie mich reichlich für die Opfer, die ich gebracht durch das zweimalige Umziehen. Aber meine Finanzen hat Letzteres erschöpft, und indem ich mir Barschaft zusammentrommeln muß, werde ich bereits morgen die Summe, die als Semester meiner Pension den 1. Februar fällig, auf Sie trassieren; ich glaubte erst im December diese Tratte machen zu müssen.

Ich befinde mich hundeschlecht, und der große Succès durch die „Revue des deux Mondes“, welcher mir täglich enthusiastische Visiten und Alles, was der Eitelkeit des Menschen nur schmeicheln kann, zuzieht, erheitert mich nur wenig, und verdoppelt sogar manchmal meinen Trübsinn, wenn ich bedente, wie das Alles zu spät kommt. Ich habe nicht die Kourage, in meinem jetzigen Zustand zu blasphemieren, sonst würde ich wohl über die Perfidie Gottes mich ärgerlich äußern.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich,
so wie auch so zuverlässig als möglich, zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

372. An Alexandre Dumas*).

Paris, den 8. Februar 1855.

Mein lieber Dumas!

Man hat mir mehre der letzten Nummern Ihres Journals vorgelesen, und ich sehe, daß Sie mit Ihrer unermüdblichen Herzensgüte eine neue Kollekte zu Gunsten Ihrer großen Klientel von Unglücklichen

*) Zur nähern Erläuterung dieses in französischer Sprache abgefaßten Briefes, welchen Alexandre Dumas im „Mousquetaire“ vom 14. Februar 1855 abdrucken ließ, diene folgende Stelle eines Schreibens über den Gesundheitszustand Heine's, das sein Sekretär, Herr Reinhardt, am 8. Februar 1855 an Herrn Campe absandte: „Von dem Zeitungstreiben in Deutschland ist Heine jetzt ganz entfremdet, und läßt er plärren und schreien, ohne sich darum zu bekümmern, oder sich nur anzeigen zu lassen, wo und wie man es thut. Das Einzige, wofür Jemand seine humoristische Neugierde noch zu erregen mußte, war die Beneden'sche Reklame im Feuilletton der „Kölnischen Zeitung“ wegen dem Gedicht „Robes I.“, und als ich mir diese darauf verschaffte und sie ihm vor einiger Zeit vorlas, lachten wir zusammen aufs köstlichste über diese Versifizerei der zornigen Ohnmacht und schlecht maskierten Eitelkeit, und Heine machte darüber die lustigsten und spaßhaft mörderischsten Glossen“. — Der Zweck, für welchen Alexandre Dumas Geldbeiträge entgegen nahm, war hauptsächlich die Unterstützung Nothleidender bei der damaligen strengen Winterkälte von 14 Grad.

veranstalten. Ich beeile mich, diesem Aufruf zu entsprechen, indem ich Ihnen beiliegend ein Fünfzigfranks-Billett auf die Bank von Zürich übersende, das ich von einem meiner Landsleute empfangen, der sich in der Schweiz aufhält und mir vor zwanzig Jahren die Summe von 50 Franks abgehört haben will. Ich möchte mich dieses Billetts so bald wie möglich entledigen, denn es stinkt. Es entströmt ihm ein Eselsgeruch, der mir Ekel erregt; der Esel ist mir wahrlich von allen Thieren am meisten zuwider; es ist Das eine Idiosynkrasie, die schon aus meiner Kindheit her stammt; wenn ich einen Esel schreien hörte, empfand ich immer eine entsetzliche Angst und gab eiligst Fersengeld.

Ich habe nie diese Abneigung zu überwinden vermocht, die ich mit vielen unsrer Genossen theile; das Gebrüll eines Löwen oder Tigers macht mich nicht zittern. Die hungrigen Wölfe, welche mich zuweilen Nachts im Walde verfolgten, konnten mich eben so wenig durch ihr Geheul erschrecken. Das Miauen der Katzen ist mir schon peinlicher, aber es flößt mir keine solche Furcht ein wie meinem berühmten Landsmanne Meyerbeer, der beim bloßen Anblick einer Katze erbleicht; ein Schüler des Pythagoras, der an die Seelenwanderung glaubt, würde behaupten, der große Maestro sei während seiner vormaligen Existenz ein armes Mäuslein gewesen,

und er trage noch in seinem jetzigen Leibe das furchtsame Herz einer Maus, die sich vor der kleinsten Raue ängstet. Das Grunzen der Säue belustigt mich auch nicht sonderlich, und wenn man ein Schwein schlachtet, ziehe ich den Melodiceen, die es erschallen läßt, die Musik eben jenes großen Meistros Giacomo Meyerbeer vor.

Nur durch lange Gewohnheit habe ich mich in das Gebell der Hunde jeglicher Art, vom Bulldog bis zum kleinsten Spitz, gefunden, und ich bin dahin gelangt, der vereinigten Anstrengungen einer ganzen Meute zu spotten, die meinen Schlaf zu stören sucht; aber das Thier, vor dem ich mich, wie gesagt, entsetze, ist der Esel; und gar unerträglich ist mir das Geschrei eines Esels, den man wüthend gemacht, wie unsre muthwilligen Kanten es zu thun pflegen, indem sie ihm eine Handvoll Pfeffer in den Hintern stecken. Die Laute, welche alsdann das gereizte Thier ausstößt, das beißen möchte, aber nur schreien kann, jagen mir einen Schreck ein, und ich lache keineswegs, wie meine Freunde, über das furchtbare und nicht endende „I=a! i=a!“, über dies eben so entsetzliche wie abgeschmackte und possierliche Geschluchz, über diese unerhörten, vor Stupidität fast erhabenen Töne, die ein wüthender Esel in seinem ohnmächtigen Grimme vernehmen läßt. Das eben so greuliche wie lächerliche Unge-

thüm ist so erbittert, daß es Nichts mehr schonen mag, weder die Ehren der Menschen noch der Götter, und es zerreißt sie mitleidslos, da es nichts Andres zerreißen kann. Es ist wahr, das erste Unrecht haben die Menschen verübt, die ihm Pfeffer an den besagten Ort gesteckt: aber der gequälte Esel ist nichtsdestoweniger ein garstiges und bössartiges Thier, denn sein Verzweiflungsgeischrei bringt Alles an den Tag, was an Anmaßung, Meid, Unverschämtheit, gemeinem Groll, Arglist und Hinterlist tief in den Eingeweiden verborgen lag. Das absurde Geschöpf war sonst so demüthig, es ertrug die Stockschläge mit so rührender Bescheidenheit, es besaß jene Miene vulgären Ernstes, die man sich immer mit einer gewissen Ehrlichkeit verbunden denkt, es war zu dumm, zu albern und einfältig, als daß man es nicht für ehrlich gehalten hätte, es schien immer zu sagen: „Ich bin ein Tropf, darum bin ich ehrlich!“ und in der That, es gelang ihm zuweilen, daß man von ihm sprach als von „dem ehrlichen . . .“

Aber halt, lieber Dumas, ich hätte fast einen Bock geschossen und dem sogenannten ehrlichen Esel einen Namen gegeben; ich werde mich wohl davor hüten, ich wage kaum, ihn „Martin“ zu nennen, obichon ich das bekannte Sprichwort für mich hätte: „Es giebt mehr als einen Esel, der Martin heißt;“ denn ich rischiere immer, daß sich zufällig in irgend

einem Winkel meiner Heimat ein obskurer Martin findet, der eine solche Gelegenheit ergreift, um eine Reklamation zu erheben. Ich kenne diese Sippenschaft, die sich mit Gier an den beiläufigsten Ausspruch klammert, der einer Feder von einigem Ruf entschlüpft, um denselben zu Gunsten ihrer thörichten Eitelkeit auszubeuten, und die Nichts sehnlicher wünscht, als in den Journalen ihr Geschrei erheben und dem Redakteur schreiben zu können: „Mein Herr, der Esel, von welchem Heinrich Heine in seinem Briefe spricht, der Esel bin ich! I=a! i=a! i=a! i=a!“

Nein, ich will einem Esel, der um jeden Preis seine Eserei kund thun möchte, keinen Anlaß zu solch einer Reklame geben, und ich verlasse dies Thema, mit welchem ich Sie jedoch behelligen mußte, um Ihnen begreiflich zu machen, weshalb ich mich eines Bankbilletts entledigen will, das den Geruch eines Esels hat, den man vielleicht durch eine allzu starke Dosis Pfeffer zur Wuth gereizt. Außerdem lag mir daran, Ihnen zu zeigen, daß die Wohlthätigkeit keine Rolle bei der Zuwendung dieses Geldes spielt, über das ich Sie zu verfügen bitte, wie es Ihnen zu Gunsten Ihrer Klienten am besten dünkt.

Ich hätte Ihnen sonst noch Vielerlei zu sagen, aber ein Hals- und Brustkrampf, der mich jeden Augenblick zu ersticken droht, gestattet mir nicht, dies

Diktat allzu sehr zu verlängern; mein Arzt hat mir sogar das Sprechen gänzlich verboten. Das sind die Folgen eines leidigen Anfalls, der mich vor zwei Monaten betraf, und von dem ich mich erst langsam zu erholen beginne. Denken Sie sich, in welchem Zustand ich mich befinden mußte. Jede Zerstreuung durch Arbeit war mir unmöglich, selbst das Neden war mir untersagt; es war mir zu Muth wie einem Hunde, den man gefnebelt und dem man obendrein einen Maulkorb angelegt.

Aber weshalb besuchen Sie mich nicht? Ich erfahre, daß Sie jetzt in derselben Rue d'Amsterdam wohnen, von wo ich vor einiger Zeit fortgezogen bin, um mein Quartier in den Champs Élysées, Avenue Matignon Nr. 3, aufzuschlagen, wo Sie mich jederzeit antreffen. Das ist nicht weit von Ihnen, und Ihr Kabriolett könnte Sie in fünf Minuten dahin führen. Schämen Sie sich! während Sie, junger Mann, Ihren Besuch verzögern, hat ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, der im Marais wohnt und hartnäckig darauf besteht, alle Ausgänge zu Fuß zu machen, kurz unser vortrefflicher Nestor Béranger, mich neulich trotz des abscheulichsten Wetters aufgesucht. Ich hatte ihn seit vierundzwanzig Jahren nicht gesehen, und ich fand ihn rüstig und munter wie einen Gamin de Paris. Eine Dame, deren Namen Sie errathen, und die

bei dem Besuche Béranger's zugegen war, verwunderte sich über sein gutes Aussehen, und als er uns sagte, daß er fünfundsiebzig Jahre alt sei, wollte sie durchaus nicht daran glauben, und behauptete steif und fest, er könne allerhöchstens sechzig Jahr zählen. Die Antwort, welche der Chansonnier ihr gab, hat mich einen ganzen Tag lang erheitert; denn mit jenem zugleich traurigen und boshaften Tone, mit jener anscheinenden Treuherzigkeit, unter welcher sich die schalkhafteste Durchtriebenheit verbirgt, sagte er, die Worte zimperlich dehnend: „Sie irren sich, Madame, und wenn Sie mir gestatteten, Ihnen den Beweis zu liefern, würde ich Ihnen schon zeigen, daß Sie sich irren, und daß ich wirklich ein Mann von fünfundsiebzig Jahren bin.“ Welch ein ehrwürdiger Gassenjunge!

Die Dame, von der ich so eben gesprochen, und die sich, beiläufig gesagt, künftig hüten wird, Greisen Komplimente über ihr Alter zu machen, hatte mich seit langer Zeit beauftragt, Ihnen ihren aufrichtigsten Dank für die artige Überraschung auszusprechen, die Sie uns durch Zusendung des Manuscriptes gemacht haben, das Sie so sorgfältig, und ausdrücklich für sie, mit derselben Hand geschrieben, die der Welt $33\frac{1}{3}$ Meisterwerke geschenkt hat. Ich sage dreiunddreißig und ein Drittel, denn ich vermuthe und hoffe, daß Sie wohl noch

zwei Drittel der „Mohikaner von Paris“ für Ihr Publikum im Rückhalt haben, das mit aufgesperrrtem Schnabel danach giert.

Doch ich muß mein Diktat beenden — ich ersticke.

Von Herzen Ihr Freund

Heinrich Heine.

373. An Michael Schloß.

Paris, den 19. Februar 1855.

Liebster Herr Schloß!

Sie wissen nicht, daß ich zwei Monat lang todfranker als jemals war, und noch jetzt bin ich nicht im Stande zu sprechen. Dies mag Ihnen erklären, warum ich Ihnen erst heute schreibe und für Ihre letzten freundlichen Mittheilungen danke. Lassen Sie mir nun aber bald wissen, wie sich meine lebenswürdige norwegische Freundin nach ihrem großen Feldzug befindet. Ich habe viel an sie deshalb gedacht, und kann nicht ohne Emotion diese Bitte an Sie richten.

Wäre es nicht sehr betrübend für den Menschenfreund, daß die Esel, wie wir bisher glaubten, mit ihrer Eserei nicht auch eine gewisse Ehrlichkeit

verbinden, so hätte mich die Schlingelei des Monsieur B. sehr ergötzt; denn so was ist noch nicht vorgekommen, daß die Eselswuth sich sogar in Versen ausbreitet. Dieses Verbrechen muß Apollo züchtigen, nicht ich, denn die ganze Poesie wird dadurch ekelhaft und stinkig. Man hätte diese Verse gleich nach Sebastopol an Mentschikoff schicken sollen, und er hätte sich gewiß gleich übergeben. Ich werde kein solcher Narr sein und mich lächerlich machen, indem ich mit diesem neuen Dichter öffentlich in die Schranken träte und einen Wettgesang anstimmte; um so mehr, da ich weiß, wie einige Zeitungsredakteure (ich meine beileibe nicht die „Kölnische Zeitung“) darauf spekulieren, amüsante Aufsätze für ihre Leser, und zugleich gratis, mir durch Angriffe zu entlocken. Was ich auf schändliche Insinuationen zu erwidern habe, dazu bieten sich bessere Gelegenheiten, und Das hat keine Eile. Hat denn dieser Unglückliche wirklich eine reiche Heirath gemacht? so daß der sonst so demüthige Esel plötzlich in die Frechheit überschnappt und mir 50 Francs zuschickt, die er behauptet, mir vor zwanzig Jahren abgeborgt zu haben, während ich doch gut weiß, daß ich ihm diese kleine Summe schenkte, und von keinem Leihen die Rede war. Wenn ich Geld lieb, waren es leider immer bedeutendere Summen, und manche unsrer Bekannten werden aus Erfahrung Dieses bezeugen.

Ich habe dieses stinkige Geld den Armen gegeben, wie ich es erhalten, öffentlich, da der Esel öffentlich darauf anspielt, und ich habe nur die Vorsicht genommen, ihm keine Gelegenheit zu geben, sich durch Reklame geltend zu machen. Das Seltsame an der Sache ist, daß noch ein anderer aus Ihrer Stadt die Karnevalsmaske des Röbes auf sich bezieht, indem er der Drickeß sei, den ich gemeint haben müsse*).

Und nun leben Sie wohl, grüßen Sie mir Ihre Frau, und bleiben Sie freundschaftlich wohlwollend

Ihrem

Heinrich Heine.

P. S. Ich erfahre Nichts aus der deutschen Druckwelt, und jede Mittheilung von Ihnen, mich betreffend, werde ich dankbar entgegennehmen.

*) Siehe das Gedicht „Röbes I.“ — Sämmtl. Werke, Bd. XVIII, S. 300.

+ 374. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1855.

Liebster Campe!

Obgleich hundeelend und blinder als je (denn mein rechtes Auge sieht auch Nichts mehr), schreibe ich Ihnen dennoch, um nur flüchtig zu melden, daß ich noch lebe und mehr als je in freundschaftlicher Gesinnung für Sie verharre. Es sind keine Gemüthsdissonanzen, sondern nur berechenbare Geschäftsdifferenzen, welche allenfalls ein Häßern und Rabbeln verursachen konnten. Zwischen mir und Herrn Richard Reinhardt, meinem ehemaligen Sekretär, steht es anders; obgleich er meine Interessen, materielle wie moralische, sehr warm vertritt, so fehlt ihm doch jene Gefühlstoleranz, die ich in so hohem Grade besitze und wodurch es mir möglich ist, in Fällen, wo nur mein Geldinteresse oder meine Eitelkeit im Spiele ist, eine grade Zahl sein zu lassen, und trotz aller Widerbellerei den Cheshire-Frieden aufrecht zu erhalten. — Gestern hab' ich die Gemüthsverschiedenheit, die zwischen mir und meinem ehemaligen Sekretär besteht, ganz einsehen müssen, und das Beiwort ehemalig sagt Ihnen, daß wir uns trennen mußten. Nächstens sage ich Ihnen, was er von mir verlangte, was ich nur versprechen

sollte für den Fall meines Todes, und was ich dennoch bestimmt versagte, ehrlich wie immer auf alle momentane Vortheile verzichtend, um keinen späteren Vorwürfen von Zweideutigkeit mich auszusetzen. Ich will lieber hilflos in meiner isolierten Lage ver-
schmachten. Sie werden, wenn ich Ihnen das Reinhardt'sche Begehrnis melde, mir gestehen, wie sehr Sie Unrecht hatten, mir durch Rappalien nur einige Minuten zu verbittern. — Durch Reinhardt konnte ich Ihnen nicht schreiben lassen und hatte auch nichts Andres zu melden, als daß ich nach Ihrer Abreise acht Tage lang dem Tode nahe war; jetzt leide ich nur durch die unaufhörlichen Krämpfe; bekomme ich Ruhe, so werden sie wohl nachlassen.

Die „Eutetia“ hat das Außerordentlichste erreicht: während vier Wochen sprach ganz Paris von diesem Buch. Aber welche Arbeit hatte ich! Tod-
krank, trotz meiner Krämpfe, arbeitete ich zwei Monat täglich 5 bis 6 Stunden an dieser französischen „Eutetia“ und war doch nicht im Stande, ihr die stilistische Ründung zu geben, die das Original besitzt. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb und werth Ihren Freund

Heinrich Heine.

(Den Kleinen zu grüßen!)

† 375. An Julius Campe.

Paris, den 26. August 1855.

Liebster Campe!

Durch die Dummheit meiner Wärterin blieben gestern einige Zeilen, die ich Ihnen schrieb, auf dem Tische, und in die Enveloppe, worin ich sie zu stecken hieß, kam nur eine kleine Gelegenheitsfabel für unsern Kleinen*), über welche ich Ihnen vielleicht später Aufklärung und Kommentar ertheile. Vielleicht auch bedürfen Sie Dessen nicht, wenn Sie etwa auch dort erfuhren, welche Lüge die Wiener Presse gegen mich ausgeheckt. Es liegt mir wenig dran und zeigt nur, welch ein Stichwort die reiche Klicke, die gegen mich verbündet ist, gewählt hat.

Ich habe Ihnen gestern nur wenige Worte über die Anträge mittheilen wollen, die mir aus Amerika**) zugingen. Doch ich unterlasse es und begnüge mich, Ihnen zu sagen, daß ich auch auf die Vorschläge, mich bei einer englischen Übersetzungsgesammtausgabe meiner Werke reichlich zu bethei-

*) Die Fabel von Wanze und Zeisig, — abgedruckt in H. Heine's sämmtl. Werken, Bd. XVIII, S. 278.

**) Vermuthlich von dem Verleger der in Philadelphia publicierten, höchst unvollständigen Gesammtausgabe der Heine'schen Werke.

ligen, wenn ich etwas Ungedrucktes oder Biographisches hinzugäbe — daß ich auf solche pekuniär lockende Anträge keine Zeile Antwort schreibe, ja keine Antwort, um ganz sicher zu sein, daß Nichts von meiner Seite geschehen, wodurch im Interesse des dortigen Nachdrucks mein Name mißbraucht werden und auch Sie, in Bezug auf meine Lokalität, im Geringsten auf falsche Annahmen und irrige Gedanken gerathen könnten. Sie sehen, wie ängstlich ich Alles vermeide, was Ihr Mißtrauen erregen dürfte, wie kein Gewinn mich lockt, und wie Sie mir mit vollem alten Vertrauen, ohne kleinliches Widerstreben, ohne unbilliges Knickern, zeigen sollten, daß, wo unsre Interessen kollidieren, Sie mir immer die Ausgleichung zu erleichtern bemüht sein wollen. Ich kann nicht sehen, was ich schreibe, indem meine Augen in der Hitze so leidend. Hab' noch keinen sichern Sekretär und dadurch meine liebe Noth. Deshalb konnte ich Ihnen noch nicht Bestimmtes selbst direkt mittheilen über Alles, was ich Herrn Gathy mündlich auftrug, Ihnen provisorisch wissen zu lassen. Ich wollte nur, daß Sie durch Gathy erfahren, wie sehr mir Ihre Wünsche am Herzen liegen, und wie ich so bald als möglich dafür sorgen werde, Alles fortzuräumen, was spätere Differenzen hervorbringen könnte. Heinrich Raube war hier, und dieser praktische Freund, dem ich unsre schriftliche

Übereinkunft zeigte, betheuerte mir, daß er nicht begreife, wie Sie einen Augenblick über meine Befugnisse in Zweifel sein könnten. — Sie sehen, liebster Campe, wie ich der Einsicht und dem Rechtsgefühl jedes braven Menschen getrost das Urtheil überlassen darf, ob ich die Arbeit, die jetzt vielleicht als Pfand meine vorzüglichste Unterstützung werden muß, Ihnen gleichsam zum Theil umsonst hingeben muß, wenn wir über Nachlasshonorar Nichts stipuliert. — In solchem Falle wäre ich ja ein Thor, nur eine Feder anzusetzen. — Doch davon soll heute nicht ausführlich die Rede sein, und ich beschränke mich darauf, Sie freundschaftlich zu grüßen.

Ihr wahrhaft ergebener

H. Heine.

376. An Alexandre Dumas*).

Ich kann Ihnen nicht schildern, wie sehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Diese Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeschluchzt, als geschrieben, und mit einem fast grausamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müssen.

*) Vom Sommer oder Herbst 1855.

Ich danke Ihnen für diese Thränen, oder, besser gesagt, für diesen Vorwand, um zu weinen: denn das menschliche Herz, dieser hochmüthige Hund von einem Herzen, ist so beschaffen, daß es, wie bedrückt es sich fühlen mag, zuweilen lieber krepieren, als sich durch Thränen erleichtern möchte. Dieser Hund von einem hochmüthigen Herzen sollte doch immer froh sein, wenn es ihm gestattet ist, seine eignen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anschein zu haben, als weine es über das Unglück seiner Mitmenschen.

Ich danke Ihnen also für die rührenden Blätter über Marie Dorval.

377. An St. René Taillandier.

Den 8. September 1855.

Liebster Taillandier!

Da ich in diesem Augenblick einige Zeilen an die Revue zu senden habe, so ergreife ich diese Gelegenheit, um Ihnen beiliegende Blätter zu senden, damit Sie nach Bequemlichkeit einen Blick darauf werfen, ehe Sie zu mir kommen. Auf jeden Fall erwarte ich morgen Ihren liebenswürdigen Besuch. Kommen Sie, wann es Ihnen gefällt, aber nicht

zu spät. Ihre Übersetzung*) ist prächtig, und meine Korrekturen sind nur Varianten, die ich Ihnen vorichlage, einzig um doch Hand daran gelegt zu haben. Ach, wie schwer ist es mir, meine poetischen deutschen Gefühle auszusprechen! Meine transrhennische Empfindsamkeit klingt in der Sprache des Positivismus allzu prosaisch=vernünftig. Glauben Sie mir, liebster Freund, daß es der armen deutschen Nachtigall, die sich ihr Nest in der Perrücke des Herrn de Voltaire gebaut, herzlich schlecht zu Muthe ist.

Also auf morgen!

Ihr ergebenster

Henri Heine.

378. An Adolf Stahr.

Liebster Freund!

Ich bin nicht nachlässig, aber sehr krank, und konnte Ihnen erst heute die beifolgenden Bücher besorgen.**)

*) Es handelt sich um die Übersetzung des „Neuen Frühlings“, welche Herr Taillandier auf Heine's Wunsch angefertigt hatte, und welche unter dem Titel „Nouveau Printemps“ in der „Revue des deux Mondes“ vom 15. September 1855 erschien.

**) Es waren einige Bücher über die Geschichte der französischen Malerei, welche Heine dem Professor Stahr zu



Die „Allemagne“, die „Lutèce“ und die „Poèmes et legendes“ bitte ich Sie als ein hommage respectueux de l'auteur zu empfangen, und dieselben mögen als Kuriosität in Ihrer Bibliothek prangen.

Den zerrissenen ersten Theil des „Salons“, sowie auch die „Revue des deux Mondes“ bitte ich jedoch, sobald Sie derselben nicht mehr bedürfen, mir zurückzusenden. — Ich habe dem Herrn Tailandier Ihre Adresse gegeben, und ich denke, er wird unserer hochgeehrten und vielgeliebten Freundin*) seine Aufwartung machen. Ich selbst schmachte nach ihrem Roman —**) um so mehr, da ich Nichts mehr zu lesen habe!

Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen ein sehr zähes Leben haben!! —

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 7. Oktober 1855.

seinen Studien über die große Kunstausstellung in Paris 1855 zu verschaffen sich freundlich erboten hatte.

*) Frau Fanny Lewald-Stahr.

**) Die „Wandlungen“, von denen Heine den ersten Theil gelesen hatte.

† 379. An Julius Campe.

Paris, den 1. November 1855.

Liebster Campe!

Ich habe mit Schreiben gezögert, weil ich seit Monaten jeden Tag meine Schwester hier erwartete, welche mein Bruder, von Wien über Hamburg reisend, zur Ausstellung, begleiten wollte. Ist sie noch nicht abgereist, so wird sie gewiß von Ihnen Aufträge für mich fordern oder fordern lassen, und in diesem Fall könnten Sie auch einige Bücher aus der Bibliothek von Laeß für mich mitgeben; beiliegend einige Nummern seines Bücherverzeichnisses zu diesem Zwecke. Schicken Sie mir auch den Schluß des Romans von Meißner; ich hab' nur den ersten und zweiten Band. — Mit Gustav werde ich ernsthaft sprechen, und Das fruchtet mehr, als alle Briefe; ich werde ihm bestimmt sagen, wie er Ihre Freundschaft für mich und den Werth, den ich darauf lege, mehr beachten solle, als er bisher gethan. Es ist mir aus sehr vielen Gründen lieb, ihn zu sehen; ich bin noch immer bedeutend krank und bedarf liebender Zusprüche. — Mr. Gathh hab' ich seitdem nicht gesehen und schließe daraus, daß er meinen Auftrag verrichtet und Ihnen gezeigt, wie ich Ihnen

erprobtesten Freunden die geschäftliche Differenz, die noch zwischen uns obwaltet, und zwar nur eventualiter obwaltet, zur Beurtheilung überlassen kann. Die Hauptsache ist leider, daß ich in diesem Augenblick verflucht wenig arbeiten kann, und dieses Jahr ein Deficit von etwa 15000 Franks (durch verfehlte Hilfsversuche) darbieten dürfte. Deshalb muß ich auch im Beginn dieses Monats die 600 Mk Banco, die den 1. Februar als Pensionssemester zahlbar, also 3 Monat dato (an die Ordre von Homberg & Comp.) auf Sie traßieren. Solche Symptome können Ihnen immer zeigen, wie mich die Finanzfragen importunieren. Vergessen Sie Das nie, und Sie werden nie mir verargen, wenn ich auch Sie mit diesen Fragen behellige.

Ich kann heut fast gar nicht sehen, und meine Augen brennen. Seit ich mich von Herrn Reinhardt getrennt, habe ich Niemand, dem ich einen Brief im Deutschen diktieren kann; sonst würde ich Ihnen öfter schreiben. Niemand erhält Brief von mir, Niemand Antwort. Viel passiert. Drei niederträchtige Klicken machen mir den gemeinsten Krieg — und ich bekümmere mich nicht darum. — Grüßen Sie mir herzlich den Schiff; seine Novellen haben mich höchlich ergötzt, und ich werde ihm durch meine Schwester Alles wissen lassen, was mir zu schreiben oder gar zu diktieren unmöglich, z. B. meine Lage,

wo ich hier oft die besten Freunde monatläng nicht sehen darf. Eben weil ich Madame Embden erwartete, schrieb ich nicht an Schiff.

Hier ist Stahr nebst Fanny Sewald, die ich oft sehe. Eine Menge Deutsche bringt die Ausstellung, ich hab' aber nur Wenige empfangen können.

Ich hoffe, es geht Ihnen gut und unser lieber junger Bursche gedeiht leiblich und geistig; ich lasse ihn, so wie überhaupt Ihre Familie, freundlichst grüßen.

Meine Gedichte haben im Französischen einen fabulösen Beifall. Ich, ich selbst, überseze jetzt auch die noch ungedruckten, und Das ist mir eine heitere, anregende, höchst anziehende Beschäftigung geworden.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

† 380. An die Mouché*.

Meiste holde Freundin!

Ich danke für die süßherzlichen Zeilen -- bin froh, daß Sie wohl sind -- ich leider bin immer sehr krank, schwach und unwirlich, manchmal bis zu Thränen über den geringsten Schicksalschabernack

*: November 1855 geschrieben.

afficiert. — Jeder Kranke ist eine Ganache. Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe mouche muß ich dennoch kumsen hören. Komm Du bald. — so bald Ew. Wohlgeboren nur wollen — so bald als möglich, — komm, mein theures, liebes Schwabengesicht! — Das Gedicht hab' ich aufgefribelt — pure Charenton-Poesie — der Verrückte an eine Verrückte.

H. H.

† 381. An die Mouche*).

Mittwoch, 3 Uhr.

Liebste Seele!

Bin sehr elend. Hustete 24 Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen — deßhalb bitte ich die Süßeste, statt morgen (Donnerstag), lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muß ich hungern. Mein Serinsky***) hat für die ganze Woche sich krank melden lassen. Welche unbehagliche Mißstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Ärger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir

*) Gleichfalls vom November 1855, einige Tage später als das vorige Billett.

**) Damit ist Heine's letzter Sekretär gemeint.

handelt, bei der Thierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de monche.

Dero wahnsinniger

H. H.

† 382. An die Mouchette*).

Liebes Kind!

Ich gratuliere Dir zum neuen Jahre und schicke Dir anbei eine Schachtel Chocolade — die wenigstens de bon goût ist. Ich weiß sehr gut, daß es Dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen Konvenienzen beobachte, aber es geschieht auch unserer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeachtung der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an wechselseitigem Estime sehen würde. Ich liebe Dich so sehr, daß ich für meine Person gar nicht nöthig hätte, Dich zu estimieren. Du bist meine liebe Mouchette, und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmuth Deines Geistes denke. Leider kann ich nichts für Dich thun, als Dir solche Worte, „gemünzte Luft“,

*) Vom 1. Januar 1856.

sagen. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre, ich spreche sie nicht aus — Worte!

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine Mouché zu sehen, dann lasse ich es ihr wissen. Jedenfalls aber kommt sie übermorgen zu Ihrem

Nebukadnezar II.,

ehemaliger preußischer Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter.

† 383. An die Mouché *).

Liebste Mouché!

Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt zu, und ich kann fast nicht mehr schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke an Dich, du Süßeste! Die Novelle hat mich gar nicht ennuyiert und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft; Du bist nicht so dumm, als Du aussiehst! Zierlich bist Du über alle Maßen, und daran erfreut sich mein Sinn. Werde ich Dich morgen sehen? Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese bâillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefster Sammer, dein Name ist

H. Heine.

*) Vom Anfang Januar 1856.

† 384. An die Mouché*).

Liebste Freundin!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so dass ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. Leb wohl.

H.

*) Mitte Januar 1856.





Nachträge zu Band XXI.



An Ferdinand Hiller.

1.

Paris, den 24. Februar 1832.

Gestern, Liebster, sagte mir Dr. Donndorff, daß Sie nach München reisen, und Brief dorthin von mir verlangten. Ich merke, Sie wissen nicht, daß der Verfasser des „Baria“ in diesem Augenblick die Hauptstadt des Königs von Baiern mit seiner Gegenwart ziert. Dieser (nicht der Pascha, sondern der Beer) wird glücklich sein, Sie in München herum zu präsentieren und gleichsam die Honneurs der Stadt zu machen.

Auf jeden Fall besuchen Sie den Legationsrath Dr. Lindner und grüßen ihn freundlichst von mir. Ich hoffe, ihn wohl in Paris wieder zu sehen. Fragen Sie ihn, ob Tjutscheffs noch in München sind und was sie machen. Vergessen Sie Das nicht. Sagen Sie Lindnern, er könnte wohl mir schreiben. Wir hätten ja jetzt Friede und Ruhe, die Demagogen

seien jetzt still, und vernünftige Leute könnten wieder ungestört mit einander reden. Ich hätte mit Vergnügen gehört, daß Figaro und Siffi sich als wahre Freunde des Throns und des Altars bewiesen haben. Welche Hunde! Wie verschieden sind sie von jenem jakobinischen Hunde der großen Woche, der bei den Suliuskämpfern am Louvre begraben liegt! Sie sollen aber dem Dr. Lindner noch Mehreres sagen, was mir jetzt nicht einfällt.

Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: „wie ein Fisch im Wasser“, oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den anderen nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: „ich befinde mich wie Heine in Paris“.

Grüßen Sie mir in Frankfurt den Professor Oppenheim, den Kopisten meines Gesichtes, und bitten ihn, im Fall er von meiner Lithographie ein oder zwei Exemplare mir als Geschenk zukommen lassen will, Ihnen solche mitzugeben. Grüßen Sie mir dann auch Ihre Familie; Herrn E. sagen Sie viel Freundliches von mir. Vor allem aber kehren Sie bald zurück. Sie finden mich noch immer im alten Logis und bis am Hals im süßesten Gesellschaftsleben schwimmend. Ich habe, wie jedes Jahr, wieder zwei Monate am Meere zugebracht und mich, zum ersten Male, am Meere eunuiert. Ich bin

jetzt ein fleißiger Besucher der Oper, ein Anhänger von Ludwig Philipp, meine Backen sind roth, zwei Finger an der linken Hand sind gelähmt, ich trage helle Röcke und bunte Westen — Sie werden mich kaum wieder erkennen.

Und nun leben Sie wohl. Ach, vergessen Sie auch nicht, Herrn Rousseau von mir zu grüßen.

Ihr

H. Heine.

2.

Lyon, den 19. November 1836.

Liebster Hiller!

Ich komme dieser Tage von Marseille, wo ich im Hafen Schiffbruch gelitten, als ich mich nach Neapel eingeschifft Da ich abergläubig bin, hielt ich Das für ein schlechtes Omen, und beschloß nach Paris zurückzukehren. Die Cholera mag unterdessen Neapel dafür entschädigen, daß ich diesen Winter nicht dort bin. Im Frühjahr werde ich aber versuchen hinzukommen, und da, wie ich weiß, Sie mit ähnlichen Reiseplanen schwanger sind, möchte ich von Ihnen erfahren, ob Sie etwa diesen Winter nach der Schweiz kommen, und Sie das Frühjahr in Mailand sein werden? Ein Zusammentreffen

mit Ihnen wäre mir eben nicht unangenehm, um so mehr, da ich, wie ich seit einiger Zeit an mir bemerke, mich zuweilen nach Ihnen sehne. Ich lebe nämlich allein seit zwei Monaten und habe deshalb Muße genug, an meine Freunde zu denken. Liszt hatte mir aus Genf geschrieben, daß er nach Italien reise; ich schrieb ihm von Marseille aus, um über seinen Reiseweg nähere Auskunft zu haben, erhielt aber keine Antwort. Sagen Sie mir doch, ist er in Genf? Schreiben Sie mir unter Adresse meiner alten Wohnung: Cité Bergère No. 4. Ende nächster Woche bin ich in Paris. Hier ernähre ich mich schrecklich. Das Theater ist meine einzige Ressource. Gestern Abend wurde Robert le diable gegeben. Mein Nachbar im Theater sagte mir: „Meyerbeer ist kein Musiker, sondern ein Gott“. Ich antwortete ihm, daß ich ihn persönlich kenne, worauf er mich auf heute Mittag zu Tische lud. Sie sehen also, wie nützlich es mir ist, wenn meine Freunde große Opern machen und große Musiker werden, oder sogar Götter. Geben Sie sich also ein bißchen Mühe, schon aus Liebe zu

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

3.

Paris, den 7. Oktober 1839.

Liebster Hiller!

In diesem Augenblick habe ich Ihren Brief erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich diese Mittheilung betrübt hat. Noch vorgestern, Sonnabend, unterhielt ich mich mit Herrn Dr. Sichel von der vortrefflichen Frau*), deren Verlust Ihrem Herzen eine so tiefe Wunde schlägt. Wunden dieser Art heilen langsam, aber sie hinterlassen schöne Narben, statt daß manche andere Kümmernisse sehr hässliche Narben lassen, z. B. wenn wir geliebte Personen nicht durch den Tod, sondern durch das Leben verlieren. — Von Tröstung kein Wort; wer in gewissen Fällen getröstet werden kann, Der hatte gewiß des Trostes nicht nöthig.

Da die Kunst Ihnen nicht bloß ein Spielzeug ist, da Sie ihr immer mit Ernst zugethan waren, wird sie sich wohl jetzt dankbar erweisen, und Ihre Schmerzen etwas lindern. Das erwarte ich; Nichts mehr.

Über Ihre jüngsten musikalischen Leiden und Freuden hat mich Sichel längst in Kenntniß gesetzt; ich merkte, daß letztere nicht sehr bedeutend, erstere aber nicht im Stande waren, Ihr Selbstgefühl zu

*) Hiller's Mutter.

beugen. Die Hauptsache bleibt immer, daß wir uns selber genug thun.

Von mir darf ich Dieses rühmen, ich war nie mit mir selbst zufriedener als eben jetzt, und nie war ich so gleichgültig wie jetzt gegen alle Stimmen der Außenwelt.

Leider leide ich oft an einem Augenübel, wobei Sichel immer kuriert. Ich habe keinen blinden Glauben an ihn, sondern, was mehr sagen will, einen sehenden Glauben. Ich verdanke ihm manchmal, daß ich sehen kann. In diesem Augenblick habe ich eine Halsentzündung. — Sie sehen, jeder ist in seiner Art beschäftigt. — Ich bin aus dem Bette aufgestiegen, um diesen Brief zu schreiben, und will mich gleich wieder niederlegen; Sie entschuldigen daher mein schlechtes und verworrenes Schreiben.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

An Dr. Gustav Kolb in Augsburg.

Liebster Kolb!

Einliegender Artikel ist von dem hiesigen Herrn A. Weill, der viel Geist hat, auch gut unterrichtet ist, aber leider nicht sehr methodisch denkt und schreibt. Er bat mich, Ihnen denselben für die

„Allg. Ztg.“ zu schicken, und ich entledige mich hiermit dieses Auftrags. Ich selber leide in diesem Augenblick an einem sehr hartnäckigen Kopfsübel, wobei mir der Arzt alles Schreiben untersagt. Sie werden daher in diesem Monat selten Brief von mir erhalten; nur in wichtigen Momenten werden Sie mich immer auf meinem Posten finden. Ich glaube den Lärm dieses Jahres zur rechten Zeit vorausgesehen zu haben. Setzt bin ich der Meinung, daß die Dinge wieder ihren ruhigen Lauf nehmen.

Die Gesandten sind hier wüthend, daß Thiers die eleusinischen Geheimnisse der Diplomatie vor aller Welt enthüllte. — Die hiesigen deutschen Radikalen sind in diesem Augenblick mehr als je gegen die „Allg. Ztg.“ erbost; ich weiß nicht, weshalb.

Ihr Freund

H. Heine.

25. rue Bleue.

Paris, den 1. December*).

Grüßen Sie mir Lebret.

*) 1840.



Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

